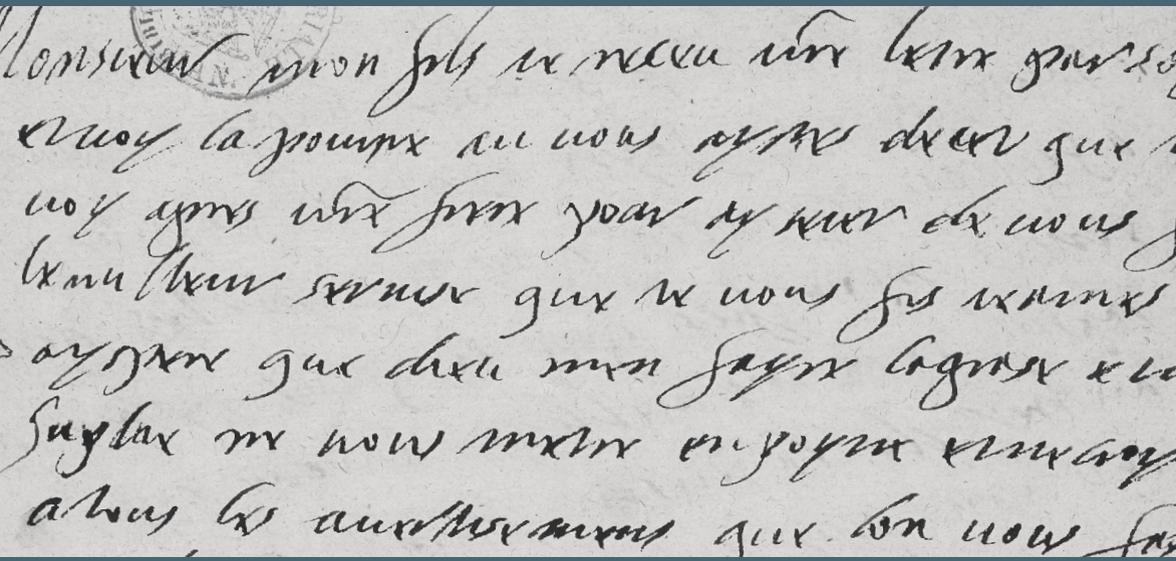


Julia Heinemann

# Verwandtsein und Herrschen



Die Königinmutter  
Catherine de Médicis  
und ihre Kinder in Briefen  
1560–1589

HEIDELBERG  
UNIVERSITY PUBLISHING



## Verwandtsein und Herrschen

Pariser Historische Studien

Band 118

Herausgegeben vom  
Deutschen Historischen Institut Paris



**Max Weber**  
Stiftung

---

Deutsche  
Geisteswissenschaftliche  
Institute im Ausland

---

Julia Heinemann

# **Verwandtsein und Herrschen**

Die Königinmutter Catherine de Médicis  
und ihre Kinder in Briefen, 1560–1589

HEIDELBERG  
UNIVERSITY PUBLISHING

Pariser Historische Studien

Herausgeber: Prof. Dr. Thomas Maissen

Redaktionsleitung: Dr. Stefan Martens

Redaktion: Veronika Vollmer

Deutsches Historisches Institut (Institut historique allemand)

Hôtel Duret-de-Chevry, 8, rue du Parc-Royal, 75003 Paris

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Frühjahrssemester 2017 auf Antrag der Promotionskommission Prof. Dr. Simon Teuscher (hauptverantwortliche Betreuungsperson) und Prof. Dr. Michaela Hohkamp als Dissertation angenommen.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Der Umschlagentwurf unterliegt der Creative Commons Lizenz CC-BY-ND 4.0.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von Heidelberg University Publishing <http://heiup.uni-heidelberg.de> dauerhaft frei verfügbar (Open Access)

URN: <urn:nbn:de:bsz:16-heiup-book-691-4>

DOI: <https://doi.org/10.17885/heiup.691>

Text © Julia Heinemann 2020.

*Umschlagbild*: Catherine de Médicis an Henri III, 26.9.1575: Autograf, BNF Ms., Fr. 6625, fol. 8r, Detail. Vollständige Abbildung auf S. 452.

ISSN 0479-5997

eISSN 2190-1325

ISBN 978-3-96822-024-6 (PDF)

ISBN 978-3-96822-023-9 (Hardcover)

Für meine Familie



# Inhalt

Vorwort .....	11
Einleitung .....	13
Herbst 1575. Gegenstand, Fragen und Ziele .....	13
Herrschen und Verwandtsein zusammendenken.	
Konzeptionelle Zugänge und Forschungsfelder .....	21
Methodisches Vorgehen. Begriffe, Aufbau der Arbeit und Quellen .....	58
1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert .....	73
1.1 Einführung .....	73
1.1.1 Catherine de Médicis und ihre Kinder.	
Biografische Annäherungen .....	74
1.1.2 Die Hofgesellschaft .....	78
1.1.3 Von Krisen und Gewalt. Die Religionskriege .....	82
1.2 Verfassungsgeschichtliche Zugänge .....	86
1.2.1 Der König, die Königin und die Königinmutter .....	87
1.2.2 Der königliche Rat, das Parlament und	
die Generalstände .....	90
1.2.3 Das Problem der Regentschaft und der Fall	
Catherine de Médicis .....	92
1.3 Eine Neukonfiguration des entstehenden Staates?	
Debatten um Herrschaft .....	100
1.3.1 Streiten um Souveränität und Widerstand .....	100
1.3.2 Die böse Königin. Catherine de Médicis und	
die Frage weiblicher Herrschaft .....	104
2. Briefeschreiben. Akteurinnen und Akteure, Praktiken und	
soziale Beziehungen .....	111
2.1 Aufbewahrung, Überlieferung und Editionen der Briefe .....	115

2.2	Schreibende, Sekretäre, Boten und der Hof.	
	Die Sichtbarkeit der Briefe .....	123
2.2.1	Sekretäre und Kanzleischreiber .....	125
2.2.2	Boten und Gesandte als Akteure .....	129
2.2.3	Kommunikation unter Vielen. Die Frage des Publikums .....	139
2.2.4	Geheimhaltung? .....	144
2.3	Form und Inhalt oder: Was ist ein Brief? .....	148
2.3.1	Der Brief als Gattung? Materielle Formen und Kategorisierungsprobleme .....	149
2.3.2	Sprachgebrauch in Briefen und das »formulaire de lettres« .....	152
2.3.3	Briefe als Distanzmedien? Schriftlichkeit und das Problem der Abwesenheit .....	156
2.4	Briefe in Beziehungen, Beziehungen in Briefen .....	161
2.4.1	»Vous conésés asés sete mayn«. Eigenhändigkeit .....	163
2.4.2	Dokumente mit rechtlicher Relevanz. Briefe als Zeugen, Beglaubigungen und Beweise .....	169
2.4.3	Briefe als Gaben .....	174
2.4.4	Liebe, Freundschaft, Verwandtschaft. Über Beziehungen und Herrschaft schreiben .....	178
2.4.5	Anreden, Bezeichnungen und Abschiedsformeln. Die Kinderschar der Königinmutter .....	182
3.	Leib und Liebe. Matrilinearität, physische Verbindungen und Bauch-Verwandtschaften produzieren .....	193
3.1	Blut, Natur und Geburt: Henri de Navarre als »prince du sang« .....	202
3.1.1	Die Sprache des Blutes und die »princes du sang« als Teil des königlichen Körpers .....	204
3.1.2	Natur und Geburt .....	212
3.1.3	Die Königinmutter und das Blut .....	216
3.2	Kinder machen. Matrilinearität in Briefen .....	220
3.2.1	Schwiegerkinder als »propres enfants«. Philipp II. von Spanien als Sohn und Vater .....	222
3.2.2	Liebe und physische Verwandtschaft .....	226
3.2.3	Die Tochter im Gewand der Enkelin, die »race« und die konkurrierenden Ansprüche auf Verwandtsein .....	230
3.2.4	Der Bauch der Königinmutter .....	240

3.3	Verbundenheit, Grenzen und Ansprüche .....	247
3.3.1	Die Verbundenheit der Körper .....	247
3.3.2	Grenzen von Verwandtschaft? Bastarde sind keine Kinder, oder: Leiblichkeit und Legitimität .....	251
3.4	Der Leib der Königinmutter .....	257
4.	Nähren und Weitergeben. Die Königinmutter als Ratgeberin und Exempel .....	267
4.1	»Nurturing«? Kindheit am französischen Hof .....	273
4.2	Königinmutter und König als Schlüsselbeziehung .....	283
4.2.1	Charles IX. Der gute Rat der Mutter in Briefen .....	283
4.2.2	Eine symbiotische Beziehung. Mutter und Sohn als Paar .....	292
4.2.3	Catherine, Charles und Henri. Prekäre Positionen und ein Familienoberhaupt .....	298
4.2.4	Henri III. Herrschaft als gemeinsames Werk von Mutter und Sohn .....	303
4.2.5	Die Mutter des Königreichs .....	313
4.3	Töchter aus der Ferne als Königinnen positionieren .....	316
4.3.1	Ein Kind in eine Königin verwandeln. Élisabeth .....	317
4.3.2	Die Relationalität einer Tochter. Ehe als Allianz zweier Königreiche .....	324
4.3.3	Der Leib der Tochter als Objekt .....	331
4.3.4	Nähe und Bindung teilen und hierarchisieren. Die leiblichen Kinder als Geschwistergruppe. ....	336
4.3.5	Ratschläge für Maria Stuart. Muttersein und Sukzessionsordnungen .....	338
4.4	Weitergeben von Besitz, Titeln und Herrschaftsansprüchen ..	345
4.4.1	Praktiken des Gütertransfers zu Lebzeiten .....	346
4.4.2	Das Testament von Catherine de Médicis .....	350
4.5	Briefe als »nourriture« .....	356
5.	Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln. Ehre, Haus und Staat ....	361
5.1	»Ce que vous estes«. Konkurrierende Zugehörigkeiten von Marguerite .....	366
5.1.1	Tochter, Schwester, Ehefrau und Katholikin oder Dienerin, Kreatur und Leidende? Widerstreitende Verortungen .....	368
5.1.2	Der Staat als Besitz und die Königinmutter .....	376
5.1.3	Vorstellungen eines Ganzen? Ehre und das Haus .....	382

## Inhalt

5.1.4	Die Königinmutter als integratives Element und das Verschwinden der Tochter .....	392
5.2	Größe, Einheit und das Königreich. François .....	399
5.2.1	Unterschiedliche Konzeptionen von Königsherrschaft .....	402
5.2.2	»San vous je ne veulx poynt aystre«. Der Tod der Königinmutter .....	406
5.2.3	Die »union« der Brüder und François' »grandeur« .....	412
5.2.4	»Travail« und »labeur«. Die Königinmutter als Märtyrerin .....	421
5.3	Verortungen und Grenzen. Die Königsfamilie als Organismus .....	430
5.3.1	Situative Grenzziehungen und die Bedeutung der Medien für Verwandtschaftskonzeptionen .....	431
5.3.2	Ein leiblicher Herrschaftskörper im Kontext politisch-theologischer Diskurse .....	436
	Schlussbetrachtung. »Ceux que j'ai faits« .....	441
	Anhang .....	451
	Zwei Briefbeispiele .....	452
	Verwandtschaftsdiagramm. Catherine de Médicis und ihre Kinder ...	455
	Anreden, Bezeichnungen, Abschiedsformeln .....	456
	Verzeichnisse, Quellen und Literatur .....	475
	Abbildungen .....	475
	Abkürzungen .....	475
	Namen, Datierungen und Währungen .....	476
	Quellen .....	477
	Literatur .....	480
	Register .....	511

# Vorwort

Eigentlich wissen wir wohl: Es ist eine Illusion, zu glauben, wissenschaftliche Bücher entstünden beim einsamen Grübeln in Elfenbeintürmen. In einer globalen Pandemie, die uns zwingt, auf ungewisse Zeit allein zuhause zu arbeiten, wird es aber umso deutlicher: Wissenschaftliches Denken lebt vom gegenseitigen Austausch, auf dem Flur, beim Kaffee, in Lektüreguppen, auf Konferenzen und in Kolloquien. Ohne die wissenschaftliche, emotionale und materielle Unterstützung zahlreicher Personen und Institutionen hätte auch dieses Buch nicht entstehen können.

Der vorliegende Band enthält die leicht überarbeitete Fassung der Studie, die im Frühlingsemester 2017 an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich als Dissertation angenommen wurde. Meinem Betreuer Prof. Dr. Simon Teuscher danke ich herzlich für Unterstützung, Kritik und Ermutigung. Meiner Betreuerin Prof. Dr. Michaela Hohkamp, die die Entstehung der Arbeit seit der ersten Idee in Berlin begleitet hat und mir auch aus der geografischen Ferne Hannovers zur Seite stand, sei ebenso herzlich gedankt. Prof. Dr. Margareth Lanzinger hat mir nicht nur den Raum gegeben, das Manuskript am Wiener Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte für die Publikation vorzubereiten, sondern auch entscheidende Anregungen für die Überarbeitung der Einleitung beige-steuert. Auch ihr danke ich ganz herzlich.

Zu Beginn des Projekts erhielt ich die Unterstützung der Dr.-Jacques-Koerfer-Stiftung. Darüber hinaus hat der Schweizerische Nationalfonds mit einem Mobilitätsstipendium mehrmonatige Recherchen und intensive Schreibphasen in Paris ermöglicht. Ich danke dem Deutschen Historischen Institut Paris für die Aufnahme des Buches in die Reihe Pariser Historische Studien und für die wunderbaren Arbeitsplätze in der Bibliothek. Veronika Vollmer war eine große Hilfe bei der Vorbereitung der Publikation und Cordula Hubert hat das sorgfältige Lektorat übernommen.

Das Team am Lehrstuhl von Simon Teuscher hat mich offen und warmherzig aufgenommen, als ich aus dem »großen Kanton« in die Schweiz kam, mich all die Jahre unterstützt und den akademischen Alltag bereichert. Viele weitere Kolleginnen und Kollegen am Historischen Seminar der Universität Zürich

haben eine konstruktive und freundschaftliche Arbeitsatmosphäre geschaffen – so manches Gespräch auf dem Gang und beim Mittagessen hat mir wertvolle Denkanstöße gegeben. Ganz besonderer Dank gilt der »DissDisGru« für psychologischen und wissenschaftlichen Rat, emotionalen Beistand, spannende Diskussionen und fröhliche Abende, die nicht nur die Dissertation besser, sondern auch das Arbeiten schöner gemacht haben. Für das aufmerksame Korrekturlesen von Kapiteln unter Zeitdruck danke ich Isabelle Schürch, Eva Seemann, Tobias Hodel und Christian Di Justo, das Korrigieren des gesamten Manuskripts verdanke ich Peter Dürmüller. Christian Di Justo hat darüber hinaus das Verwandtschaftsdiagramm für mich erstellt.

Die Dissertation hat außerdem von zahlreichen konstruktiven Anregungen bei Workshops und Tagungen profitiert. Ich bin dafür jeder und jedem Einzelnen zu Dank verpflichtet. Während meiner Zeit in Paris erhielt ich freundliche Unterstützung von vielen Seiten: Joseph Morsel hat mich an der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne aufgenommen und hilfreiche Kritik zu meiner Arbeit beige-steuert. Für ihren freundschaftlichen Rat und die selbstlose Begleitung meines akademischen Weges danke ich Claire Chatelain. Fanny Cosandey und Élie Haddad haben konstruktive Anregungen zu Fragen der Verwandtschaftsforschung gegeben. Caroline zum Kolk hat großzügig ihr umfassendes Wissen zu Catherine de Médicis und dem französischen Hof mit mir geteilt. Mathieu Gellard hat mir sein Buchmanuskript vor der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.

Mein Partner und meine Freundinnen und Freunde, die mir über die Jahre zur Seite standen, haben einen unschätzbaren Anteil daran, dass die Arbeit fertiggestellt wurde. Meine Familie war immer felsenfest überzeugt, dass ich das Projekt schon gut zu Ende bringen würde, war immer da, wenn ich sie brauchte, und hat mich ermutigt, in die »Ferne« zu ziehen und das zu machen, was mir am Herzen lag. Ohne sie hätte ich dieses Buch nicht schreiben können. Familien sind zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Menschen etwas Eigenes – und meine ist ganz anders als die französische Königsfamilie des 16. Jahrhunderts.

Im Zug zwischen Zürich und Wien, am 16.6.2020

Julia Heinemann

# Einleitung

*Ne me metre plus que n'auré jeamès »un plus affectioné serviteur«,  
car je veulx que me soyés »afectioné fils«, et comme tel me reconoyssié  
pour la plus affectioné mère que eut jamès enfent,  
et ne m'eusé plus cet mot de serviteur, mès de ce que vous m'estes.  
Catherine de Médicis an ihren Sohn Henri d'Anjou, 2.4.1573<sup>1</sup>*

*Il s'est veu des meres meurtrieres,  
et qui ont vendu non seulement l'estat,  
ains aussi la vie de leurs enfans.*  
Jean BODIN, Les six livres de la République, Bd. VI, Kap. 4, S. 177

*What would kinship look like  
when shorn of its foundational assumptions?*  
Janet CARSTEN, Cultures of Relatedness, S. 13

## Herbst 1575. Gegenstand, Fragen und Ziele

Im Herbst des Jahres 1575 befand sich das französische Königreich im Krieg. Es war der fünfte von acht Religionskriegen und der erste, in dem sich zwei königliche Brüder als direkte Kontrahenten gegenüberstanden. Henri III war seit dem Tod seines Bruders Charles IX im Mai 1574 König. Sein jüngerer Bruder François, der zugleich sein potentieller Nachfolger war, galt als Hoffnungsträger der sogenannten *malcontents*, der »Unzufriedenen«, einer Gruppierung aus moderaten Katholiken und Hugenotten, die Kompromisse und eine Tolerierung des reformierten Glaubens forderten. Im September 1575 floh François ohne die

<sup>1</sup> Brief in: *Lettres de Catherine de Médicis*, 11 Bde., hg. von Hector DE LA FERRIÈRE-PERCY (Bd. 1–5), Gustave BAGUENAUT DE PUCHESSE (Bd. 6–10), André LESORT (Bd. 11, Index général), Paris 1880–1909, 1943 (Index) (LCM), hier Bd. 4, S. 195: »Schreibt mir nicht mehr, wie Ihr es sonst nie getan habt, als »liebender Diener«, denn ich will, dass Ihr mir ein »liebender Sohn« seid. Als solcher erkennt Ihr mich an als die am meisten liebende Mutter, die jemals Kinder hatte, und nutzt nicht mehr dieses Wort des Dieners, sondern das, was Ihr mir seid«.

Erlaubnis des Königs vom Hof und sammelte eigene Truppen. Henri III entsandte seine Mutter Catherine de Médicis, um mit dem Bruder zu verhandeln. Im November 1575 erreichte die Königinmutter schließlich einen ersten Waffenstillstand mit François. Sie berichtete dem König am 21. November in einem langen Brief von diesem Ereignis. Catherine schrieb von der großen Gefahr für das Königreich, das durch Katholiken und Hugenotten gespalten sei, und von einem Bruder, der zwar »nicht so weise« sei, aber mächtig genug, um Truppen um sich zu scharen. Sie selbst handele nie aus Eigeninteresse, sondern immer für den König, ihren Sohn. Die Königinmutter fuhr fort:

Euer Bruder und ich haben heute Nacht die Waffenruhe unterschrieben und in der Kirche auf die Evangelien geschworen und [den Vertrag] an diesem Ort veröffentlichen lassen, auch wenn die Hugenotten sagen, dass Euer Bruder nichts unterschreiben oder schwören muss, solange ich die Vollmacht nicht zeige, die Ihr mir dazu gegeben habt. Und sie wollten ihn dahingehend beeinflussen, [denn sie sind] Personen, die froh gewesen wären, wenn alles abgebrochen worden wäre. Darauf habe ich ihnen geantwortet, dass ich Euch gar nicht [um die Vollmacht] gebeten habe, denn ich denke, da ich die Ehre habe, Eure Mutter zu sein, und mehrere von Eurer Hand geschriebene Briefe [habe], brauchte es diese [Vollmacht] nicht. Das war genug, um mir sicher zu sein, dass Ihr unterzeichnen würdet, was ich versprochen hatte, denn ich weiß gut, dass dies Euer Wille ist<sup>2</sup>.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war eine Zeit der Kriege im französischen Königreich. Nach der Reformation entstanden protestantische Gruppierungen, denen sich seit den 1550er Jahren zunehmend Teile des Hochadels anschlossen, darunter einige Verwandte des Königs mit Thronansprüchen wie die Bourbon. In einer Monarchie, deren König eine sakrale Person und der »allerchristlichste«, *très chrétien*, war und in der die katholische Kirche und die Königsherrschaft aufs Engste verknüpft waren, galten die Protestanten schnell als Gefahr für die Einheit von Kirche und Königreich. In den Jahren zwischen 1562 und 1598 kam es immer wieder zu Kriegen, die später als Religionskriege bezeichnet wurden. Während der sogenannten Bartholomäusnacht im August

<sup>2</sup> Catherine an Henri III, 21.11.1575, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 392: »[C]ar anuyct vostre frere et moy avons signé la trefve et juré en l'esglize sur les evangiles et fait publier en ce lieu, encores que les huguenaulx dizem que, ne monstrant le pover que m'an avyés donné, que vostre frere ne le devoit signer ne jurer et l'en vouloit admener, comme personnes qui eussent esté bien ayzes que tout eust esté rompeu. A quoy je leur ay respondeu que je ne vous en avoiz point demandé, pençant que aiant l'honneur d'estre vostre mere et plusieurs lettres escriptes de vostre main, qu'il n'en estoit point de besoing, et c'estoit assez pour m'assurer que ratiffiéris ce que j'avoiz promys, sachant bien que c'estoit vostre volonté«. Im Folgenden wird im französischen Original zitiert; einzelne deutsche Übersetzungen durch die Autorin.

1572 wurden etwa 50 Hugenottenführer getötet; mehrere tausend Protestantinnen und Protestanten starben im Anschluss in Massakern.

In dieser Zeit stellten diverse protestantische wie katholische Akteure und Akteurinnen die Königsherrschaft fundamental in Frage. Die Konflikte wurden mit Waffengewalt, am Hof, bei Versammlungen der Generalstände, am Gerichtshof und in diplomatischen Verhandlungen, mündlich und auf dem Papier ausgetragen. Nahezu der gesamte Hochadel, aber auch die Mitglieder der Königsfamilie selbst waren beteiligt und dabei keineswegs immer verwandtschaftlich geschlossen einer Partei zugetan. Die französische Monarchie befand sich »au travail sur elle-même«<sup>3</sup>: Es entstanden politische Theorien, in denen Rechtsgelehrte sich mit den Fragen auseinandersetzten, worauf königliche Herrschaft beruhe, wie weit die königliche Autorität reiche, was die ideale Regierungsform sei und wer überhaupt legitimerweise herrschen dürfe. Woraus die Verfassung des französischen Königreichs eigentlich bestehe, war eine durchaus strittige Frage. Das Problem, ob und in welcher Form Frauen berechtigt und befähigt seien, selbstständig Herrschaft auszuüben, geriet verstärkt in den Fokus. Dies geschah im 16. Jahrhundert auch in anderen Monarchien, in Frankreich jedoch im Kontext eines völligen Ausschlusses der Frauen von der Sukzession und der Weitergabe von Herrschaftsansprüchen an mögliche Söhne, unter Berufung auf die sogenannte Lex Salica<sup>4</sup>.

Im Jahr 1575, in dem der oben zitierte Brief entstand, war aus protestantischer Feder unter dem Titel »Discours merveilleux« ein anonymes Traktat erschienen, das die Königinmutter direkt angriff und beschuldigte, die Königsherrschaft widerrechtlich auf Kosten ihrer Kinder an sich gerissen zu haben. Viele sahen nach der Bartholomäusnacht Catherine de Médicis als Verantwortliche für die Massaker an. Im Anschluss an das Ereignis mehrten sich Publikationen, die die Königinmutter, aber auch den König ins Visier nahmen<sup>5</sup>. Schreiber argumentierten für ein Widerstandsrecht gegen als illegitim verstandene königliche Gewalt. Bereits 1573 veröffentlichte der Anhänger Calvins François Hotman mit der »Francogallia« ein breit rezipiertes Traktat, in dem er sich für

<sup>3</sup> So die prägnante Charakterisierung bei Denis RICHEL, *De la réforme à la révolution. Études sur la France moderne*, Paris 1991, S. 425.

<sup>4</sup> Dazu Éliane VIENNOT, *La France, les femmes et le pouvoir*, Bd. 1: *L'invention de la loi salique*, Paris 2006; Sarah HANLEY, *The Family, the State, and the Law in Seventeenth- and Eighteenth-Century France. The Political Ideology of Male Right versus an Early Theory of Natural Rights*, in: *The Journal of Modern History* 78/2 (2006), S. 289–332; Craig TAYLOR, *The Salic Law and the Valois Succession to the French Crown*, in: *French History* 15/4 (2001), S. 358–377.

<sup>5</sup> Denis CROUZET, *Langages de l'absolutisme royal (1560–1576)*, in: SCHILLING (Hg.), *Absolutismus*, S. 107–139, hier S. 113, benennt »la figure centrale du débat politico-religieux du temps des guerres de Religion, Catherine de Médicis«.

eine Beschränkung der königlichen Autorität und gegen eine allein beim König liegende Souveränität aussprach. Einen Gegenentwurf bildeten 1576 »Les six livres de la République«, in denen Jean Bodin die Familie als Quelle und Abbild des Staates verstand und eine Theorie der dem König als Vater innewohnenden absoluten und unteilbaren Souveränität entwarf<sup>6</sup>.

Politische Theorien der Zeit wie diese beiden sprachen sich mehrheitlich gegen weibliche Herrschaft aus, nutzten aber Konzepte von Verwandtschaft, um politische Ordnung zu entwerfen. Die frühneuzeitliche Monarchie beruhte auf verwandtschaftlichen Vorstellungen und Mechanismen: Königsherrschaft wurde verwandtschaftlich organisiert und praktiziert, Sukzession beruhte auf patrilinearverwandtschaft, politische Ordnung wurde in Form von Ehe- und Familienmetaphern konzipiert<sup>7</sup>. Die als Zeit der Krise bewerteten Jahre in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelten zugleich in der Forschung als signifikant – nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Westeuropa – für eine Reihe politischer Entwicklungen, die retrospektiv betrachtet auf die Moderne verweisen: So sieht man hier die Geburtsstunde der Staatsräson, von territorial konsolidierten Staaten oder auch des modernen Staates überhaupt, der Verknüpfung konfessioneller Standpunkte mit politischem Handeln und nicht zuletzt des Absolutismus und mithin einer neuartig gedachten und ausgeübten Form königlicher Herrschaft. In diesen Jahren dominierte mehrheitlich die Königinmutter Catherine de Médicis (1519–1589) die königliche Politik. In einer Monarchie, die als einzige europäische Erbmonarchie Frauen völlig von der Herrschaft aus eigenem Recht ausschloss, gilt sie als mächtigste und zugleich umstrittenste Herrscherin der Frühen Neuzeit<sup>8</sup>. Nicht nur während ihrer Regentschaft für den minderjährigen Charles IX (1560–1563), sondern bis zu ihrem Tod war sie über fast 30 Jahre eine zentrale Akteurin der französischen Monarchie. Die Frage, wie sich die fortdauernde Präsenz Catherines in einer »männlichen«, patrilinearen Monarchie erklären lässt, beschäftigt die Politik- und Verfassungsgeschichte seit langem.

Die Beobachtung der Präsenz der Königinmutter in einer Königsherrschaft, die auf verwandtschaftlichen Konzepten und Praktiken beruhte, ist der

<sup>6</sup> François HOTMAN, *Francogallia*. Lateinischer Text von Ralph E. GIESEY, übers. von J. H. M. SALMON, Cambridge 1972; Jean BODIN, *Les six livres de la République*, 6 Bde., hg. von Christiane FRÉMONT, Marie-Dominique COUZINET, Henri ROCHAIS, Paris 1986.

<sup>7</sup> Zu Letzterem Sarah HANLEY, *Engendering the State. Family Formation and State Building in Early Modern France*, in: *FHS* 16 (1989), S. 4–27.

<sup>8</sup> Matthieu GELLARD, *Une reine épistolaire. Lettres et pouvoir au temps de Catherine de Médicis*, Paris 2014, S. 35–37; André CORVISIER, *Les régences en Europe. Essai sur les délégations de pouvoirs souverains*, Paris 2002, S. 142f.; Sarah HANLEY, *Configuring the Authority of Queens in the French Monarchy, 1600s–1840s*, in: *Historical Reflections/Réflexions historiques* 32/2 (2006), S. 453–464, hier S. 453.

Ausgangspunkt dieser Arbeit. Der Fall der Königinmutter ist mit der Frage der Legitimation von Herrscherinnen verbunden. Er bildet aber zugleich den Anlass, dem systematischen Problem, wie in frühneuzeitlichen Monarchien Verwandtschaft und Herrschaft zusammenhängen, neu nachzugehen. Tatsächlich legt die spezifische Situation der französischen Monarchie nahe, das verwandtschaftliche Verständnis von Herrschaft grundlegend zu untersuchen: Obwohl die Sukzessionsordnung eine streng patrilineare Primogenitur war, gab es in der Frühen Neuzeit vier mütterliche Regentinnen, die für ihre abwesenden oder minderjährigen Söhne herrschten. Während seit dem 14. Jahrhundert zunächst männliche Verwandte des Königs als Regenten gewählt wurden, waren es seit dem 15. Jahrhundert ausschließlich verwandte Frauen und seit dem 16. Jahrhundert nur noch Mütter<sup>9</sup>. Eine Königinmutter – formal betrachtet eine Person, die einen König geheiratet hatte, mit ihm Kinder bekam und Witwe wurde – ist eine verwandtschaftliche Figur, die auf Grundlage ihres Mutterseins und der königlichen Ehe Herrschaftsansprüche stellen konnte. Aber was war Verwandtschaft in diesem Kontext? Und was heißt das für die politische Praxis und das Verständnis von königlicher Herrschaft?

Der Fall der Königinmutter wird hier zum Ansatzpunkt, um Verwandtsein und Herrschen in der französischen Königsfamilie konsequent zu historisieren und aufeinander zu beziehen. Wenn man aus historisch-anthropologischer Perspektive grundlegend danach fragt, was eine Königinmutter sein konnte – und somit auch was ein Königssohn oder eine Tochter, ein jüngerer Bruder oder eine königliche Schwester sein konnten –, dann führt dies zu einer Reihe neuer Perspektiven auf die Königsherrschaft: So zeigt sich, dass es durchaus unter königlichen Verwandten zu diskutieren war, was eine Mutter ist, wessen Tochter jemand ist und ob man nun Bruder oder Erbe ist. Je nach Standort und Perspektive gab es verschiedene, aber nicht unendlich viele Versionen der französischen Königsfamilie. Abstammung und ›Natur‹ konnten situativ und kreativ verhandelt werden. Verwandtschaft wurde in Auseinandersetzungen mit anderen Herrscherinnen und Herrschern und zwischen Mutter und Kindern zum politischen Argument. Ihre jeweilige Konzeption und ihre Praxis waren mit Fragen der Legitimation und der Teilhabe an Herrschaft und an Souveränität verbunden. Verwandtschaft bildete ein erstaunlich flexibles Repertoire des Konzeptionalisierens und Umsetzens von Herrschaft. Für die Beteiligten war die durchaus strittige Frage, was Verwandtschaft ist, auf diese Weise immer auch verbunden mit der Frage, was Königsherrschaft ist. Die analytische Frage, was Verwandtsein für die Akteurinnen und Akteure war, wie es gedacht, verhandelt und praktiziert wurde, führt dann zur Frage, wie königliche Herrschaft konzi-

<sup>9</sup> Vgl. Fanny COSANDEY, *La reine de France. Symbole et pouvoir. xv<sup>e</sup>–xvii<sup>e</sup> siècle*, Paris 2000, S. 296–301.

piert und ins Werk gesetzt wurde. Konzepte von Verwandtschaft und Herrschaft ebenso wie das Handeln in diesen Zusammenhängen können nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Die Studie nimmt in diesem Sinne eine verwandtschaftliche Perspektive auf die frühneuzeitliche französische Monarchie ein und wird zu einer Beziehungsgeschichte des Politischen.

Das Zusammendenken von Herrschaft und Verwandtschaft ist auch ein historiografisches Problem, das sich anhand der Figur Catherine de Médicis illustrieren lässt. Die Königinmutter galt lange als Paradebeispiel der bösen Mutter und Inbegriff übergriffigen weiblichen Einflusses auf die Herrschaft ihrer ›schwachen‹ Söhne: eine Mutter, die ihre Liebe zur Macht und zu ihren Söhnen gefährlich vermischte, dabei ein gesundes Maß bei weitem überschritten habe und die zu skrupellosen Mitteln griff, um ihre persönlichen Ziele zu erreichen<sup>10</sup>. Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts maßen Historiografen Herrscherinnen häufig am Grad ihrer Mutterliebe und verurteilten eine zu intensive politische Tätigkeit zu Ungunsten der Kinder. Es fiel offensichtlich schwer, als privat und familiär empfundene Mutterschaft mit institutionalisierter Herrschaft zusammenzudenken.

In der aktuellen Forschung zur französischen Monarchie hat man sich von der Wertung Catherines als übergriffig lang verabschiedet. Neuere Studien sehen die Königinmutter als Beispiel weiblicher Herrschaft. Der theoretische Ausschluss der Frauen bei einer gleichzeitigen Häufung weiblicher Regentschaften in der französischen Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts wird als scheinbar paradox gewertet und als Diskrepanz zwischen politischer Theorie und Praxis. Zugleich betonte man, dass es gerade dieser Ausschluss und damit die fehlenden Thronansprüche waren, die Frauen als besonders geeignet für Regentschaften erscheinen ließen<sup>11</sup>. Das Problem der Präsenz von Königinmüttern wie Catherine de Médicis (und nach ihr Marie de Médicis und Anne d'Autriche) konnte so auf die zeitlich begrenzte Regentschaft und die damit verbun-

<sup>10</sup> Nicola M. SUTHERLAND, Catherine de Medici. The Legend of the Wicked Italian Queen, in: SCJ 9/2 (1978), S. 45–56. Der Aufsatz bietet den ersten systematischen Überblick über die Forschungstradition zu Catherine de Médicis. Vgl. auch Luisa CAPODIECI, Caterina de' Medici e la leggenda della regina nera. Veleni, incantesimi e negromanzia, in: Giulia CALVI, Riccardo SPINELLI (Hg.), Le donne Medici nel sistema europeo delle corti (XVI–XVIII secoli), Florenz 2008, S. 195–215.

<sup>11</sup> Fanny COSANDEY, Puissance maternelle et pouvoir politique. La régence des reines mères, in: Clio. Histoire, femmes et sociétés 21 (2005), S. 1–15, <https://clio.revues.org/1447> (23.4.2019); Aubrée DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, inventions d'un pouvoir au féminin, Paris 2016.

dene Legitimation durch die geschlechtlich markierte, performative Inszenierung von Mutterschaft als politischer Kategorie bezogen werden<sup>12</sup>.

Die Arbeit mit Briefen, die sich Catherine de Médicis und ihre Kinder schrieben, erzeugt ein anderes Bild. Briefe nicht nur als Quellen, sondern als Gegenstand ermöglichen es, sowohl die Vorannahme weiblicher Herrschaft durch einen relationalen, verwandtschaftlichen Zugang zu ersetzen als auch das Problem, wie politische Theorie und politische Praxis aufeinander bezogen sind, neu zu fassen. So zeigt sich: Von Regentschaft war nie die Rede und die Briefe lassen auch keine Unterschiede in der Herrschaftspraxis Catherines während und außerhalb ihrer Regentschaften erkennen. Catherine bezeichnete sich nie als Königin, sondern immer als Mutter. Es ging um Mutterliebe, um ihr Leiden und ihre Anstrengungen für Kinder und Königreich und um die Notwendigkeit, dass der König sich im Brief als Sohn bezeichnete. *Königinmuttersein* lässt sich in den Briefen als eine soziale Praxis und die Mutter als eine relationale Figur erfassen, zuallererst in Beziehung zu ihren Kindern<sup>13</sup>. Die Bezeichnung *reine mère* zeugt von der Mehrfachrelationalität der Königinmutter, indem sie eine geschlechtlich markierte, herrschaftliche und verwandtschaftliche Position umfasst. Je nach Kontext kann die Königinmutter anhand ihrer Korrespondenzen immer wieder neu verortet werden: in Verbindung zu ihren Nachkommen, aber auch zu weiteren Personen, zu Kategorien und Diskursen wie Mutterschaft, Witwenstand, Geschlecht, politischen Debatten und religiösen Bildern. Die Königinmutter als relationale Figur zu untersuchen bedeutet, diesen Verflechtungen in der Praxis nachzugehen und ihr als Verwandtschaftsfigur in konkreten historischen Konstellationen Konturen zu geben<sup>14</sup>. Die

<sup>12</sup> Katherine CRAWFORD, *Perilous Performances. Gender and Regency in Early Modern France*, Cambridge, Mass. 2004, S. 25, 653; Sheila FOLLIOTT, *Catherine de' Medici as Artemisia. Figuring the Powerful Widow*, in: Margaret W. FERGUSON, Maureen QUILLIGAN, Nancy J. VICKERS (Hg.), *Rewriting the Renaissance. The Discourses of Sexual Difference in Early Modern Europe*, Chicago 1986, S. 227–241; Denis CROUZET, »A strong desire to be a mother to all your subjects«. A Rhetorical Experiment by Catherine de Medici, in: *Journal of Medieval and Early Modern Studies* 38/1 (2008), S. 103–118.

<sup>13</sup> Bereits Lévi-Strauss wies darauf hin, dass Mutterschaft, Schwesternschaft usw. weniger auf die Person als auf die Beziehung abzielen: »Denn unter sozialem Gesichtspunkt definieren diese Termini nicht isolierte Individuen, sondern Beziehungen zwischen diesen Individuen und allen anderen«, Claude LÉVI-STRAUSS, *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, Frankfurt a. M. 1993, S. 643.

<sup>14</sup> Zu Mehrfachrelationalität Andrea GRIESEBNER, *Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit*, in: Veronika AEGERTER u. a. (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechterperspektive. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerintagung 1998*, Zürich 1999, S. 129–137; Andrea GRIESEBNER., Christina LUTTER, *Mehr-*

geschlechtliche Markierung<sup>15</sup> bildet dann eine Facette unter anderen. Eine standortgebundene Perspektive auf verwandtschaftliche Beziehungen hat zudem den Vorteil, dass Entitäten wie die Dynastie nicht vorausgesetzt werden, sondern die Königsfamilie selbst eine offene Frage bildet<sup>16</sup>. Dies beginnt bei den Anreden in Briefen: Wenn ich von Kindern oder Nachkommen spreche, dann beziehe ich damit alle diejenigen Personen in die Analyse ein, die durch die Königinmutter als solche bezeichnet wurden, unabhängig davon, ob wir sie heute als biologische oder Schwiegerkinder oder nichts von beidem verstehen würden.

Der oben zitierte, während eines kriegerischen Konflikts ihrer beiden Söhne verfasste Brief von Catherine de Médicis bildet einen ersten Zugriff, um Gegenstand und Fragen konkreter zu skizzieren: Die Königinmutter argumentierte in dem Schreiben, dass sie nicht aufgrund einer schriftlichen Vollmacht, sondern allein als Mutter des Königs und durch dessen eigenhändige Briefe zum selbstständigen Handeln berechtigt sei. Verwandtschaft in Form einer Mutter-Sohn-Beziehung und eine spezifische Art von Schriftlichkeit, nämlich Briefe, begründen hier einen Anspruch auf Autorität. Das Wort Königin fällt nicht. Wie können Muttersein und Briefe Herrschaftsansprüche schaffen? Warum erachtete Catherine de Médicis es trotzdem als notwendig, dies dem königlichen Sohn zu schreiben? Welche Rolle spielten dabei die Korrespondenzen?

Die Vielzahl an überlieferten Briefen ermöglicht einen solchen Zugang, der mit diesen Fragen nicht nur die Legitimation der Person in der Praxis neu in den Blick nimmt, sondern dem Problem des Zusammenspiels von Verwandtsein und Herrschen nachgeht. Die Korrespondenzen lassen sich als spezifische

fach relational. Geschlecht als soziale und analytische Kategorie, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 2/2 (2002), S. 3–5; Michaela HOHKAMP, Im Gestrüpp der Kategorien. Zum Gebrauch von »Geschlecht« in der Frühen Neuzeit, *ibid.*, S. 6–17. Zum Begriff der Figur siehe die Ausführungen bei Almut HÖFERT, Michaela HOHKAMP, Claudia ULBRICH, Editorial, in: L'Homme 28, 2 (2017), Themenheft »Schwesterfiguren«, S. 9–13, hier S. 10f.: »[E]s gibt nicht die eine Schwester, es gibt viele verschiedene Schwestern, eben ›Schwesterfiguren‹, die durch ihre jeweilige verwandtschaftliche Position historisch und kulturell Konturen erhielten«.

<sup>15</sup> Dazu Andrea GRIESEBNER, Susanne HEHENBERGER, Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften?, in: Vera KALLENBERG, Jennifer MEYER, Johanna M. MÜLLER (Hg.), *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*, Wiesbaden 2013, S. 105–124.

<sup>16</sup> Hohkamp hat dies am Beispiel der Tante gezeigt. Michaela HOHKAMP, Tanten. Vom Nutzen einer verwandtschaftlichen Figur für die Erforschung familiärer Ökonomien in der Frühen Neuzeit, in: *WerkstattGeschichte* 46 (2007), S. 5–12. Zur Neubewertung des Politischen durch Dynastie-übergreifende Betrachtungen Giulia CALVI, Introduction, in: DIES., CHABOT (Hg.), *Moving Elites*, S. 1–5.

Form von Schriftlichkeit verorten, die in Herrschafts- und Verwandtschaftskontexten sowohl Sichtbarkeit mit potentielltem Rechtsanspruch als auch Verhandlungsspielraum ermöglichten. Innerhalb des kommunikativen Prozesses ist das zitierte Schreiben nur eine besonders markante Momentaufnahme. Während der Religionskriege hielten die Königinmutter und ihre Kinder Kontakt über Briefe, um das Königreich zu verwalten, Krieg zu führen, Konflikte auszutragen oder sich ihrer gegenseitigen Liebe zu versichern. In einer Zeit, in der die politische Theorie unter Rückgriff auf verwandtschaftliche Figuren und Konzepte grundlegend thematisierte, wie man Herrschaft verstehen könne, diskutierten auch die königlichen Verwandten selbst, was eine Mutter, eine Schwester oder ein Bruder in Herrschaftszusammenhängen sein konnte oder sollte. Die Korrespondenzen, die in den Jahren 1560 bis 1589 zwischen Catherine de Médicis und ihren Söhnen und Töchtern ausgetauscht wurden, lassen die Herrschaftspraxis so als eine briefliche Verhandlung verwandtschaftlicher Beziehungen, als ständige Beziehungsarbeit zwischen königlichen Verwandten untersuchen. In diesem kommunikativen Prozess nahmen die Königinmutter und ihre Kinder im Kontext der französischen Monarchie mit ihren Konflikten um königliche Autorität, Verfassung und Religion als relationale Figuren Gestalt an. Das Briefeschreiben wird so zugleich als ein Konzeptionalisieren königlicher Herrschaft und königinmütterlicher Autorität, als eine politische Theorie in der Praxis aufgefasst. Entwurf und Praxis einer Monarchie, in der königliche Verwandte untrennbar verbunden waren, werden herausgearbeitet. Indem die Studie anhand der Königinmutter die Frage neu stellt, was Verwandtschaft eigentlich für die historischen Akteurinnen und Akteure ist und wie aus analytischer Perspektive Mutterschaft, verwandtschaftliche Beziehungen und Politik historisiert und zusammengedacht werden können, soll sie so einen neuartigen Blick auf die Frage der Konzeptionierung und Legitimation von frühneuzeitlicher Herrschaft in der Praxis und auf die französische Monarchie als Verwandtschaftsangelegenheit eröffnen.

## **Herrschen und Verwandtsein zusammendenken. Konzeptionelle Zugänge und Forschungsfelder**

Die Arbeit ist historisch-anthropologisch ausgerichtet und an einer Schnittstelle von Verwandtschaftsforschung, Forschungen zu (weiblicher) Herrschaft bzw. Staat und zu Briefen und Schriftlichkeit verortet. Als prägend für viele Forschungsrichtungen erweisen sich die lang nachwirkenden, geschlechtlich konnotierten Dichotomien von Verwandtschaft und Staat, Privatheit und Öffentlichkeit sowie formeller Herrschaft und informeller Macht, die aus einer historisierenden Perspektive häufig anachronistisch und analytisch eher verdeckend

sind. Die Schnittstelle verschiedener Forschungsfelder ist jedoch produktiv, um eigene Zugänge zu finden. Um diese Perspektive weiter auszuführen und die hier gewählten konzeptionellen Zugänge zu begründen und zu verorten, skizziere ich im Folgenden zentrale Forschungsfragen und -probleme.

### Verwandtschaftliche Beziehungen und Herrschaft als Problem

Mit dem Zusammendenken von Herrschaft und Verwandtschaft fokussiert diese Arbeit ein Problem, das die Entwicklung von Anthropologie und Geschichtswissenschaft als Disziplinen betrifft und für die Selbstbeschreibung moderner westlicher Gesellschaften zentral ist. Ziel ist es, herauszuarbeiten, dass und auf welche Weise die Aushandlung von verwandtschaftlichen Beziehungen eine Konzeptionalisierung und Praxis von Herrschaft war.

Dass Herrschaft und Verwandtschaft in einer Welt von Dynastien mit meist patrilinearer Sukzession und Vernetzung durch Heiratspolitik etwas miteinander zu tun hatten, scheint auf der Hand zu liegen. Die Fragen jedoch, auf welche Weise sie aufeinander bezogen waren und wie man diesen Bezug analytisch zu fassen bekommt, sind weniger eindeutig zu beantworten und nicht immer explizit reflektiert worden<sup>17</sup>. In der Anthropologie, die sich seit ihrer Gründungsphase im 19. Jahrhundert als *die* Wissenschaft der Verwandtschaft schlechthin etablierte, befasste man sich von Beginn an mit dem Problem, in welchem Verhältnis Verwandtschaft und soziale Struktur zueinander stehen. Gemäß der Grundannahme, in modernen westlichen Gesellschaften habe man Familien, während »die Anderen« archaische Verwandtschaft hätten, wurde lange davon ausgegangen, dass Verwandtschaft die Basis der sozialen und politischen Struktur in staatenlosen Gesellschaften bildete<sup>18</sup>. Für Émile Durkheim beispielsweise schuf Verwandtschaft, die er vor allem als religiöse Bindung ver-

<sup>17</sup> Dazu u. a. Bernard DEROUET, Political Power, Inheritance, and Kinship Relations. The Unique Features of Southern France (Sixteenth–Eighteenth Centuries), in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), Kinship in Europe, S. 105–124, hier S. 105: »The close connection between political structure and forms of kinship is obvious in early modern European societies. Yet, this relationship is more complex than one would tend to think at first, and it is not merely a matter of dynasticism or mutual support among kin to monopolize important official positions«. Vgl. die Bemerkung von David Warren SABEAN, Kinship in Neckarhausen, New York 1998, S. 10: »Kinship articulated with political processes and with the state in ever changing ways«.

<sup>18</sup> Einen Überblick über die Entwicklung der Anthropologie bieten Enric POQUERES I GENÉ, *Personne et parenté*, in: L'Homme. Revue française d'anthropologie 210 (2014), S. 17–42, und die Einleitung bei Janet CARSTEN, *After Kinship*, Cambridge 2004. Zur Dichotomie »the West and the Rest« Simon TEUSCHER, *Verwandtschaft in der Vormo-*

stand, einen sozialen Rahmen und ein Mittel der Klassifikation; Meyer Fortes und Edward Evans-Pritchard sahen sie als Grundlage sozialer Kontinuität, wenn kein Staat ausgebildet war<sup>19</sup>.

Wenngleich neuere anthropologische Ansätze sich mehrheitlich von der Grundannahme gelöst haben, dass Verwandtschaft zwar Grundlage sozialer Ordnung, aber ein Antagonismus von Staat sei<sup>20</sup>, dominierte diese Vorstellung auch die Anfänge historischer Verwandtschaftsforschung<sup>21</sup>. Ein zentrales Problem aus historischer Perspektive bildete dabei die Frage nach Wandel und Periodisierungen. Lange Zeit (und teilweise bis heute) wurde ein kontinuierlicher Rückgang der Bedeutung familialer und verwandtschaftlicher Beziehungen für die Strukturierung der europäischen Gesellschaften in Mittelalter und Früher Neuzeit bis hin zur modernen Kernfamilie angenommen. So sei Verwandtschaft

derne. Zur politischen Karriere eines Beziehungskonzepts, in: Elizabeth HARDING, Michael HECHT (Hg.), *Die Ahnenprobe in der Vormoderne. Selektion, Initiation, Repräsentation*, Münster 2011, S. 85–106, hier S. 86.

19 CARSTEN, *After Kinship*, S. 10; POQUERES I GENÉ, *Personne et parenté*, S. 20. Der Anthropologie entstammt dabei die grundlegende Differenzierung zwischen Ehen (Allianzen) und Abstammung (Filiation, *descent*). Innerhalb der Anthropologie wurden dementsprechend verschiedene Schwerpunkte gesetzt, um Verwandtschaft zu untersuchen: Während französische Strukturalisten wie Claude Lévi-Strauss den Fokus auf Normen und Regeln (wie das Inzesttabu) und auf das Thema Ehe richteten, verstanden als »Tauschsystem« und als soziales Element von Verwandtschaft, nahm die britische Sozialanthropologie eher sogenannte *descent groups* in den Blick, beschäftigte sich mit Terminologien und berücksichtigte zunehmend auch Praktiken.

20 Systematisch aufgegriffen wurde das Problem 2016/17 im Rahmen einer interdisziplinären Forschungsgruppe am Zentrum für interdisziplinäre Forschung Bielefeld »Kinship and Politics: Rethinking a Conceptual Split and its Epistemic Implications in the Social Sciences«, <https://www.uni-bielefeld.de/en/ZiF/FG/2016Kinship/> (23.4.2019). Vgl. Tatjana THELEN, Erdmute ALBER (Hg.), *Reconnecting State and Kinship*, Philadelphia 2018. Vgl. auch den Bericht zur Tagung »Doing Politics – Making Kinship: Back towards a Future Anthropology of Social Organisation and Belonging« (Berlin 2014), <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5375> (23.4.2019).

21 Einen Überblick über verschiedene methodische Ansätze und nationale Traditionen bieten Bernhard JUSSEN, *Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünfundzwanzig Jahre nach Jack Goodys »Entwicklung von Ehe und Familie in Europa«*, in: SPIESS (Hg.), *Die Familie*, S. 275–324; DERS., *Künstliche und natürliche Verwandtschaft? Biologismen in den kulturwissenschaftlichen Konzepten von Verwandtschaft*, in: Yuri L. BESSMERTNY, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), *Das Individuum und die Seinen. Individualität in der okzidentalen und in der russischen Kultur in Mittelalter und früher Neuzeit*, Göttingen 2001, S. 39–58; David Warren SABEAN, Simon TEUSCHER (Hg.), *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900)*, New York, Oxford 2007; François-Joseph RUGGIU, *Note critique. Histoire de la parenté ou anthropologie historique de la parenté? Autour de »Kinship in Europe«*, in: *Annales de démographie historique* 1 (2010), S. 223–256.

wahlweise schon im Hochmittelalter durch das Christentum und die Kirche (hier berief man sich auf den Anthropologen Jack Goody), zu Beginn der Frühen Neuzeit durch die Staatsbildung oder spätestens um 1800 durch Industrialisierung und Urbanisierung verdrängt worden<sup>22</sup>. Studien von David Sabean zu Neckarhausen und von Carola Lipp zu Esslingen konnten hingegen zeigen, dass die Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen im 19. Jahrhundert nicht abnahm, diese allerdings mit der Ausdifferenzierung von Öffentlichkeit und Privatheit aus der »Selbstbeschreibung der Gesellschaft« und den neuen Staatstheorien verschwanden und als informell und partikular gewertet wurden – mit entsprechenden Auswirkungen bis heute<sup>23</sup>. So ist es uns vertraut, in politischen Kontexten Verwandtschaft und Herrschaft als getrennte Kategorien zu betrachten – Erstere als informelle Praxis und Element der privaten Sphäre, als Korruption und ›Vetternwirtschaft‹ zu verdammen, Letztere als formelle, öffentliche Institution. Doch die Anwendung solcher Annahmen auf die Frühe Neuzeit rückt Verwandtschaft nicht nur aus dem Fokus der Politikgeschichte, sie macht auch ihre Historisierung – als ahistorisches, der kritischen Analyse entzogenes Element in der Erzählung – unmöglich<sup>24</sup>.

Mittlerweile haben zahlreiche Studien den Zusammenhang von Verwandtschaft und Herrschaft bzw. Staat neu problematisiert. So wird vielfach darauf verwiesen, dass Herrschaftspraxis und Prozesse der Staatsbildung in engem Zusammenhang mit verwandtschaftlichen Beziehungen, Konzepten und Praktiken standen. Dabei stellte man einen signifikanten Wandel in der Formierung, Konzeption und Wirksamkeit verwandtschaftlicher Beziehungen am Übergang

<sup>22</sup> Jack GOODY, *The Development of Family and Marriage in Europe*, Cambridge 1983; rezipiert u. a. bei Michael MITTERAUER, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München 2003; DERS., *Historische Verwandtschaftsforschung*, Wien, Köln, Weimar 2013. Auch die These von Max Weber, der das Christentum als verwandtschaftsfeindliche Religion charakterisiert, wirkt hier nach: Max WEBER, *Religion und Gesellschaft. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Darmstadt 2012. Zum Antagonismus Staat vs. Verwandtschaft bei einflussreichen Theoretikern des 19. Jahrhunderts wie Hegel, Durkheim und Tönnies siehe TEUSCHER, *Verwandtschaft in der Vormoderne*; Carola LIPP, *Verwandtschaft – ein negiertes Element in der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts*, in: HZ 283 (2006), S. 31–77.

<sup>23</sup> LIPP, *Verwandtschaft*, Zitat S. 33. SABEAN, *Kinship in Neckarhausen*, konnte z. B. zeigen, dass Cousinenheiraten im 19. Jahrhundert zunahmen.

<sup>24</sup> Siehe die kritischen Überlegungen von Judith BUTLER, *Kritik, Dissens, Disziplinariät*, Zürich 2011, über »die spezielle politische Macht der Begrenzung, die privat und öffentlich beständig voneinander trennt« (S. 26) und die dazu führe, dass die private Sphäre, die u. a. Familie, Sexualität und Geschlecht umfasst, als Bereiche betreffend wahrgenommen werde, »in die Kritik nicht vordringen darf oder in denen Verhältnisse der Unterordnung als Teil des vorpolitischen Gewebes des sozialen Lebens und sogar der philosophischen Reflexion angenommen werden« (S. 27).

vom Spätmittelalter zum Beginn der Frühen Neuzeit fest. David Sabeau und Simon Teuscher sprechen von »broad, common, structural shifts in the configurations of kin across Europe between the Middle Ages and the early modern period«<sup>25</sup>: Seit dem 15. und 16. Jahrhundert seien Beziehungen innerhalb von und zwischen Familien und Verwandtschaftsformationen zunehmend vertikal und hierarchisch nach Geburt, Geschlecht und Abstammung organisiert worden. Dabei habe man immer stärker Abstammung und Patrilinearität hervorgehoben, während im Mittelalter nicht klar zwischen Bluts- und Heiratsverwandtschaft unterschieden worden sei. Dies äußerte sich einerseits in einer vermehrten Repräsentation der Kontinuität von Abstammungslinien und andererseits im Ausschluss von immer mehr Familienmitgliedern – insbesondere Frauen und jüngeren Söhnen – von der Sukzession und teilweise von der Besitznachfolge, die nunmehr ungeteilt dem ältesten Sohn zufielen<sup>26</sup>. Teuscher betont, dass Verwandtschaft auf diese Weise seit dem Spätmittelalter in der Politik »Karriere« machte<sup>27</sup>.

Innerhalb der Geschichtswissenschaften sind verschiedene Ansätze entwickelt worden, Verwandtschaft und Herrschaft bzw. Staat aufeinander zu beziehen. Spezifisch für die frühneuzeitliche französische Monarchie hat Sarah Hanley aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive bereits 1989 das einflussreiche Konzept des »Family-State Compact« geprägt, um das Zusammenspiel von Staat bzw. absolutistischer Staatsbildung mit verwandtschaftlichen Praktiken und Konzepten aufzuzeigen. Hanley verortet dieses Phänomen zwischen 1530 und 1639 als einen Prozess, innerhalb dessen französische Rechtsgelehrte und der König selbst durch eine Reihe von Gesetzen und juristischen Entscheidungen ein Familienmodell begründeten und durchsetzten, das auf Autorität und scharfen Geschlechterdifferenzen basierte. Dieses stand in ständigen Wechselwirkungen mit dem Konzept politischer Herrschaft – im Sinne einer Staatsbildung –, die analog zum elterlichen bzw. väterlichen Autoritätsmodell gedacht

<sup>25</sup> David Warren SABEAN, Simon TEUSCHER, Kinship in Europe. A New Approach to Long Term Development, in: DIES. (Hg.), Kinship in Europe, S. 1–32, hier S. 1. Die Autoren entwickeln u. a. eine einflussreiche Studie von Georges DUBY, Dans la France du Nord-Ouest au XIII<sup>e</sup> siècle. Les »jeunes« dans la société aristocratique, in: Annales 19/5 (1964), S. 835–846 weiter, der einen solchen Wandel jedoch bereits für das 11. Jahrhundert konstatiert und durch das Fehlen staatlicher Strukturen begründet hatte.

<sup>26</sup> Diese Thesen müssen differenziert betrachtet werden; die Autoren weisen explizit auch auf gegenteilige Ergebnisse hin (ibid., S. 6). Vgl. z. B. zu Frauen als Erbinnen und Lehensträgerinnen Michaela HOHKAMP, Eine Tante für alle Fälle. Tanten-Nichten-Beziehungen und ihre Bedeutungen für die reichsfürstliche Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: Margareth LANZINGER, Edith SAURER (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht, Göttingen 2007, S. 147–169.

<sup>27</sup> TEUSCHER, Verwandtschaft in der Vormoderne, S. 87.

wurde. Der politische Körper wurde dabei in Form von Ehe- und Familienmetaphern konzipiert, die das Verhältnis des Königs zu seinem Reich symbolisierten, so Hanley. Diese spezifisch französische Mischung familiärer und staatlicher Sphären sei vor allem auf Kosten der Frauen vor sich gegangen<sup>28</sup>. Während Hanley so einerseits eine analytisch produktive Möglichkeit aufzeigte, in der Forschung zur französischen Monarchie Familienmodelle als Gegenstand von Politik sichtbar zu machen, geht sie doch andererseits von einer Trennung der Kategorien Verwandtschaft und Staat aus, die in unterdrückerischer Weise zusammenkamen. Charakteristisch sei eine »peculiar French conflation of private and public power, or family-state-governance«<sup>29</sup>. Wie ein Zustand vor dieser Vermischung ausgesehen haben könnte und inwiefern Verwandtschaft nicht nur der Unterdrückung diene, sondern auch eine Ressource für die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen war, um sich politisch zu positionieren und Herrschaft auszuüben, blendet Hanleys Zugang aus<sup>30</sup>. Die Untersuchung der Korrespondenzen zwischen Catherine de Médicis und ihren Kindern macht es dagegen gerade möglich, Verwandtschaft als Repertoire politischen Denkens und Handelns zu konturieren.

Im Fokus aktueller Forschungen zu Herrschaft und Verwandtschaft stehen häufig fürstliche und adelige Familien. Die klassische Dynastiegeschichte konzentrierte sich auf die Reproduktion fürstlicher und königlicher Familien durch Heiratspolitik und Sukzession<sup>31</sup>, nahm aber meist das Verwandtsein selbst als Voraussetzung und versäumte so zu fragen, was dies für die historischen Personen überhaupt war. Daniel Schönflug hat darauf hingewiesen, dass der Begriff der Dynastie mit einer negativen Konnotation im Kontext der aufklärerischen Kritik an der Herrschaft von Familien entstand und mit dem Ziel einer notwendigen Trennung von privat und öffentlich bzw. Familie und Staat verbunden wurde<sup>32</sup>.

<sup>28</sup> HANLEY, Engendering; DIES., Social Sites of Political Practice in France. Lawsuits, Civil Rights, and the Separation of Powers in Domestic and State Government, 1500–1800, in: AHR 102/1 (1997), S. 27–52.

<sup>29</sup> HANLEY, Engendering, S. 7.

<sup>30</sup> Kritik daran formuliert Elizabeth McCARTNEY, Bodies Political and Social. Royal Widows in Renaissance Ceremonial, in: Susan SHIFRIN (Hg.), Women as Sites of Culture. Women's Roles in Cultural Formation from the Renaissance to the Twentieth Century, Aldershot 2002, S. 79–91, die Ehen als legitimierend für weibliche Herrschaftspositionen betrachtet.

<sup>31</sup> Einen Überblick bietet Wolfgang WEBER, Dynastiesicherung und Staatsbildung. Die Entfaltung des frühmodernen Fürstenstaats, in: DERS. (Hg.), Der Fürst. Ideen und Wirklichkeiten in der europäischen Geschichte, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 91–136.

<sup>32</sup> Daniel SCHÖNFLUG, Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640–1918, Göttingen 2013, S. 16.

Forschungsperspektiven mit einem Schwerpunkt auf Reproduktion und Transmission einerseits und auf verwandtschaftlichen Netzen und Beziehungen andererseits bieten jedoch Anknüpfungspunkte: Bereits die für die historische Verwandtschaftsforschung nach wie vor einflussreiche Studie von Karl-Heinz Spieß zum nicht-fürstlichen Hochadel vom 13. bis 16. Jahrhundert behandelt in umfassender Weise Ehe, Güterrecht, Besitznachfolge und familiäre Verhaltensformen, um Verwandtschaft und Herrschaft zu verstehen<sup>33</sup>. Spieß betrachtete die Untersuchung als Form der Adelforschung und zugleich als Verfassungsgeschichte, öffnete also den Blick dafür, verwandtschaftliche Ordnung als politische Ordnung zu lesen. Neuere, eher vertikal ausgerichtete Forschungsperspektiven richten sich auf die Weitergabe von Besitz, Titeln und Herrschaftsansprüchen als analytischen Zugang zum Zusammenhang von Verwandtschaft und politischer Ordnung<sup>34</sup>. Michel Nassiet beispielsweise betrachtet das verwandtschaftliche System im französischen Spätmittelalter als umfassenden sozialen Rahmen, der soziale Reproduktion in Form von Sukzession, Besitznachfolge, Kontinuität des Adels und letztlich der Monarchie selbst ermöglichte. Als anregend erweist sich vor allem sein Argument, dass Verwandtschaft Ideen von Recht und Legitimität bestimmte<sup>35</sup>. Joseph Morsel hat vorgeschlagen, zwischen Verwandtschaft einerseits und dem Geschlecht (im Sinne einer Verwandtschaftsgruppe) andererseits zu differenzieren: Während Verwandtschaft das System aller verwandtschaftlichen Beziehungen darstelle, das per se noch nichts mit Herrschaft zu tun habe, bilde sich daraus durch Repräsentation und »Aussonderungsprozesse« im Spätmittelalter das Geschlecht heraus, als soziale Gruppe von Erben und Form herrschaftlicher Sukzession<sup>36</sup>. Davon zu unter-

33 Karl-Heinz SPIESS, *Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts*, Stuttgart 1993.

34 Dies bildet den Schwerpunkt bei SABEAN, *Kinship in Neckarhausen*; Simon TEUSCHER, *Male and Female Inheritance. Property Devolution, Succession, and Credit in Late Medieval Nobilities in the Southwest of the Holy Empire*, in: Simonetta CAVACIOTTI (Hg.), *La famiglia nell'economia europea, secc. XIII–XVIII/The Economic Role of the Family in the European Economy from the 13<sup>th</sup> to the 18<sup>th</sup> Centuries*, Florenz 2009, S. 599–618; DEROUET, *Political Power*, betont anhand des städtischen Kontextes von Südfrankreich in der Frühen Neuzeit, dass Verwandtschaft und politisches System nur aufeinander bezogen werden könnten, wenn man Praktiken der Weitergabe von Besitz und Ämtern in Betracht ziehe und Klientelbeziehungen untersuche.

35 Michel NASSIET, *Parenté et successions dynastiques aux 14<sup>e</sup> et 15<sup>e</sup> siècles*, in: *Annales. Histoire, sciences sociales* 50/3 (1995), S. 621–644, hier S. 622; DERS., *Parenté, noblesse et États dynastiques. xv<sup>e</sup>–xvi<sup>e</sup> siècle*, Paris 2000.

36 Joseph MORSEL, *Geschlecht und Repräsentation. Beobachtungen zur Verwandtschaftskonstruktion im fränkischen Adel des späten Mittelalters*, in: Otto Gerhard OEXLE, Andrea von HÜLSEN-ESCH (Hg.), *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte*, Göttingen 1998, S. 259–319, Zitat S. 314.

scheiden sei die Soziogenese des Adels durch Allianzen. Morsels analytisch produktiver Zugang verortet Ehe, Besitznachfolge und Sukzession auf dem »verwandtschaftlichen Feld« und vermeidet eine Gleichsetzung von Verwandtschaft mit der An- bzw. Abwesenheit von Staat<sup>37</sup>. Zugleich entzieht er so jedoch Verwandtschaft selbst der Historisierung; sie wird zu einer Basiskategorie.

Aktuelle Forschungen zu verwandtschaftlichen Netzwerken beziehen verwandtschaftliche und politische Positionen konsequent aufeinander: Das Politische konstituierte sich über verwandtschaftliche Netze, diese bestimmten Positionen von Akteuren im politischen Feld, so argumentiert Michaela Hohkamp, die vom »nucleus of politics in the early modern period« spricht<sup>38</sup>. Innerhalb dieser Verwandtschaftsforschung, die stark von der Historischen Anthropologie und praxeologischen Ansätzen geprägt ist, eröffnet der Fokus auf Verwandtschaft als politische Kategorie neue Perspektiven auf Staatlichkeit und politisches Handeln<sup>39</sup>. Verwandtschaft könne als zentrales »Strukturierungsmoment« der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaft betrachtet werden und auf diese Weise als Zugang zur politischen Geschichte dienen, so Ebba

<sup>37</sup> DERS., Ehe und Herrschaftsreproduktion zwischen Geschlecht und Adel (Franken, 14.–15. Jahrhundert). Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der Verwandtschaft in der mittelalterlichen Gesellschaft, in: Andreas HOLZEM (Hg.), Ehe – Familie – Verwandtschaft. Vergesellschaftung in Religion und sozialer Lebenswelt, Paderborn 2008, S. 191–224, Zitat S. 3.

<sup>38</sup> Michaela HOHKAMP, Sisters, Aunts, and Cousins. Familial Architectures and the Political Field in Early Modern Europe, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), Kinship in Europe, S. 91–104, hier S. 101.

<sup>39</sup> Als jüngere Beispiele seien genannt: Ebba SEVERIDT, Familie, Verwandtschaft und Karriere bei den Gonzaga. Struktur und Funktion von Familie und Verwandtschaft bei den Gonzaga und ihren deutschen Verwandten (1444–1519), Leinfelden-Echterdingen 2002; Jon MATHIEU, Verwandtschaft als historischer Faktor. Schweizer Fallstudien und Trends, 1500–1900, in: HA 10 (2002), S. 225–244; Sophie RUPPEL, Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts, Köln 2006; Margareth LANZINGER, Edith SAURER, Politiken der Verwandtschaft. Einleitung, in: DIES. (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht, Göttingen 2007, S. 7–22; Margareth LANZINGER, Christine FERTIG, Perspektiven der Historischen Verwandtschaftsforschung. Einleitung, in: DIES. (Hg.), Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven historischer Verwandtschaftsforschung, Köln 2016, S. 7–22. Friederike WILLASCH, Verhandlungen, Gespräche, Briefe. Savoyisch-französische Fürstenheiraten in der Frühen Neuzeit, Ostfildern 2018. Zu einer Zusammenarbeit von Historikerinnen und Anthropologen siehe auch Christopher H. JOHNSON u. a. (Hg.), Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond. Experiences Since the Middle Ages, New York 2011; DERS., David Warren SABEAN (Hg.), Sibling Relations and the Transformations of European Kinship, 1300–1900, New York 2011; Christopher H. JOHNSON u. a. (Hg.), Blood & Kinship. Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present, New York 2013.

Severidit im Kontext adeliger bzw. fürstlicher Herrschaft. Cordula Nolte zeigte, dass verwandtschaftliches Beziehungshandeln unter Fürsten immer als Teil von Politik bzw. Herrschaftspraxis gesehen werden muss<sup>40</sup> – eine Perspektive, die für die französische Königsfamilie nutzbar gemacht werden kann.

Diese methodisch als Beziehungsgeschichte<sup>41</sup> und mit einem Fokus auf Praktiken betriebenen Zugänge haben den Vorteil, Größen wie den Staat, die Verwandtschaft oder auch Dichotomien zwischen privaten und öffentlichen Sphären oder formellen und informellen Beziehungen nicht vorauszusetzen, sondern als historische Konstruktionen zu betrachten. An solche Ansätze zu Verwandtschaft als Ordnungselement und relationalen »Handlungszusammenhang«<sup>42</sup> knüpfe ich hier an, entwickle dabei jedoch einen eigenen analytischen Zugang zum Problem des Zusammenhangs von Herrschaft und Verwandtschaft in der Praxis, der auf den Fall der Königinmutter zugeschnitten ist. Dieser wird auf Basis der Briefe von Catherine de Médicis und ihren Kindern konkret durch zwei miteinander verbundene Zugriffe umgesetzt: Einerseits wird die Herrschaftspraxis als briefliche Verhandlung verwandtschaftlicher Beziehungen, als Beziehungsarbeit zwischen einer Königinmutter und ihren Kindern erfasst. Andererseits wird das Briefeschreiben als ein Konzeptionalisieren königlicher Herrschaft und mütterlicher Autorität in der Praxis dargelegt, in Form ebendieser verwandtschaftlichen Beziehungen. Im Sinne einer solchen Historisierung von Verwandtschaft lässt sich Joan Scotts bekanntes Votum, dass Gender immer auch ein Weg war, um Macht zu konzipieren, zu kritisieren oder zu legitimieren, auf Verwandtschaft übertragen<sup>43</sup>.

Der gewählte Ansatz vermeidet so die A-priori-Setzung von Dichotomien zwischen formeller Politik und informellen Verwandtschaftsbeziehungen. Eine Rückprojektion solcher Annahmen auf das 16. Jahrhundert ist aus mehreren Gründen problematisch: Zunächst ist sie anachronistisch, weil dies keine Kategorien für die historischen Akteurinnen und Akteure waren, wie diese Arbeit zeigen wird. Die Frage ist vielmehr, wie die Schreibenden selbst in ihrer Kommunikation untereinander die Verflochtenheit von Staat und Verwandtschaft

40 Cordula NOLTE, Familie, Hof und Herrschaft. Das verwandtschaftliche Beziehungs- und Kommunikationsnetz der Reichsfürsten am Beispiel der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (1440–1530), Ostfildern 2005.

41 Exemplarisch: HOHKAMP, Eine Tante für alle Fälle, S. 168; Cordula NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib, das solt ir pleiben, dieweil ihr lebt«. Beziehungsgeflechte in fürstlichen Familien des Spätmittelalters, in: Doris RUHE (Hg.), Geschlechterdifferenz im interdisziplinären Gespräch, Würzburg 1998, S. 11–41.

42 HOHKAMP, Eine Tante für alle Fälle, S. 168.

43 Joan W. SCOTT, Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: AHR 91, 5 (1986), S. 1053–1075, hier S. 1073.

fassten und warum Verwandtschaft so geeignet schien, um politische Ordnung zu konzeptionalisieren. Außerdem reproduziert die Dichotomie ein Politikverständnis, das zumindest implizit auf männliche Akteure rekurriert (die durch Verwandtschaft formalrechtlich zum Thron kämen) und Herrschaft von Frauen (die durch Verwandtschaft informellen Einfluss nähmen) als Ausnahmen betrachtet. So erscheinen zwar der König (und teilweise die Königin mit ihrer auf Ehe, also einem Vertrag, beruhenden Position) als Institutionen der Monarchie, die Königinmutter als verwandtschaftliche, auf Abstammung verweisende Figur jedoch als informelle Machtposition.

Der Blick auf einzelne verwandtschaftliche Positionen in ihrer Relationalität hat sich bereits mehrfach als fruchtbar erwiesen, um aus einer standortgebundenen Perspektive verwandtschaftliche Konstellationen und Praktiken zu untersuchen, die abseits dynastischer Logiken funktionierten. So wurden beispielsweise Geschwister und Tanten als verwandtschaftliche Figuren in den Mittelpunkt der Forschung gerückt, mit dem Ergebnis, dass adelige und fürstliche Politik weniger als eine rund um einen einzelnen Herrscher organisierte Strategie, sondern als komplexes Handlungsfeld erscheint<sup>44</sup>. Im Fall von Catherine de Médicis lässt die standortgebundene Perspektive verschiedene neue Fragen zu: Sie erlaubt es zunächst, die in der Verwandtschaftsforschung konstatierte Hinwendung zu Patrilinearität aus der Perspektive einer Mutter neu zu betrachten und dabei deutlich zu machen, dass Abstammung Verhandlungssache sein konnte und patrilineare oder bilaterale Verortungen situativ vorgenommen wurden. Darüber hinaus liegt ihr Potential im Sichtbarmachen der Relationalität königlicher Herrschaft. So erscheinen eine Königsfamilie (auch der König selbst) und die monarchische Herrschaft als dynamischer Beziehungszusammenhang. Dies ist ein Vorgehen, das bislang für königliche Familien kaum Anwendung fand – vielleicht, weil hier die einzelnen Figuren so ikonhaft erscheinen, dass eine relationale Perspektive nicht auf der Hand liegt<sup>45</sup>.

<sup>44</sup> HOHKAMP, Eine Tante für alle Fälle; DIES., Tanten. RUPPEL, Verbündete Rivalen; Sébastien SCHICK, Geschwisterbeziehungen und Verflechtungen in der hohen Dienerschaft des Herren im 18. Jahrhundert. Die Brüder Münchhausen und die englisch-hannoversche Personalunion, in: Christine FERTIG, Margareth LANZINGER (Hg.), Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven historischer Verwandtschaftsforschung, Köln 2016, S. 91–109.

<sup>45</sup> Eine erwähnenswerte Ausnahme für die mittelalterliche französische Monarchie ist Andrew W. LEWIS, *Royal Succession in Capetian France. Studies on Familial Order and the State*, Cambridge 1981, der inspiriert durch anthropologische Forschungen die Königsherrschaft der Kapetinger als verwandtschaftliche Praxis untersuchte. Vgl. auch Roger SABLONIER, Die aragonesische Königsfamilie um 1300, in: Hans MEDICK, David Warren SABEAN (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984, S. 282–317.

Insbesondere in der Verfassungsgeschichte erscheint königliche Herrschaft nach wie vor häufig als Vater-Sohn-Abfolge, so dass ein einseitiges Verständnis insbesondere des Absolutismus (der als spezifische Form des Zusammenwirkens von Herrschaft und Verwandtschaft gesehen werden kann) als Einmannherrschaft entsteht<sup>46</sup>. Hier soll die Studie durch ihre relationale Perspektive auf die Herrschaftspraxis und auf Konzeptionen der Monarchie neue Impulse geben und ein anderes Politikverständnis befördern.

### Der Fall Catherine de Médicis. Potentiale der Verwandtschaftsforschung für »weibliche Herrschaft«

Catherine de Médicis hat als paradigmatisches Beispiel Geschichtsbilder geprägt – zuerst als Inbegriff der bösen Mutter, später als exzeptionelle weibliche Herrscherin. Am ambivalenten Umgang mit der Königinmutter in der Geschichtsschreibung, aber auch in Literatur und biografischen Romanen, lässt sich das Problem, Mutterschaft und Herrschaft zusammenzudenken, illustrieren. Die Verknüpfung einer geschlechtergeschichtlich ausgerichteten Politikgeschichte mit neuerer Verwandtschaftsforschung bietet das Potential, die Königinmutter als verwandtschaftliche Figur zu konturieren und bestehende Kategorisierungen zu hinterfragen.

Das eingangs bereits angesprochene Bild der übergriffigen Mutter, die »Legend of the Wicked Italian Queen«<sup>47</sup>, erreichte im 19. Jahrhundert einen Höhepunkt: Einflussreiche französische Historiker wie Jules Michelet und populäre Gesellschaftsromane (Balzac, Dumas) zeichneten ein Bild der Königin als skrupelloser Intrigantin, die von Machtgier getrieben auf Kosten ihrer Kinder Frankreichs Thron an sich gerissen habe<sup>48</sup>. Noch im 20. Jahrhundert tradierte die historische Forschung – und eine Vielzahl von im wissenschaftlichen Graubereich angesiedelten Schriften – diese Sicht auf Catherine de Médicis meist ungebrochen weiter. Zentral waren Fragen nach der Herrschaft und dem

<sup>46</sup> Benjamin Marschke hat am Beispiel der Hohenzollern darauf aufmerksam gemacht, dass auch eine Vater-Sohn-Folge immer konfliktreich war und ausgehandelt werden musste. Benjamin MARSCHKE, Vater und Sohn. Friedrich der Große und die Dynastie der Hohenzollern, 2011, [https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-dynastie/marschke\\_vater](https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-dynastie/marschke_vater) (23.4.2019).

<sup>47</sup> So der sprechende Titel bei SUTHERLAND, Catherine de Medici.

<sup>48</sup> Diese einseitig negative Beurteilung wurde erst im 19. Jahrhundert allgemeiner Konsens; zu zeitgenössischen Beurteilungen siehe Kap. 1.3.2. Im 17. und 18. Jahrhundert rückte die Historiografie der Bourbonen zunehmend die Täuschung und das Machtstreben der Königin ins Zentrum, während ihre Söhne als schwach oder sogar geisteskrank galten: CAPODIECI, Caterina de' Medici.

Verhältnis zu den Kindern, in erster Linie den Söhnen, die in der Regel im Topos der Eifersucht und der übergroßen (und damit unnatürlichen) Liebe zu den Kindern verbunden wurden, sowie der Machtbesessenheit der Königin. Jean Mariéjol, der erste Historiker, der mit der Korrespondenz Catherines gearbeitet hatte, konstatierte 1920: »L'amour du pouvoir était, avec l'amour maternel, sa plus ardente passion«<sup>49</sup>. Etwas positiver formuliert seien Catherines »seules erreurs« die »faiblesses pour ses enfants«<sup>50</sup> gewesen. Hier vermischten sich Annahmen über das rechte Maß mütterlicher Liebe mit solchen über eine unzulässige Übertretung der mütterlichen Rolle, die zeitgenössische Vorstellungen auf das 16. Jahrhundert rückprojizierten. Diese Arbeiten werden teilweise bis heute rezipiert; parallel dazu hat sich jedoch vor allem seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts die Forschungssituation verändert, wie die neueren Werke, angefangen mit Jean Héritier bereits 1940 und im Folgenden unter anderem Ivan Cloulas, Robert Knecht und Thierry Wanegffelen, zeigen, die das Bild einer mächtigen Herrscherin zeichneten<sup>51</sup>. Die Legende der bösen Königin wurde hier in Teilen revidiert, blieb jedoch dem Genre Biografie verhaftet<sup>52</sup>. Orientiert an neuen kulturwissenschaftlichen Fragestellungen rückten neuere Werke teilweise auch Emotionen wie Liebe, Hass und Eifersucht als Hand-

<sup>49</sup> Jean Hippolyte MARIÉJOL, *Catherine de Médicis*, Paris 1979, S. 633 (Erstausgabe 1920).

<sup>50</sup> So der Klappentext von Jean ORIEUX, *Catherine de Médicis ou la reine noire*, Paris 1986.

<sup>51</sup> Jean HÉRITIER, *Catherine de Médicis*, Paris 1959; Ivan CLOULAS, *Catherine de Médicis*, Paris 1979 (nach wie vor die ausführlichste Biografie); Robert Jean KNECHT, *Catherine de' Medici*, London 1998; Thierry WANEGFFELEN, *Catherine de Médicis. Le pouvoir au féminin*, Paris 2005. Vgl. Jean-Pierre POIRIER, *Catherine de Médicis, épouse d'Henri II*, Paris 2009.

<sup>52</sup> Zum Problem des Individualitätskonzeptes und der Konstruktion von lebensgeschichtlichen Kontinuitäten in Biografien sowie zu neuen Ansätzen der Biografieforschung siehe Hans Erich BÖDEKER, *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: DERS. (Hg.), *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9–63.

lungsmotive wieder in den Vordergrund<sup>53</sup>. Insbesondere Michelets Wertungen sind nach wie vor enorm einflussreich auch in neuesten Biografien<sup>54</sup>.

Neue Perspektiven bieten Arbeiten, die von geschlechtergeschichtlichen Forschungen sowie von aktuellen Diskussionen um Herrschaft und Staatlichkeit angeregt worden sind. Die Geschlechtergeschichte weist seit langem darauf hin, dass Herrscherinnen in der Vormoderne zwar schon von den Zeitgenossen als Ausnahmen bezeichnet wurden, aber alles andere als selten waren<sup>55</sup>. Königinnen bzw. Fürstinnen – ob als Thronfolgerinnen aus eigenem Recht oder als Ehefrauen, Witwen und Mütter – und Regentinnen waren ein integraler Bestandteil der politischen Kultur, wie zahlreiche Studien gezeigt haben<sup>56</sup>. Insbesondere vom 14. bis zum 16. Jahrhundert fanden sich außergewöhnlich viele regierende Königinnen<sup>57</sup>. Historikerinnen haben Regentschaft von Frauen als Normalfall und als Rechtsinstrument »zur Absicherung dynastischer Herrschaft« charakterisiert<sup>58</sup>. Regentinnen wurden dabei insbesondere für die französische Monarchie als produktiv für politischen Wandel bezeichnet

53 So teilweise bei ORIEUX, Catherine de Médicis; Anka MUHLSTEIN, Reines éphémères, mères perpétuelles. Catherine de Médicis, Marie de Médicis, Anne d'Autriche, Paris 2001; POIRIER, Catherine de Médicis. Zur Eifersucht exemplarisch André CASTELOT, Diane, Henri, Catherine. Le triangle royal, Paris 1997. In der Psychologie wurde die Königinmutter gar zu einem Paradebeispiel der schlechten Mutter, so bei Karl HAAG, Wenn Mütter zu sehr lieben. Verstrickung und Missbrauch in der Mutter-Sohn-Beziehung, Stuttgart 2006.

54 Einzelne von Michelet geschilderte Episoden werden in fast allen Biografien ohne Quellenangabe reproduziert, z. B. die Geschichte, dass die Mätresse Diane de Poitiers ihrem Geliebten Henri II dessen Gemahlin Catherine zugeführt habe, um für Nachkommen zu sorgen. Jules MICHELET, Œuvres complètes, Bd. VIII, hg. von Paul VIALLANEIX, Paris 1980, S. 77.

55 Grundlegend Natalie ZEMON DAVIS, Frauen, Politik und Macht, in: Georges DUBY, Michelle PERROT (Hg.), Geschichte der Frauen, Bd. 3: Frühe Neuzeit, Frankfurt a. M., New York 1994, S. 189–207. Vgl. Claudia ULBRICH, Ständische Ungleichheit und Geschlechterforschung, in: Zeitsprünge 15 (2011), S. 85–104, hier S. 93f.

56 Die *queenship*-Forschung ist umfangreich. Genannt seien hier Theresa EARENIGHT, *Queenship in Medieval Europe*, Basingstoke 2013; DIES. (Hg.): *Queenship and Political Power in Medieval and Early Modern Spain*, Aldershot 2005; Carole LEVIN, Robert BUCHHOLZ (Hg.), *Queens & Power in Medieval and Early Modern England*, Lincoln 2009; Regina SCHULTE (Hg.), *Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt*, Frankfurt a. M. 2002; Anne J. CRUZ, Mihoko SUZUKI, (Hg.), *The Rule of Women in Early Modern Europe*, Urbana, Chicago 2009.

57 Serena FERENTE, »Naturales dominae«. Female Political Authority in the Late Middle Ages, in: CALVI (Hg.), *Women Rulers*, S. 45–61, hier S. 49.

58 CORVISIER, *Les régences*, zählte zwischen dem 8. u. 20. Jahrhundert in Europa 441 Fälle; Pauline PUPPEL, *Die Regentin. Vormundschaftliche Herrschaft in Hessen, 1500–1700*, Frankfurt a. M. 2004, Zitat S. 16.

und zentral auf die Entstehung des absolutistischen Staates bezogen<sup>59</sup>. Allerdings wies unter anderem Sharon Jansen darauf hin, dass die Legitimität weiblicher Herrschaft in der Vormoderne immer wieder in Frage gestellt und zahlreichen Angriffen ausgesetzt war<sup>60</sup>.

Catherine de Médicis wurde in diesem Zusammenhang als Regentin für den minderjährigen Charles IX wieder interessant und ein wichtiger Bestandteil der Forschungen von Fanny Cosandey und Katherine Crawford<sup>61</sup>. Sie wurde als »habile politique«<sup>62</sup> beschrieben, die sich gegen verschiedene Parteien durchsetzte, sich geschickt als Mutter des Königs und weibliche Herrscherin inszenierte und damit einen Präzedenzfall schuf, der in Legitimationsstrategien und Herrschaftspraxis zum Vorbild für die späteren Regentinnen Marie de Médicis und Anne d'Autriche wurde<sup>63</sup>. Dabei fragte die historische Forschung nach Handlungsspielräumen der Regentin bzw. Königinmutter im Kontext der Religionskriege und richtete den Fokus vermehrt auf die Entwicklung moderner Staatlichkeit als Motiv politischen Handelns. Für Denis Crouzet und Irene Dingel gilt Catherine so als innovative Politikerin, die die Staatsräson im Blick hatte, die monarchische Herrschaft bewahrte und veränderte und Frankreich letztlich den Weg zum Absolutismus wies<sup>64</sup>. Auf diese Weise vermochte man

59 Wichtig war v. a. CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 5f.; vgl. DIES., *Catherine de Médicis and the Performance of Political Motherhood*, in: SCJ 31/3 (2000), S. 643–673; Fanny COSANDEY, *Les régence de Catherine et Marie de Médicis. Un héritage italien*, in: Giulia CALVI, Riccardo SPINELLI, (Hg.), *Le donne Medici nel sistema europeo delle corti. XVI–XVIII secolo*, Florenz 2008, S. 345–359, hier S. 351.

60 Sharon L. JANSEN, *The Monstrous Regiment of Women. Female Rulers in Early Modern Europe*, New York 2002; vgl. FERENTE, »Naturales dominae«, S. 45.

61 CRAWFORD, *Catherine de Médicis*; DIES., *Perilous Performances*; COSANDEY, *Puissance maternelle*.

62 COSANDEY, *Les régence*, S. 351.

63 CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 667: »The queen mother as a political actor had survived repeated challenges and was available as an institutional, not merely a personal, precedent«; vgl. MCCARTNEY, *Bodies Political*, S. 88; COSANDEY, *La reine*. Die Wertung bezieht sich einerseits auf die Übernahme der Regentschaft ohne vorherige Designation durch den König und andererseits auf die lange Herrschaftsposition nach Ende der offiziellen Regentschaft.

64 Irene DINGEL, *Katharina von Medici im Spannungsfeld von Religion und Politik, Recht und Macht*, in: DIES., Volker LEPPIN, Christoph STROHM (Hg.), *Reformation und Recht. Festgabe für Gottfried Seebaß zum 65. Geburtstag*, Gütersloh 2002, S. 224–242; Denis CROUZET, *Le haut cœur de Catherine de Médicis. Une raison politique aux temps de la Saint-Barthélemy*, Paris 2005. Crouzet charakterisiert Catherine de Médicis als Herrscherin, deren politische Rason Liebesvorstellungen des Neoplatonismus mit einer Politik der »nécessité« verknüpfte, die bei Bedarf Gewalt integrierte. Zentral sei dabei auch ihre »conscience féminine« (S. 554).

die Urteile über die Königinmutter als »skrupellose Usurpatorin« von Macht zu korrigieren.

Die Betrachtung von Catherine de Médicis als Musterbeispiel weiblicher Herrschaft bringt jedoch zwei Probleme mit sich: Einerseits bleibt die Frage, wie sehr und auf welche Art Herrschaft in der Frühen Neuzeit geschlechtlich markiert war, in der historischen Forschung kontrovers und aktuell. Es gibt Hinweise darauf, dass das Geschlecht in der Herrschaftspraxis hinter der fürstlichen bzw. königlichen Autorität zurücktreten oder gar verschwinden konnte, wie Elizabeth McCartney und Claudia Opitz vermutet haben<sup>65</sup>. Eine A-priori-Setzung weiblicher Herrschaft kann den Blick auf die Herrschaftsausübung und -legitimation in frühneuzeitlichen Monarchien als relationale Praxis verstellen, in der Geschlecht eine Kategorie von mehreren war. Auffällig ist, dass Frauen fast immer unter dem Schlagwort weiblicher Herrschaft untersucht werden, während männliche Herrscher scheinbar kein Geschlecht hatten<sup>66</sup>. Eine Dezentrierung von Geschlecht als Kategorie erweist sich insofern als sinnvoll für das Aufbrechen traditioneller Staatsbildungsnarrative.

Andererseits bleibt innerhalb der Betrachtung von Catherine de Médicis als weiblicher Herrscherin die Wertung als kaum institutionalisierte Machtausübung dominant. Zwar habe sie »a new definition of the queen mother in politics« entwickelt, so Crawford, die Mutter wird dabei jedoch als »gender performance« betrachtet, die aus der familiär-privaten Sphäre in den politischen Raum übertragen wurde<sup>67</sup>. Wo genau die Grenze zwischen Haus bzw. Familie und Politik war, bleibt unklar. Catherines über die Dauer der Regentschaft

<sup>65</sup> Elizabeth McCARTNEY, In the Queen's Words. Perceptions of Regency Government Gleaned from the Correspondence of Catherine de Médicis, in: COUCHMAN, CRABB (Hg.), Women's Letters, S. 207–222, hier S. 222. Claudia OPITZ, Staatsräson kennt kein Geschlecht. Zur Debatte um die weibliche Regierungsgewalt im 16. Jahrhundert und ihrer Bedeutung für die Konzipierung frühneuzeitlicher Staatlichkeit, in: Feministische Studien 2 (2005), S. 228–241, weist darauf hin, »wie weit im 16. Jahrhundert das Geschlecht des Souveräns zurücktreten konnte hinter andere Überlegungen und Legitimationsstrategien« (S. 237). Hinweise auf geschlechtlich markierte und geschlechtsneutrale Elemente von Herrschaft bei Christina LUTTER, Geschlecht, Beziehung, Politik. Welche Möglichkeiten und Grenzen »erfolgreichen« Handelns hatte Bianca Maria Sforza?, in: Innsbrucker Historische Studien 27 (2011), S. 251–266.

<sup>66</sup> Mittlerweile gibt es aber Forschungen, die Könige unter der Fragestellung von Männlichkeit untersuchen, v. a. für das Mittelalter. Vgl. z. B. Katherine J. LEWIS, Kingship and Masculinity in Late Medieval England, London, New York 2013.

<sup>67</sup> CRAWFORD, Catherine de Médicis, Zitate S. 644, 643. Vgl. S. 645: »[H]er conformity with familiar and acceptable roles which she then stretched and augmented«; S. 654: »Confining behaviour outside the home to activities in service of the family and comportment which did not threaten it«. Crouzet wiederum identifiziert die Rolle einer diskursiv geprägten »feminine figure« mit »feminine identity«, die Catherine de Médicis

hinaus ausgeübte Herrschaft wird so bis heute teilweise als informelle Einflussnahme einer geschickten Politikerin betrachtet, die sich nur auf Verwandtschaft berufen konnte. Dabei hatte bereits Simone Bertière in ihrer Studie zu französischen Königinnen auf Catherine de Médicis bezogen betont: »Être reine et être mère sont pour elle une seule et même chose«<sup>68</sup>. Und nicht nur Pauline Puppel weist auf den »durch die moderne Dichotomie von ›öffentlich‹ versus ›privat‹, von ›institutionalisierter Herrschaft‹ versus ›informeller oder sozialer Macht‹ verstellten Blick auf die Geschlechterverhältnisse in der frühneuzeitlichen Gesellschaft« hin<sup>69</sup>. Theresa Earenfight führt das Problem treffend auf eine Arbeitsteilung in der Forschung zurück: »Queenship scholars, armed with feminist and gender theories, study queens, while kingship scholars, trained in law and political theory, study kings«<sup>70</sup>.

Das dahinterliegende Problem, Mutterschaft von der Wertung als eigentlich *privates*, emotionales und somit ursprünglich nicht herrschaftsbezogenes Phänomen zu lösen, zeigt sich in der Betrachtung von Mutterschaft innerhalb von politikgeschichtlichen Forschungen zu weiblicher Herrschaft. Viele Studien zeigen Mutterschaft epochenübergreifend als Ressource, die adeligen, fürstlichen oder königlichen Frauen Zugang zu Macht eröffnete<sup>71</sup>. Innerhalb der vielen Rollen, die diese Frauen im Laufe ihres Lebens einnahmen, von der Tochter

innerhalb der französischen Monarchie eingenommen habe: CROUZET, »A strong desire«.

68 Simone BERTIÈRE, *Les reines de France au temps des Valois*, Bd. 2, Paris 1996, S. 65. Auch Bertière argumentiert jedoch u. a. mit dem »mütterlichen Instinkt«.

69 PUPPEL, *Die Regentin*, S. 15. Kritik auch bei Regina SCHULTE, *Der Körper der Königin – konzeptionelle Annäherungen*, in: DIES. (Hg.), *Der Körper der Königin*, S. 11–23, hier S. 12.

70 Theresa EARENFIGHT, *Two Bodies, One Spirit. Isabel and Fernando's Construction of Monarchical Partnership*, in: Barbara F. WEISSBERGER (Hg.), *Queen Isabel I of Castile. Power, Patronage, Persona*, Woodbridge 2008, S. 3–18, hier S. 5.

71 Siehe u. a. für diverse Kontexte Elena WOODACRE, Carey FLEINER (Hg.), *Royal Mothers and their Ruling Children. Wielding Political Authority from Antiquity to the Early Modern Era*, Basingstoke 2015; zur Frühen Neuzeit COSANDEY, *Puissance maternelle*; Silvia Z. MITCHELL, *Habsburg Motherhood. The Power of Mariana of Austria, Mother and Regent for Carlos II of Spain*, in: CRUZ, GALLI STAMPINO (Hg.), *Early Modern Habsburg Women*, S. 175–194; zum Mittelalter Miriam SHADIS, *Berenguela of Castile's Political Motherhood. The Management of Sexuality, Marriage, and Succession*, in: John CARMY PARSONS, Bonnie WHEELER (Hg.), *Medieval Mothering*, New York, London 1996, S. 335–351; Jo Ann McNAMARA, *Women and Power through the Family Revisited*, in: Mary C. ERLER, Maryanne KOWALESKI (Hg.), *Gendering the Master Narrative. Women and Power in the Middle Ages*, Ithaca 2003, S. 17–30. Schon für Kleopatra Prudence JONES, *Mater Patriae. Cleopatra and Roman Ideas of Motherhood*, in: Lauren HACKWORTH PETERSEN, Patricia SALZMAN-MITCHELL (Hg.), *Mothering and Motherhood in Ancient Greece and Rome*, Austin 2012, S. 165–183.

und Schwester zur Ehefrau, Mutter und schließlich Witwe (um nur einige zu nennen), scheint Mutterschaft am engsten mit Autorität verknüpft gewesen zu sein<sup>72</sup>. Selbst die kinderlose und unverheiratete Virgin Queen Elisabeth I. von England inszenierte sich als Mutter ihrer Untertanen<sup>73</sup>. Neuere geschlechtergeschichtliche Forschungen wenden sich explizit von einem Politikverständnis ab, das Frauen mit Familie und Privatheit assoziiert und Politik als männliches Feld konzipiert, in dem Frauen nur als Ausnahmen auftraten. Im Fall von Mutterschaft dominiert aber häufig die Interpretation als Rolle, die Macht und Einfluss innerhalb akzeptierter Grenzen weiblichen Verhaltens ermöglichte<sup>74</sup>. So wird oft versucht, verwandtschaftliche von politischen Rollen kategorial zu trennen, indem verwandtschaftliche Beziehungen und insbesondere Mutterschaft explizit oder implizit der Sphäre der Privatheit zugeordnet werden, die zu politischen Zwecken überschritten oder genutzt wurde<sup>75</sup>. Mutterschaft wird dann zur politischen Kategorie, ist aber keine verwandtschaftliche Position und Praxis mehr. Eine Historisierung bleibt dadurch einseitig.

An dieser Stelle erweist sich nun das Potential der Verwandtschaftsforschung, die bislang recht unverbunden neben der geschlechtergeschichtlich orientierten Politikgeschichte steht. Seit den 1990er Jahren hat die Verwandtschaftsforschung verstärkt die Frage nach weiblichen Linien, Positionen und

<sup>72</sup> Zu Lebenszyklen Ute DANIEL, Zwischen Zentrum und Peripherie der Hofgesellschaft. Zur biographischen Struktur eines Fürstinnenlebens der Frühen Neuzeit am Beispiel der Kurfürstin Sophie von Hannover, in: *L'Homme* 8/2 (1997), S. 208–217. Kritik an einem Fokus auf Mutterschaft als einzigem Zugang zu Macht im Mittelalter bei Mark WHITTON, *Motherhood and Power in Early Medieval Europe, West and East. The Strange Case of the Empress Eirene*, in: Conrad LEYSER, Lesley SMITH (Hg.), *Motherhood, Religion, and Society in Medieval Europe, 400–1400. Essays Presented to Henrietta Leyser*, Farnham 2011, S. 55–84.

<sup>73</sup> Carole LEVIN, *The Heart and Stomach of a King. Elizabeth I and the Politics of Sex and Power*, Philadelphia <sup>2</sup>1995.

<sup>74</sup> Giulia CALVI, »Cruel« and »Nurturing« Mothers. The Construction of Motherhood in Tuscany, in: *L'Homme* 17/1 (2006), S. 75–92, hier S. 77f.: »[M]otherhood as a specifically feminine historical experience which opened up new ways of self-representation, consciousness, conflict and ultimately empowerment«. Michèle LONGINO FARRELL, *Performing Motherhood. The Sévigné Correspondence*, Hannover, London 1991 zeigt, wie Madame de Sévigné ihre mütterliche Rolle in der Korrespondenz mit ihrer Tochter beständig aktualisierte.

<sup>75</sup> Zu Catherine de Médicis CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 654. Aktuell auch die Studie zu Regentinnen von DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 215: »La volonté de Louise de Savoie de transposer ce lien charnel et naturel, qui relève de la sphère privée, dans le domaine du politique et donc dans la sphère publique, est frappante«. Die Publikation von WOODACRE, FLEINER (Hg.), *Royal Mothers*, setzt Kategorien wie »ambition« und »influence« zentral, ohne sie zu historisieren.

Aufgaben aufgeworfen und betont, dass Frauen aktiv partizipierten und integraler Bestandteil in Herrschafts- und Verwandtschaftszusammenhängen waren<sup>76</sup>. Gerade die Perspektive auf verwandtschaftliche Beziehungen kann insofern dazu beitragen, Frauen als politische Akteurinnen neu zu gewichten. Zwar lässt sich feststellen, dass innerhalb der Verwandtschaftsforschung Mütter bis jetzt nur innerhalb von Studien zu größeren Familienzusammenhängen explizit behandelt wurden<sup>77</sup>. Womöglich liegt dieses Desinteresse nicht nur an der schwierigen Historisierung von Mutterschaft, sondern auch an der häufig geäußerten Forderung, umfassende Verwandtschaftsverhältnisse anstelle der Kernfamilie in den Blick zu nehmen, in der die Mutter scheinbar zu verorten ist. So wurden Mütter und Frauen allgemein in Bezug auf Transmissionen und Reproduktion von Herrschaft von der Verwandtschaftsforschung bisher vernachlässigt, bis hin zur Argumentation, dass die Rolle von Müttern hier nur marginal sei<sup>78</sup>. Im Zentrum der frühneuzeitlichen patrilinearen Verwandtschaftsstrukturen wird der Vater (nicht ohne Grund) als »Familienoberhaupt« verortet, das die Mutter höchstens vertreten konnte<sup>79</sup>. Anders als für die Politikgeschichte ist aber aus Sicht der Verwandtschaftsforschung die besondere Bedeutung von Frauen innerhalb patrilinearere Verwandtschaftsordnungen nicht überraschend oder paradox. Dies zeigen insbesondere Forschungen zu adeligen Ehefrauen, Witwen und Vormundinnen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, die als Mediatorinnen und Netzwerkerinnen zwischen Familienmitgliedern, zwischen Generationen und zwischen Dynastien betrachtet werden: Als außerhalb der Patrilinie und häufig auch der Besitztransfers stehende Ehefrauen, Mütter und Witwen managten Frauen Übergänge von Herrschaft und Besitz, vor allem in Abwesenheit der Väter, sie vermittelten bei Konflikten und verbanden Familien, das arbeiteten unter anderem Giulia Calvi und Isabelle

<sup>76</sup> Fanny COSANDEY, *Quelques réflexions sur les transmissions royales maternelles. La succession de Catherine de Médicis*, in: CALVI (Hg.), *Women Rulers*, S. 62–71; Michaela HOHKAMP, *Transdynasticism at the Dawn of the Modern Era. Kinship Dynamics among Ruling Families*, in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Transregional and Transnational Families*, S. 93–105.

<sup>77</sup> So bei SEVERIDT, *Familie*; NOLTE, *Familie, Hof und Herrschaft*.

<sup>78</sup> Giulia CALVI, »Sans espoir d’hériter«. Les mères, les enfants et l’État en Toscane, XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècle, in: *Clio. Histoire, femmes et sociétés* 21 (2005), S. 2–15, <https://clio.revues.org/1445> (23.4.2019). Dagegen COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 2, zum »rôle essentiel que jouent les femmes dans les modalités de gestion et de transmission du pouvoir«.

<sup>79</sup> NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 16.

Chabot am Beispiel von Witwen in Florenz heraus<sup>80</sup>. Dabei wird der weitgehende güter- und erbrechtliche Ausschluss der Mütter und Witwen als vorteilhaft für ihre Positionen als Vermittlerinnen und die Übernahme von Vormundschaft und Regentschaft angesehen – gerade weil sie nicht von ihren Kindern erben oder selbst die Sukzession beanspruchen konnten, galten sie als ideale Kandidatinnen für die Vertretung der Interessen der Nachkommen. Die »mère cruelle« war dagegen diejenige, die ihre Kinder mit ihrer Mitgift verließ, wie Christiane Klapisch-Zuber am Beispiel von Florenz im Spätmittelalter gezeigt hat<sup>81</sup>. Praktiken von Mutterschaft erweisen sich hier als äußerst kontextabhängig, insbesondere im Verhältnis zu Besitz und Mitgift, und als Praxis eng verbunden mit politischer Ordnung.

Catherine de Médicis ist als verwandtschaftliche Figur in der historischen Forschung bislang kaum in Erscheinung getreten. Einige Ansätze zeigen jedoch das Potential der Integration verwandtschaftlicher Perspektiven, die Position der Königin/Königinmutter/Regentin als integrales, legitimes Element der französischen Königsherrschaft charakterisieren zu lassen, während vorherige Forschungen angesichts der Regentschaft von einem »coup d'État«<sup>82</sup> der Königinmutter sprachen: Cosandey forschte am intensivsten zur Königinmutter als politische Figur und hob die Verbindung von Mutter und Königin und den

80 Häufig war dies mit einem Ausschluss der Witwen vom Erbe ihrer Kinder und dem gleichzeitigen Zugeständnis der Vormundschaft verbunden. Giulia CALVI, Rights and Ties that Bind. Mothers, Children, and the State in Tuscany during the Early Modern Period, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), Kinship in Europe, S. 145–162; DIES., Reconstructing the Family. Widowhood and Remarriage in Tuscany in the Early Modern Period, in: Trevor DEAN (Hg.), Marriage in Italy, 1300–1650, Cambridge 1998, S. 275–296; Isabelle CHABOT, Lineage Strategies and the Control of Widows in Renaissance Florence, in: Sandra CAVALLO, Lyndan WARNER (Hg.), Widowhood in Medieval and Early Modern Europe, New York 1999, S. 127–144. Vgl. zum 18. Jahrhundert Sandro GUZZI-HEEB, Mère aimée, mère domestiquée? Mères valaisannes du XVIII<sup>e</sup> siècle et leurs fonctions sociales, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 437–462. Für einen Überblick zur Witwenforschung Sandra CAVALLO, Lyndan WARNER, Introduction. Widowhood, »Widowhood«. Problems of Visibility and Definition, in: DIES. (Hg.), *Widowhood in Medieval and Early Modern Europe*, New York 1999, S. 3–23; Lyndan WARNER, Widows, Widowers and the Problem of »Second Marriages« in Sixteenth-Century France, *ibid.*, S. 84–107; Martina SCHATTKOWSKY (Hg.), *Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung*, Leipzig 2003.

81 Christiane KLAPISCH-ZUBER, La »mère cruelle«. Maternité, veuvage et dot dans la Florence des XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, in: *Annales. Economies, sociétés, civilisations* 38/5 (1983), S. 1097–1105, hier S. 1103.

82 Barbara GAEHTGENS, Macht-Wechsel oder die Übergabe der Regentschaft, in: Bettina BAUMGÄRTEL, Silvia NEYSTERS (Hg.), *Die Galerie der starken Frauen/La galerie des femmes fortes. Regentinnen, Amazonen, Salondamen*, München 1995, S. 64–78.

engen Bezug zwischen »puissance maternelle et pouvoir politique« hervor, die die Mutterschaft der Königinnen zusammen mit ihrer Souveränität mit einem Machtanspruch verband<sup>83</sup>. Dies habe schließlich auch die Regentschaft von Catherine de Médicis ermöglicht. McCartney wiederum stellte den Ehefrauen- bzw. Witwenstatus der Königinnen, die durch die Ehe nach kanonischem Recht ein Fleisch mit dem König wurden, ins Zentrum ihrer Überlegungen zur Legitimität der Herrschaftsposition einer Königin<sup>84</sup>. Aufschlussreich ist dabei die rechtliche Situation der französischen Monarchie, in der bei mütterlichen Regentschaften nicht zwischen den Verpflichtungen einer Mutter als Vormundin gegenüber ihrem Sohn (*tutelle*) und denen der Regentin gegenüber dem König (*gouvernance*) unterschieden wurde, wie es zum Beispiel in den deutschen Fürstentümern oder in Kastilien üblich war<sup>85</sup>. Dies scheint signifikant für die politische Präsenz der Königinmutter. Tatsächlich war es in der Frühen Neuzeit auch weniger »die Frau« als »die Mutter«, die in den Mittelpunkt der Regentschaftsdiskurse gerückt wurde, so zeigten Cosandey und McCartney: Die Verbindung zwischen Mutter und Sohn und die als besonders angesehene mütterliche Liebe legitimierte Regentschaften in der Theorie<sup>86</sup>.

Solche Erkenntnisse bieten eine gute Ausgangslage für die weitere Forschung, indem sie Mutterschaft auf der Ebene von rechtlich-politischen Diskursen zu Regentschaft untersuchten. In welchem Verhältnis solche Diskurse zur Herrschaftspraxis standen, wie in diesem Kontext Königinmuttersein funktionierte und als verwandtschaftliche Beziehung und Praxis zu verstehen ist, bleibt jedoch ein Desiderat der historischen Forschung, und hier setzt die Arbeit an. Anhand der Briefe von Catherine de Médicis und ihren Kindern wird eine Mutter als verwandtschaftliche Position verortet. *Königinmuttersein* zeigt sich als eine soziale und politische Praxis, die Königinmutter als eine relatio-

83 COSANDEY, *Puissance maternelle*. Für eine differenzierte Betrachtung rechtlicher Positionen von Königinnen vgl. auch Theresa EARENFIGHT, *The King's Other Body. Maria of Castile and the Crown of Aragon*, Philadelphia 2009; MITCHELL, *Habsburg Motherhood*.

84 MCCARTNEY, *Bodies Political*; DIES., *The King's Mother and Royal Prerogative in Early-Sixteenth-Century France*, in: PARSONS (Hg.), *Medieval Queenship*, S. 117–141.

85 COSANDEY, *La reine*, S. 298; MCCARTNEY, *The King's Mother*. In anderen Fürstentümern bzw. Königreichen war es üblich, der Mutter die Vormundschaft zu übertragen, während ein Rat die Regentschaft übernahm. Zu Kastilien Joseph F. O'CALLAGHAN, *The Many Roles of the Medieval Queen. Some Examples from Castile*, in: EARENFIGHT (Hg.), *Queenship and Political Power*, S. 21–32; zu Hessen PUPPEL, *Die Regentin*.

86 Fanny COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«. *Pouvoir féminin et puissance dynastique dans la monarchie française d'Ancien Régime*, in: *Historical Reflections/Réflexions historiques* 32/2 (2006), S. 381–401, hier S. 401: »La régence est bien la voie royale de la maternité«; MCCARTNEY, *The King's Mother*.

nale verwandtschaftliche Figur. Was Verwandtsein für die Akteurinnen und Akteure war und wie die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mutter und Kindern in der Kommunikation hergestellt und ausgehandelt wurden, dem werde ich nachgehen. So zeigt sich beispielsweise auch – in Abgrenzung von bisherigen Ergebnissen der Verwandtschaftsforschung –, dass Catherine de Médicis sich in der Regel in der Kommunikation innerhalb der Patrilinie positionierte, auch wenn sie besitzrechtlich als außerhalb stehend verstanden werden kann. Die Bedeutung der geschlechtlichen Markierung wird dabei nicht vorausgesetzt. Welches Bild ergibt sich, wenn ich nicht davon ausgehe, dass es sich um *weibliche* Herrschaft handelt, sondern das Geschlecht dezentriert? Durch eine Betrachtung der Herrschaftsposition der Königinmutter aus verwandtschaftlicher Perspektive lässt sich so das scheinbare Paradox ›weiblicher‹ Herrschaft in einer ›männlichen‹ Monarchie auflösen und stattdessen die Königinmutter als zentrales Element frühneuzeitlicher königlicher Herrschaft charakterisieren.

Im Zentrum steht ein konkreter Fall von Königinmuttersein, der in seinem spezifischen historischen Kontext zu verorten ist. Insofern geht es nicht um die allgemeine Frage, was eine Mutter in der Frühen Neuzeit war. Ich folge hier der Unterscheidung von Carlo Ginzburg zwischen dem Fall, der sich auf eine bestimmte Perspektive und einen spezifischen Kontext bezieht (oft im Sinne einer Infragestellung), und dem Beispiel *für* etwas (im Sinne einer Bestätigung der Regel)<sup>87</sup>. Die Betrachtung eines Falls und des damit verbundenen mikroskopischen Blicks bietet den methodischen Vorteil einer konsequenten Kontextualisierung und Historisierung des Königinmutterseins und der verwandtschaftlichen Beziehungspraktiken in ihrer Komplexität<sup>88</sup>. Ziel ist dementsprechend nicht das Skizzieren eines Modells oder einer Serie, sondern der Blick auf Verwandtsein als Problem und damit auf die Monarchie selbst, der anhand eines Falls neu ausgerichtet werden kann. Dies betrifft jedoch die Problemstellung und den induktiven Untersuchungszugang und ist nicht vorschnell mit der Pos-

<sup>87</sup> In Anknüpfung an Jolles: Carlo GINZBURG, Ein Plädoyer für den Kasus, in: Johannes SÜSSMANN, Susanne SCHOLZ, Gisela ENGEL (Hg.), Fallstudien. Theorie – Geschichte – Methode, Berlin 2007, S. 29–48. Vgl. auch Matthias POHLIG, Vom Besonderen zum Allgemeinen? Die Fallstudie als historisches Problem, in: HZ 295 (2012), S. 297–319; Jean-Claude PASSERON, Jacques REVEL, Penser par cas. Raisonner à partir de singularités, in: DIES. (Hg.), Penser par cas, Paris 2005, S. 9–44.

<sup>88</sup> GINZBURG, Ein Plädoyer; DERS., Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: HA 1 (1993), S. 169–192; Giovanni LEVI, The Origins of the Modern State and the Microhistorical Perspective, in: Jürgen SCHLUMBOHM (Hg.), Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?, Göttingen 1998, S. 55–82. Zu den Vorteilen einer mikrohistorischen Perspektive im Rahmen einer Studie zu Mutterschaft GUZZI-HEEB, *Mère aimée*, S. 439.

tulierung eines Sonderfalls gleichzusetzen. Denn aus anderem Blickwinkel könnte man Catherine de Médicis auch als Beispiel sehen: Sie gilt zwar als Präzedenzfall, weil sie als erste Königinmutter die Regentschaft aus Eigeninitiative und nicht durch vorherige Designation des Königs antrat, stand jedoch in einer Reihe mütterlicher Regentinnen und schuf die Figur der Königinmutter nicht aus dem Nichts heraus. Herrscherinnen waren keine Ausnahme in der Frühen Neuzeit, und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden nicht nur in Frankreich die Grundlagen und Grenzen von Herrschaft diskutiert<sup>89</sup>. Catherine de Médicis war beileibe nicht der einzige Fall einer Herrschaftslegitimation durch Mutterschaft<sup>90</sup>. Wie ist dies aus verwandtschaftlicher Perspektive zu verstehen? Die Figur der Königinmutter machte in den frühneuzeitlichen Monarchien zu einer Zeit Karriere, als Verwandtschaft zunehmend patrilinear und vertikal repräsentiert wurde, und hier war Catherine de Médicis ein herausgehobenes Beispiel – das »außergewöhnlich Normale«, um eine Formulierung Edoardo Grendis aufzugreifen<sup>91</sup>.

### Muttersein historisieren. Historisch-anthropologische Zugänge

Für eine Annäherung an die Figur der Königinmutter bildet ein konsequentes Historisieren und Fremdmachen von Mutterschaft als soziale Praxis und Beziehungsform eine methodische Voraussetzung. Es ermöglicht die konzeptionelle Fokusverlagerung auf die Frage, was Muttersein und Verwandtsein für die historischen Akteurinnen und Akteure war und was das über die Königsherrschaft aussagt. Dabei werden anthropologische Ansätze zum Muttersein als Set von Praktiken methodisch erweitert, indem sie mit der Annahme der Mehrfachrelationalität der verwandtschaftlichen Figur verbunden werden.

Mutterschaft erscheint in der gesellschaftlichen Wahrnehmung zwar als soziale Aufgabe, aber zugleich oft als Phänomen der Natur und Aspekt der Biologie – man könnte an die natürliche Geburt, an Prägung im Mutterleib, an Annahmen mütterlicher Instinkte und Fürsorge denken oder an Vorstellungen genetischer Verwandtschaft. Wohl auch deshalb wurde Mutterschaft bislang im Fall der Königinmutter nicht mit Blick auf die damit verbundenen Praktiken und Beziehungen betrachtet. Michelet konstatierte im 19. Jahrhundert im Hinblick auf Catherine de Médicis: »Comme mère, elle appartenait pourtant à la

89 Zum prominenten Beispiel Elisabeth I. LEVIN, *The Heart*.

90 Siehe z. B. zum Frühmittelalter WHITTOW, *Motherhood*.

91 Edoardo GRENDI, *Micro-analisi e storia sociale*, in: *Quaderni Storici* 12/2 (1977), S. 506–520. Vgl. die Überlegungen von Carlo GINZBURG, *Die Benandanti. Feldkulte und Hexenwesen im 16. und 17. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1980, S. 9f.

nature, elle était femelle, aimait ses petits«<sup>92</sup>. Neue Reproduktionstechnologien, Leihmutterchaft, Kinder mit mehr als zwei genetischen Elternteilen, neue Familienformen mit mehreren Vätern und Müttern oder gleichgeschlechtlichen Eltern stellen jedoch seit einiger Zeit alte Gewissheiten darüber, wie Verwandtschaft konstituiert wird und was genau an Mutterchaft natürlich ist, fundamental in Frage<sup>93</sup>. Diese Verunsicherung der Grenzen zwischen Sozialem und Biologischem bietet zugleich das heuristische Potential, aus historischer Perspektive die Frage, was eine Mutter war und wie Muttersein in der Praxis funktionierte, neu zu stellen. Das Erkennen von historischer Alterität beginnt im vorliegenden Fall schon bei der Feststellung, dass das, was wir heute Biologie nennen, für Catherine de Médicis und ihre Nachkommen keine unverhandelbare Tatsache darstellte; physiologische Konzeptionen von Verwandtschaft und Abstammung erscheinen in der Praxis situativ und wandelbar.

Die anthropologische Verwandtschaftsforschung hat unter den Eindrücken der beschriebenen Verunsicherung in den letzten Jahren eine fundamentale methodische Wende vollzogen, die die alte Grundannahme, dass Verwandtschaft stets auf biologischen Tatsachen beruhe, die jedoch sozial und kulturell verschieden gedeutet werden, radikal in Frage stellt. So wurde in der Regel zwischen Heiratsallianzen als rechtlicher Form von Verwandtschaft einerseits und Abstammung und Reproduktion als biologischem und somit unveränderlichem Aspekt andererseits unterschieden. Claude Lévi-Strauss formulierte paradigmatisch: »Doch die Kultur, der Deszendenz gegenüber ohnmächtig, wird sich angesichts des ganz anderen Phänomens der Allianz, des einzigen, über das die Natur nicht schon alles gesagt hat, sowohl ihrer selbst als auch ihrer Rechte bewußt«<sup>94</sup>. Insbesondere in der historischen Verwandtschaftsforschung wird häufig mit impliziten Biologismen operiert, ohne dass das Verhältnis von Ver-

92 MICHELET, Œuvres complètes, S. 216.

93 Stellvertretend für eine breite gesellschaftliche Debatte: Antje SCHRUPP, Mutter ohne Ansprüche, in: Die Zeit, 23.5.2016, <http://www.zeit.de/kultur/2016-05/fortpflanzung-schwangerschaft-geburt-biologie-mutter-10nach8> (23.4.2019). Vgl. auch die vieldiskutierte Studie von Orna DONATH, Regretting Motherhood/Wenn Mütter bereuen, München 2016. Aus anthropologischer Perspektive Maurice GODELIER, Métamorphoses de la parenté, Paris 2004, S. 9: »Mais la filiation elle-même risque de ne plus être demain ce qu'elle était hier«.

94 LÉVI-STRAUSS, Die elementaren Strukturen, S. 80. Lévi-Strauss stellte allerdings differenzierte Überlegungen zum Problem der Trennung von Natur und Kultur an. So assoziierte er zwar generell Kultur mit Regeln, Gesetzen und Institutionen, während Natur sich durch Universalität bei gleichzeitiger Abwesenheit von Regeln auszeichne (vgl. v. a. S. 51–55). Für mütterliches Verhalten hielt er jedoch fest: »[I]n den meisten Fällen sind die Ursachen nicht einmal wirklich getrennt, und die Reaktion des Subjekts stellt eine wahre Verschmelzung der biologischen und der sozialen Ursprünge seines Verhaltens dar« (S. 46).

wandtschaft und Biologie selbst zum Gegenstand würde, wie Bernhard Jussen kritisiert<sup>95</sup>.

Im Rahmen der anthropologischen und historischen New Kinship Studies wird mittlerweile stattdessen danach gefragt, was Verwandtsein (*relatedness*) für verschiedene Akteurinnen und Akteure in verschiedenen Kontexten ist<sup>96</sup>. Hier liegt ein zentraler konzeptioneller Impuls für die vorliegende Arbeit. Eine wichtige Referenz bilden die Untersuchungen des Anthropologen David Schneider aus den 1980er Jahren, »American Kinship« und »A Critique of the Study of Kinship«, die erstmals die Unterscheidung zwischen Kultur und Natur bzw. Biologischem und Sozialem problematisiert hatten. Schneider zeigte, dass die Vorstellung einer biologischen Determination eine westliche ist, die nicht universell gültig ist<sup>97</sup>. Im Anschluss daran fragen die New Kinship Studies beispielsweise danach, wie Verwandtschaft und das Biologische konstituiert werden und was die Natur für die Akteurinnen ist<sup>98</sup>. Auch die historische Verwandtschaftsforschung problematisiert mittlerweile grundlegend, was Verwandtsein bzw. konkrete Verwandtschaftsfiguren für historische Akteure in

95 JUSSEN, Künstliche und natürliche Verwandtschaft.

96 Studien der Sozialanthropologin Carsten über verwandtschaftliche Beziehungen in Malaysia und Großbritannien oder von Strathern zu England am Ende des 20. Jahrhunderts spielen hier eine zentrale Rolle: Janet CARSTEN, *Cultures of Relatedness. New Approaches to the Study of Kinship*, Cambridge 2000; DIES., *After Kinship*. Carsten wendet sich teilweise von dem Begriff Verwandtschaft ab und plädiert stattdessen für den Fokus auf *relatedness*. Marilyn STRATHERN, *After Nature. English Kinship in the Late Twentieth Century*, Cambridge u. a. 1992. Siehe auch Sarah FRANKLIN, Susan MCKINNON (Hg.), *Relative Values. Reconfiguring Kinship Studies*, Durham 2001.

97 David SCHNEIDER, *American Kinship. A Cultural Account*, Chicago <sup>2</sup>1980; DERS., *A Critique of the Study of Kinship*, Ann Arbor <sup>2</sup>1985.

98 Carsten formuliert in Bezug auf Verwandtschaft das Problem, das spätestens die neuen Reproduktionstechnologien aufgeworfen haben: »[I]t is not very clear just where the boundaries between biological and social attributes would lie«, CARSTEN, *After Kinship*, S. 81. Vgl. DIES., *Cultures of Relatedness*, S. 24: »[N]arrowly defined analytic spheres of ›biological‹ and ›social‹ aspects of kinship are inadequate to describe or analyse cultures of relatedness«. Siehe auch Sarah FRANKLIN, *Biologization Revisited. Kinship Theory in the Context of the New Biologies*, in: DIES., MCKINNON (Hg.), *Relative Values*, S. 302–325. SCHNEIDER, *American Kinship*, S. 23, bringt das auch heute noch in westlichen Gesellschaften weitverbreitete Bild auf den Punkt: »In American cultural conception, kinship is defined as biogenetic. This definition says that kinship is whatever the biogenetic relationship is. If science discovers new facts about biogenetic relationships, then this is what kinship is and was all along, although it may not have been known at the time«.

spezifischen Kontexten waren<sup>99</sup>. Unter dem Label des Ontological Turns werden Fragen alteritärer Weltzusammensetzungen, der universellen Gültigkeit der Grenzen zwischen Natur und Kultur und anderen ontologischen Kategorien aktuell nicht nur in der Verwandtschaftsforschung diskutiert: Philippe Descola hat beispielsweise mit seiner Studie zu Natur und Kultur dazu angeregt, sowohl die Gegensätze zwischen beiden als Ergebnis historischer (und nicht universeller) Prozesse zu sehen als auch die Vorstellung der einen Natur »als autonomer ontologischer Bereich« kulturspezifisch zu relativieren<sup>100</sup>.

Für geschichtswissenschaftliche Untersuchungen zu Mutterschaft in der Vormoderne sind solche Perspektiven bislang nicht umgesetzt worden<sup>101</sup>. Innerhalb der Geschichtswissenschaft wurde Mutterschaft auch nie zum Label eines umfassenden eigenen Forschungsfeldes. Lange erschien sie als etwas so Natürliches und Universelles, dass sie kaum historisiert wurde – im Gegensatz zu Vaterschaft, die bis weit ins 20. Jahrhundert nicht zweifelsfrei biologisch nachweisbar und somit in der Forschung als primär sozial konstituiert verstanden wurde<sup>102</sup>. Auffällig ist die weitgehende Abwesenheit explizit auf Mutterschaft fokussierter deutschsprachiger Forschungen, während englischsprachige

<sup>99</sup> So z. B. Ludolf KUCHENBUCH, »... mit Weib und Kind und...« Die Familien der Mediävistik zwischen den Verheirateten und ihren Verwandten in Alteuropa, in: SPIESS (Hg.), *Die Familie*, S. 325–376 mit einem Plädoyer für eine Untersuchung der »Verwandtseinswörter« (S. 351); Michaela HOHKAMP, *Do Sisters have Brothers? Or the Search for the »rechte Schwester«*. Brothers and Sisters in Aristocratic Society at the Turn of the Sixteenth Century, in: JOHNSON, WARREN SABLEAN (Hg.), *Sibling Relations*, S. 65–84.

<sup>100</sup> Philippe DESCOLA, *Jenseits von Natur und Kultur*, Berlin 2013, Zitat S. 117. Vgl. S. 139 zur These, »dass der Gegensatz zwischen Natur und Kultur seine endgültige Form und seine operatorische Wirksamkeit erst Anfang des 20. Jahrhunderts erhalten hat«. Zum Ontological Turn z. B. Greg ANDERSON, *Retrieving the Lost Worlds of the Past. The Case for an Ontological Turn*, in: *AHR* 120/3 (2015), S. 787–810; Caroline ARNI, *Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung*, in: *HA* 26/2 (2018), S. 200–223.

<sup>101</sup> Zu Mutterschaft bei französischen Sozialistinnen des 19. Jahrhunderts *ibid.*

<sup>102</sup> Gianna POMATA, *Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie*, in: *Feministische Studien* 2/2 (1983), S. 113–127, hier S. 114. Zu Vaterschaft im Kontext der spätmittelalterlichen Stadt Aude-Marie CERTIN, *La cité des pères. Paternité, mémoire, société dans les villes méridionales de l'Empire du milieu du XIV<sup>e</sup> siècle au milieu du XVI<sup>e</sup> siècle* (Nuremberg, Augsburg, Francfort-sur-le-Main), Diss., EHESS (2014); Philip GRACE, *Affectionate Authorities. Fathers and Fatherly Roles in Late Medieval Basel*, Farnham 2015. Klassisch: Steven E. OZMENT, *When Fathers Ruled. Family Life in Reformation Europe*, Cambridge 1983.

und italienische Untersuchungen dominieren<sup>103</sup>. Erste Impulse erhielten Forschungen zu Mutterschaft und Müttern im Zusammenhang des Feminismus der 1970er und 1980er Jahre und der Debatten über die politische Rolle des Privaten. 1980 erschienen in Frankreich zwei grundlegende und vielbeachtete Studien, von der Historikerin Yvonne Knibiehler zur Geschichte der Mütter seit dem Mittelalter und von der Philosophin Élisabeth Badinter zur Geschichte der Mutterliebe seit dem 17. Jahrhundert<sup>104</sup>. Der Einfluss der mittlerweile problematisierten Thesen von Philippe Ariès<sup>105</sup> zur geringeren emotionalen Bindung zwischen Eltern und Kindern in der Vormoderne scheint eindeutig. Die Autorinnen, die unter anderem gegen den Mythos der unbedingten Mutterliebe anschrrieben und sich für weibliche Erfahrungen interessierten, arbeiteten jedoch grundlegende Aspekte zur Periodisierung heraus: Vorstellungen von Mutterschaft als Inbegriff weiblicher Existenz, von der Unabdingbarkeit mütterlicher Liebe für das Kindeswohl, dem Zurücktreten von Eigeninteressen der Mutter und von Vater und Mutter als Abbild komplementärer (wenngleich hierarchischer) Geschlechterrollen hätten sich so kategorisch erst seit der Aufklärung entwickelt. Innerhalb dieses historischen Prozesses, der zeitgleich zur Ausdifferenzierung zwischen privater und öffentlicher Sphäre verlief und vor allem das Bürgertum betraf, wurde der Vater als Repräsentant der Rationalität stärker im öffentlichen Raum von Politik und Wirtschaft verortet, während der Mutter die Verantwortung für die Familie, das Haus und die emotionale Ökonomie zukam<sup>106</sup>. Die so wirkmächtige Idee, dass Mutterschaft zur Natur der Frau gehöre und die Mutter die zentrale Figur der Familie als privater Sphäre bilde, konnte so bürgerlichen Diskursen des späten 18. und 19. Jahrhunderts zugeschrieben werden<sup>107</sup> – eine wichtige Voraussetzung für die folgende weiterge-

<sup>103</sup> Eine Ausnahme bildet Claudia OPITZ, *Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung*, in: DIES. (Hg.), *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster 2000, S. 85–106. Zentral ist die grundlegende Studie von Giulia CALVI, *Il contratto morale. Madri e figli nella Toscana moderna*, Rom, Bari 1994.

<sup>104</sup> Yvonne KNIBIEHLER, *Histoire des mères et de la maternité en Occident*, Paris 2012; Élisabeth BADINTER, *L'amour en plus. Histoire de l'amour maternel, xvii<sup>e</sup>–xx<sup>e</sup> siècle*, Paris 2015.

<sup>105</sup> Philippe ARIÈS, *L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime*, Paris 1973 (Erstausgabe 1960).

<sup>106</sup> Dazu bereits Karin HAUSEN, *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: Werner CONZE (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, Stuttgart 1976, S. 363–393.

<sup>107</sup> Siehe dazu auch OPITZ, *Mutterschaft*; Toni BOWERS, *The Politics of Motherhood. British Writing and Culture, 1680–1760*, Cambridge u. a. 1996.

hende Historisierung von Mutterschaft. Aus einer Epochenperspektive kann aber auch das 16. Jahrhundert als signifikant gewertet werden: Sara Matthews Grieco argumentiert, dass in dieser Zeit in gesellschaftlichen Diskursen Mutterschaft und Fruchtbarkeit als soziale und politische Pflicht einer jeden Frau aufgewertet wurden. Und Clarissa Atkinson führte das bis heute wirkungsvolle Bild der guten Mutter nicht erst auf das 18., sondern bereits auf das 16. Jahrhundert zurück<sup>108</sup>. Die Figur der Königinmutter muss auch in Relation zu solchen Diskursen verortet werden.

In der historischen Forschung bildeten bis in die 1990er Jahre Themen wie die demografische Entwicklung, Geburt und Schwangerschaft Schwerpunkte<sup>109</sup>. Dies spiegelte auch die grundlegende Problematik wider, der sich die Wissenschaft gegenüber sah: Wie konnte man Mutterschaft als soziales und kulturelles Konstrukt verstehen, wenn zugleich die Biologie unhintergebar schien? Atkinson lieferte in diesem Rahmen neue Impulse mit einer umfassenden Studie zu Mutterschaft im Mittelalter, deren Fokus auf theologischen und medizinischen Diskursen lag. Dabei lässt sich eine weitergehende Problematisierung der biologischen Anteile von Mutterschaft erkennen: Die neuen Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin waren bereits ein Anlass, Biologie als veränderlich wahrzunehmen; so konnte die Autorin die Historizität und Wandelbarkeit von Mutterschaft in den Mittelpunkt ihrer Studie stellen und festhalten: »[M]otherhood does not survive historical deconstruction«<sup>110</sup>. Ähnlich argumentierten John Carmi Parsons und Bonnie Wheeler in der Einleitung zu ihrem Sammelband über »Medieval Mothering«, der den Fokus konsequent auf die Vielfalt der Praktiken legte und wichtige Fragen stellte, die später jedoch kaum aufgegriffen wurden: Kann man zwischen mütterlichen und väterlichen Praktiken unterscheiden? Kann man Mutterschaft untersuchen, ohne von Vätern und Kindern zu sprechen? Wie lassen sich Kontexte von Mutterschaft definieren<sup>111</sup>? Die Schreibenden wandten sich ab von Fragen wie Geburt und Schwangerschaft, um sich Diskursen, Konzepten und Praktiken von Mutterschaft zu wid-

<sup>108</sup> Sara F. MATTHEWS GRIECO, *Ange ou diablesse. La représentation de la femme au xv<sup>e</sup> siècle*, Paris 1991; Clarissa W. ATKINSON, *The Oldest Vocation. Christian Motherhood in the Middle Ages*, Ithaca, London 1991, S. 241f.

<sup>109</sup> Vgl. den kurzen Forschungsüberblick bei CALVI, »Sans espoir d'hériter«; Didier LETT, *Les mères demeurent des filles et des sœurs. Les statuts familiaux des femmes dans les Marches au début du xiv<sup>e</sup> siècle*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 327–345.

<sup>110</sup> ATKINSON, *The Oldest Vocation*, S. 243. Atkinson hielt z. B. fest, dass Erzählungen über Mutterschaft im 12. Jahrhundert bemerkenswert ambivalent gegenüber »natürlichen« Aspekten von Mutterschaft waren (S. 6).

<sup>111</sup> JOHN CARMİ PARSONS, BONNIE WHEELER, *Introduction. Medieval Mothering, Medieval Mothers*, in: DIES. (Hg.), *Medieval Mothering*, S. ix–xvii.

men. Als zentral betrachteten sie die Verknüpfung von Mutterschaft mit Körpervorstellungen und Reproduktion und nicht zuletzt die Verbindung von Mutterschaft und Geschlecht. Während die Essentialisierung von Frauen als Mütter kritisiert wurde, hob man zugleich hervor, dass Mütter grundsätzlich weiblich seien: »Although not all women are mothers, all mothers are women«, stellte Atkinson fest; Parsons und Wheeler konstatierten: »Men are not mothers«<sup>112</sup>. Auf welche Weise Mutterschaft und Geschlecht verflochten sind, bleibt also ein Problem. In aktuellen historischen Forschungen sind die Vielfalt mütterlicher Praktiken und die Ablehnung eines universalistischen Verständnisses von Mutterschaft Common Sense<sup>113</sup>. Selten aber wird dies zu einem Ausgangspunkt, die Rolle der Biologie und des Geschlechts weitergehend zu problematisieren und in der historischen Konzeptionierung zu analysieren<sup>114</sup>. Während Vaterschaft in der neueren historischen Forschung vor allem mit Transmission assoziiert wird – von Namen, Ansprüchen, Wissen etc. –, wird Mutterschaft immer noch oft physiologisch und fürsorglich verstanden<sup>115</sup>. Der Zusammenhang Mütter – Frauen – Biologie scheint schwer zu durchbrechen.

Um solche Perspektiven zu überwinden, knüpft diese Arbeit methodisch vor allem an anthropologische Forschungen an, die es ermöglichen, Muttersein als Praxis zu untersuchen und dabei moderne Kategorisierungen und Ontologien zu hinterfragen. Insbesondere in feministisch und psychologisch ausgerichteten Studien wurde die methodische Reflexion über Mutterschaft stärker in den Mittelpunkt gestellt<sup>116</sup>. Anthropologinnen betonten beispielsweise schon früh die Problematik einer universal gültigen Definition und der Annahme bio-

112 ATKINSON, *The Oldest Vocation*, S. 5; PARSONS, WHEELER, *Introduction*, S. x.

113 Siehe z. B. Marina D'AMELIA (Hg.), *Storia della maternità*, Rom 1997.

114 Im »Ashgate Research Companion to Women and Gender in Early Modern Europe« behandelt der Artikel zu »Maternity« hauptsächlich Fragen von Schwangerschaft und Geburt als weibliche Erfahrungen. Lianne McTAVISH, *Maternity*, in: Allyson M. POSKA, Jane COUCHMAN, Katherine A. McIVER (Hg.), *The Ashgate Research Companion to Women and Gender in Early Modern Europe*, Farnham 2013, S. 173–193.

115 Isabelle ORTEGA, Marc-Jean FILAIRE-RAMOS (Hg.), *Le legs des pères et le lait des mères ou comment se raconte le genre dans la parenté du Moyen Âge au XXI<sup>e</sup> siècle*, Turnhout 2014. Zu Vaterschaft und Transmission Jérôme BASCHET, *Le sein du père. Abraham et la paternité dans l'Occident médiéval*, Paris 2000, S. 336.

116 Wenngleich CARSTEN, *After Kinship*, S. 11, kritisch darauf hinweist, dass »In many societies studied by anthropologists, it was women who were most concerned with socializing young children and with organizing and carrying out domestic activities. Thus it followed that women were more or less excluded from anthropological accounts«.

logischer Determinierung<sup>117</sup>. Als produktiv erweist sich die methodische Unterscheidung zwischen *motherhood* und *mothering*, die unter anderem auf eine vielzitierte Studie von Adrienne Rich, »Of Woman Born«<sup>118</sup>, zurückging: Während *motherhood* eine Institution bezeichnet, die vor allem aus feministischer Perspektive mit dem Patriarchat assoziiert wurde, wird *mothering* als Prozess und Set von diversen Praktiken und Beziehungen verstanden. Dabei lässt sich zeigen, dass solche Praktiken nicht an ein Geschlecht gebunden sind, nicht isolierbar von anderen Beziehungsformen und von einer Vielzahl von Akteurinnen und Akteuren ausgeführt wurden. Ob und inwiefern biologische Konzepte (in Vorstellungen von Blut beispielsweise) dabei eine Rolle spielen, ist nicht vorauszusetzen<sup>119</sup>.

Ein konzeptioneller Zugang zum Muttersein als Praxis bietet den Vorteil, dass er die Kontextbezogenheit und Wandelbarkeit des Königinmutterseins sichtbar macht. Abstammung und Reproduktion lassen sich als sozialer Prozess

<sup>117</sup> Prägend war aus psychoanalytischer Perspektive Nancy CHODOROW, *The Reproduction of Mothering. Psychoanalysis and the Sociology of Gender*, Berkeley 1979. Auch Mutterliebe geriet in den Fokus, z. B. bei Nancy SCHEPER-HUGHES, *Death Without Weeping. The Violence of Everyday Life in Brazil*, Berkeley, Los Angeles, Oxford 1992, die – unter anderem in Anknüpfung an Badinter – anhand der Beobachtung von durch Hunger und Armut geprägten Familien in einer brasilianischen Favela die These aufstellte, dass »Mother love is anything *other* than natural and instead represents a matrix of images, meanings, sentiments, and practices that are everywhere socially and culturally produced« (S. 341).

<sup>118</sup> Adrienne RICH, *Of Woman Born. Motherhood as Experience and Institution*, New York 1976, S. 13 (noch ohne den Begriff *mothering*): »I try to distinguish between two meanings of motherhood, one superimposed on the other: the potential relationship of any woman to her powers of reproduction and to children; and the institution, which aims at ensuring that that potential – and all women – shall remain under male control«.

<sup>119</sup> Siehe u. a. Evelyn NAKANO GLENN, *Social Constructions of Mothering. A Thematic Overview*, in: DIES., Grace CHANG, Linda RENNIE FORCEY (Hg.), *Mothering. Ideology, Experience, and Agency*, New York, London 1994, S. 1–29; Michelle WALKS, *Introduction: Identifying an Anthropology of Mothering*, in: DIES., Naomi McPHERSON (Hg.), *An Anthropology of Mothering*, Bradford 2011, S. 1–47; Kathleen BARLOW, Bambi L. CHAPIN, *The Practice of Mothering. An Introduction*, in: *Ethos. Journal of the Society for Psychological Anthropology* 38/4 (2010), S. 324–338; Amber E. KINSER, *Mothering as Relational Consciousness*, in: Andrea O'REILLY (Hg.), *Feminist Mothering*, New York 2008, S. 123–140. Feministische Theorien heben besonders die Verknüpfung von *mothering* mit *agency* hervor, die potentiell »empowering« wirken könne, dazu Andrea O'REILLY, *Introduction*, in: DIES. (Hg.), *Feminist Mothering*, New York 2008, S. 1–22. Mit diesen Überlegungen zu Mutterschaft hat sich die Geschichtswissenschaft bislang erst in Ansätzen befasst. PARSONS, WHEELER, *Introduction*, griffen bereits auf das Konzept des *mothering* zurück, sie hatten zudem SCHEPER-HUGHES, *Death Without Weeping*, rezipiert.

untersuchen, so dass zugleich die in der Regel auf Väter bezogene Reproduktion und Transmission von Herrschaft neu in den Blick gerät. Es zeigt sich, dass Transmission ein ganz zentraler Aspekt der Figur der Königinmutter war. Der Fokus auf das Muttersein als Set von Praktiken wird konzeptionell erweitert, indem er mit der Annahme der Mehrfachrelationalität der verwandtschaftlichen Figur verbunden wird. Dies lässt insbesondere die Frage, inwiefern Muttersein, Geschlecht und Körper überhaupt in Zusammenhang stehen, neu aufgreifen<sup>120</sup>. Durch eine solche Perspektive werden aber auch zentrale Annahmen anthropologischer Forschungen zu Mutterschaft in Frage gestellt: Bei der Suche von Anthropologen nach Gemeinsamkeiten in mütterlichen Praktiken erweist sich immer wieder der Aspekt des *nurturing* als zentral (auch als *care*-Debatte bekannt), der mit Babys und Kleinkindern assoziiert ist und nicht notwendigerweise, aber häufig zentral in den mütterlichen Aufgabenbereich fällt. In ihrer Definition von »parent roles« zählte Esther Goody »bearing and begetting, nurturance, training, sponsorship and endowment with civil birth status«<sup>121</sup> auf – erwachsene Kinder waren hier kaum Thema, ebenso wenig wie in den meisten anderen anthropologischen Studien. Diese Arbeit stellt dagegen die Beziehungen zwischen einer Mutter und ihren erwachsenen Nachkommen in den Mittelpunkt. Die Frage nach der Bedeutung des *nurturing* kann hier aus anderer Perspektive aufgegriffen werden: Der Fall Catherine de Médicis zeigt, dass das Muttersein einer Königin in der Praxis weniger auf kleine Kinder als auf erwachsene Nachkommen bezogen war.

## Politische Theorie, politische Praxis und Briefe

In den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen politischen Theorien bilden Königinnen und Königinmütter eine weitgehende Leerstelle, so hat die histori-

<sup>120</sup> Einige geschichtswissenschaftliche Forschungen bieten dafür interessante Anknüpfungspunkte: Ein »Micrologus«-Themenheft zu Mutterschaft stellte den mütterlichen Körper als Forschungsobjekt zur Disposition. Mutterschaft wurde hier beispielsweise in einen engen Zusammenhang mit Alter gestellt. Dazu Caroline SCHUSTER CORDONE, *Maternité et sénescence. Le corps féminin entre prodige et transgression*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 399–413. Die Verknüpfung findet sich auch bei LETT, *Les mères*, S. 344. Gottschalk betonte für die Vormoderne aus rechtsgeschichtlicher Perspektive, dass Mutterschaft weniger als biologische Tatsache denn als »eine als »natürlich« bezeichnete Rechtsbeziehung« verstanden werden könne. Karin GOTTSCHALK, *Niemandes Kind? Illegitimität, Blutsverwandtschaft und Zugehörigkeit im vormodernen Recht*, in: *WerkstattGeschichte* 51 (2009), S. 23–42, hier S. 34.

<sup>121</sup> Esther GOODY, *Parenthood and Social Reproduction. Fostering and Occupational Roles in West Africa*, Cambridge 1982.

sche Forschung vielfach konstatiert<sup>122</sup>. Die Wertung der Königinmutter als informelle Machtposition hängt nicht zuletzt mit dieser Feststellung und mit der damit verbundenen Bewertung von Schriftlichkeit, politischer Theorie und Praxis und dem Problem der Verfassung zusammen. Die Position der Königinmutter wird so in der Regel als informell verstanden, weil sie nicht auf einem formellen schriftlichen Dokument beruht habe, sondern nur auf Verwandtschaft. Dabei könnte man durchaus fragen, inwiefern selbst die Position des Königs – der ja schließlich auch keinen Arbeitsvertrag unterschrieben hatte – überhaupt als formell zu verstehen ist.

Das 16. Jahrhundert gilt als Zeitalter der Väter, die in der Reformation und in der politischen Theorie eine enorme Aufwertung erfuhren<sup>123</sup>. Insbesondere die Konfigurierung des Königs als Vater war dominant und wurde zu einem zentralen Punkt absolutistischer Theorien – auf Kosten der Mutter, von der meist geschwiegen wurde, so argumentiert beispielsweise Aurélie Du Crest<sup>124</sup>. Vor allem der Absolutismus wird in der Forschung eng mit der Idee der Souveränität verbunden, wie sie der Rechtsgelehrte Jean Bodin 1576 formulierte und die auf den König als »Vater-Souverän« fixiert war<sup>125</sup>. In der politischen Theorie während der Religionskriege, wie sie Bodin oder Hotman ausarbeiteten, gerieten Königinnen, Mütter und Frauen allgemein in den Hintergrund oder wurden zur Negativfolie eines politischen Idealzustands, wie das eingangs zitierte Votum Bodins zeigt. So wurde auch Verfassungsgeschichte lange betrieben, ohne dass Königinnen, Königinmütter oder Königinwitwen vertieft untersucht worden wären. Es ist vor allem der Studie von Cosandey zur »reine de

122 Dazu COSANDEY, *La reine*; Theresa EARENFIGHT, *Absent Kings. Queens as Political Partners in the Medieval Crown of Aragon*, in: DIES. (Hg.), *Queenship and Political Power*, S. 33–51, hier S. 33.

123 Didier LETT, »Tendres souverains«. *Historiographie et histoire des pères au Moyen Âge*, in: Jean DELUMEAU, Daniel ROCHE (Hg.), *Histoire des pères et de la paternité*, Paris 2000, S. 17–42, hier S. 41; Paul PAYAN, Joseph. *Une image de la paternité dans l'Occident médiéval*, Paris 2006; Paul MÜNCH, *Die »Obrigkeit im Vaterstand« – zu Definition und Kritik des »Landesvaters« während der Frühen Neuzeit*, in: Elger BLÜHM, Jörn GARBER, Klaus GARBER (Hg.), *Hof, Staat und Gesellschaft in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Amsterdam 1985, S. 15–40; Jacqueline EALES, *Patriarchy, Puritanism, and Politics. The Letters of Lady Brilliana Harley (1598–1643)*, in: James DAYBELL (Hg.), *Early Modern Women's Letter Writing, 1450–1700*, Basingstoke 2001, S. 143–158.

124 »Avec l'élaboration de la monarchie absolue, au xvi<sup>e</sup> siècle, la thématique de l'essence paternelle du pouvoir royal et de la souveraineté du père de famille est constamment mobilisée. Le lien analogique établi entre le père et le prince exclut a priori les mères de deux institutions (la famille et la monarchie)«, Aurélie DU CREST, *Modèle familial et pouvoir monarchique (xvi<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, Aix-en-Provence 2002. Vgl. COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«; LETT, »Tendres souverains«, S. 41.

125 BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 1–4. Siehe auch [Kap. 1.3.1](#).

France« zu verdanken, dass diese einseitige Perspektive korrigiert wurde. Cosandey untersucht anhand von politischen Theorien und zeremoniellen Texten die französische Königin aus rechtsgeschichtlicher Perspektive, deren Position in der Transmission und Reproduktion von Herrschaft sie als zentral herausarbeitet. Die Königin hatte Anteil an der Souveränität, so kann Cosandey zeigen; die patrilineare ›Dynastie‹ erschien auf diese Weise als von Frauen wie von Männern verkörpert<sup>126</sup>. Mit dem Aufkommen absolutistischer Theorien während und verstärkt nach den Religionskriegen sei die Position des Königs immer stärker ins Zentrum geraten. Laut Cosandey wurde dabei die Königin so sehr in die Person des Königs integriert, dass sie schließlich in seinem Schatten fast unsichtbar wurde<sup>127</sup>. Während die Königin und die Königinmutter also integrale Elemente der Herrschaftspraxis waren, blieben sie in der politischen Theorie, die Rechtsgelehrte im 16. Jahrhundert zentral über Familien- und Geschlechteranalogien konzipierten, eine weitgehende Leerstelle. Hier wurde die frühneuzeitliche Herrschaft stattdessen zunehmend als väterlich entworfen<sup>128</sup>. Die Königinmutter nahm jedoch in Briefen Gestalt an, so meine Hypothese. Die Praktiken in und mit Briefen und deren Eigenlogiken lassen einen spezifischen Blick auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der französischen Königsfamilie zu. Briefe ermöglichten es, Königsherrschaft als gemeinsames Werk königlicher Verwandter zu entwerfen und sichtbar zu machen und die Königinmutter darin zentral zu positionieren. Die folgenden Überlegungen zielen darauf ab, Briefe als eine spezifische Form von Schriftlichkeit zu verorten, die eine Konzeptionalisierung von Königsherrschaft in der Praxis erlaubte, und so einen neuen Zugang zum Problem von politischer Theorie und politischer Praxis zu schaffen.

Forschungen zum (französischen) Absolutismus sind nicht nur geprägt von der Frage, wie absolut der Absolutismus war, sondern auch von Debatten darüber, inwiefern Theorie und Praxis in Verbindung standen<sup>129</sup>. Das sogenannte Ancien Régime hat eine lange Forschungstradition, vor allem aus ver-

<sup>126</sup> COSANDEY, *La reine*. Vgl. auch DIES., *Quelques réflexions*.

<sup>127</sup> *Ibid.*, S. 162, 259. Was das für die Königinmutter bedeutete, wird in Cosandeys Studie nicht explizit untersucht.

<sup>128</sup> Zur Leerstelle COSANDEY, *La reine*, S. 13–15, 88; für Aragon ebenso EARENFIGHT, *Absent Kings*, S. 33. Zur Vater-Monarchie HANLEY, *Engendering*; Julie DOYON, *À »l'ombre du père«? L'autorité maternelle dans la première moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle*, in: *Clio. Histoire, femmes et sociétés* 21 (2005), S. 1–10, hier S. 2, <https://clio.revues.org/1459> (23.4.2019).

<sup>129</sup> Dazu Lothar SCHILLING, *Vom Nutzen und Nachteil eines Mythos*, in: DERS. (Hg.), *Absolutismus*, S. 13–32.

fassungsgeschichtlicher Perspektive<sup>130</sup>. Der Prozess des Wandels zum absolutistischen Staat wird im 16. und 17. Jahrhundert verortet und zentral mit einer Neukonzeptionierung der Figur des Königs, mit entstehender Staatsräson und mit der Ausdifferenzierung eines bürokratischen Staatsapparates verbunden<sup>131</sup>. Nassiet versteht in seiner Studie zu Verwandtschaft im französischen Adel das Spätmittelalter und das 16. Jahrhundert als eine Übergangsphase aus einer auf persönlichen Treueverhältnissen beruhenden Königsherrschaft hin zu einer stärker bürokratischen, depersonalisierten Staatsform<sup>132</sup>. Den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts ordnet man eine produktive Kraft zu; Cosandey spricht von der Geburt der »modernité politique«<sup>133</sup>. Crawford hat die Regentschaften – insbesondere die von Catherine de Médicis – als Periode der politischen Innovationen charakterisiert und die Regierung des minderjährigen Charles IX als »end of Renaissance monarchy«<sup>134</sup> und Beginn des Absolutismus bezeichnet. Die Religionskriege und die sie begleitenden intensiven Debatten über Herrschaft hätten schließlich zu einer Stärkung und Umdeutung der königlichen Autorität geführt, die absolutistische Ausprägungen erhalten und die Idee einer Einheit Frankreich entstehen lassen habe, so argumentiert Arlette Jouanna<sup>135</sup>. Moderne Staatlichkeit ist in den Forschungen zum Absolutismus oft im Sinne eines Antagonismus von Verwandtschaft und Staat verstanden worden, »c'est-à-dire ne dépendant ni des amitiés ni des parentés«<sup>136</sup> – eine Annahme, die den Fall der Königinmutter kaum erklären lassen würde.

Die Thesen sind mit teils widersprüchlichen Forschungsergebnissen konfrontiert: Erstens besteht weitgehender Konsens darüber, dass in Theorie und Praxis Vorstellungen von Staat und Familie in der französischen Monarchie der

<sup>130</sup> Klassisch und nach wie vor einflussreich z. B. Roland MOUSNIER, *Les institutions de la France sous la monarchie absolue. 1598–1789*, 2 Bde., Paris 1974–1980.

<sup>131</sup> Differenziert die Synthese von Fanny COSANDEY, Robert DESCIMON, *L'absolutisme en France. Histoire et historiographie*, Paris 2002.

<sup>132</sup> NASSIET, *Parenté, noblesse et États dynastiques*, S. 325.

<sup>133</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 260.

<sup>134</sup> CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 2–6.

<sup>135</sup> Arlette JOUANNA, *Le devoir de révolte. La noblesse française et la gestation de l'État moderne (1559–1661)*, Paris 1989, S. 391; Janine GARRISSON, *Royauté, Renaissance et Réforme, 1483–1559*, Paris 1991, S. 11. Kritik an dieser Argumentation bei Mack P. HOLT, *The French Wars of Religion, 1562–1629*, Cambridge u. a. 1995, S. 216, der von einem »traditional cliché« spricht. Robert DESCIMON, *Conclusion. Nobles de lignage et noblesse de service. Sociogenèses comparées de l'épée et de la robe (xv<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, in: DERS., Élie HADDAD (Hg.), *Épreuves de noblesse. Les expériences nobiliaires de la haute robe parisienne (xvi<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, Paris 2010, Siehe hier 277–302, 397–422, S. 279, bezeichnet die Zeit als »période de genèse sociale«.

<sup>136</sup> Mit Bezug auf Max Weber NASSIET, *Parenté, noblesse et États dynastiques*, S. 325.

Frühen Neuzeit in engem Zusammenhang standen. Hanleys bereits skizziertes Modell des »Family-State Compact« ist hier breit rezipiert worden. Zweitens bildet die Feststellung, dass die Herrschaftspraxis nie so stark auf dem König als Alleinherrscher beruhte, ein Problem für die Frage von Theorie und Praxis: Éliane Viennot betonte beispielsweise, dass die Monarchie bis zu Louis XIV immer im Duo »de manière mixte« regiert wurde, unter Zusammenarbeit von König und Königinmutter, König und Schwester oder König und Mätresse<sup>137</sup>. Drittens ist für ein Verständnis königlicher Herrschaft in der französischen Monarchie das Fehlen einer kodifizierten Verfassung im modernen Sinn zentral; die Forschung spricht deshalb von einem juristischen Pluralismus<sup>138</sup>. Es ist dann die Frage, welchen Stellenwert politische Theorien zur Herrschaft des absoluten Souveräns überhaupt hatten. Fanny Cosandey und Robert Descimon haben in ihrer Arbeit zum Absolutismus dafür plädiert, politische Theorie und politische Praxis in einer engen Verzahnung zu sehen: Die Theorie bestimmte die Herrschaftspraxis und die Herrschaftspraxis musste durch die Theorie immer wieder legitimiert werden<sup>139</sup>.

An dieser Stelle nun bieten Briefe eine neue Perspektive, indem sie als Ort der Konzeptionalisierung von Herrschaft in der Praxis und Bestandteil von kontroversen politischen Debatten über königliche Herrschaft verstanden werden. Seit dem 15. Jahrhundert sind Briefe in größerer Zahl in den europäischen Archiven überliefert und seit dem 19. Jahrhundert vermehrt Quellen der Historiografie<sup>140</sup>. Seit den 1990er Jahren hat fürstliche Korrespondenz als Quelle wieder Konjunktur in der Forschung. Zugleich sind jedoch die methodischen Herausforderungen, die die Arbeit mit Briefen mit sich bringt, nicht immer systematisch reflektiert worden<sup>141</sup>. Die einem Fortschrittsnarrativ geschuldete Wertung von Briefen als Gradmesser von Individualität, Emotionalität und

<sup>137</sup> Éliane VIENNOT, *La transmission du savoir-faire politique entre femmes, d'Anne de France à Marguerite de Valois*, in: Marie ROIG MIRANDA (Hg.): *La transmission du savoir dans l'Europe des XVI<sup>e</sup>-XVII<sup>e</sup> siècles*, Paris 2000, S. 87–98, hier S. 87.

<sup>138</sup> COSANDEY, DESCIMON, *L'absolutisme*, S. 52. Siehe dazu ausführlicher [Kap. 1.2](#).

<sup>139</sup> *Ibid.*; Fanny COSANDEY, *L'absolutisme. Un concept irremplacé*, in: SCHILLING (Hg.), *Absolutismus*, S. 33–51, hier S. 33: »À une théorie qui justifie des pratiques de gouvernement répond l'épreuve des faits, à savoir l'exercice d'un pouvoir dont la légitimité doit être constamment réaffirmée«.

<sup>140</sup> Zur Überlieferungssituation Julian HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, in: Werner PARAVICINI (Hg.), *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch*, Bd. 3: Hof und Schrift, Ostfildern 2007, S. 299–328; Regina SCHULTE, Xenia VON TIPPELSKIRCH, *Introduction*, in: DIES. (Hg.), *Reading, Interpreting, Historicising. Letters as Historical Sources*, Florenz 2004, S. 5–10.

<sup>141</sup> Dies gilt für die deutschsprachige genauso wie für die französischsprachige historische Forschung. Vgl. die kritischen Anmerkungen bei Marie-Claire GRASSI, *La lettre en*

Authentizität äußert sich bis heute teilweise in der Vorstellung des Briefes als besonders persönlicher und privater Quelle<sup>142</sup>. So wird nach wie vor versucht, für die Frühe Neuzeit zwischen Briefen mit privaten (was oft gleichbedeutend scheint mit familialen) Inhalten einerseits und politischer Korrespondenz andererseits zu unterscheiden. Dabei werden die einen als Quellen betrachtet, die »einen Einblick in die familiäre Sphäre erlauben« und somit »unmittelbare Zugänge zu den sozialen Beziehungen«<sup>143</sup> ermöglichen, während die anderen unter dem Schlagwort »große Politik« abgehandelt werden. Für fürstliche und königliche Briefe des 16. Jahrhunderts sind solche Konzepte umso problematischer, als eine klare Unterscheidung von familialen und herrschaftlichen Rollen von Fürstinnen und Fürsten bzw. Königen und Königinnen schlicht nicht gegeben war<sup>144</sup>.

Zur Vorstellung von Briefen als persönliche bis intime Dokumente tritt die Zuschreibung als weibliche Kommunikationsmedien. Die Fragestellungen richteten sich auf die Sichtbarmachung von »spezifisch weiblichen Lebenssphären und Handlungsmöglichkeiten«<sup>145</sup> oder auf Briefe von Frauen als »Ergänzung« ›männlicher‹ politischer Kommunikation durch ihr »weibliches« Gegenstück«.

archives. Approche méthodologique, in: Anne-Marie SOHN (Hg.), *La correspondance, un document pour l'Histoire*, Mont-Saint-Aignan 2002, S. 73–81, hier S. 73; RUPPEL, *Verbündete Rivalen*, S. 32; Christina ANTENHOFER, Mario MÜLLER, *Briefe in politischer Kommunikation*. Einleitung, in: DIES. (Hg.), *Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert/Le lettere nella comunicazione politica dall'Antico Oriente fino al xx secolo*, Göttingen 2008, S. 9–30, hier S. 13.

<sup>142</sup> Dies hängt in der deutschsprachigen Forschung nicht zuletzt mit dem Bezug auf den Kulturhistoriker Georg Steinhausen zusammen, der Ende des 19. Jahrhunderts ein Standardwerk zu deutschsprachigen Briefen schrieb. Vgl. die Kritik bei Simon TEUSCHER, *Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500*. Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung, in: Eckart Conrad LUTZ (Hg.), *Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang*, Freiburg (Schweiz) 1997, S. 359–385, hier S. 363f. Zur »emotionalen Aufladung« von Briefen im 18. und 19. Jahrhundert ANTENHOFER, MÜLLER, *Briefe*, S. 12.

<sup>143</sup> Jörg ROGGE, »mutterliche liebe mit ganzen truwen allecit«. Wettinische Familienkorrespondenz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: HEIMANN (Hg.), *Adelige Welt*, S. 203–239, hier S. 205; Gerhard FOUQUET, Fürsten unter sich – Privatheit und Öffentlichkeit, Emotionalität und Zeremoniell im Medium des Briefes, in: Cordula NOLTE, Karl-Heinz SPIESS, Ralf-Gunnar WERLICH (Hg.), *Principes. Dynastien und Höfe im späten Mittelalter*, Stuttgart 2002, S. 171–198, hier S. 174.

<sup>144</sup> HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 305; Cordula NOLTE, »Pey eytler finster in einem weichen pet geschrieben«. Eigenhändige Briefe in der Familienkorrespondenz der Markgrafen von Brandenburg (1470–1530), in: HEIMANN (Hg.), *Adelige Welt*, S. 177–201, hier S. 186; RUPPEL, *Verbündete Rivalen*, S. 33; ANTENHOFER, MÜLLER, *Briefe*, S. 10.

<sup>145</sup> HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 301.

das »außerhalb der im engeren Sinne politischen Kommunikation«<sup>146</sup> verortet wird – während Briefe von männlichen Herrschern in der Regel automatisch genau dieser Sphäre zugeordnet werden. Hier wirken bürgerliche Assoziationen des 18. und 19. Jahrhunderts nach, die Frauen mit Privatheit und Familie, Männer mit Öffentlichkeit und Politik verbanden. Unter anderem haben Esther-Beate Körber, Simon Teuscher, Christa Hämmerle und Edith Saurer grundsätzliche Kritik an diesem Konzept geäußert und darauf hingewiesen, dass Briefe im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit selten als rein privat oder intim gewertet werden können und in der Regel einem breiteren Personenkreis zugänglich waren. Scheinbar persönliche Mitteilungen waren von herrschaftlicher Bedeutung. Mittlerweile werden vormoderne Briefe gerade in ihren politischen Funktionen erforscht<sup>147</sup>. Brief-Kommunikation konnte so als Grundlage fürstlicher Herrschaft betrachtet werden: »[S]ixteenth-century monarchies were built on letters«, formuliert Rayne Allinson am Beispiel Elisabeths I. von England<sup>148</sup>. Für die Verwandtschaftsforschung hat sich die Arbeit mit Briefen und Briefeschreiben als Zugang zu sozialen Beziehungen und als soziale Praxis als sehr fruchtbar erwiesen und hat dort mittlerweile Konjunktur. Die Annahme, dass gerade Korrespondenzen zwischen Verwandten als private und/oder informelle Medien funktionierten, wurde so auch aus der Perspektive der Verwandtschaftsforschung herausgefordert. Stattdessen zeigten Sophie Ruppel, Cordula Nolte und Ebba Severidt die Aufrechterhaltung von verwandtschaftlichen Netzen im europäischen Hochadel durch die briefliche Kommunikation, bei der Familie und Herrschaft Hand in Hand gingen<sup>149</sup>. Diese Forschungen zu Briefen als Form politischer Kommunikation und als Zugang zu Herrschaft und Verwandtschaft bieten methodische Anknüpfungspunkte.

<sup>146</sup> Katrin KELLER, Kommunikationsraum Altes Reich. Zur Funktionalität der Korrespondenznetze von Fürstinnen im 16. Jahrhundert, in: ZHF 31 (2004), S. 205–230, hier S. 207.

<sup>147</sup> Esther-Beate KÖRBER, Der soziale Ort des Briefs im 16. Jahrhundert, in: WENZEL (Hg.), Gespräche – Boten – Briefe, S. 244–258, hier S. 252–254; TEUSCHER, Bernische Privatbriefe, S. 367; Christa HÄMMERLE, Edith SAURER, Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien, in: DIES. (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute, Wien 2003, S. 7–32, hier S. 32. Grundlegend auch Jean BOUTIER, Sandro LANDI, Olivier ROUCHON (Hg.), Politique par correspondance. Les usages politiques de la lettre en Italie, XIV<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle, Rennes 2009.

<sup>148</sup> Rayne ALLINSON, A Monarchy of Letters. Royal Correspondence and English Diplomacy in the Reign of Elizabeth I, Basingstoke 2012, S. 193. Vgl. Bruno DUMÉZIL, Laurent VISSIÈRE (Hg.), Épistolaire politique, Bd. 1: Gouverner par les lettres, Paris 2014.

<sup>149</sup> RUPPEL, Verbündete Rivalen; SEVERIDT, Familie; NOLTE, Familie, Hof und Herrschaft.

Die Briefe von Catherine de Médicis in ihrer politischen Funktion sind aktuell aus diplomatiegeschichtlicher Perspektive bei Mathieu Gellard und aus emotionengeschichtlicher Sicht bei Susan Broomhall in den Fokus der Forschung geraten<sup>150</sup>. Es gibt zudem Ansätze, Briefe im Verhältnis zu politischer Theorie zu verorten: Nancy Struever arbeitete heraus, dass Francesco Petrarca im 14. Jahrhundert Theorie in Form von Briefen an Freunde als Experimentierfeld und Gedankenaustausch neu konzipierte: »The letters present, then, a theory entangled in practice«<sup>151</sup>. Spezifisch für königliche Briefe regte Allinson eine Betrachtung an als »distinct genre of political writing, revealing how contemporary theories of governance were conceived and practiced by those at the very center of political decision making«<sup>152</sup>. McCartney argumentierte anhand der Korrespondenz der Königinmutter mit dem Pariser Parlament, dass die Autorität von Catherine de Médicis keinesfalls als informell wahrgenommen wurde, da die Zeitgenossen nicht zwischen mütterlicher und königlicher Autorität unterschieden. Sie verortete die Briefe »within the parameters of constitutional discourse on the history of regency government«<sup>153</sup>. Und Crouzet argumentierte, dass die Politik durch die Beherrschung der Sprache bestimmt war, hob also die wichtige Rolle politischer Sprache im Kontext der französischen Königsherrschaft des 16. Jahrhunderts hervor; in seine Untersuchungen bezog er dabei auch Briefe ein<sup>154</sup>.

An diese konzeptionellen Verortungen knüpfe ich hier an und erweitere sie auf diejenigen Briefe, die trotzdem oft aus dem Radius politischer Kommunikation herausgenommen werden: die zwischen Mutter und Kindern und zwischen Geschwistern und Verschwägerten. Für die Korrespondenzpartner und -partnerinnen – ob innerhalb oder außerhalb des französischen Königreichs – waren gelebte Verwandtschaftsbeziehungen häufig eine schriftliche Angelegenheit über die Distanz. Zugleich können diese Briefe als politische Schreiben, als

<sup>150</sup> GELLARD, Une reine épistolaire; Susan BROOMHALL, Ordering Distant Affections. Fostering Love and Loyalty in the Correspondence of Catherine de Medici to the Spanish Court, 1568–1572, in: DIES. (Hg.), Gender and Emotions in Medieval and Early Modern Europe. Destroying Order, Structuring Disorder, Farnham 2015, S. 67–86; DIES., »My daughter, my dear«. The Correspondence of Catherine de Médicis and Elisabeth de Valois, in: Women's Historical Review 24/4 (2015), S. 458–569.

<sup>151</sup> Nancy S. STRUEVER, Theory as Practice. Ethical Inquiry in the Renaissance, Chicago, London 1992, S. 27.

<sup>152</sup> ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. xiii.

<sup>153</sup> MCCARTNEY, In the Queen's Words, S. 212; vgl. S. 219: »The collected correspondence of Catherine de Médicis is one of the best resources attesting to the underlying currents shaping political theory during the Wars of Religion«. Vgl. DIES., Bodies Political.

<sup>154</sup> CROUZET, Langages, S. 113.

Entwerfen von politischer Theorie in der Praxis verstanden werden. So lässt sich auch die Frage stellen, inwiefern die Logik der Praxis eine andere war als die der Theorien der Rechtsgelehrten<sup>155</sup>. Briefe bilden in dieser Perspektive nicht einfach das informelle Gegenstück der politischen Theorien der Rechtsgelehrten. Sie dienten der Beziehungspflege und entwarfen dabei grundlegende Vorstellungen von Verwandtsein und von der Monarchie. Die Briefwechsel bilden so die analytische Möglichkeit, Herrschaftspraxis, Herrschaftskonzeptionen und verwandtschaftliche Beziehungen systematisch aufeinander zu beziehen. Die Frage nach den Eigenlogiken der Briefe in der französischen Königsfamilie wird dann zentral. So wird sich zeigen, dass die Briefe nur bestimmte Dinge preisgaben und ein spezifisches Bild der französischen Königsfamilie zeichnen, das sichtbar gemacht werden sollte. Dagegen lassen sich die Korrespondenzen beispielsweise nicht heranziehen, um religiöse Auseinandersetzungen zu verstehen oder um den genauen Verlauf der Religionskriege zu rekonstruieren – diese erscheinen unterschwellig präsent und zugleich inexistent, wenn man die Briefe befragt.

### **Methodisches Vorgehen. Begriffe, Aufbau der Arbeit und Quellen**

Die Arbeit geht methodisch neue Wege, indem sie verschiedene Ansätze aus den skizzierten Forschungsfeldern verknüpft, die eng auf die Fragestellung und die Dokumente zugeschnitten sind: Auf Grundlage der Briefe als Gegenstand und Quellen wird eine auf Praktiken gerichtete, beziehungsgeschichtliche Perspektive eingenommen, die das konkrete Handeln der Akteurinnen und Akteure und ihre Relationalität in den Mittelpunkt rückt. So wird der Fokus auf Praktiken mit Blick auf die Relationalität der Figuren und des Handelns weiterentwickelt. Verwandtschafts- und Schriftlichkeitsforschung bieten dabei ein methodisches Instrumentarium.

Unter dem Schlagwort Praxeologie sind in den letzten Jahrzehnten auf Praktiken fokussierte Ansätze zahlreich in den Geschichtswissenschaften aufgegriffen worden<sup>156</sup>. Praktiken werden verstanden als Handlungen und Sprachakte, die das Soziale immer wieder neu konstituieren; sie »sind damit immer

<sup>155</sup> Zur Logik der Praxis siehe nachfolgendes Kap.: [Methodisches Vorgehen](#).

<sup>156</sup> An dieser Stelle sei auf folgende Synthesen hingewiesen: Andreas RECKWITZ, Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4 (2003), S. 282–301; Sven REICHARDT, Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung, in: *Sozial.Geschichte* 22/3 (2007), S. 43–63; Dagmar FREIST, Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung – eine Annäherung, in: DIES. (Hg.), *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung*, Bielefeld 2015, S. 9–30;

zugleich Wiederholung und Neuerschließung«<sup>157</sup>. In einem solchen Ansatz werden Personen, Beziehungen, Ordnungen, Intentionen usw. erst in der Praxis verortet: Das Soziale entsteht, wird reproduziert und verändert sich in der Praxis. Soziale Praktiken verweisen dabei immer zugleich auf den Körper – die »Körperlichkeit des Handelns« – und auf ein praktisches, inkorporiertes Wissen, so nehme ich an<sup>158</sup>. Die Logik der Praxis ist verortet in der Zeitlichkeit – »in der Hitze des Gefechts« und in der »Dringlichkeit«, so Pierre Bourdieu<sup>159</sup> – und unterscheidet sich auf diese Weise von einer Logik der Theorie. Durch einen Fokus auf Praktiken geraten dabei insbesondere Kontingenzen und Möglichkeiten in den Blick sowie die Materialität sozialer Praktiken. Dinge bzw. Medien – in diesem Fall beispielsweise Briefe – ermöglichen bestimmte Praktiken erst<sup>160</sup>. Ein solches Verständnis von Praktiken bestimmt auch die weiteren damit verbundenen methodischen Überlegungen.

Die Frage, was Verwandtschaft eigentlich ist, beschäftigt die Anthropologie seit ihren Anfängen, und sie kann keineswegs als gelöst betrachtet werden. In der Geschichtswissenschaft wird sie selten so explizit gestellt<sup>161</sup>. Marshall Sahlins macht den Vorschlag, Verwandtschaft als »mutuality of being« zu verstehen, und definiert sie so als tendenziell solidarische (wenngleich Sahlins auf häufige Konflikte hinweist), intrinsische Teilhabe von Personen aneinander, die sich gegenseitig als verbundene Glieder verstehen<sup>162</sup>. Dass Verwandtschaft alles andere als solidarisch sein konnte, ist jedoch in der Geschichtswissenschaft überzeugend gezeigt worden<sup>163</sup>. Auch in dieser Arbeit wird das ständige Konfliktpotential evident. Ich verstehe Verwandtschaft deshalb in einem offenen Sinn als eine Form sozialer Beziehungen und als eine soziale Praxis, in Anlehnung an Bourdieus Feststellung, »dass Verwandtschaftsverhältnisse eine Sache

sowie die Beiträge in Lucas HAASIS, Constantin RIESKE (Hg.), *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns*, Paderborn 2015, und Arndt BRENDECKE (Hg.), *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*, Köln, Weimar, Wien 2015.

157 FREIST, *Diskurse – Körper – Artefakte*, S. 20.

158 RECKWITZ, *Grundelemente*, S. 288, 290 (Zitat).

159 Pierre BOURDIEU, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt a. M. 2014, S. 149f.

160 Dazu v. a. RECKWITZ, *Grundelemente*, S. 291.

161 Zur Kritik daran jüngst LANZINGER, FERTIG, *Perspektiven*, S. 8.

162 Marshall SAHLINS, *What Kinship is*, in: *JRAI* 17 (2011), S. 2–19 (Teil 1), 227–242 (Teil 2). Zur Kritik an Sahlins David B. KRONENFELD, *What Kinship is not* – Schneider, Sahlins, and Shapiro, in: *JRAI* 18 (2012), S. 678–680. Vgl. zur Debatte POQUERES I GENÉ, *Personne et parenté*, S. 17.

163 Margareth LANZINGER, Simon TEUSCHER (Hg.), *Themenheft »Trennende Verwandtschaft«*, HA 22/1 (2014).

sind, die man macht und aus der man etwas macht«<sup>164</sup>. Etwas aus Verwandtschaft machen kann dabei auch das Denken in verwandtschaftlichen Kategorien, Begriffen und Beziehungen sein. Ich verzichte insofern auf den Versuch, verwandtschaftliche Beziehungen a priori über mögliche Attribute (wie etwa Solidarität oder emotionale Nähe) zu definieren und richte den Fokus stattdessen auf die Prozesse, innerhalb deren Verwandtschaft immer wieder neu konzeptioniert, verhandelt und konstituiert wird, indem sich die Akteurinnen und Akteure als Verwandte positionieren. Verwandtschaft ist dann nicht als abstraktes Konzept vorauszusetzen, sondern als *Verwandtsein* und nur relational zu verstehen<sup>165</sup>. Welche Form sie in konkreten Handlungen, in theoretischen Überlegungen oder in alltäglicher Kommunikation annimmt, muss je nach Kontext, Medien, sozialem Raum und Akteuren neu bestimmt werden. Daraus ergeben sich Fragen danach, was in der Frühen Neuzeit eigentlich eine Mutter, eine Schwester oder ein Sohn sein konnte, wo Grenzen von Verwandtschaft lagen und wie Verwandtsein (re-)produziert wurde.

Zentral ist dabei, die uns nach wie vor so präsenten Dichotomien zwischen Sozialem und Biologischem, zwischen Kultur und Natur nicht vorauszusetzen. Verwandtschaft wird nicht einfach als biologische Tatsache angenommen; es ist nicht einmal klar, inwiefern Biologie einen Bezugspunkt darstellt und was darunterfällt<sup>166</sup>. Hier greife ich anthropologische Ansätze insbesondere der New Kinship Studies auf, deren heuristisches Potential gerade in der Infragestellung solch scheinbar klarer Grenzen liegt. Vorgefertigte Kategorien werden soweit möglich historisiert bzw. verabschiedet. So ergibt sich ein Fokus auf mit verwandtschaftlichen Beziehungen verbundene Praktiken und auf konkrete Begriffe, die von den Akteurinnen und Akteuren verwendet werden, um Verwandtsein zu konstituieren und zu beschreiben. Wann, inwiefern und mit welchem Zweck referierten historische Akteure beispielsweise auf physiologi-

<sup>164</sup> BOURDIEU, Sozialer Sinn, S. 297. Vgl. DERS., Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. <sup>4</sup>2015, S. 74, zum »Gebrauch der Verwandtschaftsbeziehungen, die wiederum ein besonderer Fall innerhalb der Verwendung von *Beziehungen* überhaupt sind« (Hervorh. i.Orig.).

<sup>165</sup> Zur Relationalität von Verwandtschaft HOHKAMP, Eine Tante für alle Fälle, S. 168.

<sup>166</sup> Zur kritischen Reflexion biologischer Anteile von Verwandtschaft siehe auch JUSSEN, Künstliche und natürliche Verwandtschaft. Man darf nicht vergessen, dass Menschen über keine Möglichkeit verfügen, bio-genetische Verwandtschaft spontan zu erkennen. So weisen Peter SCHUSTER u. a., Verwandtschaft und Freundschaft als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. Einleitung zum Themenschwerpunkt, in: Sozialer Sinn 4/1 (2003), S. 3–20, hier S. 5, darauf hin, »dass Verwandtschaft in allen Sozialsystemen – also auch in Tiergesellschaften – auf Akten der Zuschreibung beruht und dass es nicht einmal bei Sozialinsekten verlässliche Mechanismen gibt, die diese Zuschreibungen unzweifelhaft an das Faktum »genetische Verwandtschaft« koppeln«.

sche Aspekte? Insbesondere Körper und Geschlecht stehen neu zur Disposition. So stellt sich ganz grundlegend die Frage, wie physiologische, generative Verwandtschaft bzw. Abstammung konstituiert und wann sie wirksam wird. Welche Rolle spielt der Körper für die (Re-)Produktion von verwandtschaftlichen Beziehungen?

Den Körper analytisch zu fassen, ist eine methodische Herausforderung. Eine Möglichkeit wäre, von der Existenz menschlicher Körper als gewissermaßen vorgeschichtlicher materieller Realität auszugehen, die jedoch sozial und kulturell unterschiedlich mit Bedeutung aufgeladen und wahrgenommen wird. Dies legt jedoch eine klare ontologische Unterscheidung von Natur und Kultur zu Grunde, wie sie beispielsweise in der *sex/gender*-Differenzierung zum Tragen kommt, die hier gerade vermieden werden soll<sup>167</sup>. Ansätze aus der Phänomenologie und, daran anknüpfend, der Soziologie wiederum gehen von einer analytischen Unterscheidung zwischen Leib und Körper aus<sup>168</sup>. Während der Leib auf ein leibliches Erleben, Erfahren und Spüren verweist, auf eine grundlegende Umweltbezogenheit des Selbst, wird der Körper verstanden als dreidimensionales, vermessbares, physiologischen Prozessen unterworfenen Objekt medizinischen und naturwissenschaftlichen Wissens, das anders als der Leib eben nicht gespürt werden kann. Helmuth Plessner differenziert dementsprechend zwischen Leibsein und Körperhaben<sup>169</sup>.

Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass diese Differenzierung eine moderne ist, die sich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts so beobachten lässt<sup>170</sup>. Barbara Duden wies eindringlich auf die Alterität frühneuzeitlicher Körper und Körpererfahrungen hin: »Ich kann gar nicht vorsichtig genug sein, meinen Körper nicht als eine Brücke in die Vergangenheit zu benutzen. Ich ›habe‹ einen Körper. Keine von Storchs Patientinnen [den Protagonistinnen

<sup>167</sup> Zur Kritik daran CARSTEN, *After Kinship*, S. 81f.

<sup>168</sup> Zusammenfassend Gesa LINDEMANN, *Leiblichkeit und Körper*, in: Robert GUGUTZER, Gabriele KLEIN, Michael MEUSER (Hg.), *Handbuch Körpersoziologie*, Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven, Wiesbaden 2017, S. 57–66. Phänomenologisch Gernot BÖHME, *Leib: Die Natur, die wir sind*, Berlin 2019.

<sup>169</sup> Helmuth PLESSNER, *Gesammelte Schriften III: Anthropologie der Sinne*, Frankfurt a. M. 1980. Plessner definiert die Verbindung von Leib und Subjekt als somatologisch, bedauert aber, dass Menschen anders als Tiere nie völlig eins mit ihrem Leib werden könnten (S. 367–370).

<sup>170</sup> Dazu bereits Barbara DUDEN, *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1991, S. 15; Robert JÜTTE, *Einleitung. Auf den Leib geschrieben*, in: Paul MÜNCH (Hg.), »Erfahrung« als Kategorie der Frühneuzeitgeschichte, München 2001, S. 31–36, hier S. 34. Vgl. Mareike BÖTH, *Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722)*, Köln 2015, S. 28f., die dennoch an der analytischen Trennung von Leib und Körper festhält.

ihrer Studie] ›hat‹ einen in diesem Sinn«<sup>171</sup>. Ulinka Rublack arbeitete in ihren Forschungen heraus, dass in der Frühen Neuzeit Körper und Umwelt, Innen und Außen, Emotionales und Physisches, Individuelles und Soziales als durchlässig und symbiotisch erfahren wurden<sup>172</sup>. An dieses Ernstnehmen von Alterität knüpft die hier eingenommene Perspektive an. Vorbilder bieten die Plädoyers von Caroline Walker Bynum für eine Sensibilität gegenüber den vielschichtigen und teilweise widersprüchlichen Körpern und Körperbildern in der Geschichte oder von Duden und Rublack für die Frage nach historischer Wahrnehmung, Konzeptionalisierung und Wirksamkeit von Körpern in ihrer Materialität. Duden argumentierte früh und prominent »wider die Ungeschichtlichkeit des Leibesinneren«; Rublack rückt den »Leib als Ort von Geschichte« in den Fokus und lässt dabei die Überlegung zu, dass ein frühneuzeitlicher Körper »sich [...] anscheinend auch anders verhält«<sup>173</sup>. Innerhalb dieser Ansätze wird also Materialität nicht rein ahistorisch gedacht; zumindest lassen sie den Blick auf eine Somatisierung von Alterität zu.

Für den spezifischen, hier untersuchten Fall scheint insofern ein Ausgehen von den oben genannten Theoriebildungen zu Leib und Körper wenig fruchtbar. Wenn man aber danach fragt, wie Körper in der Frühen Neuzeit selbst konzeptionalisiert und wahrgenommen wurden, dann ist eine anders geartete Leib-Körper-Differenzierung zumindest teilweise fassbar. In Zedlers »Universal-Lexicon« beispielsweise wird der Leib definiert als »ein zusammen gesetztes Rüstzeug von verschiedenen Theilen und Gliedern, welche fähig sind, durch einen vernünftigen Geist regiret zu werden«, mithin ein lebendiges und sich bewegendes »Wesen«. Der »Corpus« hingegen wird zuerst im Bereich der Mathematik und Physik verortet, um später zudem als »die Gesellschaft, die

171 DUDEN, *Geschichte unter der Haut*, S. 13. Duden nutzt die Leib-Körper-Unterscheidung in ihrer Studie, die zeigt, wie eine solche historische Differenzierung zwischen dem Leib als unmittelbare, erlebte und authentische Körpererfahrung und dem Körper als Objekt von Kontrolle entsteht. Einen Überblick über Probleme der methodischen Konzeptionalisierung des Körpers bietet FREIST, *Diskurse – Körper – Artefakte*, v. a. S. 9–18.

172 Ulinka RUBLACK, *Pregnancy, Childbirth and the Female Body in Early Modern Germany*, in: *Past & Present* 150 (1996), S. 84–110, hier S. 94, 109. Vgl. JÜTTE, *Einleitung*, S. 34, zu Seuchen als pathologisches wie soziales Problem; Michael STOLBERG, *Der gesunde Leib. Zur Geschichtlichkeit frühneuzeitlicher Körpererfahrung*, in: Paul MÜNCH (Hg.), *›Erfahrung‹ als Kategorie der Frühneuezeitgeschichte*, München 2001, S. 37–57.

173 Caroline WALKER BYNUM, *Warum das ganze Theater mit dem Körper? Die Sicht einer Mediävistin*, in: *HA* 4 (1996), S. 1–33; DUDEN, *Geschichte unter der Haut*, Vorbemerkung; Ulinka RUBLACK, *Erzählungen von Geblüt und Herzen. Zu einer historischen Anthropologie des frühneuzeitlichen Körpers*, in: *HA* 2 (2001), S. 214–232, Zitate S. 215, 214; vgl. DIES., *Pregnancy. Zu einer historisierenden Perspektive auf ›Biologie‹, Körper und Körperbilder* auch Thomas LAQUEUR, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a. M. 1996.

Zusammenkunft, Versammlung« etc. umschrieben zu werden<sup>174</sup>. Während also der Leib etwas Lebendiges, Fühlendes, aber auch Vergängliches ist, verweist der Körper tendenziell auf soziale Gruppen bzw. politische Größen. Das Französische verfügt anders als die germanischen Sprachen nicht über die Leib-Körper-Differenzierung. Im Wörterbuch »Thresor de la langue françoise tant ancienne que moderne« von 1606 wird dennoch eine ähnliche Differenzierung anhand des einen Begriffs *corps* vorgenommen: Dieser »se prend pour la totale contexture mortelle, de ce qui est animé, le corps de l'homme, le corps de cheval«, bezeichnet also den sterblichen, belebten Leib von Menschen und Tieren. Er steht darüber hinaus jedoch auch »par translation, pour le total d'une communauté, le corps d'une ville, de la cour de parlement«, also eine soziale bzw. politische Größe.

Solche historischen Konzeptionalisierungen bilden den Ausgangspunkt für den methodischen Zugriff auf den Körper. Einen analytischen Anknüpfungspunkt bietet Ernst Kantorowicz' Theorie der zwei Körper des Königs, die sich spezifisch im Kontext der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Monarchien verorten lässt und die zwei Bedeutungsebenen des Körpers aufgreift. So unterschieden Rechtsgelehrte im 16. Jahrhundert zwischen dem natürlichen Körper des Königs, der sterblich war, Schmerzen empfand und alterte, und dem politischen Körper des Königs, der unsterblich war und auch größere Gemeinschaften umfassen konnte (wie das Königreich, die Untertanen etc.)<sup>175</sup>. Klar ist dabei, dass eine analytische Trennung zwischen natürlichem und politischem Körper in der Praxis äußerst schwierig ist, war doch der natürliche Körper nicht weniger politisch konnotiert und der politische Körper ohne den natürlichen nicht sichtbar; beide können nur als verschränkte, diskursiv erzeugte Größen betrachtet werden. So stellt sich immer wieder die Frage, von welchen Körpern die Rede war und ob eine Unterscheidung in der Praxis überhaupt wirksam wird bzw. sichtbar ist.

Die von mir verwendeten Begriffe Leib und leiblich verweisen dennoch grundsätzlich auf den physischen Körper in seiner Reproduktions- und Leidensfähigkeit: Der Leib empfindet Schmerzen, er kann krank werden und ster-

<sup>174</sup> Johann Heinrich ZEDLER (Hg.), Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, 68 Bd., Halle, Leipzig 1731–1754, hier Bd. 6, Sp. 1347–1355, Bd. 16, Sp. 1504, <https://www.zedler-lexikon.de> (23.4.2019).

<sup>175</sup> Ernst H. KANTOROWICZ, Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, Stuttgart 1992. Dieser Punkt wird in Kap. 3 ausführlich behandelt und deshalb an dieser Stelle nicht breiter ausgeführt. Es sei betont, dass die von Kantorowicz dargelegte Unterscheidung nicht deckungsgleich mit der modernen Differenzierung zwischen dem biologischen und dem sozialen Körper ist. Zum Körper der Königin weise ich an dieser Stelle auf den gleichnamigen Band von Regina Schulte hin.

ben, er blutet und gebärt. Der Körper hingegen bezieht sich tendenziell auf politische Größen, er kann zu einer Metapher werden, er verweist auf das Königreich und die Herrschaft. Diese Differenzierung ist nicht immer aufrechterhalten und womöglich auch für die historischen Akteurinnen und Akteure häufig unbedeutend. Der Leib ist zugleich auch politisch-metaphorisch aufgeladen, der Körper wird ebenso physiologisch gedacht. Wenn ich nach dem Leib der Königinmutter oder ihrer Kinder frage, dann impliziert dies aber grundsätzlich zeitgenössische Vorstellungen vom menschlichen Körper als etwas Lebendigem, Beweglichem, Leidensfähigem, Porösem und von der Somatisierung und Materialisierung physischer Verbindungen zwischen Menschen. Diese werden in Briefen be- und erschrieben und sind nur diskursiv fassbar. Methodisches Ziel ist es somit, Physiologisches nicht auf eine Metapher oder eine Deutung zu reduzieren, sondern in seiner materiellen und somatologischen Alterität, wie die Schreibenden sie fassten, zu historisieren, ohne auf Biologismen zurückzugreifen.

(Teils widersprüchliche) Erzählungen von verwandtschaftlichem Schmerz und Verbundenheit sind dabei ernstzunehmen. Aus verwandtschaftlicher Perspektive ist der Körper immer relational, Enric Porqueres i Gené spricht (unter Bezugnahme auf die Forschungen von Durkheim) auch vom »corps apparenté«. Körper, Verwandtschaft und Person sind also aufeinander bezogen<sup>176</sup>. Auch hier erweist sich der Fokus auf die Königinmutter und ihre Kinder als relationale Figuren als nützlich, lässt er doch diese Verbundenheit und wechselseitige Bezugnahme sichtbar werden. Abstammung und Reproduktion geraten in einer solchen Herangehensweise in den Fokus der Analyse nicht als natürliche Voraussetzung, sondern als Ergebnis historischer Konzeptionierungen und Aushandlungsprozesse – in diesem Fall in und mit Briefen. So stellt sich beispielsweise die Frage, was jeweils als angeboren, was als erworben betrachtet wird<sup>177</sup>. Die Studie rückt auf diese Weise nicht nur den Bezug auf den Leib in Briefen in den Fokus, sondern nimmt darüber hinaus die Inkorporierung von Wissen, von Erfahrungen und von sozialen Beziehungen – von Bourdieu als Habitus<sup>178</sup> gefasst – in den Blick. Während bei Bourdieu weniger der physische Prozess dieser Inkorporierung als sein Offenbarwerden im Habitus im Mittel-

176 POQUERES I GENÉ, *Personne et parenté*, S. 17f.

177 So auch die Forderung bei CARSTEN, *After Kinship*, S. 79.

178 Dazu z. B. BOURDIEU, *Sozialer Sinn*, S. 105. Vgl. Irene DÖLLING, Beate KRAIS, Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis. Ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung, in: Ulla BOCK, Irene DÖLLING, Beate KRAIS (Hg.), *Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung*, Göttingen 2007, S. 12–37. Dazu ausführlicher die Einleitung zu Kap. 4.

punkt steht, richte ich den analytischen Blick spezifisch auf die Inkorporierung als soziale Praxis, die in und mit Briefen geprägt, erinnert und sichtbar wird.

Gerade die so häufig in den als ahistorisch verstandenen Raum der Natur verwiesene Mutterschaft kann durch eine solche Historisierung des Leibes neu betrachtet werden<sup>179</sup>. Ich arbeite dabei mit dem beschriebenen anthropologischen Konzept des *mothering*, das ich als Set von diversen Praktiken und Beziehungen unterschiedlicher Akteurinnen und Akteure in unterschiedlichen Kontexten verstehe<sup>180</sup>. Im Deutschen sind Differenzierungen zwischen *maternity*, *motherhood* und *mothering*, wie sie das Englische ermöglicht, nicht vorgesehen, weshalb ich variabel im Sinne von *mothering* auch die Ausdrücke »Praktiken von Mutterschaft« und »Muttersein« bzw. das spezifischere »Königinmuttersein« verwende.

Briefe bilden den Gegenstand von und den Zugang zu Praktiken und verwandtschaftlichen Beziehungen<sup>181</sup>. Analyseleitend sind die methodische Frage nach den Eigenlogiken des Mediums Brief in der französischen Monarchie der Frühen Neuzeit und der Fokus auf den konkreten Gebrauch von Briefen in der Konzeptionierung, Verhandlung und Praxis von verwandtschaftlichen Beziehungen und Herrschaft. Diese Perspektive ist verbunden mit einem Verständnis von Kommunikation, das nicht ein einfaches Sender-Empfänger-Schema voraussetzt. Methodisch knüpfe ich dabei an mediävistische Forschungen zum Schrifthandeln an, wie sie unter anderem von Roger Sablonier und Joseph Morset konzeptionell ausgearbeitet wurden. Das heißt, dass der konkrete Umgang mit Dokumenten, das Handeln mit Schrift als ausschlaggebend sowohl für ihren sozialen Stellenwert als auch für die Herrschaftspraxis gewertet wird. Bereits die Schriftlichkeit an sich und darüber hinaus das konkrete Dokument und der damit verbundene Gebrauch bringen Eigendynamiken mit sich, die es zu rekonstruieren gilt<sup>182</sup>. Teilweise lassen sich diese Ansätze mit denen der neueren historischen Medienforschung verbinden, die ebenfalls auf die Eigendyna-

<sup>179</sup> Für eine grundlegende Kritik an der Verortung von Frauen in der Kontinuität, der Natur, der Biologie und der Fortpflanzung als außerhalb der Historie liegend POMATA, Die Geschichte der Frauen.

<sup>180</sup> NAKANO GLENN, Social Constructions; WALKS, Introduction; BARLOW, CHAPIN, The Practice of Mothering; O'REILLY, Introduction.

<sup>181</sup> Da den Briefen das ganze Kap. 2 gewidmet ist, das ausführlich die Analyse historischer Praktiken mit methodischen Fragen verknüpft, wird an dieser Stelle nur kurz erklärt, wie mit Briefen umgegangen wird.

<sup>182</sup> Roger SABLONIER, Verschriftlichung und Herrschaftspraxis. Urbariales Schriftgut im spätmittelalterlichen Gebrauch, in: Christel MEIER u. a. (Hg.), Pragmatische Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur, München 2002, S. 91–120, hier S. 120: »Das Medium Schrift besitzt hier im sozialen Gebrauch eine Eigendynamik, die sich nicht als bloße Auswirkung herrschaftlicher Organisationsveränderung [...] begreifen läßt. Entstehung

miken der Medien und die Einbeziehung ihrer jeweiligen Form und ihres Gebrauchs in die Analyse abzielen<sup>183</sup>. Ein solches analytisches Instrumentarium erlaubt es, die Briefe auf ihre gezielte Sichtbarkeit und ihre rechtliche Relevanz zu beziehen.

Innerhalb von und mit Briefen wurden soziale, häufig hierarchische Beziehungen hergestellt und ausgehandelt, und soziale Beziehungen prägten wiederum die Art der Kommunikation. Dabei verorteten die Schreibenden sich und Andere; die Positionen der Personen sind also immer relational, als »Teil eines Beziehungsfeldes« zu begreifen<sup>184</sup>. Ich verzichte bewusst auf das soziologische Rollenkonzept, das weniger relational und prozessual zu verstehen ist als verbunden mit der Frage nach gesellschaftlichen Zwängen und der Verinnerlichung von Normen<sup>185</sup>. Insbesondere die Geschlechtergeschichte mit ihrem Impuls, in Relationen und Differenzen zu denken, hat hier neben der Verwandtschaftsforschung analytische Werkzeuge geschaffen. Geschlecht wurde explizit nicht mehr nur als separate Fragestellung konzeptionalisiert, sondern als Kategorie, die in Verbindung mit anderen Faktoren sozialer Ungleichheit zu verstehen ist. Durch die Dezentrierung der Kategorie Geschlecht als mehrfach relational geraten Handlungsspielräume von konkreten Akteurinnen und Akteuren in spezifischen historischen Kontexten in den Fokus. Dann stellt sich immer wieder neu die Frage, welche Kategorien in welcher Weise relevant waren und

und Gebrauch von Schriftstücken stehen im Spannungsfeld der Herausbildung neuer Formen und Handlungsmuster der Interaktionen zwischen Gruppen und Individuen, und sie wirken auf diese zurück«. Vgl. Roger SABLONIER, *Schriftlichkeit, Adelsbesitz und adliges Handeln im 13. Jahrhundert*, in: OEXLE (Hg.), *Nobilitas*, S. 67–100; Joseph MORSEL, »Brief« und »schrift«. Überlegungen zu den sozialen Grundlagen schriftlichen Austauschs im Spätmittelalter am Beispiel Frankens, in: Ludolf KUCHENBUCH, Uta KLEINE (Hg.), »Textus« im Mittelalter. Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs im schriftsemantischen Feld, Göttingen 2006, S. 285–321. Ausschlaggebend für diese Forschungen war u. a. Michael CLANCHY, *From Memory to Written Record. England 1066–1307*, Chichester 32013.

<sup>183</sup> Für einen methodischen Überblick aus historischer Perspektive Christian KIENING, *Medialität in mediävistischer Perspektive*, in: *Poetica* 39 (2007), S. 285–352; Fabio CRIVELLARI u. a., *Einleitung. Die Medialität der Geschichte und die Historizität der Medien*, in: DIES. (Hg.), *Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive*, Konstanz 2004, S. 9–45.

<sup>184</sup> Mit Bezug auf das 16. Jahrhundert und die französische Monarchie Natalie ZEMON DAVIS, *Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts*, in: DIES., *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986, S. 7–18, Zitat S. 17. Spezifisch für Briefe Katherine KONG, *Lettering the Self in Medieval and Early Modern France*, Woodbridge 2010, S. 9.

<sup>185</sup> BOURDIEU, *Entwurf einer Theorie der Praxis*, S. 141; DÖLLING, KRAIS, *Pierre Bourdieu Soziologie der Praxis*, S. 16f.

wie Kategorien historisiert werden können<sup>186</sup>. So kann auch die Königinmutter als relationale verwandtschaftliche Figur verstanden werden, die in Briefen immer wieder neu verortet und produziert wurde<sup>187</sup>.

Es handelt sich in unserem Fall um Kommunikation unter Herrschaftsträgerinnen und -trägern, die zwar nicht hierarchiefrei war, deren Beteiligte jedoch alle einen Herrschaftsanspruch hatten. Der Begriff Aushandeln<sup>188</sup> erweist sich als produktiv, weil er Interaktion und kommunikative Prozesse sichtbar macht. Genutzt wird synonym Verhandeln in Anknüpfung an die Diplomatiegeschichte, deren Gegenstand in der Forschung klar der »großen Politik« zugeordnet wird, so dass der Begriff gerade deshalb treffend ist. Ich greife auf den analytischen Begriff Herrschaft zurück, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine institutionalisierte bzw. legitimierte Form von Herrschaft handelte und nicht um informelle Verhandlungen um Macht und Einfluss. Es geht mir also darum, begrifflich mit der Voraussetzung informeller, weiblicher, mütterlicher Macht zu brechen<sup>189</sup>. Dieses Verständnis schließt explizit mit ein, dass Herrschaft immer wieder der Legitimierung bedurfte und prekär sein konnte. Dies betrifft auch die Autorität des Königs selbst, zumal während der Religionskriege und in einer Monarchie, deren Verfassung mehrheitlich als Praxis verstanden wurde. Herrschaft wurde in und mit Briefen ausgehandelt und praktiziert. Legitimität wurde in der Praxis hergestellt und reproduziert. In diesem

<sup>186</sup> GRIESEBNER, Geschlecht; DIES., LUTTER, Mehrfach relational; HOHKAMP, Im Gestrüpp; ULBRICH, Ständische Ungleichheit. Ich verwende bewusst den Begriff relational anstelle von intersektional, um auf die Prozesshaftigkeit der Wechselwirkung der zu historisierenden Kategorien sozialer Ungleichheit hinzuweisen. Dazu GRIESEBNER, HEHENBERGER, Intersektionalität.

<sup>187</sup> Claudia ULBRICH, David Warren SABEAN, Personkonzepte in der frühen Neuzeit, in: Claudia VON BRAUNMÜHL (Hg.), Etablierte Wissenschaft und feministische Theorie im Dialog, Berlin 2003, S. 99–111, hier S. 102: »[A] ›person‹ is constituted in a matrix of social and power relationships«.

<sup>188</sup> Dazu Stefan BRAKENSIEK, Einleitung. Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit, in: DERS., Corinna VON BREDOW, Birgit NÄTHER (Hg.), Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit, Berlin 2014, S. 9–24.

<sup>189</sup> Max WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, hg. von Johannes WINCKELMANN, Tübingen <sup>5</sup>1980, S. 122–124. Zur Kritik an Webers Dichotomie und deren Rezeption, die die »Übergänge zwischen den Handlungsformen« ignoriere, siehe Alf LÜDTKE, Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: DERS. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, Göttingen 1991, S. 9–63. Zur Kritik an geschlechtergeschichtlichen Forschungen, die einseitig mit dem Machtbegriff arbeiten, Michaela HOHKAMP, Macht, Herrschaft und Geschlecht. Ein Plädoyer zur Erforschung von Gewaltverhältnissen in der Frühen Neuzeit, in: L'Homme 7/2 (1996), S. 8–17.

Sinne wird Herrschaft in dieser Arbeit als soziale Praxis verstanden<sup>190</sup>. Durch den Fokus auf die Briefe gerät Herrschen dabei als kommunikativer Prozess in den Blick. Die Monarchie erscheint so in Anlehnung an die geschlechtergeschichtlichen Forschungen von Earenfight als »work in progress« und als »ongoing set of practices, subject to circumstance as much as theory«, an dem Akteure beider Geschlechter Anteil hatten<sup>191</sup>. Korrespondenzen waren dabei eine Form der Beziehungsarbeit und Ort der Konzeptionalisierung von Herrschaft.

Grundlage der Arbeit bildet eine große Anzahl an Briefen (über 1500), die sich Catherine de Médicis und ihre Nachkommen in den Jahren zwischen 1560 und 1589, zwischen dem Beginn der Regentschaft und dem Tod der Königinmutter, schrieben. Die Auswahl der Schreiben erfolgte aufgrund der Anreden: Es wurden alle Personen berücksichtigt, die von Catherine de Médicis als *fil*s oder *fil*le (bzw. *petit-fils/petite-fille*) bezeichnet wurden (sofern die Überlieferung dies zulässt). Dies betrifft sowohl leibliche als auch Schwiegerkinder sowie teilweise Enkelinnen und Enkel und neue Ehepartnerinnen von Schwiegersöhnen. Die so von mir aus der Perspektive der Königinmutter konstruierte Gruppe bezeichne ich als Kinder oder Kinderschar. Den Begriff Königsfamilie verwende ich in diesem Sinne möglichst offen – es ist immer wieder neu die Frage, wer oder was sie war. Dies zeigt die Flexibilität von Verwandtschaftskonzeptionen in der Praxis. Die bilaterale Gruppe der Adressatinnen und Adressaten überschreitet sowohl die traditionell als »Dynastie« bezeichnete Patriline als auch eine mögliche »Kernfamilie« aus Mutter, Vater und leiblichen Kindern sowie den geografischen Raum der französischen Monarchie. Die Auswahl anhand der Bezeichnungen hat den Vorteil, nicht vorschnell zu definieren, was als Mutter-Kinder-Beziehungen zu werten ist<sup>192</sup>. Sie bringt eine spezifische Gruppe hervor, deren Verwandtschaftspraktiken nicht einfach auf andere Grup-

<sup>190</sup> Vgl. die Definition bei LÜDTKE, Einleitung, S. 12: »[D]ie Formulierung verweist auf ein »Kräftefeld«, in dem Akteure in Beziehung treten und stehen, in dem sie miteinander umgehen«. Lütke hatte eher das Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten im Fokus, stellte jedoch klar: »Vor allem zeigen sich Ungleichheiten und Widersprüche auch *zwischen* Herrschenden, ebenso wie *zwischen* Beherrschten« (S. 13, Hervorh. i. Orig.).

<sup>191</sup> EARENFIGHT, *Two Bodies*, S. 11.

<sup>192</sup> Ein Plädoyer für einen terminologischen Zugang zu Verwandtschaft findet sich bei: JUSSEN, *Perspektiven*, S. 304; Florence WEBER, *Le sang, le nom, le quotidien. Une sociologie de la parenté pratique*, Paris 2005, S. 15. Es bleibt ein methodisches Problem, dass wir aus heutiger Perspektive wissen, welches die leiblichen Kinder waren. Zudem ist die Verwendung von kategorisierenden Begriffen wie leibliche Kinder, Schwiegerkinder oder Herkunftsfamilie kaum zu vermeiden, um eine verständliche Darstellung zu erreichen.

pen übertragbar sind und die in ihren Briefen ein bestimmtes Verhältnis zwischen Verwandtschaft und Königsherrschaft sichtbar machen und mit ihrem Handeln dieses Bild reproduzieren.

Die so erfassten Personen schrieben sich regelmäßig Briefe, wobei die Überlieferung bei einigen dichter und bei anderen lückenhafter ist, was naturgemäß einen Einfluss auf die Auswahl von in der Arbeit genauer analysierten Kommunikationsprozessen hat. Generell lässt sich jedoch sagen, dass wir es mit einem außergewöhnlich gut dokumentierten Fall von Mutter-Kinder-Korrespondenzen zu tun haben. Die Mehrzahl der Schreiben liegt in edierter Form vor; hinzu kommt Archivmaterial<sup>193</sup>. Von den knapp 6000 Briefen von Catherine de Médicis, die in einer Edition überliefert sind, sind etwa 10 Prozent an *filis* und *filles* adressiert; innerhalb der hier untersuchten Korrespondenzen sind damit etwa 40 Prozent von ihr verfasst. Die Schreiben der Königinmutter bilden den Schwerpunkt der Untersuchung, aber auch die ihrer Nachkommen an sie und untereinander – soweit vorhanden – sind Bestandteil der Analyse. Hinzukommen Korrespondenzen mit Gesandten, Hofdamen und Angehörigen des Hochadels, die fallweise herangezogen wurden, sowohl um die Spezifität der verwandtschaftlichen Korrespondenzen einzuordnen als auch um Kommunikationsdynamiken und -abläufe zu rekonstruieren. Neben den Briefen greife ich auf zahlreiche weitere Dokumente zurück wie politische Traktate, Bilder, Reden bei Versammlungen der Generalstände, Memoiren, verschiedene Dokumente zu Besitzübertragungen, Heiratsverträge, Instruktionen für Botschafter usw. Dabei geht es mir einerseits darum, die Eigenlogiken von Briefen als Medien im Vergleich zu anderen Dokumenten herauszuarbeiten. Andererseits erhält man auf diese Weise ein umfassenderes Bild der Auseinandersetzungen um die Königsherrschaft.

Der Aufbau der Arbeit<sup>194</sup> folgt der Konzeptionalisierung als Fall: Jedes der vier analytischen Kapitel bietet eine neue Perspektive, indem aus der Menge des Materials systematisch herausgearbeitete Praktiken, Konstellationen und signifikante Fälle analysiert werden, um davon ausgehend Argumente aufzubauen und allgemeinere Schlüsse zu ziehen. So werden Handlungszusammenhänge rekonstruiert, um die Prozesshaftigkeit der Beziehungen und der damit verbundenen Herrschaftspraxis aufzuzeigen. Die »Königsfamilie« bzw. die »Kinderschar« erhält auf diese Weise je nach Perspektive neue Konturen.

<sup>193</sup> Dazu ausführlich [Kap. 2.1](#).

<sup>194</sup> Die Arbeit knüpft an meine im Juli 2011 an der Freien Universität Berlin eingereichte Masterarbeit »Die Königin an ihre Kinder. Herrschaft und verwandtschaftliche Beziehungen in den Briefen Katharinas von Medici an ihre leiblichen Töchter und Söhne« an. Kleine Teile der vorliegenden Studie, insbesondere aus [Kap. 2](#) und [4](#), basieren auf überarbeiteten und erweiterten Teilkapiteln der Masterarbeit.

Einige Fragen werden uns durch alle Kapitel hindurch beschäftigen: Was war Königinmuttersein in Briefen? Wie positionierten die Schreibenden sich selbst und Andere? Was war Verwandtschaft für die unterschiedlichen Personen? Wie wurden Verbindungen erzeugt und welcher Art waren diese? Wer war ausgeschlossen und was bleibt in den Briefen unsichtbar? Welche Rolle spielten Geschlecht und Körper? Wo und auf welche Weise wurde Verwandtschaft Bestandteil des Schreibens über Herrschaft? Welches Bild der Monarchie entstand so in der Kommunikation? Inwiefern trug dies zur Legitimation der Königinmutter bei?

Ich beginne im ersten Kapitel mit einer Einführung in zentrale Aspekte der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts, deren Verständnis unabdingbar ist, um die in Briefen verhandelten Beziehungen und Herrschaftskonzeptionen einordnen zu können. Dabei wird es sowohl um biografische Informationen zu den Akteurinnen und Akteuren als auch um verfassungsgeschichtliche und institutionelle Fragen sowie um die Religionskriege und die zeitgenössischen Debatten um Herrschaft gehen. Das zweite Kapitel behandelt die Eigenlogiken der Briefe und ihren Stellenwert in der Herrschaftspraxis und für die Aushandlung verwandtschaftlicher Beziehungen. Anders als die folgenden Kapitel, die sich unter wechselnden Gesichtspunkten mit der Untersuchung von Mutter-Kinder-Beziehungen und Königinmuttersein befassen, bietet es eine grundsätzliche Einordnung der Briefpraxis. Ich werde zeigen, dass Briefe in der französischen Königsfamilie als sichtbare Dokumente mit potentieller rechtlicher Relevanz zu betrachten sind, die auf diese Weise spezifische verwandtschaftliche Beziehungen charakterisierten und sichtbar machten. Das Kapitel stellt zugleich eine Erweiterung der methodischen Überlegungen dar, insofern es eine Neubewertung und Verortung des frühneuzeitlichen Mediums Brief bietet. Im dritten Kapitel stehen der Körper und die Frage nach physiologischen Vorstellungen von Verwandtschaft in Briefen im Vordergrund. Hier geht es mir darum zu argumentieren, dass die Königinmutter sich zentral über ihren Leib und ihre Liebe definierte und die Verbindung zu ihren Kindern als leiblich konzipierte. Das Nähren und Weitergeben von Herrschaftswissen (und materiellen Gütern) durch die Königinmutter stehen dagegen im vierten Kapitel im Mittelpunkt. Die Frage, wie Erziehung in Briefen funktionierte, greift den zeitgenössischen Begriff der *nourriture* auf und zeigt, wie verwandtschaftliche Verbindungen beständig reproduziert und inkorporiert wurden und die Königinmutter dabei eine ihr zentral zugeschriebene Aufgabe in Briefen demonstrierte. Schließlich fokussiert das letzte Kapitel stärker auf Formen der Zugehörigkeit, die in der Kommunikation hergestellt wurden. Dabei geht es um die Frage, ob und wie außer durch die Anreden nicht nur einzelne Beziehungen, sondern auch Gruppen konstituiert wurden, und was dies über die Königsherrschaft und die Figur der Königinmutter darin aussagt. Dabei kann ich zeigen, dass die

Königsfamilie in Briefen als lebender Organismus entworfen wurde, der die Königinmutter und ihre Kinder untrennbar und auf Leben und Tod aneinanderband. Die Schlussbetrachtung sammelt und systematisiert die zentralen Ergebnisse und greift nochmals grundlegende Fragen und Forschungsdiskussionen auf.



# 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

## 1.1 Einführung

Wer oder was war das französische Königreich im 16. Jahrhundert? Die Probleme dieser Frage beginnen mit den Grenzen, deren Verlauf nicht immer klar war. Das Königreich bestand aus einer heterogenen Zusammensetzung einzelner Territorien, in denen Herrschaft nicht überall auf die gleiche Art ausgeübt wurde. Neben der Krondomäne, die unveräußerlich war und für die finanzielle Versorgung der Königsfamilie sorgen sollte, gab es verschiedene Lehen und Güter, die den großen Familien des Hochadels zugeordnet waren. Diese waren zwar alle Untertanen des Königs, gründeten auf ihre Hausmacht jedoch einen nicht zu unterschätzenden Einfluss und verfügten zudem häufig über weitere Herrschaften außerhalb des Königreichs. Die Vicomté Béarn war eine souveräne Herrschaft, die trotzdem als Bestandteil des Königreichs betrachtet wurde. Die Herrschaftspraxis wurde also wesentlich durch die Beschaffenheit des Herrschaftsbereichs geprägt. Obwohl es königliche Amtsträger aus dem Hochadel gab, die die Provinzen als Gouverneure verwalteten, waren der König und seine Verwandten im 16. Jahrhundert selbst noch beständig unterwegs, um an verschiedenen Orten des Königreichs präsent zu sein, Konflikte zu regeln und die königliche Autorität zu behaupten. Dabei sollte man sich die Distanzen vor Augen halten: Man maß die Größe des Reiches auch in Reiseetappen. Danach entsprach es etwa 22 Tagesetappen in der Breite und 19 in der Länge; eine enorme Ausdehnung im Vergleich zu heutigen Reisegeschwindigkeiten<sup>1</sup>. Ich

<sup>1</sup> Arlette JOUANNA, *La France du XVI<sup>e</sup> siècle. 1483–1598*, Paris 2012, S. 1–17. Zu ungewissen Grenzen am Beispiel der Picardie Kristen B. NEUSCHEL, *Word of Honor. Interpreting Noble Culture in Sixteenth-Century France*, Ithaca, London 1989, S. 26–30. Für das 16. Jahrhundert kann man nicht von einer Nation Frankreich im modernen Sinne sprechen. Begriffe wie Frankreich und französisch werden im Bewusstsein der Problematik, jedoch pragmatisch, verwendet.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

werde im Folgenden sowohl auf die für diese Studie zentralen Akteurinnen und Akteure und die Ereignisse der Zeit eingehen als auch auf verfassungsgeschichtliche Perspektiven und zeitgenössische Debatten um Herrschaft.

### 1.1.1 Catherine de Médicis und ihre Kinder. Biografische Annäherungen

1533 wurde auf Betreiben des französischen Königs François I<sup>er</sup> und des Papstes Klemens VII. die Ehe zwischen Caterina Maria Romula de' Medici, Nichte des Papstes, und Henri de Valois, duc d'Orléans und zweitgeborener Sohn des Königs, geschlossen<sup>2</sup>. Catherine war 1519 in Florenz geboren worden, als einziges Kind von Madeleine de la Tour d'Auvergne, Gräfin von Boulogne, und Lorenzo de' Medici, Herzog von Urbino, die beide wenige Wochen nach der Geburt starben. Sie war somit Tochter einer französischen Prinzessin aus dem Hochadel, die mütterlicherseits mit den Bourbon verwandt und am königlichen Hof aufgewachsen war. Die Hochzeit der Eltern fand 1518 in Gegenwart von François I<sup>er</sup> in Amboise statt und war Zeichen eines Bündnisses der Medici mit dem französischen König<sup>3</sup>. Lorenzo trug die französischen Lilien schon in seinem Wappen<sup>4</sup>. Über Catherines Kindheit ist relativ wenig bekannt. In den Unruhen, die auf den Tod ihres Vaters in Florenz folgten, kümmerten sich wohl zunächst ihre Großmutter Alfonsina Orsini und später ihre Tanten (u. a. Clarice Strozzi) um sie. Die junge Medici-Erbin verbrachte einige Jahre in Rom, kehrte 1525 zurück nach Florenz und musste nur zwei Jahre später erneut fliehen, diesmal in ein Kloster außerhalb der Stadt. Man kann annehmen, dass sie dort einen Großteil ihrer Bildung erhielt. Vor ihrer Eheschließung lebte sie wieder in Rom in der Nähe ihres Onkels Giulio von Medici, Papst Klemens VII.

<sup>2</sup> Die hier umrissenen biografischen Informationen sollen nur einen kurzen ersten Überblick bieten. Detailliertere biografische Kontextualisierungen sind den einzelnen Kapiteln vorbehalten, sofern sie für die Argumentation und Darstellung eine Rolle spielen. Die hier angegebenen Informationen sind (wenn nicht anders angegeben) entnommen aus CLOULAS, Catherine de Médicis; WANEGFFELEN, Catherine de Médicis, und COSANDEY, Les régnances. Weitere Literaturhinweise finden sich an dieser Stelle nur zu Personen, die im Folgenden nicht Gegenstand der Analyse sind. Eine wissenschaftlich aufbereitete Sammlung von Porträts der Valois ist online zugänglich bei Alexandra ZVEREVA, Le portrait de la Renaissance française, <http://www.portrait-rennaissance.fr/> (23.4.2019).

<sup>3</sup> Zur Hochzeit Monique CHATENET, La cour de France au XVI<sup>e</sup> siècle. Vie sociale et architecture, Paris 2002, S. 220.

<sup>4</sup> Das war als Zeichen der Allianz von Louis XI gebilligt worden. WANEGFFELEN, Catherine de Médicis, S. 48.

Die Ehe der Medici mit dem Königssohn wird in der Forschung häufig als Mesalliance beschrieben; auch einige Zeitgenossen waren dieser Meinung. Allerdings war Catherine mütterlicherseits Erbin der Grafschaft Auvergne, eines großen unabhängigen Lehens mitten im französischen Königreich, und hatte väterlicherseits als einzige Erbin der älteren Linie der Medici Ansprüche auf verschiedene Güter und Herrschaftsrechte in der Toskana, unter anderem auf das Herzogtum Urbino<sup>5</sup>. Für die Valois stellte Catherine deshalb als reiche Erbin eine attraktive Heiratskandidatin dar<sup>6</sup>. Zentral war auch die Allianz mit dem Papst, die François I<sup>er</sup> durch die Eheschließung im Hinblick auf seine italienischen Ansprüche gegen die Habsburger anstrebte<sup>7</sup>.

Die ersten Jahre am französischen Hof, an den die vierzehnjährige Catherine 1533 kam, werden in der Regel als schwierig beschrieben<sup>8</sup>: Ihr Onkel Klemens VII. starb neun Monate nach der Hochzeit, so dass sich die Allianz mit dem Papsttum für die französische Krone nicht auszahlte, und auch Catherines Mitgift wurde wohl nie bezahlt<sup>9</sup>. Am Hof dominierte die Mätresse von Henri II, Diane de Poitiers, und ließ die Königin an die Peripherie rücken<sup>10</sup>. Zudem blieb das Paar zehn Jahre lang kinderlos, auch nachdem 1536 der Thronfolger François starb und Catherines Ehemann an seine Stelle trat. 1544 wurde dann doch noch das erste Kind François geboren; insgesamt bekamen die beiden zehn Kinder, von denen vier Söhne und drei Töchter das Erwachsenenalter erreichten<sup>11</sup>.

Königin von Frankreich wurde Catherine de Médicis 1547, als ihr Ehemann seinem Vater François I<sup>er</sup> auf den Thron folgte. Bereits Henri II ernannte seine Frau während seiner kriegsbedingten Abwesenheit zweimal zur Regen-

5 Diese Ansprüche mit Ausnahme des Herzogtums Urbino wurden allerdings im Ehevertrag an Klemens VII. abgetreten. Urbino war zum Zeitpunkt der Eheschließung von Francesco Maria della Rovere in Besitz genommen. Vgl. COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 66.

6 Zu den Besitzverhältnissen [Kap. 4.4](#).

7 CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 643.

8 Caroline ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat de Catherine de Médicis d'après sa correspondance, depuis son arrivée en France jusqu'à la mort de Charles IX*, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 63–87, hier S. 64.

9 CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 643. Laut MARIÉJOL, *Catherine de Médicis*, S. 52 (ohne Beleg) habe sich François I<sup>er</sup> beklagt: »J'ai eu [...] la fille toute nue«.

10 Zum Verhältnis von Königin und Mätresse am Hof DANIEL, *Zwischen Zentrum und Peripherie*, S. 214. In der Literatur wird das Kapitel Catherine und Diane als Eifersuchtsdrama behandelt. Vgl. CASTELLOT, *Diane, Henri, Catherine*.

11 Eine Aufzählung der Geburten mitsamt der Paten der Kinder durch Catherines Sekretär Claude de l'Aubespine ist ediert (ohne Angabe des Originals) in: *Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de François II, tirées du portefeuille de Sébastien de l'Aubespine, évêque de Limoges*, hg. von Louis PARIS, Paris 1841, S. 892–895.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

tin<sup>12</sup>. Als er 1559 überraschend starb, wurde sein erst fünfzehnjähriger erstgeborener Sohn zum König François II (1544–1560)<sup>13</sup>. Dieser hatte 1558 die schottische Königin Maria Stuart (1542–1587), Tochter von Marie de Guise, geheiratet. Diese Ehe und die ein Jahr später (auch noch auf Betreiben von Henri II) geschlossene der zweitgeborenen Tochter Claude (1547–1575) mit Charles III, Herzog von Lothringen (1543–1608)<sup>14</sup>, hatte die verwandtschaftliche Verbindung des französischen Königshauses mit den einflussreichen hochadeligen *princes étrangers* Guise gestärkt. Henri II war im Juli 1559 bei einem Turnier mit einer Lanze im Auge verletzt worden und starb wenige Tage später. Die Festlichkeiten standen in Zusammenhang mit dem valois-habsburgisch-savoyischen Vertrag zum Frieden von Cateau-Cambrésis, der durch die Ehen zwischen Henris Schwester Marguerite (1523–1574) mit Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, und der erstgeborenen Tochter Élisabeth (1545–1568) mit Philipp II., König von Spanien (1527–1598), besiegelt wurde.

Während der nur eineinhalbjährigen Herrschaft von François II trat die Königinmutter Catherine de Médicis vermutlich noch nicht so prominent in Erscheinung<sup>15</sup>. Dies änderte sich jedoch mit François' Tod im Dezember 1560, als sie die Regentschaft für ihren erst zehnjährigen zweitgeborenen Sohn und neuen König Charles IX (1550–1574) übernahm. Als Charles 1563 für volljährig erklärt wurde, bestätigte er sofort die Position seiner Mutter als Ratgeberin und Mitregentin. Catherine blieb somit bis zu Charles' Tod 1574 maßgeblich an der Herrschaft beteiligt. Sie hatte zudem 1569 seine Heirat mit der Erzherzogin Eli-

<sup>12</sup> Catherine leitete 1551 und 1553 den Regentschaftsrat. CRAWFORD, Catherine de Médicis, S. 651f.; COSANDEY, La reine, Annexe 3. Über Catherines Teilhabe an der Herrschaft ist sonst wenig bekannt. WANEGFFELEN, Catherine de Médicis, S. 146–148, beschreibt sie in den Jahren vor 1559 als engagiert für den Machterhalt der Valois.

<sup>13</sup> Es sind keine Briefe Catherines an François II überliefert, der in dieser Arbeit deshalb nicht behandelt wird.

<sup>14</sup> Es gibt kaum Forschungen zu Charles und Claude. Zu Charles de Lorraine Françoise BOQUILLON, Charles III, duc de Lorraine et de Bar. 1543–1559/1608, in: Laurent JALABERT, Stefano SIMIZ (Hg.), Charles III, 1545–1608. Prince et souverain de la Renaissance, Nancy 2013, S. 15–29; zu Claude die ältere Studie von M. Roger DE MAGNIENVILLE, Claude de France, duchesse de Lorraine, Paris 1885, mit Briefen und anderen Dokumenten im Anhang.

<sup>15</sup> So das verbreitete Urteil der Historiografie. Stattdessen übten die Guise, die Onkel der Königin, maßgeblichen Einfluss auf die Politik des jungen Königs aus. CRAWFORD, Catherine de Médicis, S. 653; DINGEL, Katharina von Medici, S. 228. Kürzlich hat Susan BROOMHALL, Counsel as Performative Practice of Power in Catherine de' Medici's Early Regencies, in: Helen MATHESON-POLLOCK, Joanne PAUL, Catherine FLETCHER (Hg.), Queenship and Counsel in Early Modern Europe, Cham 2018, S. 135–159, dieses Urteil korrigiert. Sie betont, dass Catherine bereits als Königin eine wichtige Rolle als Ratgeberin und Mediatorin eingenommen habe.

sabeth von Österreich (1554–1592), Tochter Kaiser Maximilians II., sowie 1572 die Ehe der jüngsten Tochter Marguerite (1553–1615) mit Henri, König von Navarra (1553–1610), arrangiert, um die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Habsburgern und den (protestantischen) Bourbon zu stärken<sup>16</sup>.

1574 wurde Catherines dritter Sohn Henri (1551–1589) König; er befand sich zu diesem Zeitpunkt in Polen, wo er auf Betreiben seiner Mutter zum König gewählt worden war, so dass diese abermals für einige Monate die Regentschaft übernahm, angeordnet noch kurz vor seinem Tod durch Charles IX. Catherines Position während der Herrschaft von Henri III wird von der Forschung als etwas schwächer eingestuft; sie blieb jedoch vor allem im Rahmen der diplomatischen Verhandlungen und familialen Konflikte während der Religionskriege eine Schlüsselperson. Die Königinmutter war somit von Beginn ihrer Regentschaft 1560 bis zu ihrem Tod 1589 eine prägende Figur der Königsherrschaft, wenn auch selten unangegriffen. Anders als die meisten anderen Königinnen verließ sie das französische Königreich nach dem Tod ihres Mannes nicht wieder.

Die Kinder und Schwiegerkinder der Königin herrschten in Frankreich, Spanien, Navarra, Lothringen und Schottland. Einzig der jüngste Sohn François (1555–1584) blieb unverheiratet. Henri III vermählte sich kurz nach seiner Krönung mit Louise de Vaudémont-Lorraine (1553–1601), einer Nichte seines Schwagers Charles III<sup>17</sup>. Somit waren die Heiratsverbindungen der Valois in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einerseits auf den eng mit dem Königreich verbundenen Hochadel gerichtet: Mit Maria Stuart, Charles III und Louise wurden die Herzöge von Lothringen bzw. ihre jüngere Linie der Guise an die Königsfamilie gebunden; der Bourbon Henri de Navarre wiederum war als *prince du sang* und Anführer der Hugenotten eine zentrale Figur im Königreich – als Antagonist wie auch Angehöriger der Königsfamilie – und zugleich souveräner Herrscher von Navarra. Die Eheschließungen mit Philipp II. und Elisabeth von Österreich andererseits stärkten die Verbindungen zu den Habsburgern, mit denen die Valois in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehrere Kriege geführt hatten, hauptsächlich um die Vorherrschaft auf der italienischen Halbinsel. Mit Henri III starb 1589 schließlich nur wenige Monate nach Catherines Tod der letzte direkte, legitime, männliche Erbe der Valois ohne Nach-

<sup>16</sup> Über Elisabeth von Österreich weiß man wenig; siehe Maren GÖGGMANN, Élisabeth d'Autriche (1554–1592). Le rôle d'une reine de France d'origine habsbourgeoise à l'époque des guerres de Religion, Masterarbeit EHESS (2014).

<sup>17</sup> Auch Louise de Lorraine ist in der Forschung bislang wenig beachtet worden. Jacqueline BOUCHER, Deux épouses et reines à la fin du xvi<sup>e</sup> siècle. Louise de Lorraine et Marguerite de France, Saint-Étienne 1995.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

kommen<sup>18</sup>. Der jüngste Sohn François war bereits 1584 kinderlos verstorben. Mit Henri de Navarre als Henri IV folgte ein Bourbon und zugleich Schwiegersohn der Königinmutter auf dem französischen Thron<sup>19</sup>.

### 1.1.2 Die Hofgesellschaft

Die Beziehungen zwischen Catherine de Médicis und ihren Nachkommen waren untrennbar mit anderen Akteurinnen und Akteuren bzw. Akteursgruppen verbunden, die die Kommunikation beeinflussten oder begleiteten, und mit den sozialen Räumen, in denen die Personen interagierten. Dies betrifft zentral die Frage, wer das Publikum für die untersuchten Korrespondenzen bildete<sup>20</sup>. Sie führt einerseits zu den Boten und Gesandten, die im nächsten Kapitel noch ausführlicher thematisiert werden, und andererseits zum Hof als sozialem Raum, als Ort von Öffentlichkeit, als Bühne von Interaktionen und Machtdemonstrationen, von Faktionen und deren Auseinandersetzungen. Der Hof war eine hierarchische Gesellschaft, ein Raum, in dem unterschiedlichste soziale Gruppen aufeinandertrafen. Er setzte sich aus der königlichen Familie mit ihren Haushalten zusammen, aus hohem und niederem Adel mit oder ohne Hofämter, den Angehörigen des königlichen Rates, der Kanzlei und anderen Regierungsorganen, Geistlichen und zahllosen Bediensteten<sup>21</sup>. Der Hof war dabei im 16. Jahrhundert kein fester Ort, eher eine Stadt auf Reisen, allerdings mit

<sup>18</sup> Von den Söhnen hatte einzig Charles IX eine legitime Tochter gezeugt, die jedoch noch im Kindesalter verstarb. Jacqueline VONS, Pauline SAINT-MARTIN, *Vie et mort de Marie-Élisabeth de France (1572–1578), fille de Charles IX et Élisabeth d’Autriche*, in: *Cour de France.fr*. (2010), <http://cour-de-france.fr/article744.html> (23.4.2019).

<sup>19</sup> Die kinderlose Ehe mit Marguerite wurde 1599 annulliert. Die Historiografie beschreibt den Herrschaftswchsel von Henri III zu Henri IV als Dynastiewechsel (z. B. COSANDEY, *Quelques réflexions*). Die Valois und Bourbon waren aber durch Eheschließungen eng miteinander verwandt: Jeanne d’Albret, die Mutter von Henri IV, war eine Cousine väterlicherseits von Henri II. In der männlichen Linie der Kapetinger waren die beiden Henris jedoch nur Cousins 17. Grades.

<sup>20</sup> Ausführlicher zu diesem Aspekt [Kap. 2.2](#).

<sup>21</sup> Grundlegend zum französischen Hof sind nach wie vor Emmanuel LE ROY LADURIE, *Auprès du roi, la cour*, in: *Annales. Histoire, sciences sociales* 38/1 (1983), S. 21–41; Jacqueline BOUCHER, *L’évolution de la maison du roi. Des derniers Valois aux premiers Bourbons*, in: *Le xvii<sup>e</sup> siècle* 34/137 (1982), S. 359–379; DIES., *La cour de Henri III*, Rennes 1986. Für einen Überblick zur Hofforschung siehe Nicolas LE ROUX, Caroline ZUM KOLK, *L’historiographie de la cour en France*, in: Marcello FANTONI (Hg.), *The Court in Europe*, Rom 2012, S. 89–106. Aus vergleichender Perspektive Jeroen DUINDAM, Tülay ARTAN, Metin KUNT (Hg.), *Royal Courts in Dynastic States and Empires. A Global Perspective*, Leiden 2011.

durchlässigen Grenzen, eine »cour nomade« nach Chatenet<sup>22</sup>. Während über die einfachen Hofbediensteten nach wie vor wenig bekannt ist, hat die Forschung den Hof vor allem als Ort der Begegnung und Interaktion der Eliten, das heißt zwischen dem König bzw. der Königsfamilie und dem Adel, bezeichnet<sup>23</sup>. Um diese Perspektive zu konkretisieren, ist ein Blick auf die *maisons*, die Haushalte der königlichen Familienmitglieder, wie auch auf die Faktionen am Hof notwendig. Der Hof der Valois war eigentlich ein System verschiedener Höfe, der einzelnen *maisons*, die die Pfeiler des Hofes bildeten und die Basis für eigenständige Patronage- und Finanzpolitik der Familienmitglieder, aber auch für spezifische Öffentlichkeiten. Die Haushalte des Königs und der Königin waren dabei meist an einem Ort, während beispielsweise der Kinderhof oft räumlich getrennt wurde<sup>24</sup>.

Das 16. Jahrhundert zeichnete sich durch die auffallende Präsenz von Frauen am französischen Hof aus, die Catherine de Médicis mit ihrer Haushaltspolitik aktiv förderte. Zugleich war niemals zuvor oder danach die *maison* der Königin bzw. Königinmutter so groß und so zentral für das Hofleben – gerade auch im Kontrast zum König Henri III, der eine zu große Nähe mit den Höflingen mied und sich immer wieder für einige Zeit vom Hof entfernte<sup>25</sup>. Zu Catherines Haushalt gehörten einerseits adelige Damen, die Caroline zum Kolk

<sup>22</sup> CHATENET, *La cour*, S. 15. Chatenet bietet eine reich bebilderte Analyse der Zusammensetzung, des Alltagslebens und der architektonischen Ordnung des Hofes im 16. Jahrhundert.

<sup>23</sup> So bei LE ROUX, *ZUM KOLK*, *L'historiographie*, S. 102; JOUANNA, *La France*, S. 232. Zum Problem der Definition des Adels als klar umrissene Gruppe DESCIMON, *Conclusion*; Joseph MORSEL, *Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese des Adels am Ende des Mittelalters – das Beispiel Frankens*, in: OEXLE (Hg.), *Nobilitas*, S. 312–375.

<sup>24</sup> Monique CHATENET, *Les enfants de Henri II et de Catherine de Médicis au château de Saint-Germain-en-Laye. Le témoignage des diplomates de Mantoue*, in: *Bulletin des Amis du vieux Saint-Germain. La vie de cour dans les châteaux royaux de Saint-Germain en Laye au XVI<sup>e</sup> siècle, d'Henri II à Henri IV (1547–1610)* 45 (2008), S. 19–35, hier S. 19. Zum Kinderhof siehe [Kap. 4.1](#).

<sup>25</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 172; Caroline ZUM KOLK, *The Household of the Queen of France in the Sixteenth Century*, in: *The Court Historian* 14/1 (2009), S. 3–22, hier S. 3, <http://cour-de-france.fr/article2336.html> (23.4.2019). Zum Haushalt der Königin siehe auch den *État de la maison de Catherine de Médicis, 1547–1585* (BNF, ms. fr. nouv. acq. 9175, f. 379–394), hg. von Caroline ZUM KOLK, <http://cour-de-france.fr/article2.html> (23.4.2019). Für einen Vergleich mit Kastilien: Félix LABRADOR ARROYO, *From Castile to Burgundy. The Evolution of the Queen's Households during the Sixteenth Century*, in: CRUZ, GALLI STAMPINO (Hg.), *Early Modern Habsburg Women*, S. 119–148. Zu Henri III Robert Jean KNECHT, *The French and English Nobilities in the Sixteenth Century. A Comparison*, in: Glenn RICHARDSON (Hg.), »The Contending Kingdoms«. *France and England, 1420–1700*, Aldershot 2008, S. 61–78, hier S. 66.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

in drei Gruppen einteilt, welche gleichwohl häufig überlappend waren: die Mitglieder des Hochadels, die Ehefrauen der höchsten Hofämter und die Klientinnen der Königin (die Gruppe langjähriger Zugewandter aus Italien und der Auvergne sowie persönliche Vertraute, die im Laufe der Zeit in den Haushalt integriert wurden). Hinzu kamen andererseits zahlreiche von Männern besetzte Ämter wie der *chevalier d'honneur*, Geistliche, Mitglieder der Kanzlei, Berater sowie zahlreiche Personen aus den Bereichen Kammer und Küche<sup>26</sup>. Catherine de Médicis begann nach dem Tod ihres Mannes sehr schnell, sich eine *maison* aus langjährigen und erfahrenen Vertrauten aufzubauen, die für ihre Herrschaft eine zentrale Stütze bildeten. Zentral war dabei die Zusammensetzung aus konfessionell gemischten und tendenziell politisch moderaten Damen, die bis zum Tod der Königin eine auffallend stabile Gruppe bildeten<sup>27</sup>. Die Tatsache, dass der Haushalt der Königinmutter in seiner Größe den der Königinnen Elisabeth und Louise übertraf, zeigt die Prestigefunktion der *maisons* und mithin die zentrale Position der Königinmutter am Hof<sup>28</sup>. Die Bedeutung der Hofdamen ist dabei nicht zu unterschätzen. Durch ihre Nähe zur Königinmutter hatten sie großen Einfluss auf die königliche Politik und bildeten vermutlich häufig das erste Publikum für erhaltene Korrespondenzen, wenn diese verlesen wurden; Catherine setzte sie zudem als Vermittlerinnen zu ihren Herkunftsfamilien ein, vor allem im Fall der Hugentinnen<sup>29</sup>. Doch zum Haushalt der Königinmutter gehörten auch Damen, die eine wichtige Rolle in der Katholischen Liga spielten, wie Catherines Vertraute Anne d'Este, Herzogin von Guise, später von Nemours, und Enkelin von König Louis XII, oder Henriette de Savoie, Ehefrau des duc de Mayenne, einer führenden Figur der Katholischen Liga<sup>30</sup>. Wenn die Königin auf Reisen war, waren in ihrem Gefolge immer einige der Hofdamen anzutreffen<sup>31</sup>. Durch die enge Beziehung gerade der Hofdamen zur Königin

26 ZUM KOLK, *The Household*, S. 15f.

27 Una McILVENNA, »A Stable of Whores«? The »Flying Squadron« of Catherine de Medici, in: Nadine AKKERMAN, Birgit HOUBEN (Hg.), *The Politics of Female Households. Ladies-in-Waiting across Early Modern Europe*, Leiden 2014, S. 181–208, hier S. 189, 206.

28 *Ibid.*, S. 204. ZUM KOLK, *The Household*, S. 19, zählt Ende der 1580er Jahre 98 Hofdamen bei Königin Louise und 112 bei Catherine de Médicis. Stefan SIENELL, *Die Wiener Hofstaaten zur Zeit Leopolds I.*, in: Klaus MALETTKE, Chantal GRELL (Hg.), *Hofgesellschaft und Höflinge an europäischen Fürstenhöfen in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jh.)/Société de cour et courtisans dans l'Europe de l'époque moderne (xv<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, Münster 2001, S. 89–111, hier S. 96, stellt Ähnliches für die kaiserliche Witwe Eleonore von Gonzaga im 17. Jahrhundert fest.

29 ZUM KOLK, *The Household*, S. 22.

30 *État de la maison de Catherine de Médicis*.

31 McILVENNA, »A Stable of Whores«. Als *dame d'honneur* setzte Catherine de Médicis ausschließlich langjährige Vertraute ein.

zeigt sich, dass der Hof nicht nur das »äußere[...] Gehäuse des Beziehungsgeflechts«<sup>32</sup> der Verwandten darstellte, sondern beständig in Wechselwirkung mit diesem stand, auch wenn die Briefe dies selten sichtbar machen. Meist lässt sich nur vermuten, dass Hofdamen Einblick in Briefe erhielten. Einzelne Frauen hatten jedoch herausragende Positionen, was sich in den Korrespondenzen vor allem anhand von Louise de Clermont, duchesse d'Uzès, zeigt. Diese war seit 1547 in Catherines Diensten und eine der engsten Freundinnen der Königin<sup>33</sup>.

Wenn man den Hof als ganzes Gebilde betrachtet, dann waren die Faktionen quer zu den einzelnen Haushalten angesiedelt, d. h., sie umfassten Mitglieder verschiedener *maisons*. Faktionen waren keine Parteien mit Mitgliederlisten, sondern schwer zu fassende Gruppen von Freunden und Freundinnen, Verwandten, Klientinnen und Klienten und sonstwie Alliierten (teilweise, aber nicht immer konfessionell gebunden), in der Regel rund um eine oder ein paar zentrale Figuren aus dem Hochadel. Deren Prestige ließ sich an der Größe ihrer Entourage messen<sup>34</sup>. Zugleich konkurrierten die Faktionen und ihre dominanten Figuren beständig um die Gunst des Königs, die das Kräfteverhältnis am Hof bestimmte<sup>35</sup>. Der Hochadel erwartete dabei ein ausgewogenes Verhältnis der Gunstbezeugungen; Favoriten erregten häufig Missbilligung. Der Hof war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vor allem von drei Faktionen mit ihren prägenden Figuren bestimmt: den Montmorency, einer alten hochadeligen Familie, die vor allem unter François I<sup>er</sup> und Henri II großen Einfluss hatte<sup>36</sup>; den Bourbon, die als sukzessionsberechtigte *princes du sang* eine herausgehobene Stellung hatten, durch die Eheschließung von Antoine de Bourbon mit Jeanne d'Albret Könige von Navarra wurden und sich mehrheitlich zum reformierten Glauben bekannten; und schließlich den Guise, die zur Gruppe der *princes étrangers* gehörten und im 16. Jahrhundert einen kometen-

32 NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 14.

33 Zu Louise de Clermont Kap. 2.3.2 und 4.2.4.

34 Der Begriff Faktion stammt aus der französisch- und englischsprachigen Forschung. KNECHT, *The French and English Nobilities*, S. 73. Vgl. David L. POTTER, *Politics and Faction at the French Court from the Late Middle Ages to the Renaissance. The Development of a Political Culture*, in: *Cour de France.fr*. (2011), S. 1–27, <http://cour-de-france.fr/article1883.html> (23.4.2019); DERS., *Faction, »alliance« and Political Action in Early Modern France. The Dilemma of Antoine de Bourbon King of Navarre in 1559–1562*, in: Rubén GONZÁLEZ CUERVA, Alexander KOLLER (Hg.), *A Europe of Courts, a Europe of Factions. Political Groups at Early Modern Centres of Power (1550–1700)*, Leiden, Boston 2017, S. 41–63; Rubén GONZÁLEZ CUERVA, Alexander KOLLER, *Photography of a Ghost. Factions in Early Modern Courts*, *ibid.*, S. 1–19.

35 Zum Favoriten- und Gunstsystem am französischen Hof zentral: Nicolas LE ROUX, *La faveur du roi. Mignons et courtisans au temps des derniers Valois*, Seyssel 2001.

36 Zu den Montmorency JOUANNA, *La France*, S. 76.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

haften Aufstieg am Hof erlebten. Letztere standen in Opposition sowohl zu den Montmorency als auch den Bourbon und wurden als ultra-katholische Faktion verstanden<sup>37</sup>. Sie alle hatten erheblichen Einfluss auf die königliche Herrschaftspraxis der Zeit, bis hin zu ihrer Involvierung in die Religionskriege des 16. Jahrhunderts.

### 1.1.3 Von Krisen und Gewalt. Die Religionskriege

Die Jahre ab 1560, in denen Catherine de Médicis als Regentin und Königinmutter die Königsherrschaft prägte, und das Jahrzehnt nach ihrem Tod werden von der Forschung einhellig als Zeit der tiefgehenden Krise der französischen Monarchie beschrieben<sup>38</sup>. Während der Regierungen von François I<sup>er</sup> und Henri II (bis 1559) stärkten die Kriege in Italien zeitweise die königliche Herr-

<sup>37</sup> Gleichwohl bestanden Heiratsverbindungen zwischen den Familien. Der Aufstieg der Guise erzeugte vor allem während der kurzen Herrschaft von François II heftige Auseinandersetzungen zwischen den Hoffaktionen. Die *princes étrangers* waren diejenigen Angehörigen des Hochadels, deren Familien nicht ursprünglich Vasallen des Königs waren und aus dem französischen Königreich stammten, aber dort naturalisiert wurden. Claude de Lorraine, ein jüngerer Sohn des Herzogs von Lothringen, wurde 1527 Herzog und *pair* von Guise; die von ihm begründete Linie dominierte anschließend lange die politische Kultur. Claude heiratete Antoinette de Bourbon, Tochter eines *prince du sang* und ebenfalls eine zentrale Figur während der Religionskriege. Ihre Tochter Marie heiratete den schottischen König Jakob V. und war somit die Mutter der schottischen Königin Maria Stuart, die wiederum als Ehefrau von François II französische Königin wurde. Claudes und Antoinettes sechs Söhne waren vor allem in Kirche und Armee erfolgreich; zudem schlossen sie wiederum Ehen mit Frauen der Königsfamilie und banden sich so noch enger an die Krone. Die Herzöge von Aumale und Elbeuf sind den neu begründeten Nebenlinien der Guise im Königreich zuzuordnen. Charles III de Lorraine wiederum, der Claude de France heiratete, war der lothringische Herzog und somit Cousin der Guise. Vgl. JOUANNA, *La France*, S. 72–75. Zu den Guise JESSICA MUNNS, Penny RICHARDS, Jonathan SPANGLER (Hg.), *Aspiration, Representation, and Memory. The Guise in Europe, 1506–1688*, Farnham 2015; Stuart CARROLL, *Martyrs and Murderers. The Guise Family and the Making of Europe*, Oxford 2009.

<sup>38</sup> HOLT, *The French Wars of Religion*, S. 3: »most serious crisis of French state and society before the Revolution«; Nicola M. SUTHERLAND, *Princes, Politics, and Religion. 1547–1589*, London 1984, S. 51: »collapse of authority«. Claudia OPITZ-BELAKHAL, *Das Universum des Jean Bodin. Staatsbildung, Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2006, S. 26, spricht von der »Schwäche der französischen Monarchie«. Hinzu kamen Schulden aus den Kriegen in Italien gegen Karl V. in Höhe von etwa 43 Millionen Livres: ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 74.

schaft und die Hugenotten<sup>39</sup> konnten sich noch nicht zu einem starken politischen Faktor entwickeln. Zwischen 1562 und 1598 kam es dann jedoch zu acht Bürgerkriegen<sup>40</sup>. Daneben wurden durch die Königinmutter und ihre Söhne immer wieder Friedens- und Toleranzedikte erlassen sowie eine strategische Ehe (Marguerite de Valois und Henri de Navarre) geschlossen, doch erst das Edikt von Nantes 1598 unter Henri IV konnte einen relativen Frieden herbeiführen<sup>41</sup>.

Es handelte sich bei den Kriegen um gewalttätige Auseinandersetzungen aufgrund von politisch-religiösen Konflikten zwischen Teilen der Königsfamilie und verschiedenen protestantischen und katholischen Akteurinnen und Akteuren bzw. Gruppierungen mit je eigenen Truppen. Dabei spielten Kontroversen um das Verständnis der Königsherrschaft und die Rolle des Adels eine zentrale Rolle. In den Jahren bis zur Bartholomäusnacht 1572 standen sich vor allem die Hugenotten mit ihren hochadeligen Anführern Louis I<sup>er</sup>, prince de Condé und ein Bourbon, Jeanne d'Albret (Königin von Navarra) und Admiral Gaspard de Coligny einerseits und andererseits die Königsfamilie und prominente Katholiken, allen voran die Guise, gegenüber. Im Anschluss bildete sich eine dritte Partei heraus, die *malcontents*. Diese bis 1584 vom jüngsten Königssohn François, duc d'Alençon bzw. d'Anjou, und von Henri de Montmorency-Damville geführte Gruppierung bestand aus katholischen Adeligen, die nach einem Kompromiss suchten und sich dabei mit Teilen der Protestanten verbündeten. Im fünften Religionskrieg wurde dieser Wandel erstmals deutlich, als Hugenotten und moderate Katholiken gemeinsam gegen königliche Truppen kämpften. Im Gegenzug bildete sich schließlich die Katholische Liga unter Führung der Guise, die eine kompromisslose Linie gegenüber den Protestanten forderte und vor allem die Konflikte der 1580er Jahre prägte<sup>42</sup>.

Eine nationale Perspektive auf die Religionskriege verstellt jedoch den Blick auf die europäischen Zusammenhänge, denn die Religionskriege waren kein allein französisches Phänomen: Im Reich und in den Niederlanden wurden zahlreiche Auseinandersetzungen geführt; Coligny und später François d'Alen-

<sup>39</sup> Die französischen Hugenotten beriefen sich mehrheitlich auf den Genfer Reformator Johannes Calvin. Ich verwende im Folgenden die Begriffe Hugenotten, Protestanten und Reformierte synonym, wie es in der französischsprachigen Forschung üblich ist.

<sup>40</sup> Für eine Übersicht zu den einzelnen Kriegen HOLT, *The French Wars of Religion*; Robert Jean KNECHT, *The French Civil Wars, 1562–1598*, Harlow 2000.

<sup>41</sup> HOLT, *The French Wars of Religion*, S. 3, betont, dass das Edikt von Nantes kein tatsächliches Ende der Konflikte bedeutete oder gar eine friedliche Koexistenz von Katholiken und Protestanten zur Folge hatte.

<sup>42</sup> Zu den Gruppierungen und der Chronologie David EL KENZ, Claire GANTET, *Guerres et paix de religion en Europe, XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 2003, S. 95–97.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

çon suchten den Schulterschluss mit Wilhelm von Oranien. Nicht zuletzt unterstützten andere Herrscherinnen und Herrscher einzelne Akteure und Gruppierungen durch finanzielle und/oder militärische Mittel – so Philipp II. von Spanien die Guise und die Katholische Liga und Elisabeth I. von England Henri de Navarre, François d'Alençon und die Hugenotten<sup>43</sup>. Nahezu der gesamte französische Hochadel – Männer wie Frauen – war an den Konflikten beteiligt. Unter Verwandten teilte man nicht immer ein religiöses Bekenntnis und Konversionen kamen relativ häufig vor<sup>44</sup>. Es handelte sich nicht um politische Parteien im engeren Sinne, sondern ähnlich (und oft überschneidend) der Faktionen am Hof um Gruppierungen aufgrund religiös-politischer Positionen und persönlicher Loyalitäten oder Abneigungen, die sich wandeln konnten. Dabei spielte die Adelskultur eine wichtige Rolle, die Neuschel als Kultur der Ehre und der Gewalt charakterisiert, deren Akteure ihre Legitimität nicht nur als vom König kommend, sondern aus sich selbst heraus verstanden<sup>45</sup>. Ein geteilter Glaube garantierte noch nicht geteilte politische Interessen. Stattdessen zeigte sich, dass verschiedene Gruppierungen ähnliche Argumente für einen Griff zu den Waffen nutzten – wie die Selbstverteidigung angesichts von fehlendem Schutz durch den König, die Rettung der Monarchie oder der »schlechte Einfluss der italienischen Berater« auf die Krone. Die Konflikte zwischen dem Adel und der Königsfamilie wie auch zwischen einzelnen Angehörigen der Königsfamilie sind also essentiell, um die Religionskriege zu verstehen; Jouanna spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Krise des Paktes zwischen König und Adel<sup>46</sup>. Dennoch führt die Frage, ob es sich bei den Religionskriegen nicht eigentlich um politische Konflikte gehandelt habe, am Problem vorbei, denn Politik und Religion lassen sich im 16. Jahrhundert nicht als getrennte Kategorien verstehen<sup>47</sup>. Die in dieser Arbeit untersuchten Briefe vermitteln ein spezifisches Bild der Religionskriege als ein Phänomen, das keinen Anfang und kein

<sup>43</sup> Auch Johann Kasimir von Pfalz-Simmern lieferte wiederholt Söldnertruppen für die Protestanten. Für einen knappen Überblick aus europäischer Perspektive Alfred KOHLER, *Von der Reformation zum Westfälischen Frieden*, München 2011.

<sup>44</sup> So war beispielsweise Antoine de Bourbon katholisch, während sich seine Frau Jeanne d'Albret und sein Bruder Louis de Condé zum reformierten Glauben bekannten.

<sup>45</sup> NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 65–68. Neuschel betont das fehlende Gewaltmonopol der Krone im 16. Jahrhundert (S. 17).

<sup>46</sup> JOUANNA, *La France*, S. 493.

<sup>47</sup> Zum Begriff Religionskrieg Andreas HOLZEM, »... dass sie der Christlichen vnnnd Brüderlichen Lieb gegeneinander vergessen«. Der Religionskrieg in der Frühen Neuzeit, in: *Historisches Jahrbuch* 134 (2014), S. 30–43; zur Verflechtung politischer und religiöser Argumente in der politischen Theorie Luise SCHORN-SCHÜTTE, Sven TODE, *Debatten über die Legitimation von Herrschaft. Politische Sprachen in der Frühen Neuzeit. Einleitende Bemerkungen*, in: DIES. (Hg.), *Debatten über die Legitimation von Herrschaft*.

Ende hat und stets zugleich unterschwellig präsent wie auch auf dem Papier unsichtbar zu sein scheint. Die retrospektive Aufteilung in acht einzelne Kriege, die ich der Orientierung halber übernehme, spiegelt sich in den Korrespondenzen so nicht.

Generell kann man vor allem die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts als von einer zunehmenden Infragestellung der königlichen Herrschaft geprägt charakterisieren. Dies äußerte sich beispielsweise in den verschiedenen, kontroversen Herrschaftskonzepten und Widerstandstheorien, die in dieser Zeit zahlreich vor allem auf protestantischer, aber auch auf katholischer Seite entstanden. Dabei wurden wahlweise Catherine de Médicis, die Guise oder die Bourbon als Usurpatoren bzw. Tyrannen bezeichnet<sup>48</sup>. Alle Beteiligten griffen auf schon von Zeitgenossen als ungezügelt, illegitime Gewalt<sup>49</sup> wahrgenommene Praktiken zurück, auch in Form von Massakern (1562 in Wassy durch die Guise an den Hugenotten; der Auslöser des ersten Religionskrieges) und Attentaten (1563 auf François de Lorraine, Herzog von Guise, 1569 auf den Prince de Condé). Catherine de Médicis verfolgte zunächst im Gegensatz zum früheren harten Vorgehen gegen die Hugenotten durch François I<sup>er</sup> und Henri II eine Politik der Verständigung. Unterstützt vom Kanzler Michel de L'Hospital und gegen den Widerstand vor allem der Guise setzte sie Toleranzedikte und Friedenskonferenzen durch<sup>50</sup>. Dies änderte sich jedoch spätestens mit dem Massaker der Bartholomäusnacht (22. bis 29. August 1572), in dessen Verlauf etwa 50 Hugenottenführer hingerichtet wurden und in den Provinzen tausende weitere Protestanten starben und das vor allem der Königinmutter angelastet

Politische Sprachen in der Frühen Neuzeit, Berlin 2006, S. 9–15. Zur These der Herausbildung des Politischen als »autonomisation de la raison politique« für das 16. Jahrhundert Olivier CHRISTIN, *La paix de religion. L'autonomisation de la raison politique au XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1997.

<sup>48</sup> Condé argumentierte z. B. wiederholt, die königliche Familie sei in Gewalt der tyrannischen Guise. Vgl. EL KENZ, GANTET, *Guerres et paix de religion*, S. 108.

<sup>49</sup> Einführend Claudia ULBRICH, Claudia JARZEBOWSKI, Michaela HOHKAMP (Hg.), *Gewalt in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD*, Berlin 2005. Zum Begriff Massaker, der in seiner heutigen Bedeutung im 16. Jahrhundert in Frankreich entstand, Hans MEDICK, *Massaker in der Frühen Neuzeit*, *ibid.*, S. 15–19, hier S. 16.

<sup>50</sup> So z. B. sichtbar im ersten Friedensedikt von Saint-Germain 1562, das den Protestanten relativ weitgehende Rechte zuerkannte, und im von Catherine de Médicis initiierten Religionsgespräch durch Theologen beider Konfessionen in Poissy 1561. Für einen Überblick über Catherines Politik Robert Jean KNECHT, *Catherine de Médicis. Les années mystérieuses*, in: Éric BOUSMAR (Hg.), *Femmes de pouvoir, femmes politiques durant les derniers siècles du Moyen Âge et au cours de la première Renaissance*, Brüssel 2012, S. 31–46. Vgl. CROUZET, *Langages*, S. 113.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

wurde<sup>51</sup>. Paradoxiertweise gilt diese Zeit der Gewalt, Kriege und Auseinandersetzungen um Herrschaft in der Forschung zugleich als »Wiege der modernen Staatlichkeit«<sup>52</sup>.

### 1.2 Verfassungsgeschichtliche Zugänge

Wenn man sich mit Konzeptionierungen von Königsherrschaft befasst, dann ist immer im Blick zu behalten, dass die französische Monarchie des Ancien Régime über keine kodifizierte Verfassung im modernen Sinn verfügte<sup>53</sup>. Für rechtliche Fragen ist deshalb zentral, dass unter Rechtsgelehrten, unter königlichen Verwandten und innerhalb des Adels häufig nicht nur umstritten war, wie und wann eine Verordnung konkret zur Anwendung kommen könnte, sondern darüber hinaus, was denn überhaupt Bestandteil der Verfassung sei. Noch Mitte des 17. Jahrhunderts argumentierte der Rechtsgelehrte Dupuy in einer ersten Sammlung von Regelungen für Regenschaften, dass die Legitimität der Königsherrschaft auf Tradition und Präzedenzfällen beruhe, die Verfassung mithin wandelbar sei<sup>54</sup>. Der protestantische Rechtsgelehrte François Hotman erklärte in dem 1567 verfassten Traktat »Antitribonian«, dass sich Studierende des Rechts im französischen Königreich Wissen aneignen müssten über »le droit de la souveraineté de nos Rois, de la puissance & autorité des trois estats, des droits de la Reine, du Dauphin, des freres du Roy & de leurs appennages, des Princes, des bastards du Roy & de ses freres, du Conestable, des Pairs, des Mareschaux de France«<sup>55</sup>. Er formulierte so, dass die verwandtschaftlichen Beziehungen der Königsfamilie Teil der französischen Verfassung seien.

<sup>51</sup> Es ist bis heute nicht geklärt, wer die Verantwortung für das Massaker trug. Die neuere Forschung geht mehrheitlich davon aus, dass der König, die Königinmutter und der königliche Rat zwar den Mord an Coligny und den Hugenottenführern beschlossen hätten, jedoch nicht das anschließende Massaker in Paris und einigen Provinzstädten. Vgl. Denis CROUZET, Königliche und religiöse Gewalt im Massaker der Bartholomäusnacht oder der »Wille« Karls IX., in: ULBRICH, JARZEBOWSKI, HOHKAMP (Hg.), Gewalt in der Frühen Neuzeit, S. 33–58; EL KENZ, GANTET, Guerres et paix de religion, S. 114f.

<sup>52</sup> OPITZ-BELAKHAL, Das Universum, S. 12. Vgl. Denis CROUZET, Les guerriers de Dieu. La violence au temps des troubles de religion (vers 1525–vers 1610), 2 Bde., Seyssel 1990, hier Bd. 2, S. 625.

<sup>53</sup> COSANDEY, DESCIMON, L'absolutisme, S. 52.

<sup>54</sup> Harriet LIGHTMAN, Political Power and the Queen of France. Pierre Dupuy's Treatise on Regency Governments, in: Canadian Journal of History/Annales canadiennes d'histoire 21 (1986), S. 299–312, hier S. 299.

<sup>55</sup> Antitribonian, zit. nach Ralph E. GIESEY, J. H. M. SALMON, Introduction, in: HOTMAN, Francogallia, S. 35.

Im 16. Jahrhundert entstand die Vorstellung, es gäbe sogenannte *lois fondamentales*, das heißt Gesetze, die nicht einmal der König als Souverän selbst übertreten, geschweige denn ändern dürfe. Diese Auffassung war allerdings durchaus strittig<sup>56</sup>. Die *lois fondamentales* beruhten auf einem Konglomerat juristischer Regeln aus verschiedenen Rechtsbereichen, die weniger im Hinblick auf schriftliche Überlieferungen denn als abstrakte Prinzipien diskutiert wurden. Das Konzept entwickelte sich im Zusammenhang von Diskussionen über die Ursprünge der den Ausschluss der Frauen aus der Herrschaft begründenden Lex Salica und eines weitreichenden Prozesses der Reformierung und Verschriftlichung der Gewohnheitsrechte (*coutumes*). Ihre Bedeutung – insbesondere der Lex Salica – war jedoch lange umstritten<sup>57</sup>. In der französischen Verfassungsgeschichte werden sie in der Regel gemeinsam mit einigen anderen Institutionen im Zusammenhang mit einer Beschränkung der absoluten Gewalt des Königs betrachtet<sup>58</sup>. An dieser Stelle werden verfassungsgeschichtliche Aspekte, die im Folgenden zentral sein werden, – von den Personen des Königs, der Königin und der Königinmutter über Institutionen wie dem Parlament bis hin zur Diskussion über die Grundlage weiblicher Regentschaft – kurz skizziert.

### 1.2.1 Der König, die Königin und die Königinmutter

König wurde man in der französischen Monarchie der Frühen Neuzeit nicht erst durch die Zeremonien der Krönung und Salbung (*sacre*), sondern durch einen auf Geburt (und Geschlecht) beruhenden Anspruch. Alle männlichen Nachkommen in direkter männlicher Linie und aus legitimer Ehe waren als sogenannte *princes du sang* theoretisch sukzessionsberechtigt; zumindest setzte

<sup>56</sup> Zu den *lois fondamentales* wurden in erster Linie die Lex Salica und die Unveräußerlichkeit der Krondomäne gezählt. Hinzu kamen je nach Interpretation die Volljährigkeit des Königs mit 14 Jahren, die Sukzession von Nachkommen ausschließlich aus legitimer Ehe und (besonders umstritten) die katholische Religion des Königs, die mit dem *sacre* verbunden war. Vgl. Bernard BARBICHE, *Les institutions de la monarchie française à l'époque moderne, XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1999, S. 28; grundlegend Ralph E. GIESEY, *The Juristic Basis of Dynastic Right to the French Throne*, in: *Transactions of the American Philosophical Society. New Series* 51/5 (1961), S. 3–47.

<sup>57</sup> Der protestantische Rechtsgelehrte Hotman bestritt beispielsweise die Anwendungsmöglichkeit der Lex Salica auf die Krone und für Lehen allgemein; er favorisierte jedoch auch einen Ausschluss der Frauen von der Regierung. HOTMAN, *Francogallia*, S. 273. Für Bodin hingegen war die Lex Salica eine Tatsache.

<sup>58</sup> *Ibid.* Für eine ausführliche Betrachtung der französischen Verfassungsgeschichte MOUSNIER, *Les institutions*; BARBICHE, *Les institutions*; COSANDEY, DESCIMON, *L'absolutisme*; Albert RIGAUDIÈRE, *Histoire du droit et des institutions dans la France médiévale et moderne*, Paris 42010.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

sich diese Auffassung spätestens im 16. Jahrhundert durch<sup>59</sup>. Im Moment des Todes des Königs wurde sein Nachfolger zu einer öffentlichen Person, die in der Theorie über keinerlei privates Eigentum verfügte<sup>60</sup>. Denn der König ging mit Beginn seiner Herrschaft eine Ehe mit der Krone ein, so dass die beiden eins wurden<sup>61</sup>. Die politische Körpermetapher erstreckte sich nicht nur auf den König und die Krone: Zugleich verstand man den König als Kopf des Königreiches und beide zusammen bildeten einen Körper, ohne dass die Verbindung jemals aufgelöst werden konnte<sup>62</sup>. Die Idee einer Verfassung der Monarchie zeigt sich vor allem in dieser korporativen Vorstellung, wie Cosandey zeigte<sup>63</sup>. Der König war dabei der Souverän, hatte also die höchste Gewalt, denn seine Herrschaft kam nur von Gott. Er war eine sakrale Person<sup>64</sup>.

Doch welchen Platz nahm die Königin ein? Cosandey arbeitete in ihrer Studie zur »reine de France« vor allem anhand des Zeremoniells heraus, dass die Königin, anders als in der Verfassungsgeschichte bisher angenommen, in der Frühen Neuzeit durchaus Anteil an der Souveränität hatte. Sie war wie der König Repräsentantin der Krone<sup>65</sup>. Da unter Berufung auf die Lex Salica Frauen nicht aus eigenem Recht Königinnen werden konnten, blieb als einziger Zugang die Ehe: Durch die Heirat mit dem König wurde auch die Königin eine Souveränin, wenngleich sie nicht über die gleiche Macht (beispielsweise in der Gesetzgebung) verfügte wie der König. Die Ehe machte aus König und Königin ein Fleisch nach christlichem Verständnis. Sie wurden zu einem Körper, zu einer Einheit, sogar zu einer Person. Im Rahmen dieser vollzogenen Symbiose verkörperte die Königin genauso wie ihr Gemahl die königliche Würde, die Souveränität und die »substance royale«. Auf diese Weise wurde sie über die

<sup>59</sup> Dazu ausführlich [Kap. 3.1.1.](#)

<sup>60</sup> Die Vorstellung, dass der König im Grunde nur ein Bewahrer der Krone und Nutznießer der Krondomäne sei, entstand im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts. COSANDEY, *La reine*, S. 363. Zum König und zur Sukzession LEWIS, *Royal Succession*; GIESEY, *The Juristic Basis*.

<sup>61</sup> Bei der Krönung von Henri II 1547 war die Formulierung, dass der König das Königreich heirate, zum ersten Mal Bestandteil des Krönungseids. James COLLINS, *Dynastic Instability, the Emergence of the French Monarchical Commonwealth and the Coming of the Rhetoric of »L'état«*, 1360s to 1650s, in: Robert VON FRIEDEBURG, John MORRILL (Hg.), *Monarchy Transformed. Princes and their Elites in Early Modern Western Europe*, Cambridge 2017, S. 87–126, hier S. 88.

<sup>62</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 85f. Vgl. DU CREST, *Modèle familial*, S. 33–81.

<sup>63</sup> COSANDEY, *L'absolutisme*, S. 39.

<sup>64</sup> MOUSNIER, *Les institutions*, Bd. 2, S. 510–513.

<sup>65</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 157f. Zur früheren Forschung MOUSNIER, *Les institutions*, Bd. 2, S. 513.

Ehe zugleich eng mit dem Königreich verbunden<sup>66</sup>. Dies bedeutete auch, dass die Königin in der Theorie ihre Herkunftsfamilie verließ, um vollständig in die französische Königsfamilie integriert zu werden<sup>67</sup>.

Das königliche Zeremoniell zeugte von dieser einerseits nachrangigen, andererseits vollständig integrierten Position der Königin in der Monarchie: Sie wurde in der Regel wie der König gekrönt und gesalbt, allerdings meist an einem anderen Ort und zu einem anderen Zeitpunkt<sup>68</sup>. Deutlich wird in Cosandey's Studie immer wieder die »ambiguïté de la reine«, die ihre Position ausgemacht habe: Einerseits war sie eine königliche Person und Teilhaberin der Würde, Ehre und Souveränität, deren Haushalt durch den ›Staat‹ finanziert wurde. Andererseits bestand eine eheliche Gütertrennung zwischen König und Königin, so dass Letztere keinen Anteil an der königlichen Besitznachfolge hatte, zugleich aber selbst über Eigentum frei verfügte und in diesem Sinne als »Privatperson« betrachtet wurde – und als Untertanin der Krone<sup>69</sup>. Die Grundzüge dieser Konzeptionalisierung der Königin entstanden im 14. und 15. Jahrhundert, doch ihre Position blieb nicht bis ins 18. Jahrhundert gleich. Als Rechtsgelehrte politische Theorien immer absolutistischer konzipierten, rückte die Position des Königs stark ins Zentrum und verdeckte zunehmend die Königin<sup>70</sup>. Der einflussreiche Rechtsgelehrte Cardin Le Bret betonte 1632 in seinem Traktat »De la Souveraineté du Roy« in Bezug auf die Königin: »Bien que le mariage introduise une participation & une communauté de toutes choses entre les personnes mariées; neantmoins le commandement souverain est tellement singulier, qu'il n'est communicable à personne«<sup>71</sup>.

Was passierte nun, wenn die Königin Witwe wurde? Hatte sie keine Kinder, wurde sie als Königinwitwe bezeichnet (*reine douairière*), hatte sie welche und war somit Mutter des nächsten Königs, hieß sie fortan Königinmutter (*reine mère*). Cosandey geht davon aus, dass die Königinwitwe zwar eine könig-

66 COSANDEY, *La reine*, S. 115, 141f., Zitat S. 143. Die Autorin argumentiert, dass die zeitgenössischen Gelehrten durch die »Einschließung« der Königin in die Person des Königs keinen Grund sahen, sich gesondert mit der Königin auseinanderzusetzen. Sie sieht hier einen Grund für die lange Missachtung der Königin in der historischen Forschung.

67 *Ibid.*, S. 65. Der König hatte damit zwei Ehefrauen: die Königin und die Krone (S. 86).

68 *Ibid.*, S. 129. Nach Marie de Médicis erhielt allerdings keine Königin mehr das *sacre*. Die Königinnen wurden meist wie ihre Gatten in Saint-Denis bestattet.

69 *Ibid.*, S. 84–87.

70 *Ibid.*, S. 162, 259.

71 CARDIN LE BRET, *De la Souveraineté du Roy*, 1. Buch, in: *Les œuvres de messire Cardin le Bret, conseiller ordinaire du Roy en ses conseils d'Etat et privé. Reveues & augmentées par luy de plusieurs choses notables depuis la dernière édition*, Paris 1643, S. 21.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

liche Person blieb, jedoch ihre Souveränität verlor, da es nur eine Souveränin geben konnte, nämlich die regierende Königin<sup>72</sup>. Zugleich war sie als Witwe von der ehelichen Vormundschaft befreit. Die Rechtsgelehrten ignorierten den Status der Königinwitwen weitgehend oder behandelten ihn nur im Rahmen der Frage nach den Witwengütern<sup>73</sup>. Genauso offen blieb – aus rechtsgelehrter Perspektive – die Position der Königinmutter. Hier offenbart sich eine Leerstelle, die nur im Rahmen von Debatten über die Regentschaft behandelt wurde. Theoretisch hätte eine Königinmutter als Witwe keinen Anteil an der Souveränität mehr. Aber sie verkörperte die königliche Würde gleich in zweierlei Hinsicht: als frühere Ehefrau, die ein Fleisch gewesen war mit dem König, und als Mutter eines Königs. Dieses Problem wird uns im Folgenden noch beschäftigen.

### 1.2.2 Der königliche Rat, das Parlament und die Generalstände

In den untersuchten Briefen erscheint der Rat, der *Conseil du roi*, als ein wichtiger Faktor. Der Rat des Königs war eine Art Gremium, in dem der König beraten und Entscheidungen getroffen wurden. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde seine Rolle – das heißt sein Recht auf Anteilnahme an königlichen Entscheidungen, aber auch seine Zusammensetzung – immer wieder kontrovers diskutiert<sup>74</sup>. Zum *Conseil* gehörten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwischen 40 und 100 Personen. Man musste vom König zum Rat ernannt werden, allerdings vertraten die *princes du sang* seit dem 15. Jahrhundert einen Anspruch auf natürliche Ratszugehörigkeit. Zum Rat gehörten auch die wichtigsten Ämter wie der *connétable* als Chef der Landarmee, der Kanzler als Chef der Justiz, die Marschälle und die Staatssekretäre. Hinzu kamen Vertreter mächtiger Familien des Hochadels. Teilweise ernannte der König Geistliche und universitär Gelehrte des dritten Standes<sup>75</sup>.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter Henri III entstand ein kleiner Rat (*Conseil secret/Conseil des affaires*) ausgewählter Personen (in der Regel nicht mehr als zehn), in denen teilweise unter Geheimhaltung wichtige Entscheidungen getroffen wurden – zum Missfallen all derjenigen, die davon

<sup>72</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 113f. Die meisten kinderlosen Königinwitwen verließen Frankreich, um in ihre Herkunftsländer zurückzukehren.

<sup>73</sup> *Ibid.*, S. 88.

<sup>74</sup> Dazu Roland MOUSNIER, *Le Conseil du roi. De Louis XII à la Révolution*, Paris 1970, mit Schwerpunkt im 17.–18. Jahrhundert. JOUANNA, *La France*, S. 141–144.

<sup>75</sup> *Ibid.*, S. 143. Die *princes du sang* und weitere hochadelige Familien waren teilweise bereits über die genannten Ämter im Rat vertreten, wie beispielsweise Montmorency als *connétable*.

ausgeschlossen waren<sup>76</sup>. Die Königinmutter Catherine hatte – und dies scheint exzeptionell in der französischen Geschichte der Frühen Neuzeit – bis zu ihrem Tod eine zentrale Position im königlichen Rat inne<sup>77</sup>. Während ihrer Regentschaften präsiidierte sie im Rat, aber auch anschließend nahm sie häufig den Vorsitz dort wahr. Erst nach 1578 zog sie sich teilweise davon zurück, ohne jedoch ihre Präsenz jemals ganz aufzugeben<sup>78</sup>. In den Briefen wird deutlich, dass Catherine de Médicis immer von einem Teil des königlichen Rates begleitet wurde, wenn sie sich nicht am selben Ort wie der König aufhielt. Der *Conseil* teilte sich in diesen Fällen offenbar zwischen dem König und seiner Mutter auf. Dies bedeutet auch, dass Entscheidungen der Königinmutter wohl nur in seltenen Fällen ohne den Rat getroffen wurden und dass dieser häufig Einblick in entsandte und empfangene Briefe hatte.

Das Parlament von Paris hingegen war der höchste Gerichtshof der Monarchie. Weitere Parlamente gab es in den Provinzen, beispielsweise in Toulouse und Grenoble. Sie wurden auch als *cours souveraines* im Sinne der obersten Instanz der Rechtsprechung bezeichnet. Die Mitglieder des Parlaments verstanden sich ebenfalls als Berater des Königs und zugleich als Teil seines politischen Körpers. Im Parlament mussten königliche Akte in Form der *lettres patentes* registriert werden, um wirksam zu werden<sup>79</sup>. War der König selbst im Parlament anwesend, kam es zu einem sogenannten *lit de justice*, was sowohl den physischen Sitz des Königs im Parlament meinte als auch die abgehaltene Sitzung mit konstitutioneller Kraft, durch die der König sein legislatives Monopol behauptete<sup>80</sup>.

Als wichtiger Faktor der Herrschaftspraxis sind schließlich noch die Generalstände (*états généraux*) zu nennen, die Versammlung der drei Stände Klerus, Adel und dritter Stand. Auch sie verstanden sich als Berater des Königs, als Teil seines politischen Körpers und als Instanz der Souveränität. Zentral war die Vorstellung, dass es bei den *états généraux* zu einem Dialog zwischen dem König und seinen Untertanen kam und dass sie die Hüter der *lois fondamentales* waren. Für den König hingegen waren die Generalstände zentral, weil er traditionell auf ihre Zustimmung zu Steuererhebungen angewiesen war. Die Generalstände wurden vom König nicht regelmäßig einberufen, sondern vor allem

<sup>76</sup> Ibid., S. 190f.

<sup>77</sup> GELLARD, Une reine épistolaire, S. 155.

<sup>78</sup> LE ROUX, La faveur, S. 340.

<sup>79</sup> Das *enregistrement* umfasste das Vorlesen und Kopieren des Aktes in die Parlamentsregister wie auch die Proklamation und Publikation im Druck.

<sup>80</sup> BARBICHE, Les institutions, S. 105–110; JOUANA, La France, S. 146–148. Zum *lit de justice* Sarah HANLEY, The »Lit de Justice« of the Kings of France. Historical Myth and Constitutional Event in Late Medieval and Early Modern Times, Ann Arbor 1982.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

in Zeiten der Krise. Im hier untersuchten Zeitraum war dies auffallend häufig der Fall, nämlich 1560 in Orléans, 1561 in Pontoise und 1576 und 1588 in Blois. In der gleichen Periode sahen vor allem die Kritiker der Königsherrschaft in den Generalständen das Gegengewicht zu einem zu starken König und eine ursprüngliche Institution des Königreichs<sup>81</sup>.

### 1.2.3 Das Problem der Regentschaft und der Fall Catherine de Médicis

Als François II im Herbst 1560 schwer erkrankte, ergriff die Königinmutter Catherine de Médicis Maßnahmen, noch bevor ihr Sohn am 5. Dezember verstarb. Sie verhandelte mit Antoine de Bourbon, dem ersten *prince du sang*, auf die Regentschaft für den noch minderjährigen Charles zu verzichten und stattdessen das Amt des *lieutenant-général du royaume* (und damit die militärische Führung) anzunehmen. Der König von Navarra stimmte zu – auch, weil sein Bruder Condé gerade wegen Hochverrats inhaftiert war und die Königinmutter ihm versprach, sich beim spanischen König für die Wiedergewinnung von verlorenen Herrschaftsgebieten Navarras einzusetzen – und Catherine de Médicis erhielt kurz nach dem Tod ihres Sohnes die Anerkennung als Regentin durch den *Conseil privé* des Königs, das Parlament und die *princes du sang*. Erst danach stellte sie die Generalstände, die sonst eventuell für Antoine de Bourbon gestimmt hätten, vor vollendete Tatsachen. Als diese in Orléans zusammenkamen, bestätigten sie am 31. Januar 1561 die Regentschaft der Königinmutter<sup>82</sup>.

Catherine de Médicis war nicht die erste französische Regentin, sondern konnte sich auf eine Reihe von Vorgängerinnen berufen. Regentschaften entwickelten sich in Westeuropa seit dem Mittelalter zu einem wichtigen Rechtsinsti-

<sup>81</sup> BARBICHE, *Les institutions*, S. 89–96; JOUANNA, *La France*, S. 151, 249.

<sup>82</sup> CORVISIER, *Les régences*, S. 139f.; COSANDEY, *La reine*, S. 304f. Siehe die Rede des Kanzlers Michel de L'Hospital zur Eröffnung der Generalstände: »Harangue prononcée à l'ouverture de la session des Etats généraux à Orléans le 13 décembre 1560«, in: Michel de L'HOSPITAL, *Discours pour la majorité de Charles IX et trois autres discours*, hg. von Robert DESCIMON, Paris 1993, S. 67–94. Im *Conseil privé* erschien die Königinmutter am Tag nach François' Tod, dem 6.12.1560. Das Parlament von Paris erhielt am 10.12. Briefe von Charles IX, in denen er seiner Mutter das Vertrauen aussprach und ihr die Administration des Königreiches übertrug. Am 12.12. antwortete das Parlament mit einem Schreiben an Catherine, das die Königinmutter darum bat, ebendiese Administration zu übernehmen. Vgl. CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 660f.

tut, das auf die Kontinuität der Herrschaft ausgerichtet war<sup>83</sup>. Der Begriff selbst tauchte erst im 14. Jahrhundert auf und wurde auch in der Frühen Neuzeit nicht immer verwendet, um die Regenten und Regentinnen zu bezeichnen – Catherine zum Beispiel trug die Titel *reine mère* und *gouvernante* statt *régente*<sup>84</sup>. Der Begriff *gouvernante* verwies sowohl auf administrativ-regierende Kompetenzen als auch auf erzieherische Funktionen. Die rechtlichen Grundlagen und die Legitimität einer Regentschaft waren dabei häufig umstritten und Objekt von juristischen Auseinandersetzungen. Wie Elpers zeigt, waren (mütterliche) Vormundschaften im Lehnrecht üblich und mit der Administration der Güter verbunden<sup>85</sup>. In der Königsherrschaft wurden Witwen als Vormundinnen ihrer Kinder eingesetzt; wenn dies neben der Erziehung auch die Verwaltung des Erbes, in diesem Fall die Regierung eines Königreiches beinhaltete, wurden sie so zu Regentinnen<sup>86</sup>. Aber auch das römische Recht räumte Müttern die Fähigkeit ein, als Vormundinnen für unmündige Söhne zu wirken. Rechtsgelehrte wiesen zudem immer wieder auf Gewohnheitsrechte hin, wie sie beispielsweise in Paris praktiziert wurden und nach denen auch Frauen gewisse Herrschaftsrechte wahrnehmen konnten, zum Beispiel als Verwalterinnen von Gütern ihrer Söhne<sup>87</sup>. Und schließlich erkannte das Naturrecht der Mutter die größte Liebe und Uneigennützigkeit gegenüber ihren Kindern zu, so dass sie am geeignetsten sei, deren Interessen zu wahren<sup>88</sup>.

In der französischen Monarchie stellte Blanche de Castille einen Präzedenzfall dar als erste Königinmutter, die für ihren minderjährigen Sohn Louis IX von 1226 bis 1234 die Regentschaft übernahm – und zwar sowohl die Vormundschaft als auch die Regierungsgewalt. Anschließend fand sich bis 1483

83 Grundlegend für den deutschsprachigen Raum: PUPPEL, Die Regentin, die erstmals systematisch die juristischen Grundlagen und Diskurse aufgearbeitet und den Rechtscharakter von Regentschaften herausgestellt hat. Für das Mittelalter: Bettina ELPERS, »Während sie die Markgrafschaft leitete, erzog sie ihren kleinen Sohn«. Mütterliche Regentschaften als Phänomen adliger Herrschaftspraxis, in: Jörg ROGGE (Hg.), Fürstin und Fürst. Familienbeziehungen und Handlungsmöglichkeiten von hochadeligen Frauen im Mittelalter, Ostfildern 2004, S. 153–166.

84 Auch die spanische Regentin Mariana von Österreich regierte mit den Titeln Tutorin (Vormundin) und Gouverneurin. Vgl. MITCHELL, Habsburg Motherhood, S. 177.

85 ELPERS, »Während sie die Markgrafschaft leitete«, S. 155, 166.

86 CORVISIER, Les régences, S. 5; COSANDEY, Puissance maternelle, S. 3. Maria Teresa GUERRA MEDICI, La régence de la mère dans le droit médiéval, in: Parliaments, Estates, and Representation 17/1 (1997), S. 1–11, hier S. 3, sieht den Grund für die von ihr angenommene Übertragung lehnsrechtlicher Praktiken auf die Königsherrschaft in der »forte conception ›familiale‹ et patrimoniale des royaumes«.

87 Ibid., auch zum kanonischen Recht.

88 COSANDEY, Puissance maternelle, S. 2.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

keine Frau mehr in dieser Position<sup>89</sup>. Cosandey hat drei Perioden der Regentschaft in Frankreich aufgezeigt: Zu Beginn der Herrschaft der Kapetinger waren Regenten zwar loyal der Königsfamilie gegenüber, aber nicht unbedingt mit dieser verwandt. Erst im 14. Jahrhundert entwickelte sich Verwandtschaft in der Praxis zu einem notwendigen Kriterium der Regentschaft; es waren meist die Onkel des minderjährigen Königs, die die Regentschaft übernahmen. Da oftmals ein Regentschaftsrat gebildet wurde, war jedoch auch die verwitwete Königinmutter an der Regierung beteiligt. Dabei wurde unterschieden zwischen der Vormundschaft durch die Mutter und der Regentschaft durch die Onkel. Seit Ende des 15. Jahrhunderts konnten dann nur noch weibliche Verwandte die Regentschaft erlangen, die nun nicht mehr von der Vormundschaft getrennt war. Dennoch gab es nie eine klare Regelung und feste Institutionalisierung mütterlicher Regentschaft<sup>90</sup>.

Der Status als Königinmutter bildete also keinen unumstrittenen Anspruch auf die Regentschaft, wenngleich Mutterschaft der Königin die besten Voraussetzungen dafür bot<sup>91</sup>. Die *princes du sang* hatten theoretisch ebenso das Recht darauf und bildeten immer eine große Konkurrenz, vor allem der erste *prince du sang* – im Fall von Catherine de Médicis war dies Antoine de Bourbon, der deshalb auch der erste Verhandlungspartner der Königin war. 1483 wurde Anne de France (zusammen mit ihrem Ehemann Pierre de Beaujeu) von ihrem Vater Louis XI kurz vor seinem Tod zur Regentin für den dreizehnjährigen Charles VIII ernannt – sie war damit die erste Regentin seit Blanche de Castille. Die Schwester des minderjährigen Königs konnte sich als Regentin behaupten, war jedoch mit der Rebellion des nächsten männlichen Verwandten, Louis d'Orléans (der spätere Louis XII) konfrontiert. Und während der kurzen Regierungszeit von Catherines Sohn François II waren es die Onkel seiner Frau Maria Stuart, François de Lorraine, Herzog von Guise und der Charles, Kardinal von Lothringen (übrigens keine *princes du sang*), die eine De-facto-Regentschaft für den fünfzehnjährigen König ausübten. Zudem durfte eine Königin nicht das Kommando über die Armee übernehmen, so dass der *connétable* oder der *lieute-*

<sup>89</sup> CORVISIER, *Les régences*, S. 118–121. Blanches Schwester Berenguela hatte in Kastilien und León als Königinmutter eine ähnliche Schlüsselrolle inne. Vgl. SHADIS, *Berenguela of Castile's Political Motherhood*.

<sup>90</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 296–301. Siehe die ähnliche Periodisierung bei Bernard GUENÉE, *Le roi, ses parents et son royaume en France au XIV<sup>e</sup> siècle*, in: DERS., *Un roi et son historien. Vingt études sur le règne de Charles VI et la chronique du religieux de Saint-Denis*, Paris 1999, S. 301–324. Zur Entwicklung der Regentschaften DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*.

<sup>91</sup> André POULET, *Capetian Women and the Regency. The Genesis of a Vocation*, in: PARSONS (Hg.), *Medieval Queenship*, S. 93–116, hier S. 107.

*nant-général du royaume*, die oftmals zugleich *princes du sang* waren, dieses wichtige Amt innehatten<sup>92</sup>.

Für eine Königinmutter war deshalb die Erlangung der Zustimmung der *princes du sang* zu ihrer Regentschaft essentiell. Doch daneben spielten weitere Faktoren eine wichtige Rolle: der verstorbene oder abwesende König, das Parlament und die Generalstände<sup>93</sup>. Seit dem 16. Jahrhundert war das übliche Vorgehen, dass der König vor seiner Abwesenheit oder seinem Tod in Briefen oder in einer Sitzung des Parlaments bekannt gab, dass er der Königin die Regierung übertrug; das Parlament bestätigte dies und registrierte den Akt. So war Catherine de Médicis bei ihrer ersten kurzen Regentschaft während einer Abwesenheit von Henri II 1551 in einem *lit de justice* zur Regentin bestimmt worden. Und als Charles IX im Mai 1574 starb, während sein Nachfolger Henri III als König in Polen war, ließ er vor seinem Tod *lettres de régence* für seine Mutter anfertigen, die Henri III kurz darauf mit Briefen aus Krakau bestätigte<sup>94</sup>. Als Catherine jedoch 1560 die Regentschaft für Charles IX übernahm, war sie die erste Königin, die zuvor nicht durch ihren Ehemann dafür bestimmt worden war und sich allein durch ihren Status als Königinmutter legitimierte. Sie regierte zudem allein, ohne Regentschaftsrat und nur unterstützt durch Antoine de Bourbon und den königlichen Rat. Den Einfluss des Königs von Navarra wollte Catherine de Médicis auf das Nötigste begrenzen; wenn es nach ihr ginge, würde er nur nach ihrem Befehl handeln, schrieb sie ihrer Tochter Élisabeth:

[E]ncore que je souy [sois] contraynte d'avoyr le roy de Navarre auprès de moys, d'aultent que lé louys [les lois] de set royaume le portet ynsin [ainsi], quant le Roy ayst en bas ayage [âge], que les prinse du sanc [sang] souyt auprès de la mère; si ne fault-y qu'il entre en neul comendement que seluy que je luy permès<sup>95</sup>.

Sie allein empfing beispielsweise Gesandte oder ernannte Kandidaten für Ämter<sup>96</sup>. Durch ihre Eigeninitiative, ohne die Designation des Königs, bildete Catherine de Médicis einen Präzedenzfall, der als signifikant für die französi-

92 CORVISIER, *Les régence*s, S. 163. Der Generalleutnant wird in der Forschung oft mit einem Vizekönig verglichen.

93 COSANDEY, *La reine*, S. 302–304. Auch PUPPEL, *Die Regentin*, hat auf das Zusammenspiel verschiedener Faktoren wie Testamente, Hausgesetze, Landstände und Agnaten hingewiesen, die die Praxis von Regentschaften bestimmten.

94 COSANDEY, *La reine*, S. 302f. Auch Blanche de Castille war von ihrem Ehemann Louis VIII kurz vor seinem Tod zur Regentin bestimmt worden.

95 Catherine an Élisabeth, 19.12.1560, in: LCM, Bd. 1, S. 569.

96 KNECHT, *Catherine de Médicis. Les années mystérieuses*, S. 33.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

sche Rechtsgeschichte betrachtet wird und zum Vorbild für Marie de Médicis wurde<sup>97</sup>. Catherine konnte sich jedoch zugleich auf eine Tradition weiblicher Regenschaften seit Ende des 15. Jahrhunderts berufen, in der vor allem Louise de Savoie eine Schlüsselrolle spielte. Um die Spezifität mütterlicher Regenschaften in der französischen Monarchie zu verstehen, ist dabei die rechtliche Situation (»*Lé louys de set royaume*«) grundlegend, vor allem die bereits mehrfach erwähnte *Lex Salica*<sup>98</sup>.

Weibliche Regenschaft fand sich in Spätmittelalter und Früher Neuzeit nicht nur in der französischen Monarchie. Während jedoch beispielsweise in Kastilien, Schottland, England, Schweden oder Navarra durch die kognatische Sukzession Frauen entweder aus eigenem Recht Königinnen wurden oder zumindest den Herrschaftsanspruch an ihre Söhne weitergeben konnten, konnten in Frankreich Frauen unter Berufung auf das sogenannte Salische Gesetz weder die Krone erben, noch ihre Rechte daran übertragen. Die *Lex Salica*, die eine streng patrilineare Sukzessionsordnung legitimieren sollte, hatte mit Sukzession und weiblicher Herrschaft jedoch ursprünglich nur wenig zu tun. Die Rechtssammlung der salischen Franken wurde Mitte des 14. Jahrhunderts in Saint-Denis wiederentdeckt und bestand vor allem aus einer Auflistung von Strafen; darunter war ein Artikel »*De Allodio*«, der Frauen vom Erbe an einer bestimmten Art von Land (»*terra salica*«) ausschloss. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts nahm vermutlich Jean de Montreuil (Rechtsgelehrter und Sekretär von Charles VI) eine kleine Änderung am Text vor: Er ergänzte »*in regno*«, um den Ausschluss von Frauen an der Herrschaft zu begründen. Erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts wurde das Gesetz mitsamt dieser Änderung breiter rezipiert und instrumentalisiert<sup>99</sup>.

Zuvor hatte es zwei Präzedenzfälle gegeben, die eine solche Sukzessionspraxis begründeten. 1316 wurde die einzige Tochter von Louis X, Jeanne de France, durch ihren Onkel Philippe V in der Thronfolge übergangen, dann 1322 durch einen anderen Onkel (Charles IV) und schließlich 1328 durch einen Cousin ihrer Onkel, Philippe VI, den ersten Valois. Die Sukzession von 1328 war nicht nur ein Ausschluss der Agnatinnen (Jeanne de France und ihre Cousine Isabelle, Königin von England), sondern auch der Kognaten, nämlich der Söhne von Jeanne und Isabelle. Da Isabelles Sohn Edward III. war, wäre die französi-

<sup>97</sup> McCARTNEY, *The King's Mother*, S. 117; CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 660.

<sup>98</sup> Grundlegend zur Rechtsgeschichte der Sukzession in der französischen Monarchie ist nach wie vor GIESEY, *The Juristic Basis*.

<sup>99</sup> Craig TAYLOR, *The Salic Law, French Queenship, and the Defense of Women in the Late Middle Ages*, in: *FHS* 29 (2006), S. 543–564, hier S. 543f. Montreuil war im Streit um die Frauen (*querelle des femmes*) aktiv, in dem Pizan in ihrer Schrift »*La Cité des dames*« u. a. für die weibliche Regierungsfähigkeit argumentiert hatte.

sche Krone somit an England gefallen, was unter anderem durch die männliche, patrilineare Sukzession verhindert werden sollte, jedoch in den Hundertjährigen Krieg gipfelte<sup>100</sup>. Zu diesen Präzedenzfällen und der Lex Salica kamen zwei königliche *ordonnances*, die den rechtlichen Charakter und die Praxis von Regentschaften prägen sollten: 1374 legte Charles V fest, dass die Regentschaft sich auf die Zeit der Minderjährigkeit des Königs erstreckte und diese mit dem 14. Lebensjahr des Königs beendet sei – eine Regelung, die in der Praxis fast nie durchgesetzt wurde und immer umstritten war, wie auch das Beispiel Catherine de Médicis zeigt, die nach dem Ende der Regentschaft 1563 weiterhin als *surintendante de l'État* regierte<sup>101</sup>. Und 1407 etablierte eine Verordnung von Charles VI das Prinzip der *instantanéité*, der Augenblicklichkeit der Sukzession («le roi ne meurt jamais»). Während zuvor Vormundschaft und Regentschaft getrennt werden konnten und die Regentschaft eine Form von Interimsherrschaft darstellte, die mit dem *sacre* des Königs endete, war dies nun nicht mehr möglich. Da eine Trennung der königlichen Autorität und der Person des Königs nicht denkbar war, waren auch Vormundschaft und Regentschaft miteinander verbunden – eine Spezifität der französischen Monarchie<sup>102</sup>. Die Regentschaft erhielt dadurch einen neuen Charakter, der auf eine enge Verbindung zwischen Mutter und Sohn verwies.

Es erscheint nur auf den ersten Blick paradox, dass gerade die Lex Salica, zusammen mit den genannten *ordonnances*, die weibliche Regentschaft förderte. Doch gerade der Ausschluss der Frauen von der Sukzession ließ eine Usurpation (anders als bei den *princes du sang*) als unwahrscheinlich erscheinen und prädestinierte sie deshalb für die Regentschaft<sup>103</sup>. Im Gegenzug versuchten die Könige seit dem 15. Jahrhundert vermehrt, den Einfluss der *princes du sang* zu begrenzen<sup>104</sup>. Allerdings war die Lex Salica, die allein zwischen 1488 und 1558

<sup>100</sup> Hanley und Taylor diskutieren die Rolle der Lex Salica kontrovers: HANLEY, *The Family, the State, and the Law*, argumentiert, dass die Lex Salica vor allem den Ausschluss der Frauen begründen sollte. TAYLOR, *The Salic Law and the Valois Succession*, hingegen sieht die Motivation vor allem in anti-englischen Bestrebungen. Diese hätten jedoch auch durch eine weibliche Erbfolge (Jeanne de France) vermieden werden können. Siehe auch Daisy DELOGU, *Allegorical Bodies. Power and Gender in Late Medieval France*, Toronto 2015, Kap. 4.

<sup>101</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 318f.

<sup>102</sup> DIES., *Puissance maternelle*, S. 3; CORVISIER, *Les régence*, S. 131.

<sup>103</sup> COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 4.

<sup>104</sup> GUENÉE, *Le roi*, S. 324.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

unter dem (irreführenden) Titel »La Loy Salique, première loy des François«<sup>105</sup> elf Mal gedruckt wurde, keineswegs eindeutig und unwidersprochen. Das scheinbare Paradox weiblicher Regentschaft neben einem Gesetz, das weibliche Herrschaft kategorisch ausschloss, wurde in der Frühen Neuzeit angegangen, indem beide Probleme separat behandelt wurden, wie Cosandey gezeigt hat<sup>106</sup>. Während die Rechtfertigung weiblicher Regentschaft immer stärker auf das Naturrecht rekurrierte, das die Mutterliebe und die verwandtschaftliche Mutter-Sohn-Verbindung ins Zentrum stellte und zugleich auf den königlichen Status der Regentinnen hinwies, ließen die Verteidiger der Lex Salica das Problem der Regentschaft beiseite. Sie wiesen stattdessen auf das »schwache Geschlecht« hin, das zur Ausübung von Herrschaft generell unfähig sei<sup>107</sup>.

Besonders im Zusammenhang der Regentschaften von Louise de Savoie für ihren Sohn François I<sup>er</sup> zu Beginn des 16. Jahrhunderts diskutierten die Rechtsgelehrten kontrovers über die Grundlagen und die Legitimität (mütterlicher) Regentschaft und über die Anwendung der Lex Salica. 1505 hatte Louis XII, der schwer erkrankt war, für den Fall seines Todes testamentarisch seine Nachfolge geregelt: Der aus einer Nebenlinie der Valois stammende Thronfolger François d'Angoulême sollte seine Tochter Claude heiraten und die Regentschaft für die minderjährigen Kinder sollte durch die Königin Anne de Bretagne, Mutter von Claude, und Louise de Savoie, die Mutter von François, ausgeübt werden. Louis XII starb dann doch noch nicht, aber Louise de Savoie wurde 1515 vom neuen König selbst während seiner Abwesenheit zur Regentin bestimmt. Schließlich erhielt sie auch von 1523 bis 1526 die Regentschaft, als François I<sup>er</sup> in Pavia von den kaiserlichen Truppen gefangen genommen und nach Madrid gebracht wurde. Das Besondere am Fall Louise de Savoie, das Rechtsgelehrte und Geschichtsschreiber im 16. Jahrhundert dazu bewog, die Situation in Traktaten ausführlich zu reflektieren, war die Tatsache, dass Louise nur durch ihre Mutterschaft die Regentschaft erlangt hatte, selbst jedoch nicht den Status einer Königin innehatte, da ihr Sohn aus einer Nebenlinie auf den Thron gelangt war. Dies führte in den Schriften zu einer Betonung der Ver-

<sup>105</sup> TAYLOR, *The Salic Law, French Queenship*, S. 544. Le Bret definierte im 17. Jahrhundert »trois maximes«, die direkt aus der Lex Salica resultierten: »La premiere, que ce Royaume se confere par droit successif. La seconde, que les femmes sont incapables de parvenir à la Couronne: Et la dernière, que les masles succedent indefiniment, & en quelque degré de parenté qu'ils soient éloignez«, LE BRET, *De la Souveraineté du Roy*, S. 12.

<sup>106</sup> COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 2

<sup>107</sup> *Ibid.*, S. 4f. Letztlich griffen so beide, die Verteidiger der Regentschaft wie die des Ausschlusses der Frauen, auf naturrechtliche Argumente zurück. DIES., »La maîtresse de nos biens«, S. 391.

wandtschaft zwischen Mutter und Sohn als Grundlage der Regentschaft<sup>108</sup>. Dabei wurde die besondere Verbindung von Mutter und Sohn herausgestellt, unter Berufung auf römisches und kanonisches Recht sowie Lehensrecht. Zudem verglichen die Schreiber Louise de Savoie mit Blanche de Castille, um eine Traditionslinie zu konstruieren. Schließlich äußerte sich auch Louise selbst zu ihrer Position, als ihre Autorität angegriffen wurde: 1525 bestritten Mitglieder des Pariser Parlaments Louise' Recht, die Regentschaft auszuüben, wollten ihre Kompetenzen deutlich einschränken und stattdessen den ersten *prince du sang*, Charles de Bourbon, einsetzen. Louise behauptete sich, indem sie auf ihr Recht als Mutter pochte, das über dem Gesetz stehe. Und zudem sei die Lex Salica sowieso nur auf Frauen anzuwenden, nicht jedoch auf Mütter<sup>109</sup>. Im Fall Catherine de Médicis wies dann der Präsident des Parlaments auf die höhere Autorität des Naturrechts über alle anderen Gesetze hin, das der Königinmutter ihren Status und ihr »Amt« verlieh<sup>110</sup>.

Regentschaft und Mutterschaft wurden so schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der französischen Monarchie eng miteinander verbunden<sup>111</sup>. Die Figur der liebenden Mutter, die nur die Interessen ihrer Kinder im Sinn hat, ist in diesem Kontext der naturrechtlich argumentierenden politischen Theorie rund um die Regentschaft zu verorten<sup>112</sup>. Königliche und mütterliche Autorität verschmolzen dabei<sup>113</sup>. Gerade der Ausschluss der Frauen von der Sukzession und die güter- und erbrechtliche Disqualifikation von Müttern hatten diesen Zugang zu Herrschaft ermöglicht, der auf Kosten bestimmter Männer der Patrilinie geschah. Mütterliche Regentschaften erscheinen insofern als Effekt einer stark patrilinearen, mit Primogenitur verbundenen Verwandtschaftsordnung.

108 Grundlegend: McCARTNEY, *The King's Mother*, Zitat S. 138. Vgl. auch COSANDEY, *Les régences*, S. 348, zur Betonung von Mutterschaft in politischen Schriften.

109 McCARTNEY, *The King's Mother*, S. 132f.

110 AN, X1a 160s, fol. 393v.: »[Q]ue tout est contre nature qu'elle qui est mère du Roy feust autre chose que son office et devoir envers sa Maiesté et son Royaum«, zit. nach McCARTNEY, *In the Queen's Words*, S. 219.

111 COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 401: »La régence est bien la voie royale de la maternité«.

112 *Ibid.*, S. 391; DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 37.

113 McCARTNEY, *In the Queen's Words*, S. 222.

### 1.3 Eine Neukonfiguration des entstehenden Staates? Debatten um Herrschaft

Im Zuge der Religionskriege und der beiden Regentschaften diskutierte man im 16. Jahrhundert sehr grundsätzlich über Fragen von (weiblicher) Herrschaft, wie bereits der Blick auf die verfassungsgeschichtlichen Zugänge gezeigt hat. Grundlegende Debatten innerhalb der politischen Theorie standen in stetiger Wechselwirkung mit Briefen. Ich habe bereits beschrieben, dass die französische Monarchie der Frühen Neuzeit in der Forschung als geprägt durch besonders enge Verflechtungen von Staat und Familienkonzepten charakterisiert wird, während in westeuropäischen fürstlichen Herrschaften generell Hausvater und Hausmutter zu Modellen von Herrscher und Herrscherin gerieten. Für das französische Königreich scheint retrospektiv das Ziel klar gewesen zu sein – die Stärkung der königlichen Autorität, die im 16. Jahrhundert massiv in Frage gestellt wurde<sup>114</sup>. Doch während der Religionskriege erschien in Herrschaftsfragen noch vieles denkbar, und die Frage, wer auf welchen Grundlagen legitimerweise herrschen durfte, wurde lebhaft diskutiert.

#### 1.3.1 Streiten um Souveränität und Widerstand

Ist Herrschaft begrenzt? Wenn ja, wie? Worauf beruhen ihre Grundlagen? Wie lässt sich die Person des Königs denken? Was ist der Staat? Diese Fragen beschäftigten im 16. Jahrhundert nicht nur französische Rechtsgelehrte – es handelte sich um europäische Diskurse. Ich werde im Folgenden mit Fokus auf die französischen Gelehrten die zentralen Diskussionspunkte rund um die Stichworte rechte Herrschaft, Tyrannei, Widerstand, Souveränität und Absolutismus kurz darlegen<sup>115</sup>. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es Ideen einer absoluten Königsherrschaft. Mit François I<sup>er</sup> begann ein neuer, autoritärerer Regierungsstil, der bereits zu Konflikten mit dem Parlament um Kompetenzen führte. Erst mit den Religionskriegen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die oben genannten Fragen jedoch heftiger disku-

<sup>114</sup> Repräsentativ für diese These: RIGAUDIÈRE, *Histoire du droit*, S. 471; S. 477: »[L]e xvi<sup>e</sup> siècle se caractérise par un profond renouvellement des idées qui prépare, pour le siècle suivant, le triomphe des théories absolutistes«.

<sup>115</sup> Jan-Friedrich MISSFELDER, *Das Andere der Monarchie. La Rochelle und die Idee der »monarchie absolue« in Frankreich, 1568–1630*, München 2012, S. 65, versteht die »politische Ideengeschichte Frankreichs zwischen der Mitte des 16. und dem Beginn des 17. Jahrhunderts als eine Neukonfiguration der Zentralbegriffe Souveränität, Widerstand und Gehorsam«.

tiert<sup>116</sup>. Diese Zeit wird als Beginn des französischen Absolutismus bezeichnet, das heißt einer neuen Vorstellung und Praxis von Königsherrschaft, die sich zumindest in Teilen in Abgrenzung zu mittelalterlichen Herrschaftsmodellen konkretisierte<sup>117</sup>. Henri III versuchte beispielsweise, die Macht des Parlaments weiter einzugrenzen, indem er Ratifizierungen ohne vorherige Entscheidung des Parlaments erzwang<sup>118</sup>. Nach 1615 wurden bis zur Revolution keine Generalstände mehr einberufen<sup>119</sup>. Der König und die Monarchie wurden innerhalb dieses Prozesses neu gedacht, auf neue Grundlagen gestellt. Dabei griff man einerseits auf das Familienmodell zurück, um die königliche Herrschaft als väterliche zu legitimieren und die Mechanik der Monarchie als familiäre Reproduktion zu symbolisieren<sup>120</sup>. Andererseits wurde der König in diesem Zusammenhang theoretisch zu einem absoluten Herrscher, zu einem »demi-dieu«, in dessen Person sich die gesamte Macht personalisierte<sup>121</sup>. In der Praxis hieß das jedoch nie, dass nicht auch Andere Anteil an der Regierung gehabt hätten<sup>122</sup>. Theorie und Herrschaftspraxis können als aufeinander bezogen verstanden werden, da die politische Theorie teilweise die Praxis legitimierte und zugleich auf deren Herausforderungen antwortete; Rechtsgelehrte spielten in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle<sup>123</sup>.

Im Zentrum stand die Idee der Souveränität, die prägend für die politische Geschichte der Neuzeit werden sollte und vor allem mit dem Rechtsgelehrten und Staatstheoretiker Jean Bodin (1530–1596) verbunden ist<sup>124</sup>. Mit seinem 1576 erstmals erschienenen und äußerst erfolgreichen Werk »Les six livres de la

116 Zu François I<sup>er</sup> JOUANA, *La France*, S. 157–161; 1553 wurde Machiavellis »Principe« erstmals ins Französische übersetzt.

117 Einführend Dagmar FREIST, *Absolutismus*, Darmstadt 2008; zu Frankreich COSANDEY, *DESCIMON, L'absolutisme*; CROUZET, *Langages*. Hier auch zur Forschungsdiskussion und Kritik an der Annahme der »Absolutheit des Absolutismus«. Der Begriff ist mehrdeutig und bezeichnet sowohl eine Epoche (etwa 16. bis 18. Jahrhundert) als auch eine Regierungsform in der Praxis (Bürokratie, Zentralisierung) und theoretische Überlegungen.

118 Dazu Sylvie DAUBRESSE, *Henri III au parlement de Paris. Contribution à l'histoire des lits de justice*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 159/2 (2001), S. 579–607.

119 COSANDEY, *L'absolutisme*, S. 45.

120 DIES., *DESCIMON, L'absolutisme*, S. 52f.

121 COSANDEY, *La reine*, S. 263.

122 Cosandey beschreibt dies als »conception du pouvoir focalisé sur le monarque bien que parfois exercé par d'autres«, DIES., *L'absolutisme*, S. 45.

123 *Ibid.*, 33f.

124 OPITZ-BELAKHAL, *Das Universum*. Bodin verfasste zahlreiche juristische und pädagogische Schriften. Er war am Pariser Parlament tätig und wurde durch François d'Alençon und später durch Henri de Navarre gefördert. Zu Bodin siehe auch Marie-Domi-

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

République« war er der Vordenker eines Staates (*la république*) als Regierung aller Haushalte, denen der König als Vater-Souverän analog zu den einzelnen Hausvätern vorsteht (»un droit gouvernement de plusieurs mesnages, et de ce qui leur est commun, avec puissance souveraine«)<sup>125</sup>. Die Familie war für Bodin die Quelle und das Abbild des Staates<sup>126</sup>. Zugleich formulierte er als Erster ein Souveränitätskonzept, das zu einem Eckpfeiler des Absolutismus wurde. Diese Souveränität war eine von allem (außer von Gott) unabhängige Herrschaft, die höchste und absolute Gewalt, die für Bodin untrennbar mit dem König verbunden war<sup>127</sup>. Kern von Bodins Konzept war die Annahme, dass der König allein das legislative Monopol besaß, »la puissance de donner et casser la loi«<sup>128</sup>. Le Bret betonte dann im 17. Jahrhundert, dass Souveränität und Königlichkeit untrennbar verbunden seien, wie Licht und Sonne: »[L]a Souveraineté [est] à la Royauté ce que la lumiere est au Soleil, & sa compagne inseparable«<sup>129</sup>.

Doch das absolutistische Herrschaftsverständnis war im 16. Jahrhundert keineswegs das einzig denkbare. Besonders unter den Hugenotten erhielten die Auseinandersetzungen der Gelehrten um rechte Herrschaft in den 1560er Jahren neue Konturen, bis hin zu der Vorstellung, dass die Souveränität bei den Untertanen, nicht beim König liege<sup>130</sup>. Seit Ende der 1560er Jahre und insbesondere im Anschluss an die Bartholomäusnacht 1572 entwickelten die Hugenotten ihr politisches Programm weiter, das auf eine stärkere Begrenzung königlicher Herrschaft abzielte. Sie forderten im Interesse des Gemeinwohls (*bien public*) die Wiederherstellung einer alten Ordnung, die sie anhand historischer Beispiele als Idealform an den Ursprüngen des Königreiches ausmachten<sup>131</sup>. Paradigmatisch war hier François Hotman, der sich 1573 in der »Francogallia« für eine gemischte Wahlmonarchie aussprach und forderte, die königliche

nique COUZINET, On Bodin's Method, in: Howell A. LLOYD (Hg.), The Reception of Bodin, Leiden 2013, S. 39–65; COSANDEY, L'absolutisme, S. 36.

125 BODIN, Les six livres, Bd. I, Kap. 1, S. 27; OPITZ, Staatsräson, S. 238.

126 Zu Bodin Anna BECKER, Jean Bodin on Oeconomics and Politics, in: History of European Ideas 40/2 (2014), S. 135–154, hier S. 139.

127 »[L]a souveraineté est la puissance absoluë et perpetuelle d'une Republique, que les Latins appellent *majestatem*«, BODIN, Les six livres, Bd. I, Kap. 8, S. 179. COSANDEY, DESCIMON, L'absolutisme, S. 40f.

128 Ibid., S. 51.

129 LE BRET, De la Souveraineté du Roy, S. 5.

130 Grundlegend: JOUANNA, Le devoir de révolte; DIES., La France, S. 238–244, 453–533.

131 JOUANNA, La France, S. 480–485.

Autorität sei durch Gesetze und Institutionen zu mäßigen<sup>132</sup>. Konkret bedeutete dies aus protestantischer Perspektive (oft jedoch auch aus katholischer) vor allem, den Generalständen eine stärkere Kontrollfunktion gegenüber der königlichen Gewalt einzuräumen. Sie sollten deshalb regelmäßig, nicht nur bei akutem Bedarf, zusammenkommen. Eine Königsherrschaft, die auf dem König, dem großen Rat und den Generalständen zusammen beruhte, erschien zunehmend als Gegenmodell absolutistischer Vorstellungen<sup>133</sup>. Diese wurden wiederum als willkürlich und als Bruch historischer Traditionen gewertet.

Die reformierten Theoretiker wie Hotman und Théodore de Bèze wurden später als Monarchomachen bezeichnet<sup>134</sup>. Ihre Kritik hing auch mit der bereits genannten zunehmenden Unzufriedenheit des Hochadels beider Konfessionen mit der Klientelpolitik des Königs und der Verteilung seiner Gunstbeweise zusammen: Die Präsenz der königlichen Favoriten im Rat, der immer häufiger nur in kleiner Besetzung zusammentraf, so dass ein Großteil des Hochadels wenig Einfluss auf die Entscheidungen des Königs hatte, erregte während der Religionskriege zunehmend den Unmut derjenigen, die gerade nicht in der Gunst standen. Zentral für die Kritiker des Absolutismus *avant la lettre* war die Frage, auf welcher Grundlage die Königsherrschaft bzw. der Staat beruhen sollte. Die Legitimation, wie sie Bodin formuliert hatte, zielte auf die naturrechtliche Gleichsetzung königlicher mit väterlicher Gewalt. Sein Souveränitätskonzept hatte letztlich eine Konzentration des Staates in der Person des Königs zu Folge. Im 16. Jahrhundert gab es zudem noch die Vorstellung, dass dem König das Königreich gehörte, die Krone war sein Besitz – oder auch der

<sup>132</sup> HOTMAN, *Francogallia*. Für einen Vergleich von Bodin und Hotman aus verfassungsgeschichtlicher Perspektive siehe J. H. M. SALMON, François Hotman and Jean Bodin. The Dilemma of Sixteenth-century French Constitutionalism, in: *History Today* 23/11 (1973), S. 801–809.

<sup>133</sup> Diese Herrschaftsform wurde auch als *monarchie mixte* bezeichnet, im Sinne einer Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Russell J. MAJOR, *From Renaissance Monarchy to Absolute Monarchy. French Kings, Nobles, & Estates*, Baltimore, London 1994. Die Forderung nach Generalständen war keineswegs ein neues Phänomen im 16. Jahrhundert, sondern ein altes Argument der Königskritik. JOUANNA, *La France*, S. 453.

<sup>134</sup> Monarchomachen waren die europäischen Gelehrten, die sich gegen eine absolute Monarchie aussprachen. Die *malcontents* wiederum griffen in Frankreich diese Argumente teilweise auf; sie sind nicht zu verwechseln mit den *politiques*, mit denen sie oft in einen Topf geworfen werden: Letztere zielten (wie auch Bodin) auf eine Stärkung der Königsherrschaft ab. Siehe die grafische Darstellung der verschiedenen Konzepte und ihrer Überschneidungen bei JOUANNA, *Le devoir de révolte*, S. 167.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

der Königsfamilie<sup>135</sup>. Dagegen argumentierten die Kritiker dieser Annahmen mit Konzepten von Amt und Vertrag: Bei den Monarchomachen wurde Ende der 1560er Jahre die Idee, dass am Beginn der Monarchie ein Vertrag zwischen dem König und dem Volk stehe, sehr prominent; das Königtum selbst konnte dabei als Amt und Dienst verstanden werden – ein Gedanke, den beispielsweise Bodin entschieden ablehnte<sup>136</sup>. Schließlich wurde im Rahmen der Religionskriege nicht zuletzt die grundsätzliche Frage virulent, ob und wann es ein Recht auf Widerstand gebe. Es handelte sich um die unter Protestanten in ganz Europa im 16. Jahrhundert weit verbreitete Vorstellung, dass eine tyrannische Herrschaft zugleich das Recht auf Widerstand legitimierte, notfalls mit Waffengewalt. Für die französischen Hugenotten wurde die Tyrannei dabei allerdings nicht religiös, sondern politisch definiert, nämlich als Missbrauch der Gesetze des Königreichs – die der Adel wiederum zu schützen verpflichtet war<sup>137</sup>. Diese Argumentation bildete eine wichtige Grundlage für bewaffnete Kämpfe während der Religionskriege. Die verschiedenen, teilweise gegensätzlichen Konzepte und Argumentationsweisen nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb der Konfessionen sorgten für eine große Dynamik der politischen Auseinandersetzungen. Gerade während der Regentschaft von Catherine de Médicis entstand so auch Raum für Wandel und Diskussionen über königliche Herrschaft<sup>138</sup>.

### 1.3.2 Die böse Königin. Catherine de Médicis und die Frage weiblicher Herrschaft

»Une femme, une estrangere, une ennemie« – so umschrieb der berühmte »Discours merueilleux de la vie, actions et deportements de Catherine de Médicis, Roynne-mère« kurz und bündig die Person der Königinmutter<sup>139</sup>. In

<sup>135</sup> Herbert H. ROWEN, *The King's State. Proprietary Dynasticism in Early Modern France*, New Brunswick 1980. Dieser Gedanke ist in der Forschung kaum weiterverfolgt worden. Vgl. Kap. 5.1.2.

<sup>136</sup> JOUANNA, *La France*, S. 452–454. Der Gedanke vom König als Besitzer des Reiches wurde verworfen, z. B. bei HOTMAN, *Francogallia*, S. 252f.

<sup>137</sup> JOUANNA, *La France*, S. 489. Man unterschied zwei Formen des Tyrannen: denjenigen, der durch Usurpation, also illegitim zu Macht gekommen war (ein Beispiel der Hugenotten war Catherine de Médicis), und denjenigen, dessen Machtausübung in der Praxis missbräuchlich war, *ibid.*, S. 487.

<sup>138</sup> Zu Regentschaften als Epochen der Innovation siehe CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 2–6.

<sup>139</sup> *Discours merueilleux de la vie, actions et deportements de Catherine de Médicis, Roynne-mère*, hg. von Nicole CAZAURAN, Genf 1995, S. 255.

dem Text, der 1575 erstmals erschien, bereits im ersten Jahr drei Auflagen erreichte und kurz darauf auf Latein, Englisch und Deutsch übersetzt wurde, zeichnete der anonyme Autor das Bild einer überehrgeizigen, skrupellosen und tyrannischen Königin, die widerrechtlich den Thron an sich gerissen hatte. Erste Pamphlete, die gegen Catherine de Médicis gerichtet waren und das Bild der »schwarzen Königin« begründeten, waren bereits seit Beginn ihrer Regentschaft erschienen, und während der ersten Religionskriege fiel wiederholt die Anschuldigung des Machtmissbrauchs. Richtig virulent wurden die Vorwürfe jedoch erst nach der Bartholomäusnacht und während der Herrschaft von Henri III<sup>140</sup>. In den Jahren nach der Bartholomäusnacht entstanden zahlreiche Pamphlete, Bilder, Gedichte und Traktate, darunter der »Discours merveilleux«, so dass die Forschung teilweise von einer koordinierten publizistischen Strategie zum Angriff auf die Königsherrschaft spricht<sup>141</sup>. Die Königinmutter wurde dabei zu einem Ziel.

Im »Discours merveilleux«, der genau während der relativ kurzen Regentschaft Catherines nach dem Tod von Charles IX erschien, wurden alle Aspekte aufgegriffen, anhand derer die Königinmutter – und mit ihr weibliche Herrschaft generell – diskrediert werden konnte: Im Mittelpunkt standen vor allem ihre italienische Herkunft und mithin die »Fremdheit« und der Machiavellismus der Königin, zugleich aber auch ihre nicht »geschlechtskonformen« Handlungen als Frau und Mutter, die als Herrscherin die Lex Salica verletzte und negativen Einfluss auf ihre Kinder ausübte. »Catherine de Médicis est Italienne et Florentine«<sup>142</sup>, betonte der anonyme Autor, und dies konnte nichts Gutes bedeuten: Nicht nur war die Fremdheit der Königin, die deshalb das Königreich nicht genug liebte, ein Topos, der eine lange Tradition in Angriffen auf Herrscherinnen hatte, sondern Italiener im Besonderen waren im 16. Jahrhundert in Frankreich zum Ziel von Schmähungen geworden<sup>143</sup>. Damit verbunden waren im Fall von Catherine de Médicis der in zahlreichen Schriften aufgegriffene Vorwurf des Machiavellismus und der Ausübung von Giftmorden und schwarzer Magie: Als Tochter des Mannes, dem Machiavelli den »Principe« gewidmet hatte, sei sie trainiert in der »science de tromper«, wie der »Discours merveil-

140 CAPODIECI, Caterina de' Medici, S. 200. Vgl. zur Legende der bösen Königin zuerst SUTHERLAND, Catherine de Medici; vgl. Elaine KRUSE, The Blood-Stained Hands of Catherine de Médicis, in: Carole LEVIN, Patricia A. SULLIVAN (Hg.), Political Rhetoric, Power, and Renaissance Women, New York 1995, S. 139–155.

141 Ibid., S. 143.

142 Discours merveilleux, S. 131.

143 Zur Fremdheit *ibid.*, S. 127. KRUSE, The Blood-Stained Hands, S. 143, stellt Attacken auf die italienische Herkunft der Königin bereits in den 1530er Jahren fest.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

leux« festhielt, und verfüge als Tyrannin über keinerlei Gewissen<sup>144</sup>. Nach der Bartholomäusnacht kursierten Gerüchte, dass Catherine nicht nur die Bibel durch den Machiavelli ersetzt habe, sondern auch ihre Kinder nach dessen Prinzipien erziehe, mithin die Neigung zur Tyrannei weitergab. Zugleich wurde die Königin im Laufe ihrer Herrschaft immer wieder beschuldigt, in typisch »weiblich-italienisch-tyrannischer« Manier Menschen vergiftet zu haben, um sie aus dem Weg zu schaffen – von der Königin von Navarra und der gesamten Armee des protestantischen Führers Condé bis hin zu engen Familienmitgliedern wie ihrem Schwager François und ihren eigenen Kindern<sup>145</sup>. Zur Zielscheibe wurden immer wieder auch die italienischen Berater, die die Königinmutter an den Hof brachte und die nach Meinung der Kritiker – auf katholischer wie protestantischer Seite – zuviel Einfluss auf die königliche Politik ausübten. Der Fokus auf die »Fremden« war ein übliches Mittel, um eine direkte Kritik am König zu vermeiden. Die italienischen Berater der Königin wurden im »Discours merveilleux« Teil eines Antagonismus, der den Adel generell in Opposition zur Königin und »ihren Italienern« brachte. Ein wichtiger Aspekt dieses Arguments war die niedere Herkunft der Königin aus einem nicht als adelig betrachteten Haus, »venue de tres-bas lieu«, »d'une maison de marchand«, die deshalb den Adel niemals lieben könne<sup>146</sup>.

In satirischen Versen der Zeit bezog man sich zudem auf Catherines weiblichen Hofstaat und deren sexuelles Verhalten: Ihre Hofdamen seien ungezügelt, verführten alle Männer am Hof, der Haushalt der Königin sei ein »Stall von Huren«, wie ein zeitgenössischer Vers formulierte. Es sei die Königinmutter selbst, die ihre Damen darin trainiere, damit diese nach ihren Anweisungen einflussreiche Männer um den Finger wickelten<sup>147</sup>. Sie selbst wurde bezichtigt, durch sexuelle Verführung mächtige Männer wie Anne de Montmorency und Antoine de Bourbon auf ihre Seite gezogen zu haben und so beispielsweise an die Regentschaft für Charles IX gekommen zu sein<sup>148</sup>. Der Fokus auf das sexuelle Verhalten der Hofdamen und der Königinmutter selbst zielte so letztlich auf eine Diskreditierung ihrer Herrschaft. Denn die Position der Königinmutter wurde zu einem Ergebnis weiblicher Verführung und damit von illegitimen Grenzüberschreitungen des Geschlechts.

144 Discours merveilleux, S. 131.

145 KRUSE, The Blood-Stained Hands, S. 144–146.

146 Discours merveilleux, S. 133, 263/265.

147 Zu diesem Aspekt v. a. MCLIVENNA, »A Stable of Whores«. Die Bezeichnung »un haras de putains« entstammt einem satirischen Vers, den Pierre de L'Estoile publizierte, zit. nach *ibid.*, S. 181.

148 Diese Vorwürfe finden sich auch im Discours merveilleux, z. B. S. 147.

Grenzüberschreitungen standen auch im Mittelpunkt der Anschuldigungen gegen Catherine de Médicis als Mutter, die jedoch in den Diskursen vergleichsweise wenig Raum einnahmen. Der »Discours merveilleux« beschrieb den idealen Fall der Übertragung der Regentschaft an eine Mutter, die nur das Wohl ihres Sohnes und damit des Königreiches im Sinne habe, »comme une vraye mere«<sup>149</sup>. Implizit war damit klar, dass Catherine eben keine »wahre Mutter« sei. Stattdessen sei sie machthungrig, »tres-ambitieux«<sup>150</sup>, und verfolge eigennützig ihre Interessen, ohne Rücksicht auf ihre Söhne und das Königreich. Während Charles IX vor allem als Opfer, als unmündig trotz erreichter Volljährigkeit beschrieben wurde, so dass seine Mutter ihn ganz leicht korrumpieren konnte, geriet Henri III mehr zu einem Komplizen, der zwar ebenfalls korrumpiert wurde, dadurch aber seine eigene Grausamkeit entwickelte<sup>151</sup>. Vorstellungen davon, was eine gute Mutter sei, wurden hier zur Folie, der Catherine nicht gerecht wurde.

Die Autoren blieben in der Regel anonym. Vermutlich kamen die Kritiker vor allem aus hugenottischen Kreisen. Die Entstehung des »Discours merveilleux«, der zuerst in Genf gedruckt wurde, ist ziemlich sicher im protestantischen publizistischen Milieu zu verorten. Zugleich geraten in der Forschung Rechtsgelehrte am Pariser Parlament in den Fokus, die im Laufe des 16. Jahrhunderts durch neue Gesetze zunehmend den Zugang von Frauen zu Herrschaft und Besitz einschränkten<sup>152</sup>. Unter diesen universitär gebildeten Männern zirkulierten nachweislich satirische Verse gegen die Königinmutter, wie sie der Gerichtsdieners Pierre de L'Estoile in seinem Journal sammelte. Und am Hof verbreitete sich Literatur, die Frauen generell ins Lächerliche zog<sup>153</sup>.

Zugleich standen Vorwürfe gegen die Königinmutter in einer langen Tradition der Kritik an Herrscherinnen. Im 16. Jahrhundert mischten sich hier religiöse Auseinandersetzungen mit Angriffen auf weibliche Herrschaft<sup>154</sup>. Innerhalb dieser Debatten traten bestimmte Stereotype über Herrscherinnen und Frauen allgemein immer wieder auf. So konstruierte der »Discours merveil-

149 Ibid., S. 157.

150 Ibid., S. 145.

151 Zu Charles IX *ibid.*, S. 153, 171; zu Henri III *ibid.*, S. 177.

152 MCCARTNEY, *In the Queen's Words*, S. 207.

153 McILVENNA, »A Stable of Whores«, S. 184, 186. Zu Pierre de L'Estoile über Catherine de Médicis Stephen MURPHY, Catherine, Cybele, and Ronsard's Witnesses, in: Kathleen P. LONG (Hg.), *High Anxiety. Masculinity in Crisis in Early Modern France*, Kirksville 2002, S. 55–70, hier S. 57f.

154 John Knox beispielsweise tat sich in Schottland mit einer Abhandlung über das »Monstrous Regiment of Women« hervor. JANSEN, *The Monstrous Regiment*; DIES., *Debating Women, Politics, and Power in Early Modern Europe*, New York 2008.

## 1. Die französische Monarchie im 16. Jahrhundert

leux« selbst eine Linie negativer Beispiele seit Blanche de Castille, die eine grundsätzliche Ablehnung weiblicher Herrschaft begründeten. Frauen seien zu sehr von ihren Leidenschaften (»l'appetit des immoderées passions«) geleitet – ein übliches misogynies Argument der Zeit<sup>155</sup>. Die Fremdheit der Königin als Gefahr war bereits im Mittelalter immer wieder thematisiert worden, so dass Ferente von einem »timeless theme« spricht<sup>156</sup>. Im 16. Jahrhundert wurden diese Diskurse in Frankreich anhand der Regentin Louise de Savoie und verstärkt in Bezug auf Catherine de Médicis aktualisiert. Bodin lehnte beispielsweise in seinen »Six livres de la République« eine »Gynäkokratie« rundheraus ab<sup>157</sup>. Damit bewegte er sich zugleich wie John Knox in einem europäischen Diskurs, der die Herrschaft von Frauen generell als Gefahr und als höchstens in Ausnahmefällen zu tolerierendes Phänomen betrachtete<sup>158</sup>. Die konkreten Anschuldigungen gegenüber Catherine de Médicis waren in der französischen Monarchie allerdings besonders langlebig und wurden im Zusammenhang mit späteren Regentinnen wie Marie de Médicis und Anne d'Autriche, aber auch noch im Fall Marie-Antoinettes erneut aufgegriffen<sup>159</sup>.

Tatsächlich waren die beschriebenen Angriffe jedoch nur ein Teil des Bildes. So hat McCartney anhand von Catherines Korrespondenz mit Amtsträgern gezeigt, dass die Autorität der Königin, basierend auf ihrer Position als Mutter, vom Pariser Parlament niemals grundlegend in Frage gestellt wurde. Stattdessen betrachtete man ihre Herrschaft als Mutter und Regentin als rechtmäßig<sup>160</sup>. Die eigenhändige Korrespondenz mit Elisabeth I. von England zeigt, dass diese Catherine als ebenbürtige Herrscherin ansah<sup>161</sup>. Auch die Berichte der venezianischen Botschafter am französischen Hof zeugen während der ganzen Periode, in der Catherine de Médicis im Zentrum der Königsherrschaft stand, von der überwiegenden Akzeptanz ihrer Autorität am Hof und durch die europäischen Gesandten. Sie regiere »avec un plein et absolu pouvoir, et comme si elle était roi«, sie sei geboren, um zu herrschen, und man betrachte sie als geradezu

155 Discours merveilleux, S. 249, 261, 263.

156 FERENTE, »Naturales dominae«, S. 45.

157 Zum Begriff Gynäkokratie als Element der politischen Sprache Heide WUNDER, Gynäkokratie. Auf der Suche nach einem verloren gegangenen Begriff der frühneuzeitlichen politischen Sprache, in: Zeitenblicke. Onlinejournal für die Geschichtswissenschaften 8/2 (2008), <http://www.zeitenblicke.de/2009/2/wunder/dippArticle.pdf> (23.4.2019).

158 Dass die historische Forschung lange davon ausging, bei weiblichen Herrscherinnen habe es sich um Ausnahmen gehandelt, war das Ergebnis der Rezeption solcher normativer Schriften. ZEMON DAVIS, Frauen, Politik und Macht.

159 KRUSE, The Blood-Stained Hands, S. 148.

160 MCCARTNEY, In the Queen's Words.

161 ALLINSON, A Monarchy of Letters, Kap. 6.

übernatürliches Phänomen »car on voit bien que c'est elle qui fait tout«<sup>162</sup>. Am Hof wurde die Königin, wie es dem Genre entsprach, von Dichtern besungen. Ronsard, ein bekannter Hofdichter der Zeit, widmete ihr mehrere Gedichte; Brantôme, ein weiterer berühmter Schreiber, verfasste als Verteidigung nach Erscheinen des »Discours merveilleux« einen »Discours de Catherine de Médicis«<sup>163</sup>. In ihrer Leichenpredigt betonte Renaud de Beaune, Erzbischof von Bourges, nicht nur die »exzellente Abstammung« der Königinmutter, sondern auch ihre Position als Herrscherin »tant utile, voire necessaire en ceste grande perturbation et confusion des affaires de cest Estat«<sup>164</sup>. Derselbe Renaud de Beaune hatte ein Jahr zuvor Catherine de Médicis noch als »italienische Plage« bezeichnet<sup>165</sup>. So wird deutlich, dass die Urteile über die Königinmutter wechselhaft waren. Während es starke Kritik gab, die auf ihre persönliche Delegitimierung und zugleich auf die Königsherrschaft generell abzielte, kann man dennoch nicht von einer ständigen und grundsätzlichen Infragestellung der Königinmutter als politischer Figur sprechen. Die Briefe von Catherine de Médicis und ihren Kindern sind jedoch immer auch in diesen Debatten über weibliche Herrschaft und die Position der Königinmutter in der Königsherrschaft zu verorten.

162 »Relations des ambassadeurs vénitiens sur les affaires de France«, zit. nach GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 49, 159f.

163 Pierre DE RONSARD, *Ode à la Roynne Catherine de Médicis, Mere du Roy*, in: DERS., *Œuvres complètes*, 2 Bde., hg. von Jean CÉARD, Daniel MÉNAGER, Michel SIMONIN, Paris 1993–1994, hier Bd. 1, S. 726–730. Arlette JOUANNA, Art. »Ronsard«, in: HDGR, S. 1253–1255. Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme, lebte an verschiedenen Höfen, u. a. in Schottland und England, bevor er im Gefolge Catherines an den französischen Hof kam. Vgl. Madeleine LAZARD, *Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme*, Paris 1995. Zu Catherine de Médicis und weiteren Damen am Hof siehe v. a. die Schriften in *Seigneur DE BRANTÔME, Œuvres complètes de Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme. Publiées d'après les manuscrits avec variantes et fragments inédits pour la Société de l'histoire de France*, 11 Bde., hg. von Ludovic LALANNE, Paris 1864–1896, hier Bde. 7, 8.

164 »Oraison funèbre«, in: LCM, Bd. 9, S. 498–510, Zitat S. 501.

165 Sheila FOLIOTT, *Exemplarity and Gender. Three Lives of Queen Catherine de' Medici*, in: Thomas F.MAYER, D. R. WOLF (Hg.), *The Rhetorics of Life-Writing in Early Modern Europe. Forms of Biography from Cassandra Fedele to Louis XIV*, Ann Arbor 1995, S. 321–340, hier S. 331.



## 2. Briefeschreiben. Akteurinnen und Akteure, Praktiken und soziale Beziehungen

*Je considere [...] que l'estendue de la parole de qui que ce soit, ne sçauroit approcher, ou passer les limites d'une liesse, & ne sert que pour commodité de choses presentes: & au contraire l'escriture non seulement s'estend en toutes les parties de la terre, mais encores peut estre transferee & mandee aux siecles advenir.*  
Estienne DU TRONCHET, Lettres missives, Préface

Im April 1573 schrieb die Königinmutter Catherine de Médicis einen Brief an ihren Sohn Henri d'Anjou, der als Generalleutnant des Königs gerade die protestantische Stadt La Rochelle belagerte. Sie forderte ihn darin auf, seine Briefe nicht als »Diener«, sondern als »Sohn« zu unterschreiben und sie auf diese Weise als »liebende Mutter« anzuerkennen: »[N]e me metre plus que n'auré jeamès ›un plus affectioné serviteur‹, car je veulx que me soyés ›afectioné fils‹, et comme tel me reconoysié pour la plus affectioné mère que eut jamès enfant, et ne m'eusé plus cet mot de serviteur, mès de ce que vous m'estes«<sup>1</sup>. Warum war es in dieser Konfliktsituation für eine Königinmutter so wichtig, dass ihr Sohn sich im Brief eben auch als *Sohn* bezeichnete, und selbst als liebende Mutter zu erscheinen? In diesem Kapitel wird das Briefeschreiben und seine Funktion für die Verhandlung verwandtschaftlicher Beziehungen und die Herrschaftspraxis analysiert: Welchen Stellenwert hatten Briefe in der französischen Königsfamilie des 16. Jahrhunderts, und was sagt dies über die darin (re-)produzierten verwandtschaftlichen Beziehungen aus?

Als Mittel der Kommunikation war der Brief im 16. Jahrhundert für das fürstliche bzw. königliche Herrschen unentbehrlich; Korrespondenzen wurden schon im Spätmittelalter zu einem alltäglichen »Handlungsinstrument«<sup>2</sup>. Die Briefforschung hat teilweise eine regelrechte Briefrevolution konstatiert, die im

1 Catherine an Henri d'Anjou, 2.4.1573, in: LCM, Bd. 4, S. 195. Vgl. die Einleitung dieser Arbeit.

2 Sophie RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«. Der höfische Brief als Medium des kulturellen Austauschs, in: Dorothea NOLDE, Claudia OPITZ (Hg.), Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der

## 2. Briefeschreiben

13. Jahrhundert begann und seit dem 14. Jahrhundert eine breite gelehrte Reflexion über das Briefeschreiben nach sich zog; Humanisten des 16. Jahrhunderts betonten die bindende Kraft des brieflichen Austausches<sup>3</sup>. Für die Königsherrschaft erreichten Briefe im 16. Jahrhundert einen besonderen Status, der Autorität und (eigenhändiges) Briefeschreiben verband und Ausdruck eines aktiven und fähigen Herrschers war. Die Korrespondenz mit anderen souveränen Herrschenden, Verwandten, Amtsträgern und Diplomaten gehörte zur Herrschaftspraxis und war verbunden mit einem zunehmenden Ausbau der Kanzleien<sup>4</sup>. Gellard hat anhand der Korrespondenzen zwischen Catherine de Médicis und den Gesandten argumentiert, dass die Königinmutter ein eigenes Machtsystem entwickelte, das auf Briefen basierte – der Staat kann so als »vaste réseau épistolaire« verstanden werden<sup>5</sup>. Ferrer-Bartomeu beschreibt die komplexe Arbeit der königlichen Sekretäre im 16. Jahrhundert und die Bedeutung von Briefen in ihrer Materialität<sup>6</sup>. Es gibt also bereits Forschungen, die Briefen innerhalb der französischen Monarchie einen zentralen Stellenwert in der politischen Kommunikation einräumen<sup>7</sup>. Diese Überlegungen werden hier weitergeführt, indem Beziehungen zwischen Verwandten in Herrschaftszusammenhängen systematisch auf die Eigenlogiken der Kommunikation mit Briefen bezogen werden.

Es ist zunächst nicht evident, dass verwandtschaftliche Beziehungen und speziell die Verbindung einer Mutter zu ihren Kindern in Briefen erzeugt bzw. reproduziert werden müssen. Zumindest Catherine und ihre leiblichen Töchter und Söhne verfügten bereits über eine gemeinsame Vergangenheit, vermutlich über gemeinsame Erinnerungen und Erlebnisse, so dass schon Beziehungen bestanden. Abwesenheit mit mehr oder weniger regelmäßigen Begegnungen

Frühen Neuzeit, Köln 2008, S. 211–223, hier S. 223. Siehe auch FOUQUET, Fürsten unter sich, S. 172. Der Brief war in diesem Sinne zu Beginn der Frühen Neuzeit nicht nur ein Herrschafts-, sondern auch ein *Herrscher-* bzw. *Herrscherinnen-*Medium, d. h., er war in größerem Umfang vor allem bestimmten sozialen Gruppen zugänglich, wie Fürsten, Kaufleuten (die Fugger sind ein gut dokumentiertes Beispiel), Gelehrten und Patriziern. Zur »Verdichtung« der Briefkommunikation im 15. Jahrhundert ANTENHOFER, MÜLLER, Briefe, S. 11.

3 Jean BOUTIER, Sandro LANDI, Olivier ROUCHON, Introduction, in: DIES. (Hg.), *Politique par correspondance*, S. 7–19.

4 ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 1.

5 GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 52.

6 Jérémie FERRER-BARTOMEU, *Le »tremblé« des correspondances. Information, préparation et projection des décisions politiques dans les »bureaux« des secrétaires d'État sous le règne d'Henri III*, in: Thérèse BRU, Solène DE LA FOREST D'ARMAILLÉ (Hg.), *Matière à écrire. Les échanges de correspondance du XVI<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècle*, Saint-Denis 2017, S. 17–52.

7 Dazu der Forschungsstand und die konzeptionellen Überlegungen in der Einleitung.

war jedoch die Normalsituation nicht nur der französischen Königsfamilie, sondern fürstlicher und königlicher Familien der Frühen Neuzeit allgemein. Eheleute, Geschwister, Verschwägerter, Kinder und Eltern verbrachten viel Zeit getrennt voneinander. Dazwischen konnten gleichwohl auch längere Perioden des gemeinsamen Aufenthalts liegen, in denen keine Briefe geschrieben wurden. Einige der hier untersuchten Korrespondentinnen und Korrespondenten, z. B. Philipp II. und Catherine de Médicis, sind sich tatsächlich nie begegnet. Ihre Beziehungen waren in der brieflichen Kommunikation verortet, aber deshalb noch lange nicht fiktiv. Briefe waren der Ort, an dem verwandtschaftliche Beziehungen über die Distanz verhandelt und gepflegt wurden, hergestellt und reproduziert oder auch bestritten. Hier positionierte man sich selbst und verortete ein Gegenüber, als Mutter, Bruder, Tochter.

Allein durch ihre verwandtschaftlichen Positionen im Königreich – als Thronfolger, Königstochter, Bruder des Königs, *prince du sang*, Königin usw. – standen die untersuchten Personen dabei in rechtlich relevanten, auf die Königsherrschaft bezogenen Beziehungen zueinander. Bereits Louise de Savoie, Mutter von François I<sup>er</sup>, hatte die Vorstellung, als Mutter und weniger als Regentin Legitimität innezuhaben, formuliert<sup>8</sup>. Louise' Tochter Marguerite de Navarre schrieb in einem Gedicht für ihre Mutter, diese habe durch ihr herrschaftliches Agieren aus der Mutter ein »Amt« gemacht<sup>9</sup>. Hier wurde die Vorstellung explizit formuliert, dass verwandtschaftliche Beziehungen der Königsfamilie rechtlichen bzw. herrschaftslegitimierenden Charakter hatten, nicht nur im Fall des Königs selbst als Sohn eines Königs. Briefe prägten diese Beziehungen und machten sie als Herrschaftskonzeptionen sichtbar. Für die Legitimation der Königinmutter, ihre Herrschaftsposition war dieses Sichtbarmachen der verwandtschaftlichen Beziehungen und Verbundenheit zentral.

Wie und wem gegenüber konnten Briefe diese spezifischen Beziehungen abbilden und prägen? Ich werde im Folgenden argumentieren, dass die hier untersuchten Briefe sich dadurch auszeichneten, dass sie in einem breiten und zugleich auf bestimmte höfische Personenkreise reduzierbaren Umfeld – vor allem die persönliche Entourage von Personen und der königliche Rat – eine hohe Sichtbarkeit erreichen konnten. Sie waren jedoch zugleich nicht so allge-

<sup>8</sup> DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 214f.

<sup>9</sup> Marguerite de Valois an Louise de Savoie: »Mesmes cognu que toute vostre exercice / Est en tous lieux faire de mere office«, Epistre 9, in: Poésies du roi François I<sup>er</sup>, de Louise de Savoie, duchesse d'Angoulême, de Marguerite, reine de Navarre et correspondance intime du roi avec Diane de Poitiers et plusieurs autres dames de la cour, hg. von Aimé CHAMPOLLION-FIGEAC, Paris 1847, S. 63. Zur familialen Kommunikation mittels Poesie im Fall von Louise de Savoie, François I<sup>er</sup> und Marguerite de Savoie Leah MIDDLEBROOK, »Tout mon office«. Body Politics and Family Dynamics in the verse épîtres of Marguerite de Navarre, in: Renaissance Quarterly 54/4 (2001), S. 1108–1141.

## 2. Briefeschreiben

mein zugänglich, dass sich jeder auf sie hätte berufen oder ihnen widersprechen können – wie im Fall politischer Theorien. Man war durch sie etwas weniger festgelegt, man konnte versuchen, seine eigene Verfasserschaft abzustreiten. Während der Religionskriege ließ es sich so schneller auf sich ändernde Konstellationen reagieren. Zugleich konnten Briefe in bestimmten Situationen ad hoc ein rechtliches Potential als Zeugen und Beweisstücke entfalten und wurden dauerhaft aufbewahrt, um bei Bedarf zu diesem Zweck hervorgeholt zu werden, wenn beispielsweise Ansprüche oder Intentionen belegt werden sollten. Die Schreibenden waren dementsprechend vorsichtig mit klaren Versprechungen in Briefen, z. B. in Verhandlungssituationen. Sie wählten aus, was sie wie im Brief schriftlich festhielten. In der spezifischen Situation der Religionskriege war dies umso wichtiger, da jeder Brief in falsche Hände fallen konnte. Die Briefe bildeten also eine Version der französischen Königsfamilie und der Monarchie ab, der die Schreibenden Sichtbarkeit zugestanden. Die Perspektiven der Verwandten waren durchaus nicht deckungsgleich, bezogen aber durch das Schreiben, Empfangen und Versenden von Briefen Mehrere in den Aushandlungsprozess ein. Ebenso wie politische Theorien konnten Briefe so Entwürfe politischer Ordnung und königlicher Herrschaft sein, waren jedoch in der Praxis verortet, konnten also auf Änderungen rasch reagieren, Uneinigkeit sichtbar machen oder verdecken und Beziehungen immer wieder neu verhandeln. Dabei wird sich auch zeigen, dass Briefe zwischen königlichen Verwandten ›formeller‹ waren als solche, die man an Gesandte oder Hofdamen schickte – eben weil es immer wieder um Sichtbarkeit und politische Konzeptionen ging. In diesem Sinne erscheinen die verwandtschaftlichen Beziehungen selbst als formelle, wenn man so will öffentliche Beziehungen, deren Spezifität im Brief immer wieder sichtbar gemacht werden musste.

Dies widerspricht der in der Forschung verbreiteten Annahme, dass Catherine de Médicis eine Favoriten-ähnliche Position eingenommen habe, da die Königinmutter nicht »institutionalisiert« gewesen sei. Die Arbeit mit Briefen kann insofern auch eine neuartige verfassungsgeschichtliche Perspektive ermöglichen. In der Sprache von Liebe, Nähe, Verwandtschaft und Freundschaft nahmen in Briefen Vorstellungen königlicher Herrschaft Gestalt an. Verwandtschaftliche Beziehungen bzw. Muttersein erscheinen aus dieser Perspektive in den Korrespondenzen als Bestandteil einer relationalen Konzeptionalisierung von Herrschaft. Herrschaftspraxis wiederum ist mit Blick auf die Briefe in höchstem Maße relational bestimmt. Ich möchte zeigen, dass das Beanspruchen von Verwandtsein in Briefen ein herrschaftliches Privileg war und dass Beziehungen von Verwandtschaft und Liebe sich besonders eigneten, um politische Ordnung zu beschreiben und zu entwerfen – nicht nur bei Rechtsgelehrten.

Verwandtschaft war mit dem Aushandeln bzw. Anerkennen von Nähe verbunden und fast immer Ausdruck und Legitimation von Hierarchien<sup>10</sup>.

In diesem Kapitel werden die Briefe deshalb in ihrer Funktion als Mediatoren und Orte einer spezifischen verwandtschaftlichen Beziehungs- und Herrschaftspraxis betrachtet. Anhand der Frage, was die Art des Mediums über die darin ausgehandelten Beziehungen aussagt, welche Eigenlogiken und Kommunikationspraktiken in der französischen Königsfamilie mit Briefen verbunden waren, nähere ich mich aus verschiedenen Perspektiven den Korrespondenzen an. Probleme von Privatheit und Öffentlichkeit, von formellen und informellen Dokumenten und von Anwesenheit und Abwesenheit, die die Forschung dominieren, werden dabei adressiert, um einen eigenen Zugang zu entwickeln. Es geht also nicht um eine Kategorisierung anhand von Inhalten, sondern um die Praxis des Briefeschreibens. In einem ersten Schritt werden Überlieferungspraktiken in den Blick genommen, um anschließend Akteurinnen und Akteure, Form und Inhalte der Kommunikation zu untersuchen. Auf diese Weise sollen grundlegende Gebrauchsweisen und Kommunikationsmöglichkeiten mit Briefen im Fall von Catherine de Médicis und ihren Nachkommen herausgearbeitet werden. Das letzte Teilkapitel nähert sich aus verschiedenen Perspektiven den mit Briefen verbundenen sozialen Beziehungsformen und Herrschaftspraktiken an. Es soll die rechtlichen Implikationen und das Potential von Verwandtschaft als Repertoire der Konzeptionalisierung königlicher Herrschaft aufzeigen, dem in den folgenden Kapiteln weiter nachgegangen wird. Schließlich wird anhand der Anreden die Konstituierung einer spezifischen Gruppe von Kindern in Briefen untersucht, um das Feld der Personen und ihrer Beziehungen zu konturieren.

### 2.1 Aufbewahrung, Überlieferung und Editionen der Briefe

Wenn man Briefe als spezifische Form der Kommunikation betrachtet, die einer eigenen Dynamik folgten und deren Gebrauchslogiken die Herrschaftspraxis und die sozialen Beziehungen prägten, dann ist es unabdingbar, die Aufbewahrung und Überlieferungssituation als methodisches Problem in die Interpretation mit einzubeziehen<sup>11</sup>. Die Dokumente dieser Arbeit bilden kein homogenes Korpus. Die Briefe wurden in zahlreichen familialen, lokalen, regionalen und

<sup>10</sup> Zur inhärenten Ungleichheit in adeliger Verwandtschaft NASSIET, Parenté, noblesse et États dynastiques, S. 322f.

<sup>11</sup> Grundsätzliche Überlegungen zu Überlieferung als methodisches Problem bei Arnold Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: HZ 240 (1985), S. 529–570. Siehe auch, zum Teil daran anknüp-

## 2. Briefeschreiben

nationalen Archiven in ganz Europa überliefert, von St. Petersburg bis Madrid und von London bis Turin. Was können Aufbewahrung und Überlieferung über die Positionen der einzelnen Personen aussagen?

Der Großteil der Briefe der königlichen Verwandten wurde, wenn es sich nicht um Sammlungen einzelner Personen wie der Gesandten handelt, die ihre Korrespondenz oft aufbewahrten, in der königlichen Kanzlei überliefert. Auch wenn davon auszugehen ist, dass die Briefe zunächst beim Empfänger bzw. der Empfängerin archiviert wurden, fanden sie früher oder später ihren Weg zur königlichen Kanzlei. Dies gilt zum Beispiel auch für den jüngsten Sohn François, der sich über längere Perioden nicht am Hof aufhielt, oder für Marguerite, die am Ende ihres Lebens schließlich nach Paris und an den Hof ihres Exmanes zurückkehrte. Nur bei Claude und Élisabeth und deren Ehemännern und Kindern ist dies nur in geringem Ausmaß der Fall; ihre Korrespondenzen wurden vor allem in Lothringen und Spanien aufbewahrt. Die französische königliche Kanzlei verfolgte zwar noch nicht in allen Fällen eine systematische Archivierung und Registratur der einzelnen *minutes*, der Kopien der gesendeten und der eingegangenen Briefe – solche Praktiken etablierten sich durchgängig erst im 17. Jahrhundert<sup>12</sup>. Dennoch wurde vieles aufbewahrt und verzeichnet, wobei keine Unterscheidung gemacht wurde zwischen »offiziellen«, durch die Sekretäre ausgefertigten Kanzleischreiben, Briefen an Amtspersonen oder Körperschaften und der »privaten« Korrespondenz der einzelnen Verwandten<sup>13</sup>. An dieser Stelle wird die Aufbewahrung und Überlieferung selbst zu einem Argument gegen eine Trennung zwischen privater und öffentlicher Kommuni-

fend, die Forschungen von Sablonier zu Schriftlichkeit und Schrifthandeln: SABLONIER, Verschriftlichung; DERS., Schriftlichkeit. Ich folge dem Plädoyer von Joseph MORSEL, *Ce qu'écire veut dire au Moyen Âge... Observations préliminaires à une étude de la scripturalité médiévale*, in: Memini. Travaux et documents publiés par la Société des études médiévales du Québec 4 (2000), S. 3–43, hier S. 5, dass man sich immer die Frage stellen müsse, warum wir überhaupt Quellen haben.

<sup>12</sup> Richelieu erarbeitete ab 1628 konkrete Regeln für die Aufbewahrung von Dokumenten. Vgl. BARBICHE, *Les institutions*, S. 130. Hélène MICHAUD, *La grande chancellerie et les écritures royales au XVI<sup>e</sup> siècle (1515–1589)*, Paris 1967, S. 350, beschreibt für das 16. Jahrhundert bereits eine Registratur der ausgehenden Briefe; dies bezieht sich jedoch auf *lettres patentes* und *lettres closes*.

<sup>13</sup> Matthieu GELLARD, *Les relations internationales dans la correspondance de Catherine de Médicis*, in: *Revue d'histoire diplomatique* 125 (2011), S. 193–209, hier S. 194, spricht dementsprechend von einer »correspondance officielle«.

kation mit Briefen<sup>14</sup>. Viele der Dokumente sind mittlerweile in der BNF als Nachfolgerin der königlichen Bibliothek gesammelt<sup>15</sup>.

Die Art der Aufbewahrung hing immer auch stark mit den zuständigen Sekretären zusammen. So findet sich beispielsweise das zeitgenössisch erstellte »Registre de monsieur Bruslart, secretaire d'Etat, de diverses despesches, instructions et negociations faites par commendement du roy Henry 3me et de la roine Catherine de Medicis, sa mere« (Fr. 3301). Bruslart sorgte als Staatssekretär (1569–1588)<sup>16</sup> offenbar für eine sorgfältige Archivierung (mitsamt Kopien der ausgehenden Briefe). Und auch die Handschrift von Pinart, ebenfalls Staatssekretär (1570–1588), zeigt sich im »Resgistre des despesches et instructions faites par ordre du roy Henry 3me et la roine Catherine de Medicis, sa mere, par Mr Pinart, secretaire d'Etat sous le regne dudit roy« (Fr. 3304). Beide Sekretäre sammelten hier Briefe des Königs und der Königinmutter gemeinsam, was die herrschaftspraktische Nähe der beiden bereits andeutet. Neben diesen personengebundenen »Überlieferungsnestern«<sup>17</sup> wurden auch bereits im 16. Jahrhundert sach- bzw. ereignisbezogene Sammlungen von Briefen und Kopien angelegt wie zum Beispiel das »Registre de Mr Pinard, secretaire d'Etat, de la negociation pour traicter le mariage de Monseigneur, filz de France, duc d'Anjou et d'Alençon, frere unique de Henry troisme, avec Elisabeth, reine d'Angleterre« (Fr. 3308) vermuten lässt. Hier hatte die systematische Archivierung von Dokumenten ganz offensichtlich eine handlungspraktische Funktion. Bei vielen Dokumenten ist jedoch schwer nachvollziehbar, wie sie in einem bestimmten Fonds gelandet sind bzw. nach welchen Kriterien die Fonds und ihre einzelnen Bände, die zumeist im 19. Jahrhundert angelegt wurden, organi-

14 Ähnlich zu Elisabeth I. von England Rayne ALLINSON, *Conversations on Kingship. The Letters of Queen Elizabeth I and King James VI*, in: OAKLEY-BROWN, WILKINSON (Hg.), *The Rituals and Rhetoric of Queenship*, S. 131–144, hier S. 141; vgl. SABLONIER, *Die aragonesische Königsfamilie*, S. 316; HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 303. Die Kanzlei unterschied auch nicht zwischen innen- und außenpolitischen Adressatinnen bzw. Absendern. Eine solche in der Diplomatiegeschichte verbreitete Unterscheidung erscheint für das 16. Jahrhundert anachronistisch, da sie Kategorien anlegt, die sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts in dieser Form durchsetzten.

15 *Histoire de la Bibliothèque nationale de France*, <https://www.bnf.fr/fr/histoire-de-la-bibliotheque-nationale-de-france> (23.4.2019). Die Briefe liegen v. a. im Fonds français, der ab 1860 hauptsächlich aus dem älteren Fonds français zusammengestellt wurde, der die Bestände der königlichen Bibliothek seit dem 15. bis ins 18. Jahrhundert sammelte. Auch die AN haben Bestände mit Briefen der königlichen Familie; dies betrifft vor allem die Série K/Monuments historiques und hier besonders den Fonds Simancas, der die Korrespondenz mit den spanischen Habsburgern enthält.

16 GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 98.

17 SABLONIER, *Schriftlichkeit*, S. 75.

## 2. Briefeschreiben

siert sind. Es finden sich sowohl personengebundene wie auch themenbezogene oder materialspezifische (Autografensammlungen) Zusammenstellungen.

Bei den Briefen lassen sich wie für die Zeit üblich drei verschiedene Formen der Überlieferung unterscheiden: Originale (eigenhändige oder Kanzleischreiben), minutes (d. h. Entwürfe, in denen Sekretäre den Inhalt und Wortlaut des auszufertigenden Schreibens festhielten) und Kopien (zeitgenössische oder spätere Abschriften). Letztere konnten (selten) auch die Form eines Regests annehmen<sup>18</sup>. Eine andere Form von Kopie war die Dublette (double), die häufig in der parallelen Korrespondenz mit Verwandten und Diplomaten eingesetzt wurde, um mehrere Personen in die Kommunikation zu involvieren<sup>19</sup>.

Über mögliche Verluste oder Leerstellen lassen sich einige Vermutungen anstellen, die zugleich mit Hypothesen über die Positionen der betreffenden Personen im verwandtschaftlich-herrschaftlichen Gefüge verbunden sind. Die Frage, ob die Überlieferung uns ein verzerrtes Bild historischer Wirklichkeiten vermittelt oder ob sie eben gerade Ausdruck spezifischer Konstellationen und Praktiken ist, stellt sich dabei immer wieder neu<sup>20</sup>. Es ist anzunehmen, dass die Überlieferungschance für Korrespondenzen königlicher Familien generell relativ groß war, und zwar besonders für diejenigen Personen, die stark in die Herrschaftspraxis involviert waren. Dies betrifft in diesem Fall natürlich die Könige, aber auch die Königinmutter selbst. Ein Erklärungsansatz, der auf viele Situationen zutrifft, ist die räumliche Entfernung der Personen. Catherine und Charles IX hielten sich zum Beispiel meist am selben Ort auf und schrieben sich deshalb wenige Briefe; auch Claude und ihr Ehemann Charles de Lorraine verbrachten viel Zeit am königlichen Hof<sup>21</sup>. Catherine und Marguerite waren erst

<sup>18</sup> »La royne mère du roy faisant responce à Monsieur de sa main sur le fait du mariage d'Angleterre...«, Catherine an François, 20.2.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 272.

<sup>19</sup> Teilweise sind mehrere Kopien erhalten: So konnte ich z. B. von einem undatierten Autograf Élisabeths an Catherine drei weitere Kopien in der BNF finden. Neben dem Original (BNF Ms., Fr. 3902, fol. 76r–81v) gibt es Kopien in BNF Ms. Fr. 3899, fol. 7v–9r (eine zeitgenössische Kopie) und in BNF Ms. Fr., 16958, fol. 31v–33r sowie 60r–62r (zwei Handschriften aus einer Sammlung des 17. Jahrhunderts). Fehler in den Editionen sind zum Teil in dieser Überlieferungslage begründet, wenn nicht bemerkt wurde, dass ein Brief schon aufgenommen worden war. Mehrere Kopien wurden wahrscheinlich oft angefertigt, wenn ein Brief besonders bemerkenswert zu sein schien – in diesem Fall die von Élisabeth geschilderte Verschwörungsgeschichte um einen Mönch.

<sup>20</sup> Zum Problem sich verschiebender Proportionen ESCH, Überlieferungs-Chance, S. 537.

<sup>21</sup> Es sind meines Wissens keine Briefe von Catherine de Médicis an Claude überliefert; für einige Schreiben von Claude und Charles an Catherine und Charles IX bzw. Henri III siehe v. a. die Kopien in BNF Ms., NAF 21602, und MAGNIENVILLE, Claude de France.

nach 1579 über längere Zeit getrennt – auch eine mögliche, allerdings nicht hinreichende Erklärung, warum in der Edition nur vier Briefe von Catherine an Marguerite überliefert sind<sup>22</sup>. Die Marginalisierung Marguerites und die lange Periode, in der sie unter Hausarrest lebte, sind ein weiterer Hinweis darauf, dass es sich hierbei nicht nur um einen Überlieferungszufall handelt, sondern womöglich um eine wortwörtliche Sendepause oder auch um eine Vernichtung von Dokumenten<sup>23</sup>. Von wenigen überlieferten Briefen gleich auf eine generell problematische Beziehung zu schließen, wäre jedoch methodisch nicht vertretbar. Dies gilt auch für die beiden Königinnen Elisabeth von Österreich und Louise de Vaudémont, von denen auffallend wenige Briefe erhalten sind und keine Korrespondenzen mit der Königinmutter. Spricht das für ihre Position außerhalb des Zentrums der Herrschaft, das schon von der Königinmutter und ihren Söhnen besetzt war? Catherine erwähnte ab und zu, dass sie mit ihren Schwiegertöchtern Zeit verbrachte, so kann auch hier die räumliche Nähe für weniger Korrespondenz gesorgt haben<sup>24</sup>. Neben den hier auf zeitgenössische Umstände zurückgeführten Verlusten bzw. Lücken kann man annehmen, dass in späteren Zeiten Dokumente verschwunden sind. So wurden im 19. Jahrhundert zahlreiche Autografen aus den Archiven gestohlen und verkauft<sup>25</sup>. Vermutlich waren dabei Briefe von Personen betroffen, die in der zeitgenössischen Literatur und Historiografie von Interesse waren, wie zum Beispiel Catherine, Marguerite oder Henri IV.

Ein sehr großer Teil der für diese Arbeit herangezogenen Dokumente stammt aus Briefeditionen. Die Entscheidung, hauptsächlich mit ediertem Material zu arbeiten, hat einerseits forschungspraktische Gründe und beruht andererseits auf dem methodischen Entschluss, eine möglichst große Menge an Dokumenten auszuwerten. Dabei wird allerdings bewusst kein Anspruch auf Vollständigkeit verfolgt, da dies sowohl praktisch als auch methodisch nicht

<sup>22</sup> Matthieu GELLARD, Une reine de France peut-elle avoir des amies? La correspondance féminine de Catherine de Médicis, in: discussions 8 (2013), S. 1–24, hier S. 5, [http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/8-2013/gellard\\_reine](http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/8-2013/gellard_reine) (23.4.2019). Von Marguerite an Catherine sind 26 Schreiben überliefert. Zu möglichen Verlusten siehe auch Éliane VIENNOT, Introduction, in: Marguerite de Valois, Correspondance, 1569–1614, hg. von DERS., Paris, Genf 1998, S. 19–58, hier S. 20–22.

<sup>23</sup> Zur Situation von Marguerite siehe Kap. 5.1. Für diese Hypothese spricht auch, dass nur ein Schreiben von Marguerite an François erhalten ist, obwohl die beiden politisch eng zusammenarbeiteten.

<sup>24</sup> Catherine an Henri III, 20. u. 28.5.1588, in: LCM, Bd. 9, S. 342–344, 358; Catherine an Anna, 21.5.1575, *ibid.*, Bd. 5, S. 121.

<sup>25</sup> VIENNOT, Introduction, S. 21.

## 2. Briefeschreiben

möglich bzw. sinnvoll erscheint<sup>26</sup>. Die meisten der hier verwendeten Editionen stammen aus dem 19. Jahrhundert und bringen gewisse wissenschaftliche Probleme mit sich, die reflektiert werden müssen; auf einige sei exemplarisch an dieser Stelle hingewiesen. Zentral ist vor allem die Edition der Briefe von Catherine de Médicis, die zwischen 1880 und 1909 in zehn Bänden erschien und 6046 Briefe umfasst<sup>27</sup>. Die edierten Briefe umfassen den Zeitraum zwischen 1533 (Eheschließung Catherines mit Henri de Valois) und 1588. Ein »Recueil des lettres missives de Henri IV« erschien schon etwas früher (1843–1876). Bereits 1844 entstand in London die Edition der Briefe Maria Stuarts in sieben Bänden<sup>28</sup>. Neben den Editionen zu einzelnen Personen erschienen im 19. Jahrhundert zahlreiche Ausgaben, die Dokumente zu verschiedenen Ereignissen und Zeitabschnitten sammeln oder aus einzelnen Nachlässen entstanden sind. Dazu zählen Editionen von Gesandtenkorrespondenzen, die ich herangezogen habe, sowie diplomatiegeschichtliche Sammlungen von Briefen und diversen anderen Dokumenten. Mit Vorsicht zu handhaben sind insbesondere letztere Publikationsformen, die teilweise keine Angaben zu archivalischen Signaturen machen. Die meisten Editionen verweisen jedoch auf den Fundort. Stichproben in der BNF und den AN haben die Fundorte stets bestätigt<sup>29</sup>. Eine Reflexion über die editorischen Rahmenbedingungen, die Auswahl und Recherche der Quellen sowie zu den Transkriptionsregeln und zur formalen Gestaltung der Briefe fehlt in der Regel in den Editionen des 19. Jahrhunderts. Auslassungen und Änderungen sind deshalb nicht auszuschließen, wenngleich Stichproben keine Hinweise darauf gegeben haben. Ob alle gefundenen Briefe auch ediert

<sup>26</sup> Die Editionen selbst sind unter der Prämisse erstellt worden, Vollständigkeit zwar anzustreben, aber nicht erfüllen zu können. Siehe z. B. die Einleitung zum *Recueil des lettres missives de Henri IV*, 7 Bde., hg. von Jules BERGER DE XIVREY, Paris 1843–1876, hier Bd. 1, S. XXIX. CLOULAS, *Catherine de Médicis*, S. 654, spricht von über 400 Briefen Katharinas von Medici, die (nach Erscheinen der Edition) 1920 in italienischen und Schweizer Archiven sowie im British Museum gefunden worden seien. Deren Publikation ist bis heute nicht erfolgt.

<sup>27</sup> Es handelt sich um ca. 3000 aus der BNF und den AN sowie verschiedenen regionalen bzw. kommunalen Archiven in Frankreich, ca. 2000 aus italienischen Archiven in Florenz, Mantua und Modena, ca. 500 aus dem Archiv von St. Petersburg, ca. 200 aus britischen Archiven und einige aus dem spanischen Nationalarchiv.

<sup>28</sup> Herausgeber war hier ein russischer Adeliger namens Alexandre Labanoff de Rostoff. Die Edition enthält 743 Briefe (der größte Teil stammt aus dem damaligen State Paper Office in London) von 1550 bis zur Hinrichtung Maria Stuarts 1587.

<sup>29</sup> In der Forschung zur französischen Monarchie werden alle von mir gebrauchten Editionen genutzt, ohne dass dies problematisiert würde.

wurden, muss ebenfalls offenbleiben<sup>30</sup>. Zur Transkription werden generell kaum Angaben gemacht<sup>31</sup>.

Aufschlussreich für die Arbeit mit diesen Editionen ist der Blick auf ihren Entstehungskontext. Die Bände zu Catherine de Médicis und Henri IV entstanden alle im staatlichen Auftrag des *ministre de l'Instruction publique*. Eine besondere Rolle spielte dabei das 1834 während der Julimonarchie gegründete nationale Comité des travaux historiques et des sociétés savantes<sup>32</sup>, das die politisch verstandene Aufgabe innehatte, nicht edierte Quellen zu publizieren. Die staatlich geförderten Recherchen bezogen sich dabei auf inländische wie ausländische Archive; so reiste der Herausgeber der Briefe von Catherine de Médicis 1863 und 1864 nach St. Petersburg, um die dortigen Bestände französischer Manuskripte durchzusehen<sup>33</sup>. Programmatisch lassen die Editionsunternehmen des 19. Jahrhunderts einige Gemeinsamkeiten erkennen: Der Anspruch

<sup>30</sup> Der zweite Herausgeber der Briefe von Henri IV schreibt in seinem Vorwort zum Supplément-Bd. 8, er habe aufgrund seiner Autorität die Entscheidung getroffen, ob ein Schreiben »insignifiante, et au point de vue historique, et au point de vue épistolaire« sei (S. XIII) und deshalb nicht in die Edition aufgenommen werden müsse. Über den Umfang seiner Auslassungen äußert sich der Herausgeber aber leider nicht. Dagegen findet sich im Appendix des ersten Bandes der LCM eine Auflistung von Briefen, »qui n'ont pas paru devoir être imprimées« (Liste S. 319–327) – teilweise waren diese schon in anderen Publikationen gedruckt, teilweise ist unklar, warum sie nicht aufgenommen wurden. Die Liste der Auslassungen führt jedoch keine Briefe an Personen auf, die in meiner Untersuchung fehlen würden.

<sup>31</sup> Es ist jedoch offensichtlich, dass j durch i und v durch u ersetzt, Akzente und Apostrophe ergänzt und Absätze und Satzzeichen eingefügt wurden. Teilweise wurden Schreibweisen vereinheitlicht.

<sup>32</sup> Dieses existiert noch heute als Comité des travaux historiques et scientifiques und ist seit 2007 an die École nationale des chartes angegliedert.

<sup>33</sup> Hector de La Ferrière verfasste während seiner Reisen drei Rapporte an den *ministre de l'Instruction publique*: Hector DE LA FERRIÈRE, Deux années de mission à Saint-Petersbourg. Manuscrits, lettres et documents historiques sortis de France en 1789, Paris 1867. Während der Französischen Revolution gelangten über 11 000 Manuskripte (aus dem 13. bis 18. Jahrhundert) aus Paris nach St. Petersburg durch Pierre P. Dubrovski, der bis 1792 Sekretär der russischen Botschaft in Paris war. 1805 wurden sie Bestandteil der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg, wo sie immer noch liegen. Vgl. Vladimir CHICHKINE, Les autographes français du temps des guerres de Religion (1559–1598) conservées à la Bibliothèque nationale de Russie à Saint-Petersbourg, 1.5.2014, <http://courde-france.fr/article3115.html> (23.4.2019). Auch im deutschen Sprachraum wurden im 19. Jahrhundert solche Editionsprojekte umgesetzt. Steinhausens »Geschichte des deutschen Briefes« ist das wohl prominenteste Beispiel. Besonders politische und dynastische Geschichte lag im Fokus der preußischen bzw. deutschen Briefeditionen. Vgl. Heinz-Dieter HEIMANN, Zur Einleitung. Mittelalterliches Briefwesen und moderne Schreibmedienkultur. Praxis und Tagungsthematik, in: DERS., HLAVÁČEK (Hg.), Kommunikationspraxis, S. 9–15, hier S. 11.

## 2. Briefeschreiben

eines nationalen Projekts, im Fall von Henri IV formuliert als »reueil tout français« für die »patrie«<sup>34</sup>, ist klar – und es ist mit Sicherheit kein Zufall, dass mit Henri IV und Catherine de Médicis zuerst zwei Personen im Mittelpunkt standen, die entweder als besonders »heldenhaft«<sup>35</sup> Vorbild galten oder besonders umstritten waren, wie das in den Vorworten gezeichnete Bild Catherine als geschickte Politikerin einerseits und skrupellose Machthaberin andererseits zeigt<sup>36</sup>. Es ist aber festzuhalten, dass die Editionen offensichtlich auf sorgfältigen Recherchen basierten und eine in der Regel verlässliche Dokumentenbasis darstellen. Neuere Editionen bringen zum Teil ähnliche methodische Probleme mit sich wie diejenigen des 19. Jahrhunderts<sup>37</sup>. So begann 1959 die Publikation einer registerartigen Sammlung der »Lettres de Henri III roi de France«<sup>38</sup>, die für die Jahre 1557 bis 1589 8405 Briefe verzeichnen<sup>39</sup>. Auffällig ist, dass sie die Adressierung der Briefe meist nicht reproduzieren – ein Aspekt, den die Editionen des 19. Jahrhunderts gewissenhaft mit aufgenommen haben.

34 LMIV, Bd. 1, »Rapport au roi«.

35 Ibid., S. XXX: »héros français par excellence«.

36 So Hector de La Ferrière im 4. Band (LCM) im Zusammenhang mit seiner Bewertung der Bartholomäusnacht: »[L]’Italienne repaît et se ressouvient des Borgia« (Préface, n. p. [S. 2]).

37 Die wissenschaftliche Edition der Briefe von Marguerite de Valois, in der Viennot 1998 knapp 470 Briefe aus dem Zeitraum von 1569 bis 1614 publizierte, bietet als einzige eine ausführliche methodische Einleitung. Die dort angegebenen Transkriptionsregeln habe ich zum Teil für meine Transkriptionen des Archivmaterials übernommen. Vgl. Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 59f. Allerdings wurden Groß- und Kleinschreibung nicht verändert und ich habe weder Satzzeichen, Akzente und Apostrophe gesetzt noch Absätze eingefügt. Abkürzungen wurden nicht aufgelöst. Die Änderungen betreffen so einerseits die Verwendung der Buchstaben u und v, die ich zwecks besserer Lesbarkeit unterscheidet; andererseits habe ich einzelne Wörter getrennt, die in den Originalen aneinandergereiht wurden, da der Lesefluss sonst erheblich gestört ist. U und v wurden auch in Zitaten aus alten Drucken angepasst.

38 Die Herausgeberschaft ging mit dem 5. Band (2000) an Boucher über, die sich in einem Interview zu ihrem Anliegen äußerte, Henri III zu rehabilitieren. Jacqueline BOUCHER, Caroline ZUM KOLK, *Entretien avec Jacqueline Boucher*, <http://cour-de-france.fr/article2580.html> (23.4.2019).

39 Die Edition besteht hauptsächlich aus Exzerpten der Briefe, enthält jedoch auch vollständige Abdrucke. Als Grund für den unvollständigen Abdruck wird einerseits die Menge der Briefe genannt, andererseits, dass die Sprache »abonde en formules et en redondances inutiles à nos yeux«, *Lettres de Henri III, roi de France*, 8 Bde., hg. von Pierre CHAMPION, Michel FRANÇOIS (Bd. 1–4), Jacqueline BOUCHER (Bd. 5–8), Paris 1959–2018 (LHIII), hier Bd. 1, S. XIV.

## 2.2 Schreibende, Sekretäre, Boten und der Hof. Die Sichtbarkeit der Briefe

Die Problematik von Privatheit und Öffentlichkeit und die damit verbundene Frage, ob es so etwas in der Vormoderne überhaupt gab, beschäftigt die historische Forschung seit langem<sup>40</sup>. Ich möchte durch den Fokus auf den Gebrauch im Folgenden zeigen, dass die hier untersuchten Briefe sich vor allem durch ihre Sichtbarkeit und die Einbeziehung zahlreicher Akteurinnen und Akteure auszeichneten. Man könnte die Schreiben so auch als öffentlich bezeichnen, wenn man frühneuzeitliche Öffentlichkeit als Sichtbarkeit und Zugänglichkeit definiert. Dies bezog sich jedoch immer nur auf bestimmte Räume und Gruppen<sup>41</sup>. Der Begriff *public* wurde in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts selten als Gegenstück zu *privé* verstanden, sondern eher zu *particulier*. Letzteres verwies auf nicht-herrschaftsbezogenes Handeln, das nur Einzelne oder Wenige betrifft, wie das Eigeninteresse, während *public* mit dem Staat bzw. treffender dem Gemeinwohl (*bien public*) assoziiert war, was die explizite politische Relevanz deutlich macht<sup>42</sup>. Sichtbarkeit lässt sich auf diese Konnotation von *public* beziehen, war aber in noch spezifischeren Personenkreisen verortet.

Ich werde mich der Frage der Sichtbarkeit und Zugänglichkeit über die einzelnen Akteure annähern, die in den Kommunikationsprozess eingebunden waren. Dies beginnt bei den Korrespondierenden selbst, involvierte jedoch zahlreiche Schreiber, Gesandte, Boten und Angehörige des Hofes. Die hier untersuchten Personen waren alle sichtlich geübt im Umgang mit Briefen, sie schrieben oftmals selbst und empfangen zum Teil täglich zahlreiche Briefe. Catherine de Médicis las und schrieb vermutlich den halben Tag lang Briefe; dies war ein zentraler Bestandteil ihrer Herrschaftspraxis. Der Hofdichter Bran-

<sup>40</sup> Unter unzähligen Publikationen siehe den Forschungsüberblick bei Carl A. HOFFMANN, »Öffentlichkeit« und »Kommunikation« in den Forschungen zur Vormoderne. Eine Skizze, in: DERS., Rolf KIESSLING (Hg.), Kommunikation und Region, Konstanz 2001, S. 69–110.

<sup>41</sup> HOFFMANN, »Öffentlichkeit«, S. 71.

<sup>42</sup> COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 383. Begriffe wie *bien public* waren in der französischen Monarchie seit dem Spätmittelalter eng mit der Einheit von König und Untertanen verbunden. Peter VON MOOS, Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus, in: Gert MELVILLE, Peter VON MOOS (Hg.), Das Öffentliche und Private in der Vormoderne, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 3–83. Vgl. die Verwendung bei BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 3, S. 51: »[T]oute puissance de commander à autrui, est publique ou particuliere: la puissance publique gist au souverain qui donne la loy, [...] le commandement particulier est aux chefs de mesnages«; bei HOTMAN, *Francogallia*, S. 251: »We call those matters public which are common both by ownership and use of the state«.

## 2. Briefeschreiben

tôme schilderte bewundernd: »Quand elle n'était point empeschée, elle-mesme lisoit toutes les lettres de conséquence qu'on luy escrivoit, et le plus souvent de sa main en fasoit les despesches [...]. Je la vis une fois, pour une après-disnée, ecrire de sa main vingt paires de lettres et longues«<sup>43</sup>. Die Korrespondenz betraf sowohl den europäischen Adel als auch Diplomaten und weitere Amtsträger sowie lokale Herrschaftsvertreter. Vor allem die Könige und die Königinmutter wurden zu einem Großteil durch Briefe darüber informiert, was im Königreich geschah. Für Catherine selbst hat Gellard auf Basis der überlieferten Briefe errechnet, dass sie zwischen 1559 und 1588 im Schnitt 199 Briefe pro Jahr, das heißt 17 pro Monat schrieb, wobei sich diese Gewohnheit von der Regierung des einen Sohnes zu der des nächsten kaum änderte<sup>44</sup>. Wenn man davon ausgeht, dass nur ein Bruchteil der Schreiben überliefert wurde, kann man diese Zahlen weit höher ansetzen.

Zu bestimmten Zeitpunkten ist feststellbar, dass sich die Menge an Schreiben signifikant erhöhte. So zum Beispiel während akuter kriegerischer Auseinandersetzungen, die eine stetige Information der Beteiligten erforderten<sup>45</sup>, oder auch in wichtigen Verhandlungen, bei denen nur ein Teil der Personen vor Ort involviert war. In bestimmten Situationen wurde täglich oder sogar mehrmals täglich geschrieben<sup>46</sup>. Dabei nutzte man oft jede Gelegenheit, einem Boten wieder ein weiteres Schreiben mitzugeben. Häufig mussten die Schreibenden auf sich schnell ändernde Situationen eingehen (»Madame, j'avois signé mon aultre lettre quand le Sr de Pontcarré est arrivé«<sup>47</sup>), Antworten abwarten (»ie tiendre la despesche toute preste pour la fayre partir lorsque iaures [j'aurai] eu vostre voullonte«<sup>48</sup>) oder sich gedulden, bis sie neue Informationen erhielten.

43 BRANTÔME, *Œuvres complètes*, Bd. 7, S. 374.

44 GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 58. Caroline ZUM KOLK, *Catherine de Médicis et l'espace. Résidences, voyages et séjours*, in: CALVI, CHABOT (Hg.), *Moving Elites*, S. 51–61, hier S. 54, schätzt, dass Catherine etwa zehn Briefe pro Tag versandte und mindestens genauso viele empfing.

45 Ein Beispiel ist die Korrespondenz von Catherine mit Charles IX und Henri d'Anjou im Jahr 1569. Dazu [Kap. 4.2.3](#).

46 Siehe z. B. die zwei Schreiben von Henri de Navarre an Henri III vom 12.3.1581 in: LMIV, Bd. 1, S. 362f.

47 Henri III an Catherine, [Jan. 1587], in: LCM, Bd. 9, S. 430–434.

48 François an Catherine, 4.11.1582, BNF Ms., 500 Colbert 337, fol. 93.

### 2.2.1 Sekretäre und Kanzleischreiber

Der Großteil der untersuchten Briefe besteht aus Autografen. Unter Verwandten war eigenhändiges Schreiben üblich. Etwa ein Viertel der Briefe wurde von Sekretären geschrieben. Wer die konkreten Schreiber waren, lässt sich nur in wenigen Fällen definitiv feststellen – und zwar dann, wenn der Brief neben der Unterschrift des Absenders oder der Absenderin eine *contresignature* aufweist, also von einem Sekretär gegengezeichnet wurde. In den hier analysierten Briefen war das äußerst selten der Fall. Bezeichnenderweise findet sich die *contresignature*, die generell vor allem Briefe des Königs aus der königlichen Kanzlei betraf, in Briefen von Catherine de Médicis erst nach Beginn ihrer Regentschaft 1560. Die Gegenzeichnung war also weniger Ausdruck mangelnder Aussagekraft der Unterschrift des Absenders als Bestätigung derselben – indem ein Sekretär der Kanzlei gegengezeichnete, wurde die Autorität des bzw. der Schreibenden anerkannt<sup>49</sup>.

Es waren hauptsächlich die *secrétaires d'État*, die Korrespondenzen gegengezeichneten. Die Staatssekretäre waren jedoch nur eine Art von Sekretären, wenn auch solche mit einer zentralen Funktion in der Regierung und am Hof. Seit der Regierungszeit von François I<sup>er</sup> entwickelten sich diese Amtsträger von einfachen Schreibern zu wichtigen Akteuren der Herrschaft und Ratgebern der königlichen Familie; den offiziellen Titel *secrétaire d'État* gab es jedoch erst ab 1558<sup>50</sup>. Sie waren zum Teil über lange Jahre eng in die Regierung involviert – Claude II de L'Aubespine zum Beispiel war von 1547 bis zu seinem Tod 1567 eine zentrale Figur und unterzeichnete unter anderem als Staatssekretär den Vertrag von Cateau-Cambrésis. Im untersuchten Zeitraum von 1560 bis 1589 waren drei der neun Staatssekretäre zuvor als persönliche Sekretäre der Königinmutter beschäftigt gewesen<sup>51</sup>, deren zentrale Position sich auch dadurch zeigt.

Die Staatssekretäre wurden von mehreren Gehilfen unterstützt und es gab zahlreiche weitere Sekretäre, die die tägliche Korrespondenz übernahmen<sup>52</sup>. Über die Arbeitspraxis der verschiedenen Sekretäre und Kanzleischreiber ist

49 MOUSNIER, Les institutions, Bd. 2, S. 235, schreibt der *contresignature* eine »attestation de l'authenticité de la signature royale« zu.

50 Ibid., S. 105. Für die Entwicklungen in England zur gleichen Zeit ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 23.

51 GELLARD, Une reine épistolaire, S. 103. Die betreffenden Sekretäre sind Pierre Brulart, Claude Pinart und Simon Fizes.

52 Den Titel *secrétaire* hatten die Schreiber wohl ab 1360, zuvor hießen sie *notaires* oder *clercs notaires*. Ende des 15. Jahrhunderts gab es in der *grande chancellerie* 120 dieser Ämter, im 17. Jahrhundert waren es über 300. BARBICHE, Les institutions, S. 163.

## 2. Briefeschreiben

jedoch noch wenig bekannt. Grundsätzlich hielten sie sich immer in der Nähe des Königs bzw. der Königinmutter auf. Bezeichnenderweise begann Catherine ihre Regentschaft im Dezember 1560, indem der minderjährige König verlauten ließ, dass die Sekretäre sich immer an die Anweisungen seiner Mutter zu halten hätten, also »se tinsent prés de ladite Dame, et la suivissent, et non autre, pour recevoir d'elle ses commandemens, et ne faire aucuns expéditions des affaires de cedit Royaume, que celles qui leur seroient par elles commandés«<sup>53</sup>. Die Regentin herrschte also mit Sekretären. Und natürlich verfügten nicht nur die Mitglieder der königlichen Familie über persönliche Sekretäre, sondern auch die ranghöheren Angehörigen des Hofes. Die königlichen Sekretäre hatten die Aufgabe, eingehende Briefe an den König zu öffnen, sie ihm zu zeigen oder vorzulesen und dann nach seinen Vorgaben einen Antwortbrief aufzusetzen, den er unterzeichnete<sup>54</sup>. Zum Teil sandten sie aber auch in ihrem eigenen Namen Briefe, die zusammen mit anderen vom Hof ausgehenden Schreiben im Paket verschickt wurden. Sekretäre waren ein wichtiger Teil der politischen Kommunikation. Generell wurden in der königlichen Kanzlei vielerlei verschiedene Briefe (*lettres*) ausgefertigt, wovon die »persönlichen« Schreiben des Königs (*lettres missives*) neben anderen wie den *lettres de justice* oder *lettres de grâce* nur eine Form darstellten<sup>55</sup>. Die Kanzlei hatte dabei wie der Hof keinen festen Ort, sondern befand sich dort, wo der König sich gerade aufhielt. Alle hier betrachteten Personen hatten sicherlich immer mindestens einen Sekretär an ihrer Seite sowie mehrere in den Briefen namenlose Schreiber<sup>56</sup>.

53 Pierre DUPUY, *Traite de la maiorite de nos rois, et des regences du royaume, avec les preuves tirees, tant du Tresor des Chartes du Roy, que des Registres du Parlement, et autres lieux. Ensemble un traite des preeminences du Parlement de Paris*. Par Monsieur Dupuy, Conseiller du Roy en ses Conseils, et Garde de sa Bibliotheque, Paris 1655, S. 349. Es handelt sich um eine im 17. Jahrhundert angelegte Sammlung von königlichen Urkunden und Auszügen aus den Parlamentsregistern. Dazu LIGHTMAN, *Political Power*.

54 GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 94. Heiko DROSTE, *Briefe als Medium symbolischer Kommunikation*, in: Marian FÜSSEL, Thomas WELLER (Hg.), *Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft*, Münster 2005, S. 239–256, hier S. 246, beschreibt den Einfluss der Sekretäre in Schweden im 17. Jahrhundert durch ihre Entscheidungsmacht, welche Briefe überhaupt vom Herrscher gelesen werden sollten. Die Sekretäre erhielten deshalb meist noch ein zweites, direkt an sie adressiertes Empfehlungsschreiben. Vergleichbares ist für die französische Monarchie nicht nachweisbar.

55 MOUSNIER, *Les institutions*, Bd. 2, S. 234f. Zu den einzelnen Gattungen siehe [Kap. 2.3.1](#).

56 Mario MÜLLER, *Herrschermedium und Freundschaftsbeweis. Der hohenzollerische Briefwechsel im 15. Jahrhundert*, in: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 9/1 (2004), S. 44–54, hier S. 45, beschreibt dies bei den Hohenzollern schon für das 15. Jahrhundert.

Eine spezielle Art von Sekretär war der *secrétaire de la main*, dessen Aufgabe es war, die Handschrift des Absenders perfekt zu imitieren sowie seine Unterschrift täuschend ähnlich auszuführen<sup>57</sup>. Aus diesem Grund ist nicht immer gesichert, dass die vermeintlichen Autografen tatsächlich welche sind<sup>58</sup>. Zudem gab es immer wieder Versuche, Briefe zu fälschen – zumindest war dies ein Szenario, das im 16. Jahrhundert denkbar schien. So schrieb Marguerite (bezugnehmend auf ihre *secrétaires de la main*) 1593 an Henri de Navarre: »Monsieur, si je nestois certene que vous saves que la plupart de ceux qui ont esté anploiés [employés] pres de moi an mes affaires contrefont mon escriture tellemant que ni saroit trouver diférance, je resterois an extremesme paine des lettres que Herart ma dit que lon ma suposées«<sup>59</sup>. Die Möglichkeit der Imitation der Schrift war also nicht nur eine übliche akzeptierte Praktik, sondern hier zugleich ein Argument, um die eigene Autorschaft zu bestreiten, wenn Briefe gefährlich wurden.

Wenn man die Schreiben der Sekretäre mit den eigenhändigen Briefen vergleicht, finden sich einige formale Unterschiede. So sind die Briefe der Kanzleischreiber in den meisten Fällen datiert und haben eine Ortsangabe, während diese Informationen in den Autografen oft fehlen. Die Rechtschreibung war stärker genormt und das Schriftbild entsprach der Kanzleischrift – Sekretäre hatten bestimmte Schreibpraktiken in ihrer Ausbildung gelernt. Allerdings unterscheiden sich die Briefe der Sekretäre auch untereinander: Einige ähneln in der Ausdrucksweise den Autografen der königlichen Verwandten und andere griffen sehr viel stärker auf Formeln der Kanzlei zurück, so zum Beispiel in Schreiben an Philipp II. Wieviel eigenen Spielraum die Schreiber in der Ausgestaltung der Briefe hatten, ist unklar. Anzunehmen ist sowohl das wörtliche Diktat durch Absender oder Absenderin als auch die Vorgabe einiger Inhalte und Ausdrücke, die der Sekretär dann nach eigenem Ermessen schriftlich ausführte – hier spielte auch das Vertrauen, das der betreffende Sekretär genoss,

57 MOUSNIER, *Les institutions*, Bd. 2, S. 235. Zur Gefahr der Fälschung von Briefen durch die *secrétaires de la main* HEINZ NOFLATSCHER, Zur Eigenhändigkeit der Herrscher in der politischen Kommunikation des Ancien Régime (16. bis 18. Jahrhundert), in: Christina ANTENHOFER, Mario MÜLLER (Hg.), *Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert/Le lettere nella comunicazione politica dall'Antico Oriente fino al xx secolo*, Göttingen 2008, S. 141–167, hier S. 164f.

58 Höchstwahrscheinlich keine Autografen sind zum Beispiel die Briefe von François an Catherine vom 15.10.1575, BNF Ms., Fr. 6623, fol. 120r, und vom 9.11.1575, *ibid.*, fol. 106r. Das Schriftbild ist dem von François zwar sehr ähnlich, vor allem die abweichende Schreibweise, z. B. die Verwendung des Buchstabens J, ist allerdings auffällig.

59 Marguerite an Henri de Navarre, 9.4.1593, in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 343. Zu Annahmen über Fälschungen der Briefe von Maria Stuart siehe KÖRBER, *Der soziale Ort*, S. 255.

## 2. Briefeschreiben

eine Rolle. Der Absender hatte zudem immer die Möglichkeit der Kontrolle, wenn er seine Grußformel und die Unterschrift unter die Kanzleischreiben setzte<sup>60</sup>.

In den Briefen selbst werden Sekretäre bzw. Schreiber nur sehr selten thematisiert. Sie bleiben meist unsichtbar<sup>61</sup>. Eine Ausnahme bildet ein Schreiben von Henri de Navarre, in dem dieser sich über den mangelhaften Stil beklagte, in dem die Sekretäre von Henri d'Anjou die Briefe an ihn ausführten, obwohl er doch wisse, dass der Bruder des Königs genug Sekretäre habe »qui savent et bien dire et bien écrire«. Hier erscheinen die Sekretäre als Akteure mit Einflussmöglichkeiten und es wird zudem klar, dass bestimmte Praktiken erwartet wurden bzw. andere Ausführungen als Bruch der Form und Ehrverletzung gewertet wurden. »[P]our estre le langaige fort obscur et confus«, schrieb Henri de Navarre, müsse er davon ausgehen, »qu'il n'ayt eu autre fin et intention que de me taxer et blasmer«<sup>62</sup>. Und Sekretäre konnten nicht nur mangelnden Respekt zeigen, sondern zudem noch die eigentliche Intention des Königs untergraben:

[C]e que, Monseigneur, j'ay remarqué avoir esté artificiellement fait par le secretaire qui en a fait la despesche; lequel, voullant, d'une part, empescher l'execution de vostre intention sur le licentiaement des dictes compagnies, comme veritablement il fesoit, y usant de l'ordre et forme qu'il a fait, ainsi que vous feront entendre nos depputés vers Vostre Majesté, auxquels avons envoyé le double de la dicte despesche, il s'est encores estudié<sup>63</sup>.

Die formale Ausführung des Briefes durch den Sekretär scheint hier – wenn gleich man sie auch als argumentative Strategie im Konflikt mit dem König

<sup>60</sup> Die Anweisungen erfolgten wohl meist mündlich, zumindest sind von Catherine keine schriftlichen Konzepte überliefert. Zur oft sehr eigenständigen Arbeit der Büros der Sekretäre, u. a. am Beispiel von Villeroy, siehe FERRER-BARTOMEU, Le »tremblé« des correspondances. Die Abzeichnung (und Kontrolle) durch die Unterschrift war im französischen Hochadel schon lange etabliert; in deutschen Fürstenhäusern wurde dies offenbar erst später üblich. MÜLLER, Herrschermedium, S. 46, bringt das Beispiel von Herzog Ludwig dem Bärtigen von Bayern-Ingolstadt, der diese Praktik während eines Aufenthalts am französischen Hof um 1400 erlernt hatte. Zur Arbeit der Sekretäre im Umfeld von Elisabeth I. ALLINSON, A Monarchy of Letters. RUPPEL, Verbündete Rivalen, S. 40f., beschreibt für das 17. Jahrhundert die Anfertigung von eigenhändigen Konzepten im Hochadel, die von Sekretären in Reinschrift übertragen wurden.

<sup>61</sup> Dennoch wurden die Handschriften der Sekretäre offensichtlich registriert, wie ein Brief von Henri de Navarre an Charles IX vom 1.8.1571, in: LMIV, Suppl. Bd. 8, S. 66, zeigt: »[J]'ay aussy veu la lettre sousignée de Vostre Majesté et escripte de la main du secretaire qui a fait la dicte presente despesche«.

<sup>62</sup> Henri de Navarre an Henri d'Anjou, 12.7.1569, *ibid.*, S. 14.

<sup>63</sup> Henri de Navarre an Charles IX, 1.8.1571, *ibid.*, S. 65.

betrachten muss, die den Fokus vom König weg zu einem Sekretär verlagert – als Angriffs­punkt für Henri de Navarre.

Wenn man sich die Frage nach weiteren in die Kommunikation involvierten Personen neben Absenderin und Empfänger stellt, dann muss man also bei den Sekretären beginnen. Auch wenn die Rolle der Schreiber im Einzelfall schwer zu bestimmen ist, sind sie doch als Akteure mitzudenken, wie besonders im Konfliktfall offensichtlich wird. Dass dies den Absenderinnen und Absendern bewusst war, zeigt die ausführliche Anweisung zum Regieren von Catherine an ihren Sohn Charles IX. Diese geht unter anderem auf den Umgang mit Sekretären ein, die wichtige Informationen für den König niemals zuerst in die Finger bekommen dürften<sup>64</sup>. Das offensichtliche Misstrauen gegenüber Sekretären hatte bereits im Dezember 1560 zur Folge gehabt, dass diesen nicht nur befohlen wurde, sich in der Nähe der Regentin aufzuhalten, sondern auch, nicht mehr eigenmächtig die Post zu öffnen: »Veut aussi ledit Seigneur [Charles IX], que le Controlleur des Postes mette doresnauant tous les paquets qu'il receura entre les mains des Secretaires d'Estat, chacun en sa charge; lesquels sans aucunement les ouvrir, les presenteront tout fermez incontinent à ladite Dame Reine mere«<sup>65</sup>. Die Königinmutter hatte sich die Kontrolle über die Briefe gesichert.

### 2.2.2 Boten und Gesandte als Akteure

Anders als die Sekretäre und Kanzleischreiber, die meist hinter ihrer Schrift verschwinden, sind die Boten in den Briefen omnipräsent. Es gibt kaum einen Brief, der nicht in irgendeiner Weise auf seinen Überbringer Bezug nimmt. Dies reicht von dem einfachen Hinweis auf einen namenlosen *porteur* über die Nennung eines Namens ohne weitere Informationen bis hin zur Beschreibung seiner Aufgabe, einer Beglaubigung des Überbringers oder einer Empfehlung für ihn. Es lässt sich eine Vielzahl von mit Boten verbundenen Praktiken identifizieren, die untrennbar mit der Kommunikation der Verwandten verbunden waren und zugleich darauf hinweisen, dass die Boten als Akteure zentrale Positionen einnahmen.

Die französische Monarchie verfügte über eines der ersten Postsysteme in Europa, dessen Ausgestaltung Louis XI in einem Edikt festhalten ließ. In wich-

64 »Premièrement ceulx à qui il [Louis XII] en avoit donné la charge ne l'en advertissent par lettre expresse, qui ne tombasse ès mains des secrétaires, ny autres que de luy-mesme«, Catherine an Charles IX, [8.9.1563], in: LCM, Bd. 2, S. 94. Vgl. Kap. 4.2.1.

65 DUPUY, *Traite de la maiorite*, S. 354. Vgl. auch ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 98.

## 2. Briefeschreiben

tigen Städten und an den zentralen Verkehrswegen (z. B. nach Madrid) wurden spätestens im 15. Jahrhundert Relaisstationen eingerichtet. Diese standen den königlichen Boten, den Diplomaten sowie Gesandten anderer Herrscher zur Verfügung. Dabei wurden unterwegs jedoch nur die Pferde gewechselt, nicht die Boten<sup>66</sup>. Oftmals dauerte es Wochen, bis Briefe eintrafen. Wenngleich es kaum sichere Angaben zur Dauer der Briefbeförderung gibt, wurde die Strecke von etwa 1300 Kilometern zwischen Paris und Madrid ohne Botenwechsel vermutlich nur in zwei oder gar drei Wochen bewältigt<sup>67</sup>. Während der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brach das königliche Postsystem zudem offenbar immer wieder

<sup>66</sup> Kontrolliert wurde das System durch die *maitres de poste*; die wichtigste Position war dabei die des Postmeisters von Paris, der die Aufsicht über etwa 100 Pferde und den gesamten Briefverkehr vom und zum Hof hatte. E. John B. ALLEN, *Post and Courier Service in the Diplomacy of Early Modern Europe*, Den Haag 1972, S. 3–8, mit einer Liste der Anzahl der Relaisstationen auf den einzelnen Routen (S. 5). Das französische Post- bzw. Botenwesen ist nach wie vor ein Desiderat der Forschung; neuere Untersuchungen fehlen. Grundlegend für den untersuchten Zeitraum ist immer noch Eugène VAILLÉ, *Histoire générale des postes françaises*, Bd. 2: *De Louis XI à la création de la surintendance générale des postes (1477–1630)*, Paris 1949. Vgl. auch Jean-Michel RIBERA, *Diplomatie et espionnage. Les ambassadeurs du roi de France auprès de Philippe II du traité du Cateau-Cambrésis (1559) à la mort de Henri III (1589)*, Paris 2007, S. 265–279. In Europa bauten die Städte die ersten institutionalisierten Botenwesen auf, dazu aus wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive Klaus GERTEIS, *Reisen, Boten, Posten, Korrespondenz in Mittelalter und Früher Neuzeit*, in: Hans POHL (Hg.), *Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft*, Stuttgart 1989, S. 19–36, hier S. 21f. Zum fürstlichen Nachrichtensystem im 16. Jahrhundert KÖRBER, *Der soziale Ort*, S. 245–249. Vgl. Wolfgang BEHRINGER, *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2003, v. a. S. 65–98.

<sup>67</sup> KÖRBER, *Der soziale Ort*, S. 246, gibt eine Tagesleistung der Boten von 40 bis 60 km an. GERTEIS, *Reisen*, S. 28, hingegen nennt für die Strecke von Nürnberg nach Antwerpen (gut 600 km) sieben Tage, was einer Tagesleistung von etwa 85 km entsprechen würde. Dies scheint sehr hoch angesetzt und nur möglich, wenn sowohl Boten als auch Pferde ständig gewechselt wurden, was für die Korrespondenzen der französischen Königsfamilie nicht galt. Für eine schnelle Beförderung spricht jedoch eine Äußerung des ständigen Gesandten am spanischen Hof, Fourquevaux, er habe Catherines am 17. März in Moulins (in der Mitte des Königreichs, im heutigen Département Allier) losgeschickten Brief am 28. März in Madrid erhalten. Fourquevaux an Catherine, 9.4.1566, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux, ambassadeur du roi Charles IX en Espagne, 1565–1572*, 3 Bde., hg. von Célestin DOUAIS, évêque de Beauvais, Paris 1896–1904, hier Bd. 1, S. 69. Wenn die Route zu Land nach Madrid über Bayonne zu gefährlich schien, griff man auch auf Schiffe zurück: RIBERA, *Diplomatie*, S. 265–279.

zusammen<sup>68</sup>. Anstelle des Postsystems wurde häufig auf persönliche Boten zurückgegriffen, die die Briefe der Königsfamilie, aber auch der Gesandten und der Angehörigen des Hochadels transportierten<sup>69</sup>. Die anonymen Bezeichnungen für Boten in Briefen variieren zwischen den Funktionsbegriffen *courrier* und *porteur*; selten finden sich auch Angaben wie »ung de mes gens« oder »ung lacquais«<sup>70</sup>. Häufiger nannten die Schreibenden jedoch den Namen des Boten wie zum Beispiel »Beaufort présent porteur«<sup>71</sup>. In den meisten Fällen standen die Boten also in irgendeiner Beziehung zum Absender. Die Namensnennung hing vielfach damit zusammen, die verlässliche Übermittlung der Nachrichten zu gewährleisten, die durch die Übergabe des Briefes durch den im Brief genannten Boten gesichert wurde<sup>72</sup>. Diese sichere Übermittlung wurde dann wiederum rückbestätigt: »J'ay receu vostre lettre que m'a apporté Laverne«<sup>73</sup>. Die Schreiben geben keine Hinweise darauf, dass die Boten unterwegs wechselten. Auch dies deutet darauf hin, dass die Kontrolle der Kommunikation durch den Einsatz nur eines, namentlich genannten Boten gesichert werden sollte. Boten wurden außerdem oft eingesetzt, um sich vor Ort zu erkundigen, einen Brief zu übergeben und mündliche Inhalte zu kommunizieren und dann der Absenderin oder dem Absender bei ihrer Rückkehr Bericht zu erstatten. Dies war die verlässlichste Form der Korrespondenz und es ist auffällig, dass sich Hinweise darauf in den Briefen selbst vor allem im Zusammenhang mit Situationen finden, die potentiell brisant sein oder für Konflikte und Misstrauen sorgen konnten. Zum Teil wurden auch mehrere Boten zugleich

68 So ALLEN, Post, S. 5, der diese These jedoch nicht hinreichend belegt. Bereits 1560 erließ François II eine *ordonnance*, die vor allem für Kosteneinsparungen sorgen sollte, indem einige *maîtres de poste* fortan nicht mehr durch den König bezahlt wurden: *Ordonnance du Roi touchant les postes*, 29.5.1560, in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 416–418.

69 1576 führte Henri III zusätzlich die sogenannten *messageries royales* ein, spezielle Boten des Königs, die ihm für den Briefverkehr zur Verfügung standen, aber auch für andere Dienste wie die Begleitung des Warenverkehrs oder von Gefangenen. ALLEN, Post, S. 7.

70 Catherine an François, 24.3.1579; Catherine an Henri III, 4.10.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 341, 54.

71 Catherine an Charles IX, 15.6.1569, *ibid.*, Bd. 3, S. 251. Bezahlt werden mussten die Boten trotz der persönlichen Bindung, und zwar vom Absender. Hinweise darauf finden sich in Briefen von François aus dem Jahr 1575, der seinen Bruder Henri III als Empfänger bittet, ausnahmsweise den Boten zu bezahlen: »Je vous supplie treshumblement monseigneur fere payer a ce porteur son veoyage affin de fere diligence dautant que Je nay point dargent«, François an Henri III, 25.11.1575, BNF Ms., 500 Colbert 7, fol. 683.

72 MÜLLER, Herrschermedium, S. 47.

73 Catherine an Marguerite, 28.8.1579, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 447.

## 2. Briefeschreiben

geschickt, deren Nachrichten und Aufgaben sich ergänzten oder überschritten<sup>74</sup>.

Der Bote als Akteur, wenn auch in ausführender Mission des Absenders, ist hier bereits erkennbar. Die Handlungsspielräume der Boten hingen dabei eng mit ihrem eigenen Status zusammen. Die französische Königsfamilie verfügte einerseits über immer wieder eingesetzte Boten, die hauptsächlich für die Briefbeförderung zuständig waren; andererseits wurden Briefe offensichtlich häufig Personen mitgegeben, die zwischen verschiedenen Orten hin- und herreisten oder aus anderem Grund gerade zum Adressaten geschickt wurden. Diese Boten bildeten keine feste soziale Gruppe, sondern waren Personen mit sehr unterschiedlichen Funktionen. So begegnet uns als Bote der Schatzmeister, der *porte-manteau* oder der »mari de vostre nourise«<sup>75</sup>.

Auffällig ist, dass die Nennung eines Boten – ob mit oder ohne Angabe von Name und Funktion – fast immer mit einer kurzen Beschreibung seiner Aufgabe verbunden war. Dies reicht vom wenig präzisen »yl vous diré le surplus« zu konkreten Angaben wie »pour l'esclaircir et asseurer qu'il n'y a esté rien traicté en icelle que pour le bien de son service«<sup>76</sup>. Dies kann aus der Perspektive des Absenders als Kontrolle der Kommunikation interpretiert werden, da durch die Nennung einer Aufgabe im Brief der Handlungsspielraum des Boten beschränkt werden konnte; zugleich zeigt es jedoch den Boten als Akteur, der weit mehr war als ein einfacher Briefträger. Dies reichte so weit, dass einige Schreiben nur der Beglaubigung und/oder Empfehlung seines Überbringers dienten und selbst nahezu inhaltslos waren. Ein Großteil der Kommunikation blieb so dem Boten überlassen. Die übliche Formel dabei war, man möge dem Boten »croire comme moy-mesme«, was diesem einen sehr weitreichenden Handlungsspielraum zugestand. Diese zentrale Position des Boten in der Kommunikation war mit spezifischen Herrschaftspraktiken verbunden: Boten konnten zum Stellvertreter des Absenders oder der Absenderin werden und sie fungierten als Zeugen für seine Handlungen, seine Intention und seine

74 »Encore que je vous aye ayscrip [écrit] par Monsieu le conte d'Eulx, si ne larè-ge pour sela vous fayre set mot [par] Montréal, présant pourteur«, Catherine an Élisabeth, [April 1561], *ibid.*, Bd. 1, S. 592.

75 Catherine an François, 19.5.1576, *ibid.*, Bd. 5, S. 205; Catherine an Henri III, 20.10.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 80; Catherine an Élisabeth, [Mai 1561], *ibid.*, Bd. 1, S. 596. Extra beauftragte Boten waren in den Briefen niemals weiblich. RIBERA, *Diplomatie*, S. 265–279, nennt als Boten u. a. reisende Kaufleute.

76 Catherine an Henri III, 20.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 157; Henri de Navarre an Catherine, 30.7.1579, in: LMIV, Bd. 1, S. 241.

Glaubwürdigkeit<sup>77</sup>. Die Stellvertreterfunktion des Boten ist von der Forschung für das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit häufig beschrieben worden und wird als physische Repräsentanz des Senders durch den Überbringer einer Nachricht über die Distanz gedeutet<sup>78</sup>. Boten mussten jedoch immer auch schriftlich beglaubigt werden und durften als Stellvertreter stets nur in einer bestimmten Angelegenheit fungieren – beispielsweise beim Aushandeln einer Waffenruhe. Eine einfache physische Repräsentanz durch den Boten gab es nicht. Allerdings konnten Boten die räumliche Distanz zwischen Mutter und Kind teilweise überbrücken: So schrieb der kleine François (der damals noch Hercules hieß) an seine Mutter, er sei ihm die größte Freude in der Entfernung, einen ihrer guten Diener zu sehen<sup>79</sup>.

Während die Stellvertreterfunktion des Boten mit Vorsicht zu bewerten ist, wird eine andere Praktik sehr viel deutlicher in den Briefen der königlichen Verwandten: die des Boten als Zeugen<sup>80</sup>. Der Bote habe alles gehört, was sie mit dem königlichen Rat besprochen habe, und werde es ihm erzählen, schrieb Catherine beispielsweise an ihren Sohn. Sogar Emotionen ließen sich durch einen Boten belegen<sup>81</sup>. Die Schreibenden verwiesen auf den Boten als Zeugen, wenn die Distanz zum Empfänger zum Problem wurde und die Glaubwürdigkeit des schriftlichen Berichts nicht ausreichte. Dies ist vor allem in konfliktanfälligen Beziehungen und Situationen zu beobachten. Hier musste der Bote vielfach Handlungen und Dokumente bezeugen (*tesmoigner*) bzw. darüber

<sup>77</sup> Horst WENZEL, Einleitung, in: DERS. (Hg.), Gespräche – Boten – Briefe, S. 9–21, hier S. 16, beschreibt drei Ebenen des Boten: »persönlicher Stellvertreter eines Auftraggebers (Gespräch), Überbringer und Deuter einer Nachricht (Gespräch und Brief), bloßer Transporteur/Träger einer ihm vollkommen äußerlichen Nachricht (Schrift/Brief)«. Alle drei Funktionen finden sich auch bei den Boten der französischen Königsfamilie, ihre Aufgaben gehen jedoch darüber hinaus.

<sup>78</sup> DERS., Boten und Briefe. Zum Verhältnis körperlicher und nichtkörperlicher Nachrichtenträger, *ibid.*, S. 86–105, hier S. 91, 97. Vgl. z. B. Charles IX an Philipp II., [19.1.1564], in: *Negociaciones con Francia*, hg. von Archivo documental español, publicado por la Real Academia de la Historia, 16 Bde., Madrid 1950–1960, hier Bd. 6, S. 61, er habe »voulu envoier le Sr. de Lansac chevalier de mon ordre, demeurand si pres de ma personne que ie l'estime comme si moy en personne parlois a vous«.

<sup>79</sup> Hercules an Catherine, [vor 1566], BNF Ms., NAF 9575, fol. 280.

<sup>80</sup> Zur Zeugenschaft als Modell der Übertragung Sybille KRÄMER, *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt a. M. 2008, S. 223–260.

<sup>81</sup> Z. B. Catherine an Charles IX, 11.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 244. Zur Emotion Maria an Catherine, 26.7.1570, in: *Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, reine d'Écosse. Publiés sur les originaux et les manuscrits du State Paper Office de Londres et des principales archives et bibliothèques de l'Europe et accompagnés d'un résumé chronologique*, 7 Bde., hg. von Alexandre LABANOFF DE ROSTOFF, London 1844 (LIMM), hier Bd. 3, S. 81: »De quelle affection, j'ay priay le sieur de Poigni vous tesmoigner«.

## 2. Briefeschreiben

Zeugnis ablegen (*rendre tesmoignage*). Brief und Bote waren dabei eng verbunden.

Stellvertretung und Zeugenschaft durch Boten waren ein wichtiger Bestandteil in der Herrschaftspraxis, wenngleich sie nicht ohne Briefe funktionierten. Die zentrale Position der Boten machte es dabei umso notwendiger, dass die anderen in die Kommunikation einbezogenen Akteurinnen und Akteure – besonders die Schreibenden – sich auf sie verlassen konnten. Die französische Königsfamilie verfügte anscheinend über eine Anzahl von Boten, denen sie Vertrauen schenkte bzw. die ihr eng verbunden waren. Anders als beispielsweise bei den Hohenzollern, die für geheime Botschaften eher auf Briefe als auf Boten zurückgriffen, betrauten Catherine und ihre Kinder oft Boten damit<sup>82</sup>. Trotzdem wurde das Vertrauen, das man in den Boten hatte, häufig noch schriftlich für den Empfänger explizit bestätigt, indem seine *fidélité* hervorgehoben wurde; so schrieb Maria Stuart aus der Gefangenschaft, man möge ihr doch bitte einen Boten schicken »en qui je me puisse fier«<sup>83</sup>. Die Überbringer seien *fidèle*, sie würden *fidèlement* berichten, wurde in den Briefen immer wieder betont. Voraussetzung für ein solches Vertrauensverhältnis war eine über längere Zeit aufgebaute persönliche Bindung, die die Schreibenden im Brief bestätigten.

Vertrauen konnte jedoch auch enttäuscht werden. Boten konnten sich als Spione herausstellen. Die Möglichkeit, dass Boten und damit auch die Briefe nicht ankamen, war immer gegeben; dies zeigen bereits die häufigen Empfangsbestätigungen<sup>84</sup>. Die Zuverlässigkeit des Boten war nicht mit letzter Sicherheit zu garantieren. Er konnte nicht nur abgefangen werden oder festgehalten<sup>85</sup>, sondern seinen Handlungsspielraum vor Ort auch nutzen, indem er vertrauliche Informationen preisgab, Nachrichten verfälschte oder für Missverständnisse sorgte. Aus der Distanz hatten Absender und Absenderinnen

<sup>82</sup> MÜLLER, Herrschermedium, S. 47.

<sup>83</sup> Maria an Élisabeth, 24.9.1568, in: LImm, Bd. 2, S. 187.

<sup>84</sup> Élisabeth versuchte ihre Mutter in einem Schreiben zu beruhigen, nachdem sie offenbar mehrere ihrer Briefe zuvor nicht beantwortet hatte, so dass Catherine nicht wissen konnte, ob diese sie überhaupt erreicht hatten: »Madame, il ne fault avoir peure de vos lettres: ceulx à qui les ballés sont trop diligens et gens de bien«. Élisabeth an Catherine, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 847.

<sup>85</sup> »Madame, j'ay reçu vostre confortable lettre, le porteur de laquelle est encore prisonnier«: Maria an Catherine, 31.3.1568, in: LImm, Bd. 2, S. 64. Zu Gefahren für Boten siehe Michael JUCKER, Vertrauen, Symbolik, Reziprozität. Das Korrespondenzwesen eidgenössischer Städte im Spätmittelalter als kommunikative Praxis, in: ZHF 34 (2007), S. 189–213, hier S. 199f.

wenig Kontrolle darüber; sie waren bis zu einem gewissen Grad abhängig vom Boten<sup>86</sup>.

Die Mischung aus notwendigem Kommunikationsmittel, eigenem Handlungsspielraum und Störungspotential, die die Position des Boten charakterisiert, wird schließlich besonders anschaulich in seiner Funktion als Gabe. Denn die Auswahl der Boten konnte immer auch eine Ehrerweisung – oder das Gegenteil – bedeuten. So wies Catherine beispielsweise Marguerite an: »Il fault que celluy que vous envoierez soit homme de qualité«<sup>87</sup>. Wie die Sprache konnte so der Bote selbst eine potentielle Ehrverletzung darstellen. Aber er konnte auch zusammen mit einem Brief zu einer Ehrerweisung par excellence werden, indem er zahlreiche Funktionen bündelte. Henri de Navarre schrieb 1583 an den König:

J'ay desesché le sr de Clervan vers Vostre Majesté, pour l'assurer de plus en plus de la sincerité et fidelité (que j'apporte) au bien de vos affaires et service et qu'il n'y a rien au monde que je tiene plus cher que l'heur et l'honneur de vostre bonne grace; ensemble pour vous presenter et mettre à vos pieds tout ce qui est en mon pouvoir, et ma propre personne, pour en user et disposer ainsy que plaira à Vostre Majesté<sup>88</sup>.

Hier findet sich der Bote (und der Brief) an einer Schlüsselposition für die Aufrechterhaltung und Stärkung einer sozialen Beziehung: als Zeuge von Absichten und Emotionen und als Stellvertreter des Absenders, der sich in Gestalt des Boten dem König vor die Füße wirft. Seine ganze *Gewalt*, seine eigene *Person* als Gabe stellte Henri de Navarre hier dem König, repräsentiert durch den Boten und den Brief, zur freien Verfügung.

Boten hatten also Einfluss auf die Inhalte und Übermittlung von Briefen und waren mit spezifischen Praktiken verbunden<sup>89</sup>. Die Forschung charakterisiert den Boten dabei meist als Inbegriff des Mittelsmannes, als »Medium der Übertragung«, als »Vermittler« oder als »go-between«<sup>90</sup>. Dabei wurde auch die Frage aufgeworfen, ob Boten überhaupt als Akteure und gar als politisch Han-

<sup>86</sup> WENZEL, Boten, S. 99; Regina SCHULTE, Xenia VON TIPPELSKIRCH, Caroline ARNI, Botengänge – zur Geschlechtergeschichte von informellem Wissenstausch (1500–1900), in: HA 20/2 (2012), S. 1–3, hier S. 2.

<sup>87</sup> Catherine an Marguerite, 28.8.1579, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 448.

<sup>88</sup> Henri de Navarre an Henri III, [Jan. 1583], in: LMIV, Bd. 1.

<sup>89</sup> TEUSCHER, Bernische Privatbriefe, S. 374; David BARTON, Nigel HALL, Introduction, in: DIES. (Hg.), Letter Writing as a Social Practice, Amsterdam, Philadelphia 1999, S. 1–14, hier S. 5.

<sup>90</sup> WENZEL, Boten, S. 88; SCHULTE, TIPPELSKIRCH, ARNI, Botengänge, S. 1.

## 2. Briefeschreiben

delnde zu werten sind<sup>91</sup>. Es bleibt schwierig, die Rolle des Boten im Einzelfall einzuschätzen. Die diversen Boten-Praktiken, die hier identifiziert werden konnten, sowie die Beobachtung, dass ein Bote immer zusammen mit einer spezifischen Handlung im Brief erwähnt wurde, lassen Boten in unserem Fall jedoch eindeutig als Akteure mit beträchtlichem Einfluss erkennen – mehr als die meist anonymen Schreiber. Umgekehrt heißt dies, dass genau überlegt wurde, welche Inhalte man in Briefen schriftlich festhielt.

Wenn bereits die Boten als Akteure sichtbar werden, gilt dies umso mehr für die Gesandten. Im 16. Jahrhundert lässt sich die Diplomatie noch nicht als Profession beschreiben; die Forschung spricht jedoch teilweise von der Entstehung eines diplomatischen Berufs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts<sup>92</sup>. Gesandte waren in erster Linie Diener des Königs, die zwischen verschiedenen Positionen am Hof, in den Provinzen und an fremden Höfen wechselten; insofern waren diplomatische Missionen einfach ein Teil ihrer Aufgaben, die noch nicht in Form eines dauerhaften Amtes institutionalisiert waren<sup>93</sup>. Die Gesandten durchliefen keine spezifische diplomatische Ausbildung und waren keine fest umrissene Gruppe. Allerdings bauten die meist aus dem niederen Adel stammenden Gesandten und Staatssekretäre im 16. Jahrhundert durch Heiraten enge Beziehungen untereinander auf, so dass man von der verwandtschaftlichen Formierung einer Gruppe sprechen kann<sup>94</sup>.

Eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Gesandten, Staatssekretären und Boten ist jedoch kaum möglich. Häufig waren die Männer – Frauen gab es in solchen Ämtern nicht<sup>95</sup> – zugleich Mitglieder im königlichen Rat bzw. amtierten als Staatssekretäre. Sie waren auf diese Weise immer wieder im Rat

<sup>91</sup> Sebastian KÜHN, Die Gräfin, die Gouvernante und der König. Perspektiven auf Dienstleute als Boten in einem aristokratischen Haushalt des 18. Jahrhunderts, in: HA 20/1 (2012), S. 58–75.

<sup>92</sup> So RIBERA, Diplomatie. Gegen diese These GELLARD, Une reine épistolaire, S. 214. Zum Agieren des französischen Diplomaten Fourquevaux am spanischen Hof Julia HEINEMANN, Von Impotenz, Schönheit und Komplexion. Körper in Eheanbahnungen in den Briefen des französischen Gesandten Raymond de Fourquevaux am spanischen Hof (1565–1572), in: Frühneuzeit-Info 57 (2018), S. 57–74.

<sup>93</sup> RIBERA, Diplomatie, S. 184.

<sup>94</sup> Ibid., S. 221. Siehe zur Verwandtschaftspraxis von Amtsträgern die Studie von Claire CHATELAIN, Chronique d'une ascension sociale. Exercice de la parenté chez de grands officiers (xvi<sup>e</sup>–xvii<sup>e</sup> siècle), Paris 2008; zu den Staatssekretären immer noch grundlegend Nicola M. SUTHERLAND, The French Secretaries of State in the Age of Catherine de Medici, Westport 1976.

<sup>95</sup> Für eine geschlechtergeschichtliche Betrachtung der frühneuzeitlichen Diplomatie siehe Corina BASTIAN u. a. (Hg.), Das Geschlecht der Diplomatie. Geschlechterrollen in den Außenbeziehungen vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Köln 2014.

präsent, übernahmen zeitweise ständige Vertretungen an fremden Höfen und wurden mit außerordentlichen Missionen beauftragt. Die Gesandten zeichneten sich so vor allem durch ihre langjährigen Vertrauensverhältnisse aus, in denen sie vor allem zum König und der Königinmutter standen; zudem waren sie in der Regel bereits vor ihrer Laufbahn als Gesandte im Hofstaat des Königs, der Königin oder der Königinmutter anzutreffen. So kann man sie zugleich als Berater und Kommunikationsexperten bezeichnen – sowohl was Briefe anging als auch für persönliche Verhandlungen mit zahlreichen Akteurinnen und Akteuren<sup>96</sup>.

Die ständigen Vertretungen, das heißt die Entsendung von Botschaftern für längere Perioden, oft für Jahre, an fremde Höfe, bildete dabei nur eine von vielen Positionen der königlichen Bediensteten. Seit dem 15. Jahrhundert in Europa aufgekommen und aufgrund hoher eigener Kosten nicht sehr begehrt, ging es darum, sowohl den französischen König über die Geschehnisse im fremden Land auf dem Laufenden zu halten wie auch seine Interessen dort mit Geschick zu vertreten<sup>97</sup>. Die Bedeutung, die einzelne Botschafter in diesen Positionen auch für die Pflege verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Königinmutter und Kindern erlangten, wird vor allem im Fall der Gesandten Limoges und Fourquevaux am spanischen Hof deutlich, die die Kommunikation zwischen Catherine de Médicis, Charles IX, Élisabeth und Philipp II. prägten und begleiteten<sup>98</sup>.

Anhand einzelner Personen lässt sich die Funktion der Gesandten am besten beschreiben, und hier geraten vor allem die prägenden Figuren in langjährigen Dienstverhältnissen beispielhaft in den Blick. So machte der Staatssekretär (ab 1567) und Gesandte Nicholas de Neufville, sieur de Villeroy, eine äußerst lange Karriere am Hof und diente unter Charles IX, Henri III und Henri IV. Er hatte bei seinem Schwiegervater, dem Staatssekretär Claude II de L'Aubespine, gelernt, der wiederum ein enger Vertrauter der Königinmutter war. Das lange Treueverhältnis und die Erfahrung sorgten immer wieder für die Übernahme wichtiger Missionen, gerade in verwandtschaftlichen Konflikten<sup>99</sup>. In späteren

<sup>96</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 215, spricht von »specialistes de la négociation en général«.

<sup>97</sup> ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 15f. Zum Finanzierungsproblem RIBERA, *Diplomatie*, S. 223–250. GELLARD, *Une reine épistolaire*, zählt für den Zeitraum 1559 bis 1589 neun ständig besetzte Vertretungen (u. a. Madrid und London) und 60 ordentliche Gesandte in dauerhaften Missionen (S. 186f., 237).

<sup>98</sup> Siehe Kap. 4.3.1.

<sup>99</sup> Bellièvre formulierte an Catherine gewandt: »Je sçay, Madame que mondict s<sup>r</sup> de Villeroy porte beaucoup avecq soy, pour la grande nourriture qu'il a prinse aux affaires, et que celles de ce pays luy sont congneues aultant que à nul aultre«, Bellièvre an Catherine, 20.12.1580, in: LCM, Bd. 7, S. 455.

## 2. Briefeschreiben

Jahren hielt Villeroy sich häufig bei Henri III auf, während er zugleich eine rege Korrespondenz mit Catherine de Médicis aufrechterhielt<sup>100</sup>. Der Marschall von Frankreich, Gouverneur der Basse-Normandie und Kommandant in Guyenne, Jacques Goyon de Matignon, ein normannischer Adelige, war wiederum seit 1559 immer wieder Mitglied im königlichen Rat und neben seinen Ämtern in den Provinzen als Gesandter in Verhandlungen während der Religionskriege unterwegs<sup>101</sup>. Beide, Villeroy und Matignon, spielten eine wichtige Rolle in den Verhandlungen der 1580er Jahre zwischen Henri III, Catherine de Médicis, Marguerite und Henri de Navarre<sup>102</sup>. Am präsentesten in den Korrespondenzen Catherines und ihrer Nachkommen war jedoch Pomponne de Bellièvre, der im Untersuchungszeitraum zugleich mit den meisten diplomatischen Missionen betraut war<sup>103</sup>. Bellièvre war seit 1570 im königlichen Rat vertreten, zeitweise als ständiger Gesandter bei den Schweizer Kantonen, und hatte Henri III bereits auf seiner Reise als neuer König nach Polen begleitet, wo er eine wichtige Kontaktperson für die Königinmutter war. In den 1570er Jahren wurde er zudem Präsident des Pariser Parlaments und von 1574 bis 1588 *surintendant des finances*; unter Henri IV wurde Bellièvre Kanzler. Als Berater der königlichen Familie und insbesondere Catherines wie auch als Unterhändler in zahlreichen Verhandlungen war er eine zentrale Figur der Königsherrschaft und prägte die Politik während der Religionskriege. Es ist anzunehmen, dass viele Schreiben der Königinmutter direkt oder indirekt durch Bellièvres Rat beeinflusst oder auch direkt von ihm verfasst wurden; sie schenkte ihm großes Vertrauen<sup>104</sup>.

<sup>100</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 72f.; Edmund H. DICKERMAN, *Bellièvre and Villeroy. Power in France under Henry III and Henry IV*, Providence 1971, S. 5.

<sup>101</sup> LE ROUX, *La faveur*, S. 60–62. Zu Matignons Korrespondenzen Richard COOPER, *Marguerite de Valois en Gascogne. Lettres inédites*, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), *Marguerite de France*, S. 107–132.

<sup>102</sup> Siehe Kap. 5.1.

<sup>103</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 211, zählt 16 Missionen zwischen 1559 und 1589.

<sup>104</sup> Vgl. zum Herrschaftsverständnis Bellièvres und seiner Ratgebertätigkeit z. B. Bellièvre an Catherine, 20.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 461: »Ce sont les fruitz des guerres civiles, que le plus juste prince est quelquefois contrainct d'accorder les choses injustes, comme nous veoyons que, par les édictz de paix, on ne permet pas que nous puissions demander par justice le bien qui nous a esté ousté et ravy injustement. Quant une chose est nécessaire, nous ne disputons plus si elle est juste; car la nécessité est une certaine force à laquelle il fault obéir, si tant est que nous nous veuillions sauver«. Über den Einfluss von Machiavellis »Principe« kann man spekulieren. Zu Bellièvre: Olivier PONCET, *Pomponne de Bellièvre (1529–1607). Un homme d'État au temps des guerres de Religion*, Paris 1998; DICKERMAN, *Bellièvre*; GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 214; JOUANNA, *La France*, S. 559.

Catherines Korrespondenzen zeugen von der engen Verbindung der Königin mit den Gesandten; sie schrieb bis an ihr Lebensende persönlich an die zahlreichen Gesandten und auch diese sandten ihr neben dem König stetig weiter Berichte. Viele Briefe an die Gesandten sind eigenhändig verfasst und diese Korrespondenzen waren in der Regel – anders als häufig angenommen – von ›privaterem‹ Charakter als die innerfamilialen Schreiben. Den Gesandten wurde offener berichtet, was aktuelle Probleme und Ziele waren, da sie gezwungen waren, vor Ort danach zu handeln. Catherine de Médicis äußerte sich in ihren Briefen selten so direkt wie Bellièvre (oder anderen Gesandten) gegenüber. Dies wirft nicht zuletzt ein anderes Licht auf die Schreiben zwischen Mutter und Kindern, die im Vergleich Konturen öffentlicherer und formalisierter Schriftstücke erhalten.

### 2.2.3 Kommunikation unter Vielen. Die Frage des Publikums

Sekretäre, Boten und Gesandte spielten also als Akteure eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Kommunikation der königlichen Verwandten. Sablonier hat darauf hingewiesen, dass die Frage, »wie sich Dokumente in soziale Handlungs- und Kommunikationsmuster einordnen und welche sozialen Gruppen an den auf Schriftstücke bezogenen Formen der Kommunikation teilnehmen«, eine unabdingbare ist, um den Zusammenhang zwischen Kommunikation und Herrschaftspraxis zu erfassen<sup>105</sup>. Mit Blick auf die Kommunikationspraktiken in der französischen Königsfamilie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lassen sich dabei zunächst zwei Muster erkennen: einerseits die parallele Kommunikation zwischen verschiedenen Personen – das heißt, dass zum Beispiel zwei Absender zugleich an eine Empfängerin schrieben oder auch ein Schreiber mehreren Personen Briefe mit ähnlichem Inhalt schickte. Und andererseits die Gewohnheit, Briefe weiterzureichen, zu kopieren und anderen Personen zu zeigen. Beide Praktiken bezogen – neben Absenderin, Empfänger, Boten und eventuell Schreiber – mindestens eine weitere Person mit ein.

Das eindrucklichste Beispiel paralleler Kommunikation bildet die Zusammenarbeit der Königinmutter mit dem König, und dies betraf sowohl Charles IX als auch Henri III. Gellard hat diese Praxis als Besonderheit der königlichen Herrschaft der Jahre 1560 bis 1588 beschrieben<sup>106</sup>. Begründet zu Beginn der Regentschaft von Catherine de Médicis, wurde sie weit darüber hinaus bis zu

<sup>105</sup> SABLONIER, Verschriftlichung, S. 97f. Sabloniers Überlegungen entwickelten sich am Gegenstand des urbarialen Schriftguts im Spätmittelalter, bezogen sich aber generell auf soziales Handeln mit Schrift.

<sup>106</sup> GELLARD, Une reine épistolaire, S. 108, zur »correspondance bicéphale«.

## 2. Briefeschreiben

ihrem Tod beibehalten. Als am 21. Dezember 1560 die Details der Regentschaft festgelegt wurden, enthielten die Bestimmungen neben dem bereits erwähnten Verbot an die Sekretäre, Briefe eigenmächtig zu öffnen, die Vorgabe, jedes Antwortschreiben des Königs müsse »accompagnée d'une lettre de ladite Dame sa mere« sein. Darüber hinaus erhielt Catherine das Siegel des minderjährigen Königs<sup>107</sup>.

Die ausgehenden Schreiben des Königs wurden in den folgenden Jahrzehnten tatsächlich in der Regel von einem Brief der Königinmutter begleitet. Nicht nur in der Überlieferung, sondern auch in den Briefen selbst finden sich Hinweise darauf. So schrieb Catherine 1580 an François und verwies für weitere Informationen auf den Brief des Königs<sup>108</sup>. Oft sprachen sich der König und die Königinmutter auch ab und versandten einander ergänzende Schreiben. So forderte Henri III seine Mutter, die sich getrennt von ihm in Verhandlungen mit Henri de Navarre befand, auf, an seiner Stelle ein Schreiben zu verfassen und den Hugenotten mitzuteilen, dass er ihrem Vorgehen niemals zustimmen würde<sup>109</sup>. Diese parallele, sich ergänzende Kommunikation mit Briefen war verbunden mit der Integration mehrerer Personen in die Herrschaftspraxis. Und das Vorgehen beschränkte sich nicht nur auf das Versenden von Briefen, sondern ebenso auf deren Empfang. Zahlreiche Absenderinnen und Absender schickten nicht nur einen Brief an den König, sondern zugleich an dessen Mutter. Wenn sich die beiden nicht am selben Ort befanden, ging das Paket in der Regel zuerst an den König, der dann wiederum alle darin enthaltenen Schreiben an seine Mutter weiterschickte<sup>110</sup>. Es ist davon auszugehen, dass in den meisten Fällen beide über die jeweiligen Inhalte der Briefe informiert waren bzw. selbst alle Briefe lasen. Dass die Schreibenden davon ausgehen konnten, nicht nur den König oder nur die Königinmutter zu erreichen, sondern meist beide, wird in einem Brief von Henri d'Anjou an Catherine deutlich, in dem er schrieb: »[P]ar la lettre que j'escriptz au Roy, monseigneur et frere, vous verrés tout ce que je vous pourroys mander outre le contenu cy dessus«<sup>111</sup>. Und dass Inhalte

<sup>107</sup> DUPUY, *Traite de la maiorite*, S. 354, 349.

<sup>108</sup> Catherine an François, 8.11.1580, in: LCM, Bd. 7, S. 292f. Die parallele Kommunikation betraf im Übrigen auch die Boten: »[L]e roy et la royne vous anvoiant le sieur de Lignerolles«, schrieb Henri d'Anjou im September 1568 an Philipp II., in: LHIII, Bd. 1, S. 72 – und schickte gleich selbst noch einen Brief mit.

<sup>109</sup> »[C]ependant respondre pour moy à mon frère le roy de Navarre et à tous ceulz de la religion prétendue réformée que tant s'en fault que je sois aulcunement consentant ny particippant de telle entreprise, que je ne seray content ny à mon aize que les auctheurs d'icelle n'en soient puniz«, Henri III an Catherine, 5.12.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 408.

<sup>110</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 108.

<sup>111</sup> Henri d'Anjou an Catherine, 16.1.1568, in: LHIII, Bd. 1, S. 22f.

sich nicht nur ergänzten, sondern auch in mehreren Schreiben an verschiedene Personen wiederholten, ist nicht als notwendiges Übel zu verstehen, sondern als spezifische Kommunikationsstrategie, die gerade dann eingesetzt wurde, wenn etwas besonders überzeugend wirken sollte oder besonders dringend benötigt wurde. Gerade bei Empfehlungsschreiben war die parallele Kommunikation eine übliche Strategie<sup>112</sup>.

Die Versuche Maria Stuarts, ihre Herrschaftsrechte in Frankreich nach der Rückkehr nach Schottland aus der Distanz durchzusetzen, basierten ebenfalls oft auf Praktiken paralleler Kommunikation mit Briefen und Boten. Am 15. August 1585 verfasste sie drei eigenhändige Schreiben an Henri III, Catherine und Königin Louise mit der Bitte, einem gewissen Mauvissière die Vogtei von Vitry nicht wegzunehmen, da sie ihre diesbezüglichen Rechte aufrechterhalten wolle. Während die Briefe an Henri und Catherine auf eher sachliche Art und Weise ihre Ansprüche deutlich machten, unterscheidet sich das Schreiben an ihre Schwägerin und Cousine zweiten Grades Louise im Tonfall. Hier appellierte Maria sehr viel stärker an die persönliche Verbundenheit (*»m'aymant, comme vous fayctes, vous luy [dem König] ferez paroistre ce que peut mon crédit en vostre endroit«*) und drückte ihr Missfallen darüber, dass ihre Rechte angefochten wurden, klar aus: *»[J]e me pleigne privément à vous que je suis très mal et indignement traitée«*<sup>113</sup>. Das Wort »privat« ist hier durchaus nicht im heutigen Sinne einer Exklusivität zu verstehen, sondern eher eines offeneren Tonfalls – Maria konnte sicherlich davon ausgehen, dass Louise ihrem Mann den Brief zeigte. Die überlappende Kommunikation mit verschiedenen Personen hatte oft genau dieses Erreichen mehrerer Adressatinnen und Adressaten zum Ziel und kombinierte je nach Person unterschiedliche Kommunikationsstile.

Es ist grundsätzlich davon auszugehen, dass der Großteil der Briefe nicht nur von den Empfängerinnen und Empfängern gelesen wurde, sondern mindestens einem weiteren Personenkreis am Hof zugänglich war bzw. vorgelesen wurde. Wenn man danach fragt, wie sich das Publikum konstituierte, vor dessen Augen die verwandtschaftlichen Beziehungen der Königsfamilie in Briefen verortet werden können, dann gerät immer auch der Hof in den Blick. Die

<sup>112</sup> Der König von Navarra schickte z. B. im Februar 1585 zwei Briefe an Henri III und Catherine, in denen er um die Bezahlung eines verdienten Kanzlers du Ferrier bat – und sicherheitshalber schrieb er zugleich noch an Bellièvre. Henri de Navarre an Henri III, Catherine und Bellièvre [Feb. 1585], in: LMIV, Bd. 2, S. 12f. Vgl. auch Charles IX an Henri d'Anjou, 16.9.1569, BNF Ms., NAF 1239, fol. 159v: *»[J]e loue bien fort la dépesche que vous avez faite à l'homme de mon cousin le M<sup>al</sup> Dampville, qui sera confirmée de la mienne de pareille substance«*.

<sup>113</sup> Maria an Henri III, Catherine und Louise, 15.8.1585, in: LIMM, Bd. 6, S. 204–208.

## 2. Briefeschreiben

»Hof-Öffentlichkeit«<sup>114</sup> war zentral; die Zustimmung oder Ablehnung von Entscheidungen und Handlungen durch die *maisons*, die Faktionen, die engste Entourage, die einzelnen Höflinge, die Gesandten, den königlichen Rat, die zahlreichen Personen am Hof bestimmte die Handlungsspielräume des Königs und der Königinmutter in erheblichem Ausmaß. Und was am französischen Hof kursierte, konnte auch schnell anderen Herrscherinnen und Herrschern zu Ohr kommen. Es gab zahlreiche Kanäle, angefangen bei den Gesandten, die Informationen zwischen Höfen verbreiteten. Genauso wie Catherine de Médicis mit einzelnen spanischen Adligen korrespondierte, um Neuigkeiten abseits vom Nachrichtenkanal Philipps II. zu erfahren, stand dieser beispielsweise mit den Guise am französischen Hof in brieflicher Verbindung.

Diese »possibility of plural audience« beeinflusste die Komposition der Briefe und ist bei der Interpretation immer mitzudenken<sup>115</sup>. Wer konkret zum Publikum der Schreiben gehörte, ist jedoch meist nicht eindeutig feststellbar. Präsent sind anonyme Personen oder Gruppen, denen (negative) Einflussnahme zugesprochen wird, als »ceux qui« im Sinne von »denen, die (falsche) Ratschläge geben«<sup>116</sup>: »[C]eux qui veullent veoir les troubles en ce royaume« erscheinen häufig als Unruhestifter in Briefen, während die Schreiben selbst der Königinmutter als Antwort dienten an ihre Gegner, »pour repliquer à tous ceulx que ne me aymeront guière [guère]«<sup>117</sup>. Diese meist anonymen Personen, die in Briefen als Kritiker der Königinmutter identifiziert werden, waren in der Regel keine fernen Akteurinnen und Akteure, sondern präsent am Hof und verschiedenen Haushalten und Faktionen zugehörig. Ihnen begegnete Catherine de Médicis nicht nur durch ikonografische Inszenierungen und direkte Interaktion am Hof, sondern immer wieder auch in ihren Briefen, die so zu einem Teil des politischen Diskurses zur Legitimation der Königinmutter wurden<sup>118</sup>.

Darüber hinaus findet sich die explizite Aufforderung, anderen Personen als Beglaubigung der eigenen Absichten und Berichte Briefe zugänglich zu machen – zum Beispiel, wenn Catherine im Oktober 1575 ihren Sohn Henri III auffordert, ihre Schreiben in seinem *Conseil* vorlesen zu lassen, damit dieser ihre Ratschläge im Konflikt mit François beurteilen möge: »Je vous supplie y bien regarder et me fayre cet honneur de fayre lire cet deux lettres en la pré-

114 CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 28, 34: »court public«.

115 KONG, *Lettering the Self*, S. 238. Vgl. KÖRBER, *Der soziale Ort*, S. 251; TEUSCHER, *Bernische Privatbriefe*, S. 367.

116 ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 63, bezeichnet diese Rhetorik als »one of the oldest diplomatic moves in the book«.

117 Catherine an Henri III, 25.11.1579, 29.10.1575, in: LCM, Bd. 7, S. 202, Bd. 5, S. 159.

118 CRAWFORD, *Perilous Performances*, beschreibt die ikonografischen Inszenierungen der Königinmutter am Hof als zentralen Bestandteil ihrer Legitimation.

sanse de vostre conseil; car je désire que tous vous parlet ausi librement que je foy«<sup>119</sup>. Der mütterliche Rat in Herrschaftsfragen, das »freie Sprechen« der Mutter war nichts, das im Verborgenen zwischen zwei Vertrauten geschah – denn das hätte seine Legitimität in Frage gestellt. Mit Briefen musste dieses Sprechen und damit die Bindung zwischen Mutter und Sohn stattdessen gerade sichtbar werden. Die Aufforderung, etwas zu tun, das ohnehin eine übliche Praktik war, verstärkte in diesem Fall noch die Beglaubigung durch den Brief.

Das hier erwähnte Vorlesen von Briefen vor Anderen ist eine Form, weitere Personen einzubinden, auf die sich mehrere Hinweise finden<sup>120</sup>. Eine andere Möglichkeit ist das Zeigen der Objekte selbst. Formulierungen wie »j'ai vu la lettre« oder »on m'a montré une lettre« deuten darauf hin. Um Einblick in Briefe zu erhalten, die an Andere adressiert waren, musste man aber nicht unbedingt anwesend sein, denn das Weiterschicken von Briefen war ebenfalls keine Seltenheit. Sekretäre fertigten zum Beispiel Abschriften an und schickten diese *doubles* an weitere Adressaten. Es konnten auch Originale weitergegeben werden – und zwar einerseits solche, die bereits verschickt wurden, und andererseits Briefe, die noch vor der Versendung an den eigentlichen Adressaten standen: »Et vous envoye les depesches que j'ay sur ce faites a la dicte royne d'Angleterre et aus dictes ligue, adressantes aux seigneurs de la Mothe et de Bellievre affin quil vous plaise de commander qu'elles soient portees avec celles qu'il vous plaira leur faire«, schrieb Henri d'Anjou 1569 an seinen Bruder Charles IX<sup>121</sup>. In diesem Fall waren gleich mindestens fünf Personen in einen Brief involviert: Henri selbst als Absender, Charles als Zwischenempfänger, die Diplomaten de la Mothe und Bellièvre als Adressaten eines ganzen Pakets von Schreiben, die nach England gingen, und schließlich die Königin von England als eigentliche Empfängerin. Hinzu kommen eventuell Schreiber sowie mehrere Boten und die Personen, denen Charles IX oder auch Elisabeth I. den Brief vielleicht zeigten, also vermutlich auch die Königinmutter und weitere Personen an beiden Höfen.

Auch wenn dies ein besonders eindrückliches Beispiel einer Kommunikation unter Vielen ist, dessen Muster nicht immer übertragbar ist, zeigt es doch, wie groß das potentielle Publikum war. Laut Lyndal Roper, die die Briefe Mar-

119 Catherine an Henri III, 29.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 159. Vgl. das Schreiben vom 5.10.1575 (S. 147–149).

120 Z. B. »Mon oncle le cardinal de Guyse m'a fait entendre ce que luy avez escript sur le fait des bagues de ma coronne«, Henri III an Charles de Lorraine, 7.12.1577, in: LHIII, Bd. 3, S. 435. Dazu KONG, *Lettering the Self*, S. 7.

121 Henri d'Anjou an Charles IX, 17.3.1569, in: LHIII, Bd. 1, S. 91. NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 75, beschreibt die Weitergabe von Briefen aus der Perspektive des »Brokers«, der »credit« bekam allein für das Weiterleiten von Briefen.

## 2. Briefeschreiben

tin Luthers untersucht hat, funktionierten Briefe »rather like email, readily forwarded and semi-public«<sup>122</sup>. Wenngleich dieser Vergleich die Materialität der Briefe außer Acht lässt, macht er deutlich, dass der Gebrauch von Korrespondenzen in den allermeisten Fällen die Kommunikation zwischen mehr als zwei Personen bedeutete. Wenn man Briefe im Hinblick auf die darin ausgehandelten Beziehungen betrachtet, ist deshalb festzuhalten, dass die Absenderinnen und Absender sich nicht nur in Relation zur Empfängerin oder dem Empfänger positionieren konnten, sondern zugleich in Beziehung zu anderen, oft nicht genau zu bestimmenden Personen und Gruppen traten<sup>123</sup>. Die verwandtschaftlichen Beziehungen und das Königinmuttersein wurden so selbst zu einer sicht- und archivierbaren Angelegenheit. Briefe waren gleichsam eine Bühne mit einem weit über das Papier hinausgehenden Resonanzraum.

### 2.2.4 Geheimhaltung?

Wenn die Briefe und die damit verbundenen Beziehungen sich eher durch Sichtbarkeit als durch Intimität auszeichneten, welchen Stellenwert hatten dann Praktiken von Geheimhaltung? Es wäre ja zunächst anzunehmen, dass sie im Rahmen der Religionskriege eine große Rolle spielten. Die historische Forschung beschreibt Geheimhaltung als eine in der Frühen Neuzeit stark an Bedeutung gewinnende Herrschaftspraxis, die in der politischen Theorie als unabdingbarer Bestandteil königlichen bzw. fürstlichen Regierens aufgefasst wurde. Der zentrale Begriff *arcantum* wurde im Rahmen politischen Handelns zu einem Instrument, um die »Kontrolle über die Kommunikation und über das eigene Handeln« zu bewahren<sup>124</sup>. Besonders im Rahmen sich ausbildender Staatsräson habe Geheimhaltung eine wichtige Rolle gespielt<sup>125</sup>. Wenig proble-

<sup>122</sup> Lyndal ROPER, »To His Most Learned and Dearest Friend«. Reading Luther's Letters, in: German History 28/3 (2013), S. 283–295, hier S. 285.

<sup>123</sup> KONG, Lettering the Self, S. 238. Dies wird in der Briefforschung, und hier v. a. in der literaturwissenschaftlichen Perspektive, noch viel zu wenig reflektiert, da der Fokus meist auf Sender und Empfänger gelegt wird.

<sup>124</sup> Regina SCHULTE, »Madame, Ma Chère Fille« – »Dearest Child«. Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter, in: DIES. (Hg.), Der Körper der Königin, S. 162–193, hier S. 191.

<sup>125</sup> Dejanirah COUTO, Spying in the Ottoman Empire. Sixteenth-Century Encrypted Correspondence, in: FRANCISCO BETHENCOURT, Florike EGMOND (Hg.), Cultural Exchange in Early Modern Europe, Bd. III: Correspondence and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700, Cambridge 2007, S. 274–312, hier S. 276. Der Autor verbindet Geheimhaltung dabei mit dem Fortschrittsnarrativ »pragmatism and rationality« und vermerkt eine »undeniable tendency towards an increasing taste for secrecy« seit dem 15. Jahrhundert.

matisiert wird dabei allerdings die Frage, was Geheimhaltung (abseits von Chiffriertechniken) überhaupt praktisch bedeutete. So lässt sich anhand der hier untersuchten Korrespondenz beobachten, dass Geheimhaltung zwar mit einer Einschränkung der Zugänglichkeit von Briefen einherging, keineswegs aber Exklusivität meinte – stattdessen konnte Geheimhaltung auch eine Auszeichnung einer bestimmten Beziehung bedeuten und stand zugleich in einem problematischen Verhältnis zur Frage der Legitimität.

Es gibt nur selten explizite Aufforderungen in den Briefen, sie nicht weiterzugeben (»ne communiqués à personne sesi«<sup>126</sup>) oder nach dem Lesen zu verbrennen (»faire brusler cette lettre après qu'elle vous aura été leue«<sup>127</sup>); diese kommen besonders häufig von der Königinmutter an ihre Kinder, die solche Praktiken im Rahmen ihrer Korrespondenz als Herrschaftswissen vermittelte. Zugleich ist es möglich, dass tatsächlich viele solcher Briefe vernichtet wurden. Äußerungen, man könne etwas nicht schreiben, finden sich häufiger. Eine mündliche Weitergabe von Informationen erschien offensichtlich sicherer; schriftlich wurde nur nochmals festgehalten, dass es eine brisante Information gab, und nicht, worum es dabei konkret ging. Die Briefe sind voller Andeutungen, deren Sinn sich uns nicht erschließt, die die Briefpartnerinnen aber vermutlich verstehen konnten: »Je ne vous puy envoyer encore lé besongne que vous fouys [fais] fayre [...] mès [mais ] je y fayré toutes la diligense qu'y m'est possible«, schrieb Catherine an Élisabeth – um was für einen Austausch es sich hier handelte, ist vollkommen unklar<sup>128</sup>. Über den konkreten Verlauf der Religionskriege beispielsweise lässt sich so anhand der Briefe wenig sagen. Es wird deutlich, dass Boten im Rahmen der Geheimhaltung eine wichtige Rolle spielten – irgendjemand musste ja die mündliche Weitergabe der Informationen gewährleisten. Die überaus häufigen Hinweise in Briefen, der Bote würde das *surplus* berichten, können durchaus als Praktik der Geheimhaltung verstanden werden. Schrift konnte gefährlich werden, wenn Briefe in falsche Hände gelangten<sup>129</sup>. Briefe wurden gestohlen und abgeschrieben. Höfe bespitzelten

126 Catherine an Élisabeth, [4.3.1561], in: LCM, Bd. 1, S. 589.

127 Catherine an Henri III, 11.–15.10.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 72. Interessant ist hier, dass der Brief zuerst *vorgelesen* werden sollte, was schon mindestens eine weitere Person miteinschließt.

128 Catherine an Élisabeth, [Sept. 1560], *ibid.*, Bd. 1, S. 565. Vgl. zu verschlüsselten Botschaften in Briefen Dörthe BUCHHESTER, *Die Familie der Fürstin. Die herzoglichen Häuser der Pommern und Sachsen im 16. Jahrhundert: Erziehung, Bücher, Briefe*, Frankfurt a. M. 2015, S. 227.

129 Das hatte die Königinmutter selbst erfahren müssen: Im März 1562 waren Catherine und Charles IX von den Guise und ihren Truppen nach Paris gebracht und dort festgehalten worden. Die Königin wandte sich in Briefen an den prince de Condé und

## 2. Briefeschreiben

sich ständig gegenseitig<sup>130</sup>. Insbesondere bestand die Angst, Schreiben könnten veröffentlicht werden, also gedruckt, und damit den höfischen Raum verlassen. Die Übertragung von Briefinhalten in ein anderes Medium, das einem weiteren Personenkreis zugänglich war, galt es zu vermeiden, denn die Konsequenzen waren unkontrollierbar; Catherine selbst forderte François in einem Schreiben explizit auf, seine Briefe nicht zu publizieren<sup>131</sup>. Hier bestätigt sich die angestrebte Sichtbarkeit gegenüber spezifischen Personenkreisen, denen man ausgewählte Konzeptionen und Beziehungen zugänglich machte.

Geheimhaltung wurde durchaus strategisch eingesetzt. Eine Reihe von Hinweisen auf Geheimhaltung können im Zusammenhang mit dem Herstellen von Intimität zwischen den Briefpartnern gesehen werden. Wir haben gesehen, wie Maria Stuart mit dem Begriff *privément* eine Information weitergab, die keinesfalls als exklusiv verstanden werden konnte. Im gleichen Sinne ist die Äußerung Catherines an Élisabeth zu verstehen, sie wolle ihr *privément* mitteilen, dass vieles im Königreich nur aus Respekt vor Philipp II. funktioniere: »Je vous dyré à vous privément, yl y an a [il y en a] bocoup en sete [sic] royaume qui se contyene [contient] soulement [seulement] pour son respect«<sup>132</sup> – kaum vorstellbar, dass diese Bemerkung nicht gerade an Philipp II. gerichtet war. Geheimhaltung hatte hier nichts mit Privatheit im heutigen Sinne zu tun. Wenn Catherine an Élisabeth schrieb: »je vous le [die heiklen Informationen] mende, come à celle que je veulx qui sache et entende tout«<sup>133</sup>, dann wurde so nicht zuletzt sichtbare Intimität zwischen zwei Personen, die sich alles sagten, erst hergestellt. Und wenn die Königinmutter auf der Rückseite eines Briefes an Henri III festhielt: »et vous suplie que personne ne le voye que vous« (Abb. 1), dann ist fraglich, ob eine solche Notiz (die ja für alle, die den Brief in die Hände bekamen, ein sofort sichtbarer Hinweis auf brisante Inhalte war) wirklich als Geheimhaltung und nicht vielmehr als symbolische Aufwertung des Briefes und der damit verbundenen Beziehung interpretiert werden kann.

bat ihn um Hilfe – und um Geheimhaltung. Condé veröffentlichte Catherines Briefe in der Folge jedoch, um selbst Unterstützung durch das Pariser Parlament zu erhalten. Vgl. CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 51f.

<sup>130</sup> KÖRBER, *Der soziale Ort*, S. 255f.; Franz-J. FELTEN, *Kommunikation zwischen Kaiser und Kurie unter Ludwig dem Bayern (1314–1347)*, in: HEIMANN, HLAVÁČEK (Hg.), *Kommunikationspraxis*, S. 51–89, hier S. 61f.

<sup>131</sup> »Je vous prie donc ne publier rien de ce que vous avez mandé au mareschal de Cossé«, Catherine an François, 3.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 313. Zur Angst von Elisabeth I., der Herzog von Anjou könne Briefe von ihr publizieren, ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 34. Vgl. KÖRBER, *Der soziale Ort*, S. 256, die zudem betont, dass gedruckte Briefe eine Form von »Authentizität« vermittelten.

<sup>132</sup> Catherine an Élisabeth, [Juli 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 601.

<sup>133</sup> Catherine an Élisabeth, 24.8.1563, *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 110.



**Abb. 1.** Adressierung von Catherine an Henri III, [Juni/Juli 1576], BNF Ms., Fr. 6625, fol. 2r. Wortlaut in LCM, Suppl. Bd. 10, S. 409f.

Schließlich gilt es zu bedenken, dass Geheimhaltung im 16. Jahrhundert nicht nur als kluge Herrschaftstaktik galt, sondern immer auch den Ruch von etwas Heimlichem, Illegitimem, Korruptiertem besaß<sup>134</sup>. Es ist auffällig, dass sich Catherine und ihre Kinder in der direkten Korrespondenz nie chiffrierte Briefe schickten, während dies eine übliche Praktik der Diplomaten war, die generell häufiger über Korrespondenzen an geheime Informationen kamen<sup>135</sup>. Zwar wäre dann immer ein Experte heranzuziehen, der die Briefe dechiffriert

<sup>134</sup> Hierzu v. a. Valentin GROEBNER, »Gemein« und »Geheym«. Pensionen, Geschenke, und die Sichtbarmachung des Unsichtbaren in Basel am Beginn des 16. Jahrhunderts, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 49 (1999), S. 445–469, hier S. 458, 461, der die negativen Konnotationen des Wortes »heimlich« im Deutschen im 16. Jahrhundert anhand von Schenkpraktiken in Basel aufzeigt. Hier bedeutete »geheim« oder »heimlich« so etwas wie unsichtbar oder verdeckt und ein »geheimes« Geschenk war verbunden mit Illegitimität. Vgl. DERS., Invisible Gifts. Secrecy, Corruption, and the Politics of Information at the Beginning of the 16<sup>th</sup> Century, in: Gisela ENGEL u. a. (Hg.), Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne, Frankfurt a. M. 2002, S. 98–110.

<sup>135</sup> Zum Chiffrieren als Instrument der Diplomatie und zu den im 16. Jahrhundert verwendeten Techniken COUTO, Spying, v. a. S. 282–284. RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 217, stellt Chiffrierung im Hochadel nur »in politisch oder familiär extrem heiklen Angelegenheiten« fest, macht aber keine Angaben, ob dabei Diplomaten involviert waren. Für das arkane Verhalten der Gesandten siehe Charles IX und Catherine an Fourquevaux, 2.8.1571, in: Lettres de Charles IX à M. de Fourquevaux, Ambassadeur en Espagne. 1565–1572, hg. von Célestin DOUAIS, Paris 1897, S. 355. Neben einer Instruktion für den Gesandten, in der es um den spanischen Gesandten Herzog von Alava ging, der sich verleumderisch und beleidigend gegen den französischen König und dessen Mutter geäußert habe, findet sich eine eigenhändige Notiz von Catherine, dass Fourquevauxs Antwort nur an sie persönlich gelangen dürfe: »Monsieur de Furquevaux, Quand vous fayres reponse à cet paquet, faites que la reponse me soit ballaye en mes meyns propres, et que neul ne la voye, car j'é moymesme fayrmé [fermé] le paquet«. Zu Praktiken der Geheimhaltung bei Gesandten der französischen Monarchie FERRER-BARTOMEU, Le »tremblé« des correspondances, v. a. S. 28f., 37–47.

## 2. Briefeschreiben

könnte – es lässt sich jedoch argumentieren, dass Geheimhaltung für eine Kommunikation, die auf Sichtbarkeit abzielte, problematisch war. Wenn Briefe ein spezifisches Bild der Königsfamilie zeichnen sollten, dann war es kontraproduktiv, diese zu chiffrieren. Umgekehrt heißt das, wenn keine Chiffrierung gewählt wurde, dann ging man zumindest das Risiko ein, Inhalte zugänglich zu machen, bzw. wollte, dass diese gegenüber mehreren Personen sichtbar wurden.

### 2.3 Form und Inhalt oder: Was ist ein Brief?

Das Briefeschreiben selbst und die materielle Form und sprachlich-konventionelle Gestaltung von Briefen wurden in der historischen Forschung lange nicht berücksichtigt, die die Essenz der Schreiben in ihren Inhalten suchte<sup>136</sup>. Besonders die konventionelle Sprache galt dabei als »eine sprachliche Kruste, die durchbrochen werden muß, um – soweit überhaupt möglich – zum weichen Kern der eigentlichen, historisch deutbaren Briefaussage zu kommen«<sup>137</sup>. Mittlerweile wurde das Zusammenwirken formaler Konventionen und der Materialität von Briefen mit dem Inhalt und dem Gebrauch des Mediums erkannt und methodisch wirksam gemacht. Neuschel beispielsweise wies schon früh auf die Unmöglichkeit »to distinguish style and substance in nobles' letters« hin<sup>138</sup>. Trotzdem wird der Inhalt weiterhin oft als Grundlage der Kategorisierung von Briefen herangezogen<sup>139</sup>. Dass dies kein guter Weg ist, dokumentiert bereits die große Heterogenität von Briefen – hinsichtlich der Inhalte, aber auch der Funktionen, Formen und Kontexte. Tatsächlich lassen sich die wenigsten Briefe beispielsweise als reine Bittschriften oder Empfehlungsschreiben charakterisieren. Auch eine klare Unterscheidung zwischen drohenden, informativen, bittenden oder auch freundschaftlichen, besorgten, befehlenden Briefen ist kaum mög-

<sup>136</sup> Vgl. den Hinweis bei BARTON, HALL, Introduction, S. 2.

<sup>137</sup> Als Kritik formuliert bei HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 300. Aus diesem Grund wurden auch in Briefeditionen oftmals Begrüßungs- und Abschiedsformeln nicht mit abgedruckt. Vgl. DROSTE, Briefe, S. 241f.

<sup>138</sup> NEUSCHEL, Word of Honor, S. 103, siehe auch S. 238: »[L]etters communicated through form as well as content«. Vgl. HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 305; KONG, Lettering the Self, S. 235. Ein Beispiel für den Blick auf Materialität, Formalia, Inhalt sowie Schreibsituationen ist die Arbeit von NOLTE, »Pey eytler finster«.

<sup>139</sup> ROGGE, »mutterliche liebe«, S. 207, unterscheidet z. B. zwischen »Sach-, Emotions- und Beziehungsinformationen«. Siehe den Hinweis bei TEUSCHER, Bernische Privatbriefe, S. 366, dass sich Inhalte nicht als Gattungsmerkmal eignen.

lich<sup>140</sup>. Die Kommunikation ist stattdessen generell durch eine Verknüpfung vieler verschiedener Ebenen und Inhalte geprägt. Es gibt Briefe, die (zumindest auf den ersten Blick) vor allem einen pragmatischen Zweck verfolgten und in aller Schnelle Informationen weitergaben. Daneben finden sich stärker grundsätzlich-programmatisch angelegte Schreiben, die ein ganzes politisches Programm umrissen, wie die Schreiben von Catherine de Médicis zu Beginn der Herrschaft ihrer Söhne Charles IX und Henri III. Zu dem »huge range of human interactions«, das Barton und Hall<sup>141</sup> dem Medium Brief zuschreiben, gehörten im Fall der hier betrachteten Personen unter anderem Eheanbahnungen, korrektes Verhalten am Hof, militärische Strategien, Gefangenenaustausch, Fragen rechter Herrschaft, Informationen über Geburten, Krankheiten und Todesfälle, Gerüchte, Ehre und Konflikte verschiedenster Art. Mögliche Inhalte waren dabei von verschiedenen Faktoren abhängig. Darunter konnten sowohl strategische und beziehungsabhängige Aspekte fallen (wem möchte ich was zu welchem Zweck mitteilen?) wie auch andere, nicht immer kontrollierbare Umstände wie weitere involvierte Akteure (dies betrifft im Besonderen Schreiber und Boten). Bestimmte Inhalte wurden in Briefen an bestimmte Personen nie oder im Gegenteil besonders häufig angesprochen. In dieser Hinsicht kann der Fokus auf Inhalte in der Tat sehr aufschlussreich sein: Zum Beispiel, wenn man feststellt, dass über materiellen Besitz und Geld in Briefen generell kaum gesprochen wurde – und wenn, dann eher mit den Gesandten als mit den Verwandten. Über Krankheiten tauschte sich Catherine de Médicis mit ihren vertrauten Hofdamen und manchmal mit den Gesandten aus, kaum jedoch mit ihren Kindern<sup>142</sup>. Diese Aspekte hatten in den familialen Korrespondenzen mit ihrer spezifischen Sichtbarkeit keinen Platz. Meine Charakterisierung der Briefe zielt auf die Gebrauchslogiken, wenngleich hier auch der Versuch einer Annäherung an Gattungsbegriffe unternommen werden soll.

### 2.3.1 Der Brief als Gattung? Materielle Formen und Kategorisierungsprobleme

Der Blick auf die Briefforschung ist besonders in Bezug auf Fragen der Gattung und Kategorisierung des Mediums aufschlussreich. Hier lassen sich zwei grundsätzliche Forschungstendenzen erkennen: Während die mediävistische For-

<sup>140</sup> HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 309. MÜLLER, Herrschermedium, S. 45, beschreibt für die Briefe der Hohenzollern im 15. Jahrhundert ebenfalls eine Mischung verschiedener Inhalte und Ebenen.

<sup>141</sup> BARTON, HALL, Introduction, S. 1.

<sup>142</sup> Zu den Hofdamen GELLARD, Une reine de France.

## 2. Briefeschreiben

schung aufgrund ihrer Aufmerksamkeit für sich ausdifferenzierende Formen von Schriftlichkeit für Fragen der rechtsgeschichtlichen und archivalischen Abgrenzung von Briefen und Urkunden besonders sensibel ist<sup>143</sup>, reflektiert die frühneuzeitliche Briefforschung, angeregt durch Untersuchungen zu humanistischen und bürgerlichen Briefwechselln, eher über verschiedene Genres, Netzwerke, Vorbilder und deren literarische Implikationen<sup>144</sup>. Einig ist man sich meist über die grundsätzliche Schwierigkeit der Kategorisierung und die Varietät der Formen. Gegenübergestellt werden in der Forschung vor allem zwei Modelle, die für Spätmittelalter und Frühe Neuzeit Geltung beanspruchen: einerseits der humanistische Brief, der auch als »familiärer Brief« bezeichnet wird und durch eine größere Offenheit der Form und die Vorstellung eines schriftlichen Austauschs unter Freunden über die Distanz gekennzeichnet sei<sup>145</sup>. Und andererseits der »Fürstenbrief«, der stärker durch die mittelalterliche *ars dictaminis* geprägt sei und dementsprechend durch eine konventionelle Sprache und Gestaltung vor allem dem Status von Sender und Empfänger Rechnung trage<sup>146</sup>. Beide Modelle wurden selten in Reinform angewandt, waren für Schreibende aber mehr oder weniger präsent<sup>147</sup>. Für die Briefe der königlichen Verwandten wäre die Bezeichnung Fürstenbrief die treffendste, da sie auf die herrschaftspraktische Komponente des Mediums abzielt und dadurch eine Abgrenzung zur Bezeichnung »Privatbrief« ermöglicht. Allerdings sind die Gebrauchslogiken und die konkreten, mit Schriftstücken verbundenen Prakti-

143 MORSEL, »Brief« und »schrift«; Paul Joachim HEINIG, Der König im Brief. Herrscher und Hof als Thema aktiver und passiver Korrespondenz im Spätmittelalter, in: HEIMANN, HLAVÁČEK (Hg.), Kommunikationspraxis, S. 31–49.

144 Vgl. z. B. Judith RICE HENDERSON, Erasmus on the Art of Letter-Writing, in: James J. MURPHY (Hg.), Renaissance Eloquence. Studies in the Theory and Practice of Renaissance Rhetoric, Berkeley, Los Angeles, London 1983, S. 331–355.

145 Ibid., S. 331–335; Jonathan GIBSON, Significant Space in Manuscript Letters, in: The Seventeenth Century 12/1 (1997), S. 1–9, hier S. 6f.

146 HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz; Jane COUCHMAN, »Give birth quickly and then send us your good husband«. Informal Political Influence in the Letters of Louise de Coligny, in: DIES., CRABB (Hg.), Women's Letters, S. 163–184, hier S. 168. FOUQUET, Fürsten unter sich, S. 173, spricht von »fürstlichen Freundschafts- und Familienbriefen« mit der Absicht, zugleich private und öffentliche Aspekte adeliger Korrespondenz zu erfassen. Als drittes Modell wären Pastoralbriefe nach paulinischem Muster zu nennen, die die Nähe des Briefes zur Heiligen Schrift nahelegen. MORSEL, »Brief« und »schrift«, S. 310.

147 COUCHMAN, »Give birth quickly« (v. a. S. 175), beschreibt am Beispiel der Hochadeligen Louise de Coligny die Beherrschung und Vermischung der verschiedenen Stile und Konventionen.

ken für die Frage, welchen Stellenwert Briefe in der Kommunikation einnahmen, aussagekräftiger als jeder Gattungsbegriff<sup>148</sup>.

Verfassungsgeschichtliche Untersuchungen zum Ancien Régime kategorisieren die Briefe des französischen Königs wiederum anders, denn der Begriff *lettre* konnte sich auf zahlreiche Dokumente und Rechtsakte (Urkunden, Mandate) beziehen<sup>149</sup>. Die Urkunden zum Beispiel, *lettres patentes*, die in der königlichen Kanzlei ebenfalls in Briefform beginnend mit »Charles [bzw. der Name des Königs] par la grâce de Dieu roi de France...« ausgefertigt wurden, umfassten sowohl Edikte und Verordnungen (*ordonnances*) des Königs als auch *lettres de grâce* und *lettres de justice*. Sie wurden häufig zusätzlich gedruckt. Die *lettres closes* wiederum waren eine andere Form von Brief, begannen mit der Formel »De par le Roy« und enthielten auszuführende Befehle des Königs, zum Beispiel an Amtsträger. Die Briefe, mit denen wir es hier zu tun haben, werden teilweise als *lettres missives* bezeichnet, wobei sich dieser Begriff nie als Selbstbezeichnung in den Briefen findet. Charakterisiert werden sie in der verfassungsgeschichtlichen Forschung als Schreiben, die eine größere Offenheit der Form und einen persönlicheren Charakter hatten, also quasi die Privatbriefe des Königs seien, die vor allem für diplomatische Zwecke eingesetzt wurden. Ausgeführt wurden sie meist von Kanzleischreibern, manchmal jedoch auch vom König selbst, auf Papier mit Siegel; es folgte immer eine *contresignature*.

Die hier untersuchten Briefe wurden von den Schreibenden selbst in den meisten Fällen einfach als *lettre* bezeichnet und seltener als *despesche*. Ihre materielle Form ist unabhängig von den Schreibenden bemerkenswert homogen. Sie sind alle auf einfachem Papier geschrieben, das etwa die Größe einer DIN-A4-Seite hat. Viele Briefe sind nicht länger als eine Seite. Oft wurden die Hälfte oder zwei Drittel der Seite beschrieben, dann ein Bereich frei gelassen, worauf unten die Abschiedsformel und die Unterschrift folgte – dies gilt für Kanzleischreiben wie für Autografen<sup>150</sup>. Bei längeren Schreiben wurde selten die Rückseite, stattdessen meist ein neuer Bogen Papier benutzt. Vorher versuchte man jedoch, die eine Seite nicht zu überschreiten, indem man die Ränder beschrieb. Die meisten Briefe weisen keine besonderen grafischen Merkmale außerhalb des Textes auf – selten wurde oben und/oder unten auf dem Blatt ein

148 SABLONIER, Verschriftlichung, S. 95.

149 BARBICHE, Les institutions, S. 163–187; MOUSNIER, Les institutions, Bd. 2, S. 233–239; MICHAUD, La grande chancellerie, S. 350. Werner PARAVICINI (Hg.), Der Briefwechsel Karls des Kühnen (1433–1477). Inventar, Teil 1, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 11f.

150 Zu möglichen Bedeutungen der Ehrerbietung durch unbeschriebenen Raum im Brief GIBSON, Significant Space, der sich allerdings hauptsächlich auf das 17. Jahrhundert bezieht. Der Autor weist auch auf das Problem hin, dass Editionen die grafische Gestaltung von Briefen in der Regel nicht wiedergeben (S. 5).

## 2. Briefeschreiben

Kreuz gezeichnet oder ein Monogramm anstelle der Unterschrift gesetzt<sup>151</sup>. Die Adressierung erfolgte auf einem gesonderten Blatt, das über das Schreiben selbst gelegt wurde; beide Blätter wurden dann zusammen mehrmals quer gefaltet, so dass die Adresse oben stand. Die Briefe waren gesiegelt, auch wenn die neben die Adressierung gesetzten Siegel mittlerweile oft verloren sind.

### 2.3.2 Sprachgebrauch in Briefen und das »formulaire de lettres«

Dass die untersuchten Briefe Teil einer »streng hierarchischen Kommunikationspraxis« waren, die eng an Rangfragen gebunden war und einer formelhaft-normierten Rhetorik folgte, ist offensichtlich<sup>152</sup>. Es stellt sich dann jedoch die Frage, wie diese Beobachtung methodisch wirksam gemacht werden kann, ohne wiederum in einer Gegenüberstellung von formalem Überbau und deutbarem Inhalt zu münden. Neuschel geht in ihrer Studie »Word of Honor« davon aus, dass die französische adelige Kultur des 16. Jahrhunderts durch und mit einem bestimmten Sprachgebrauch konstituiert wurde, und betont dabei eine generelle Verbindung »between the form and the content of knowledge«<sup>153</sup>. Ihre Analyse beruht zu einem Großteil auf Briefen des Hochadels um den protestantischen prince de Condé<sup>154</sup>. Interessant in unserem Zusammenhang ist vor allem Neuschels Argumentation, dass der exakte Wortgebrauch in Korrespondenzen essentiell sei für ihre Interpretation und dass dabei nicht zwischen leerer Rhetorik und substantiellem Inhalt unterschieden werden könne: »It proves impossible, first of all, to make hard-and-fast distinctions between empty exchanges of words or objects and supposedly significant exchanges of loyalty or favor«<sup>155</sup>. Wir haben bereits gesehen, wie Henri de Navarre auf den mangelhaften Sprachgebrauch in an ihn adressierten Briefen des Königs hinwies und daraus auf eine Ehrverletzung schloss, »qu'il n'ayt eu autre fin et intention que de me taxer et blasmer«<sup>156</sup>. Wenngleich die hier untersuchten

151 Siehe zu den Monogrammen VIENNOT, Introduction, S. 38f.

152 HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 315 (Zitat); RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 214.

153 NEUSCHEL, Word of Honor, S. 23. Zur Definition des Adels als Kultur siehe S. 5: »I view the nobility not as an institution of the state but primarily as a culture«.

154 Louis I<sup>er</sup> de Bourbon (1530–1569) war ein *prince de sang* und der Onkel väterlicherseits von Henri de Navarre.

155 NEUSCHEL, Word of Honor, S. 73.

156 Henri de Navarre an Henri d'Anjou, 12.7.1569, in: LMIV, Suppl. Bd. 8, S. 14. Zur Verbindung von Briefsprache mit Ehrvorstellungen grundsätzlich NEUSCHEL, Word of Honor; vgl. HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 315.

Briefe formal eine eher offene Struktur ohne lange Begrüßungs- und Abschiedsformeln aufweisen, kann dies nicht als ein lascher Umgang mit Konventionen interpretiert werden – Verstöße gegen diese wurden registriert und gewertet, vor allem wenn dies argumentativ verwertbar schien. Briefe hatten die Macht, aufgrund der darin verwendeten Sprache Beziehungen zu stärken, zu verändern, aber eben auch in Frage zu stellen oder gar zu brechen: »[E]very instance of contact between noblemen was automatically a potential source of recognition or failure of recognition«<sup>157</sup>. Ein scheinbar formloser Tonfall konnte dabei je nach Kontext und beteiligten Akteurinnen oder Akteuren ebenso Nähe herstellen wie auch als Ehrverletzung aufgefasst werden<sup>158</sup>. Sprache in Briefen ist dementsprechend ein Problem, das im Folgenden zentral sein wird. Dabei sind nicht nur Abweichungen von konventioneller Sprache aufschlussreich, sondern die Formeln selbst und der Handlungsspielraum, den sie boten<sup>159</sup>.

Grundsätzlich war das Französische die übliche Sprache der Briefe, es finden sich jedoch auch Schreiben auf Spanisch an oder vom spanischen Hof<sup>160</sup>. Es ist anzunehmen, dass die Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch von den Schreibenden (oder ihren Sekretären) so weit beherrscht wurden, dass die Briefe zumindest in diesen Sprachen verstanden werden konnten. Italienisch und vor allem Französisch waren die Korrespondenzsprachen der europäischen Diplomaten<sup>161</sup>. Briefe waren seit der Antike Gegenstand gelehrter Reflexionen. Im Mittelalter wurden Briefe im Rahmen der *ars dictaminis* behandelt: In Handbüchern sammelte man Modellbriefe und -sätze, riet dazu, sich kurzzufassen, und definierte korrekte Anreden, die den Hierarchien entsprechen sollten<sup>162</sup>.

<sup>157</sup> NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 77. Vgl. RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 218: »Allein schon aufgrund seiner formellen Ausgestaltung ist der Brief nämlich bereits Signal der Akzeptanz oder Nicht-Akzeptanz von Macht- und Ranggefällen und damit von politischen Konstellationen (oder deren Veränderungen)«.

<sup>158</sup> HOLZAPFEL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 311.

<sup>159</sup> Hier widerspreche ich James DAYBELL, *Introduction*, in: DERS. (Hg.), *Early Modern Women's Letter Writing, 1450–1700*, Basingstoke 2001, S. 1–15, hier S. 7, der sich gerade nicht für die »commonplace voices« interessiert.

<sup>160</sup> Die spanische Kanzlei fertigte häufig Übersetzungen der französischen Briefe an, die dann archiviert wurden.

<sup>161</sup> Dazu ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 95. Die Korrespondenz von Elisabeth I. mit Catherine wurde durchgehend auf Französisch verfasst, da die englische Königin die Sprache fließend beherrschte.

<sup>162</sup> Malcolm RICHARDSON, *The »Ars dictaminis«, the Formulary, and Medieval Epistolary Practice*, in: Carol POSTER, Linda C. MITCHELL (Hg.), *Letter-Writing Manuals and Instruction from Antiquity to the Present. Historical and Bibliographic Studies*, Columbia 2007, S. 52–66; Martin CAMARGO, *Ars dictaminis, ars dictandi*, Turnhout 1991.

## 2. Briefeschreiben

Die Ausführungen und Anleitungen zur Kunst des Briefeschreibens wurden auch in der Frühen Neuzeit noch ähnlich konzipiert, während Humanisten wie Erasmus zugleich seit dem 15. Jahrhundert zahlreiche Briefsteller verfassten, die sich auf perfektes Latein und das Vorbild Ciceros konzentrierten<sup>163</sup>. Wie stark solche Schriften tatsächliches Briefeschreiben beeinflussten, bleibt schwer messbar. Deutlicher in der Praxis verortet waren jedoch die Formulare, die innerhalb von Kanzleien angelegt wurden. Aus der Regierungszeit von Charles IX sind handschriftliche *formulaire de lettres* überliefert, die von (Staats-)Sekretären angelegt wurden. Dies ging von Beispielbriefen »dont le narré est à noter« über Listen mit korrekten Anreden für den Kaiser, den König von Portugal und zahlreiche andere Personen bis hin zu Vorlagen von Briefen mit spezifischen Inhalten wie »Lettres au pape pour obtenir beneficts«, »Forme d'envoyer lordre a quelcun« oder »Passeportz du Roy«. Dazu sammelte man exemplarische Briefe als *double*, unter anderem von Charles IX, Henri II und Catherine de Médicis<sup>164</sup>. Vermutlich wurden diese *formulaire* vor allem von den Sekretären genutzt, um für korrekte Anreden, Standardbriefe wie Empfehlungsschreiben und übliche Formulierungen Vorlagen zu haben. Dabei wurden ›normale‹ Briefe wie üblich zusammen mit den Briefen »De par le Roy« und anderen Rechtsakten behandelt. Wie stark die schreibenden Herrschaftsträger und -trägerinnen selbst tatsächlich von den *formulaire de lettres* beeinflusst wurden, muss offenbleiben – angesichts der verwendeten Anreden und Bezeichnungen ist klar, dass sie alle mit den Konventionen vertraut waren<sup>165</sup>. Sicher ist auch, dass kleinste Variationen registriert werden konnten – Handlungsspielräume

163 Gideon BURTON, From Ars dictaminis to Ars conscribendi epistolis, in: Carol POSTER, Linda C. MITCHELL (Hg.), Letter-Writing Manuals and Instruction from Antiquity to the Present. Historical and Bibliographic studies, Columbia 2007, S. 88–101. Zu frühneuzeitlichen Briefstellern im deutschsprachigen Raum Carmen FURGER, Briefsteller. Das Medium Brief im 17. und frühen 18. Jahrhundert, Köln 2010.

164 BNF Ms., Fr. 18686 u. 5134. Eine Sammlung von »Inscriptions, soubscriptions et suscriptions des lettres« aus dem 17. Jahrhundert ist hier noch genauer und sammelt für zahlreiche konkrete Personen Anrede- und Abschiedsformeln, so z. B. »La Reyne catharine au roy henry ii son mary«. U. a. wurden dabei Änderungen vor und nach der Eheschließung festgehalten. BNF Ms., Fr. 5766, Zitat fol. 100v. Publiziert wurde im 16. Jahrhundert darüber hinaus die eingangs des Kapitels zitierte Sammlung von Estienne DU TRONCHET, Lettres missives et familiares d'Estienne du Tronchet, Secretaire de la Roynne, mere du Roy. Avec le Monologue de la Providence Divine au peuple François. Reveües, corrigees & augmentees de plusieurs Lettres amoureuses, tirees tant de l'Italien du Bembe, que de plusieurs autres Autheurs, Paris, chez Ambroise Drovart, 1606. Zu *formulaire de lettres* vgl. FERRER-BARTOMEU, Le »tremblé« des correspondances, S. 36f.

165 Zu Anreden und Bezeichnungen Kap. 2.4.5. Aufschlussreich ist ein Brief von Catherines Enkelin Isabella an Philipp IV, aus dem Sánchez auf Englisch zitiert: »Those whom I treated as ›my cousin‹ I will continue to do so, and those whom I addressed as

und das Verhandeln von sozialen Beziehungen ergaben sich weniger aus einem Umgehen der Konventionen denn aus einem gekonnten Umgang mit ihnen. Briefe waren komplizierte Kompositionen, deren sprachliche Gestaltung soziale Beziehungen prägte, wobei wir die vielschichtigen Bedeutungsebenen kaum je alle erfassen können<sup>166</sup>.

Bestimmte Formulierungen wurden regelmäßig von allen Schreibenden verwendet, sowohl in Autografen als auch in Kanzleischreiben. So schrieb man »pour l'amour de moy« oder »me faire de bien«, wenn man den Adressaten oder die Adressatin um einen konkreten Gefallen bat. Die Sorge »ne vous faire trop longue lettre« war ebenfalls ständig präsent. Und Briefe begannen häufig (aber nicht immer) mit der Bestätigung, man habe den Brief des Anderen erhalten, und sie endeten oft mit Formulierungen wie »[J]e vous baise les mains« (an Höhergestellte) und »[J]e prie Dieu vous vouloir garder et conserver« oder »[J]e prie Dieu qu'il vous donne ce que désirez«. Auch das Schreiben in Superlativen war üblich: in der Regel »liebte« man mehrere Personen »am meisten«<sup>167</sup>.

Darüber hinaus ist auch ein individueller Sprachgebrauch festzustellen. So schrieb beispielsweise Marguerite de Valois sehr viel blumiger als alle anderen Personen und Henri de Navarre griff häufiger auf ungewöhnliche Abschiedsformeln zurück. Etwaige geschlechtsspezifische sprachliche Konventionen sind dagegen nicht offensichtlich<sup>168</sup>. Stattdessen war der Sprachgebrauch in Briefen ebenso wie die Inhalte abhängig von den Adressaten. Gellard beschreibt treffend für Catherine de Médicis, dass sich ihr Sprachgebrauch auffallend veränderte, wenn sie an ihre Vertraute Louise de Clermont, duchesse d'Uzès,

›very dear and faithful‹ I will now address as ›very dear and well-loved‹ removing the word ›faithful‹ since it implies sovereignty, which does not belong to me«, Magdalena S. SÁNCHEZ, *Sword and Wimple. Isabel Clara Eugenia and Power*, in: CRUZ, SUZUKI (Hg.), *The Rule of Women*, S. 64–79, hier S. 73.

<sup>166</sup> HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 316; NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 21. Vgl. auch Neuschels Hinweis auf die Notwendigkeit eines großen Quellenbestandes: »The nature of the apparent relationship between two individuals expressed in their letters to each other cannot be fully evaluated without a larger understanding of the terms in which all relationships were couched« (S. 25).

<sup>167</sup> Vgl. dazu Christian KÜHNER, *Freundschaft im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*, in: *discussions 2* (2009), S. 1–8, hier S. 8, [http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/2-2009/kuehner\\_freundschaft](http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/2-2009/kuehner_freundschaft) (23.4.2019).

<sup>168</sup> Unter den zahlreichen linguistischen Forschungen zu geschlechtsspezifischem Sprachgebrauch sei hingewiesen auf Gisela BRANDT (Hg.), *Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VI. Sprachgebrauch von Frauen in ihren eigenen Texten*, Stuttgart 2004; DIES., *Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs IX. Zum Sprachgebrauch in Texten von Frauenhand im Kontext des allgemeinen Sprachgebrauchs*, Stuttgart 2010.

## 2. Briefeschreiben

schrieb<sup>169</sup>. Tatsächlich war der Tonfall der Königinmutter niemandem sonst gegenüber so ironisch und scherzend; auch anderen Hofdamen und Vertrauten schrieb sie jedoch offener und freundschaftlicher – im Vergleich dazu erscheinen die Briefe an die Kinder abermals stärker formell geprägt. Aus der Perspektive der Konventionalität kann man die Schreiben zwischen Mutter und Kindern in diesem Sinne weniger als intime Dokumente denn als offizielle Korrespondenz charakterisieren. Dies ist wiederum ein Beleg für ihren Status als Dokumente, die eine bestimmte Version verwandtschaftlicher Beziehungen für ein spezifisches Publikum sichtbar machten.

### 2.3.3 Briefe als Distanzmedien? Schriftlichkeit und das Problem der Abwesenheit

Die räumliche Entfernung zwischen Absenderin und Empfänger ist ein Grund, warum überhaupt Briefe geschrieben werden. Dabei liegt ein zeitlicher Abstand zwischen dem Akt des Schreibens und dem Empfang und Lesen oder auch Vorlesen eines Briefes. Die Briefforschung tendiert dazu, Briefen generell die Funktion zuzuschreiben, Entfernungen zu überwinden und quasi virtuelle Anwesenheit herzustellen. In der Frühen Neuzeit seien Korrespondenzen als Dialog zwischen Abwesenden verstanden worden, die eine räumliche Entfernung überbrücken konnten. Dabei fungierten die Briefe als Medium, das Präsenz vermittelte und sogar die Anwesenheit der Schreibenden repräsentieren konnte<sup>170</sup>.

Aus dieser Perspektive erscheint Abwesenheit als ein Problem, mit dem Briefe umgehen mussten. Denn es wird zugleich darauf hingewiesen, dass die physische Anwesenheit der Schreibenden letztlich nicht ersetzbar gewesen sei und die Präsenz durch den Brief somit einen Mangel dargestellt habe, mit dem man sich notgedrungen (aufgrund der räumlichen Distanz) zufriedengeben

<sup>169</sup> GELLARD, *Une reine de France*, S. 9. Zur personenabhängigen Varianz der Form siehe auch ANTENHOFER, MÜLLER, *Briefe*, S. 14. Siehe z. B. Catherine an Louise de Clermont, [Aug. 1579], in: LCM, Bd. 7, S. 63: »Ma comère, vous ne vous souvenés plus de vostre vyelle mestresse [vieille maîtresse] et de la mylleur amyne que aurés jeames [jamais]. Je ne sé que panser; car vous n’êtes pas encore d’eage de haublyer [oublier] ryen de cet que aymés et de revenir enn anfanse [enfance]; encore moyns que soyés malade, je ne le croy pas, car tout ceulx qui vyenet diset que ne feustes jeamès plus belle; quant à moy, je ne feus jeamès plus sayne ny à vostre comement. Adieu, ma comère«.

<sup>170</sup> »Letters are always written because of absence and are destined to create presence«, SCHULTE, TIPPELSKIRCH, *Introduction*, S. 6. Vgl. DROSTE, *Briefe*, S. 244; KONG, *Lettering the Self*, S. 8; COUCHMAN, »Give birth quickly«, S. 170. Mit dieser Interpretation sind häufig Hinweise auf antike Brieflehren verbunden.

musste<sup>171</sup>. Forschungen zur Frühen Neuzeit als Anwesenheitsgesellschaft, wie sie vor allem bei Schlögl konzeptionell ausgearbeitet wurden, zielen in die gleiche Richtung: Die Gesellschaft der Frühen Neuzeit sei durch die Kommunikation unter Anwesenden, die auf physischer Präsenz beruhte, begründet und bestimmt gewesen. Das heißt, dass Vergesellschaftung letztlich über Anwesenheit erfolgte – und mit Abwesenheit umgegangen werden musste. Wengleich in diesem Modell natürlich auch Abwesenheit vorkam und somit Kommunikation nicht nur unter Anwesenden erfolgen konnte, musste die »Präsenz des Abwesenden« immer wieder hergestellt werden, zum Beispiel durch Rituale und Symbole<sup>172</sup>. Aus der Perspektive der zu überbrückenden Distanz wären Briefe stets eine unzulängliche Kommunikationsform, die letztlich aus Mangel an Alternativen in die Handlungslogiken mündlicher Kommunikation eingebunden wurde und somit *ex negativo* definiert wird. Was heißt das für soziale Beziehungen, wenn doch die Abwesenheit der Verwandten und Eheleute die Normalsituation war<sup>173</sup>? Lösen Briefe sich in der Prämisse auf, dass dadurch Entfernungen überwunden und Anwesenheit hergestellt wurde, oder konnte (und sollte) nicht auch Distanz erst erzeugt werden<sup>174</sup>?

Die Briefe selbst geben tatsächlich einige Hinweise darauf, dass die Kommunikation über die Distanz oft als unzureichend empfunden wurde. Henri de Navarre beispielsweise bat in einem Schreiben an Charles IX, seine lange Abwesenheit möge ihn nicht um die königliche Gunst bringen<sup>175</sup>. Eine zu lange Abwesenheit konnte gefährlich werden. Im akuten Konflikt mit dem jüngsten Sohn François, der gerade mit eigenen Truppen gegen den spanischen König (und entgegen der Politik seines Bruders Henri III) in den Niederlanden war,

<sup>171</sup> Die These von der schriftlichen Kommunikation als mangelhaftem Ersatz des mündlichen Gesprächs ist auch der Interpretationsansatz bei NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 74: »The written words were a substitute and a supplement for what could be exchanged face to face«.

<sup>172</sup> Rudolf SCHLÖGL, *Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34/2 (2008), S. 155–224. Erst im Laufe der Frühen Neuzeit habe die Schrift mehr und mehr die Fähigkeit entwickelt, Abwesenheit zu kompensieren.

<sup>173</sup> Schön formuliert bei NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 14, als »Grundsituation familialen Miteinanders, das Getrenntsein«.

<sup>174</sup> Vgl. die Hinweise auf die Herstellung von Distanz durch Briefe bei ANTENHOFER, MÜLLER, *Briefe*, S. 22; NOLTE, *Familie, Hof und Herrschaft*, S. 386; KONG, *Lettering the Self*, S. 237.

<sup>175</sup> Henri de Navarre an Charles IX, 11.9.1571, in: LMIV, Suppl. Bd. 8, S. 72: »Cependant, Monseigneur, je vous supplie tres humblement que mon absence (que j'espere briefve) ne me face poinct ce tort de m'elongner tant soit peu de vostre bonne grace et souvenance«.

## 2. Briefeschreiben

schrieb die Königinmutter eindringlich: »Je voudrois maintenant estre auprès de vous, pour vous pouvoir dire moy-mesme ce que j'ay délibéré vous escrire par la présente« und drohte, François notfalls persönlich zurückzuholen: »Moy-mesme vous savez que vous suyvis jusques à ce que vous puisse voir et parler à vous, pour essayer de vous y ramener«<sup>176</sup>. Hier zeigt sich, dass Briefe die körperliche Anwesenheit der Beteiligten nicht immer ersetzen konnten und Abwesenheit gerade in Konfliktsituationen tatsächlich ein Problem sein konnte. Das wiederholte Bemühen um persönliche Begegnungen macht deutlich, dass Briefe als Mediatoren zum Aufbau und Pflegen von sozialen Beziehungen auch Grenzen hatten. Catherine de Médicis hat wahrscheinlich die meisten ihrer Kinder mehr oder weniger regelmäßig gesehen, wenn diese sich am Hof aufhielten – das taten nicht nur der König, sondern auch François, Claude, Marguerite, Charles de Lorraine und Henri de Navarre hin und wieder.

Zugleich waren Briefe eine beständige Erinnerung an die Abwesenheit. Jedesmal, wenn sich Schreibende in Briefen räumlich oder zeitlich verorteten, nach Begegnungen strebten, Emotionen kommunizierten oder Abwesenheit beklagten, erinnerten sie zugleich an die Distanz zur Adressatin. Dabei konnten bzw. sollten Briefe eben physische Anwesenheit nicht einfach ersetzen. Schon das Beispiel der Boten hat deutlich gemacht, dass diese keine einfachen physischen Repräsentanten der Absender waren. Als Henri de Navarre dem König schrieb, der Bote werde sich an seiner Stelle dem König zu Füßen werfen und ihm so seine ganze Gewalt und seine ganze Person zur Verfügung stellen, blieb doch eine Diskrepanz: Denn ob sich der König von Navarra selbst dem König vor die Füße wirft oder ob er einen Boten schickt, während er sich selbst in sicherer Entfernung befindet, ist ein Unterschied, der durch die Deutung als physische Repräsentanz tendenziell verschleiert wird.

Wir sind hier mit dem grundlegenden Problem der Frage nach den Logiken und dem Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit konfrontiert. In der historischen Forschung ist mittlerweile Kritik an der Vorstellung von Schriftlichkeit als sich erst in der Frühen Neuzeit langsam entwickelndes Derivat von Mündlichkeit formuliert worden<sup>177</sup>. Stattdessen wird nach verschiedenen Modi und Gebrauch von Schriftlichkeit und Mündlichkeit gefragt und

<sup>176</sup> Catherine an François, 23.12.1580, 3.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 304, 313. Siehe [Kap. 5.2](#).

<sup>177</sup> Die Vorstellung einer noch nicht perfektionierten Schriftlichkeit als Derivat von Mündlichkeit prägt z. B. NEUSCHEL, *Word of Honor*, u. a. S. 103: »Nobles were accustomed to face-to-face communication, and the language with which they perceived and expressed knowledge about their world was still largely an oral one«.

deren Wechselwirkungen in den Blick genommen<sup>178</sup>. So lässt sich feststellen, dass Briefe sich in der Regel auf Briefe bezogen – man hielt schriftlich fest, dass man ein Schreiben erhalten habe. Die Korrespondenzen erwecken nicht den Anschein von direkter Rede bzw. eines Gesprächs, das in Schriftform übertragen wurde<sup>179</sup>. Stattdessen dienten die Briefe selbst als Referenz für die Akteurinnen und Akteure, die damit ihre Handlungen begründen konnten – oder auch ihr Nicht-Handeln, wenn es keine Briefe gab bzw. nicht die richtigen. Schriftstücke hatten dabei den Vorteil, dass sie über Zeit und Raum hinweg verfügbar waren und somit im Gegensatz zum flüchtigen Gespräch eine dauerhafte Referenz darstellen konnten. Das eingangs des Kapitels zitierte Votum des Sekretärs Estienne du Tronchet, dass Schriftlichkeit »peut estre transferee & mandee aux siecles advenir«, zeugt vom zeitgenössischen Bewusstsein dafür. Briefe waren ein Anlass, soziale Beziehungen überhaupt erst schriftlich und sichtbar festzuhalten und eine Kommunikation über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Briefe kommunizierten auf diese Weise mit Briefen<sup>180</sup>. Schriftlichkeit spielte zudem eine besondere Rolle in der Begründung eines Wahrheitsanspruchs: »Tout cet que je vous mende ayst vray«<sup>181</sup>, schrieb Catherine an Charles IX. Briefe sollten Wahrheit sprechen und damit einen Beweis konstituieren; sie übertrafen in diesem Zusammenhang deutlich die Kraft einer mündlichen Mitteilung<sup>182</sup>. Schriftlichkeit machte Briefe zu archivierbaren Objekten, die als Sicherheit für Vereinbarungen oder Positionen dienen konnten. Zugleich nutzten Akteurinnen und Akteure die Eigenlogiken der Schriftlichkeit, um durch die entschleunigte Kommunikation Handlungen zu rechtfertigen.

Es gab auch Grenzen des Handelns mit Schrift; in bestimmten Situationen wurde der Mündlichkeit der Vorzug gegeben. Ein Faktor dabei war die Gefahr eines Missverständnisses durch die briefliche Kommunikation. Für den Umgang mit Gerüchten erschien Anwesenheit und die direkte Konfrontation oft passender. Und mündliche Kommunikation, deren Wirkung und Rechtserheblich-

178 TEUSCHER, Bernische Privatbriefe; SABLONIER, Verschriftlichung; MORSEL, »Brief« und »schrift«.

179 Die Annahme vom »Brief als Unterform der Rede« z. B. bei DROSTE, Briefe, S. 244f.; vgl. WENZEL, Einleitung, S. 13.

180 Zur überzeitlichen und überräumlichen Dauer von Briefen bzw. Schriftstücken Thomas MEIER, Aktenführung und Stigmatisierung am Beispiel des »Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse«, in: Claudia KAUFMANN, Walter LEIMGRUBER (Hg.), Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs, Zürich 2008, S. 50–63, hier S. 51; JUCKER, Vertrauen, S. 211. Auch SCHLÖGL, Kommunikation, S. 206f., betont, dass der Bezug von Briefen auf Briefe auf eigene, mit Schriftlichkeit verbundene soziale Figurationen hinweise.

181 Catherine an Charles IX, 13.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 246.

182 BOUTIER, LANDI, ROUCHON, Introduction, S. 17.

## 2. Briefeschreiben

keit für das Spätmittelalter ohnehin betont wurde, war auch noch im 16. Jahrhundert in der königlichen Herrschaft wirkmächtig<sup>183</sup>. Mündlichkeit bot zudem den Vorteil, sich der unter Umständen gefährlichen, sichtbaren und festlegenden Schriftlichkeit mit ihrem Wahrheitsanspruch und Referenzcharakter zu entziehen. Gerade in den Verhandlungen während der Religionskriege wurde weitestgehend auf mündliche Kommunikation vor Ort gesetzt. Hier wurden Briefe vor allem eingesetzt, um Abwesende zu informieren (wie während Catherines Verhandlungen mit Henri de Navarre 1578, über die sie Henri III per Brief informierte) oder um Gesandte zu beglaubigen (wie in den Verhandlungen mit François 1575). Solange nichts schriftlich festgehalten war, konnten verschiedene Optionen offenbleiben, so dass die Beteiligten sich noch nicht festlegen mussten. Während zwar Schriftstücke unter Umständen Interpretationsspielraum boten, war dieser doch in der mündlichen Kommunikation weit größer.

Dabei standen mündliche und schriftliche Kommunikationspraktiken in ständiger Wechselwirkung miteinander<sup>184</sup>. Während die hier untersuchten Briefe teilweise mündliche Rede wiedergaben, ist der umgekehrte Fall, die Umwandlung von Briefinhalten in mündliche Äußerungen, noch weit häufiger belegt<sup>185</sup>. Die Aufforderung, jemanden etwas hören zu lassen (*faire entendre*) – einen Briefinhalt – war eine übliche Praktik der Kommunikation. Das Verb *entendre* bezog sich nicht nur beispielsweise auf Gerüchte, sondern auch ein Brief wurde gehört, indem er vorgetragen wurde. Damit war nicht unbedingt das genaue Vorlesen des Briefes gemeint, sondern es konnte ebenso eine mündliche Weitergabe der Informationen impliziert sein, die keine exakte Wiedergabe des Schriftlautes war. Beides konnte potentiell ein noch breiteres Publikum erreichen und war durch den Bezug auf den Brief wiederum mit einem stärkeren Wahrheitsanspruch verbunden.

Die Frage, welche konkreten Inhalte schriftlich oder mündlich kommuniziert wurden, ist schwierig zu beantworten. Wie ist die ausgesprochen häufige Formulierung zu verstehen, der Bote werde mündlich das *surplus* berichten? Handelt es sich dabei um das eigentlich Wichtige der Kommunikation oder eben wörtlich zu verstehen um das »Mehr«, das zusätzlich zum zentralen Inhalt mitgeteilt wurde? Wenn Henri de Navarre am Ende eines langen Briefes an den

183 HEINIG, Der König, S. 32.

184 TEUSCHER, Bernische Privatbriefe, S. 382; vgl. NOLTE, »Pey eytler finster«, S. 182; WENZEL, Einleitung.

185 Mündliche Rede im Brief z. B. bei Catherine an Henri III, 20.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 156. Siehe KONG, Lettering the Self, S. 7f., zur »distinctly oral component« von Briefen.

König schrieb: »[J]e remettray le surplus sur le s<sup>r</sup> de Lesignan«<sup>186</sup>, heißt das, dass uns die wichtigste Information entgeht? Aufschlussreich ist hier ein Schreiben von Henri III an seinen jüngeren Bruder François: »Monsieur le maréchal vous contera toutes nouvelles qu'il me fera finyr plus tost ceste lettre pour ne vous importuner; seulement vous supliery me tenyr pour frere qu'il vous servyra«<sup>187</sup>. Alle womöglich gefährlichen Informationen des neuen Königs von Polen, die nicht in fremde Hände fallen durften, vertraute Henri dem Boten an. Die Beziehung zu seinem Bruder hingegen fand ihren Ort im Brief, der auf diese Weise als sichtbare Erinnerung und Stärkung des brüderlichen Verhältnisses im Konflikt fungierte. So ist davon auszugehen, dass Schriftlichkeit oder Mündlichkeit bewusst gewählt wurden und damit schon ein Teil der Nachricht selbst waren. Die Schriftlichkeit der Briefe war mit einem Wahrheitsanspruch, einem überzeitlichen Referenzcharakter und dem dauerhaften, sichtbaren Festschreiben von Intentionen, Ansprüchen und sozialen Beziehungen verbunden, die ihnen eine besondere Kraft gaben.

### 2.4 Briefe in Beziehungen, Beziehungen in Briefen

Ich habe in der Einleitung der Arbeit aus einem Brief von Catherine de Médicis zitiert, in dem die Königinmutter argumentierte, sie brauche keine schriftliche Vollmacht des Königs in Verhandlungen mit den Protestanten, denn sie sei ja schließlich seine Mutter und hätte seine eigenhändigen Briefe. Catherine sah sich also allein aufgrund ihrer mütterlichen Position und der Briefe zum selbstständigen Handeln berechtigt. Die Königinmutter und der Brief bildeten eine Einheit, die königliche Autorität beanspruchte und dafür keiner weiteren Legitimation bedurfte; verwandtschaftliche Beziehungen und Schriftlichkeit bildeten einen Herrschaftsanspruch. Wie wurden diese Beziehungen in und mit Briefen gestaltet?

Die historische Forschung hat Briefen schon seit einiger Zeit performative und interaktive Fähigkeiten zugesprochen. Fürstliche Briefe wurden als »Handlungsinstrument« bezeichnet; Roper stellte für Martin Luther fest: »Luther used letters to make things happen«<sup>188</sup>. Nicht von ungefähr zog die Königinmutter zu Beginn ihrer Regentschaft die Kontrolle über die Sekretäre und die Briefkommunikation an sich und gab sie nie wieder ganz aus den Händen. Briefe

186 Henri de Navarre an Henri III, 21.12.1582, in: LMIV, Bd. 1, S. 489.

187 Henri III an François, 25.3.1574, in: LHIII, Bd. 1, S. 332f.

188 ROPER, »To His Most Learned and Dearest Friend«, S. 288. Zum Handlungsinstrument RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 223. Vgl. auch KONG, Lettering the Self, S. 236; BOUTIER, LANDI, ROUCHON, Introduction.

## 2. Briefeschreiben

waren jedoch mehr als ein kontrollierbares Instrument und stets mit Unwägbarkeiten verbunden. Sie konnten in bestimmten Situationen ihre Rechtsqualität entfalten und in anderen als reziproke Gaben fungieren; Eigenhändigkeit war eine Ehrerweisung, die auch wieder entzogen werden konnte, wie wir sehen werden. Die Akteurinnen und Akteure machten sich die Eigenlogiken der Briefe und ihre Schriftlichkeit zunutze, setzten sie ein und mussten zugleich mit ihnen umgehen<sup>189</sup>. Die Kommunikation musste beständig aufrechterhalten werden, um die Beziehungen zueinander stabil zu halten oder auch neu zu interpretieren und verpflichtende Verbindungen zu erzeugen. Dennoch ist davon auszugehen, dass Beziehungen nicht nur situativ in Briefen bestanden, sondern mit der Zeit an Gewicht gewinnen konnten, und dass regelmäßige Begegnungen förderlich für ihre Stabilität waren<sup>190</sup>. Die Reproduktion von verwandtschaftlichen Beziehungen war dabei untrennbar mit der Aushandlung von Autorität und Hierarchien, aber auch von Anerkennung und sozialer bzw. emotionaler Nähe verbunden<sup>191</sup>.

Im spezifischen Kontext der Königsherrschaft im 16. Jahrhundert waren die Briefe von Catherine de Médicis und ihren Kindern zugleich immer auch politische Schreiben. Ich habe argumentiert, dass diese Briefe einen sichtbaren und offiziellen Charakter hatten sowie formeller waren als Schreiben an Gesandte oder Hofdamen und dass sie eine bestimmte Version der französischen Königsfamilie bzw. des Verwandtseins aufzeichneten und verhandelten. Dies heißt zugleich nicht, dass man einfach davon ausgehen könnte, dass diese verwandtschaftlichen Beziehungen rein funktional waren, nur politischen Zwecken dienten und mit ›echten‹ emotionalen Bindungen nichts gemein hatten. Im Folgenden werde ich dem Stellenwert von Briefen in den verwandtschaftlichen Beziehungen und der Herrschaftspraxis weiter nachgehen, anhand von

<sup>189</sup> Hier knüpfe ich an eine Definition von Reckwitz an, der auf die Bedeutung von materiellen Objekten hinweist, »deren sinnhafter Gebrauch, deren praktische Verwendung Bestandteil einer sozialen Praktik oder die soziale Praktik selbst darstellt. In diesem sinnhaften Gebrauch behandeln die Akteure die Gegenstände mit einem entsprechenden Verstehen und Know-how, das nicht selbst durch die Artefakte determiniert ist. Andererseits und gleichzeitig erlaubt die Faktizität eines Artefakts nicht beliebigen Gebrauch und beliebiges Verstehen«, RECKWITZ, *Grundelemente*, S. 291.

<sup>190</sup> Vgl. NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 119, zur These, dass Beziehungen zwischen Adligen »accumulated weight«.

<sup>191</sup> *Ibid.*; Alison FINDLAY, »Highe excellente Queene«. The Rhetoric of Majesty in Diplomatic Letters Relating to Mary Queen of Scots, in: OAKLEY-BROWN, WILKINSON (Hg.), *The Rituals and Rhetoric of Queenship*, S. 118–130. Die Forschungen zu Briefen als Medien von Freundschaft und familialen Beziehungen, vor allem im Adel, sind zahlreich. Exemplarisch siehe RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«; MÜLLER, *Herrschermedium*.

Beziehungsbegriffen in Briefen, ihrer Funktion als Gaben, ihrer potentiellen Rechtsqualität und der Funktion von Anreden und Abschiedsformeln für die Konstitution einer Kinderschar der Königinmutter.

### 2.4.1 »Vous conésés asés sete mayn«. Eigenhändigkeit

Die hier untersuchten Personen schrieben sich mehrheitlich eigenhändige Briefe; die von Sekretären verfassten Briefe enthielten immer eine eigenhändige Schlussformel und Unterschrift<sup>192</sup>. Gellard hat berechnet, dass Catherine knapp 14 Prozent der überlieferten Briefe eigenhändig verfasste, die hauptsächlich an den französischen Hochadel und europäische Herrscherinnen und Herrscher gerichtet seien<sup>193</sup>. Wenn man den Fokus hingegen auf die Korrespondenzen mit den Kindern und Schwiegerkindern legt, dann ist festzustellen, dass über die Hälfte der Briefe der Königinmutter Autografen sind<sup>194</sup>. Breitere Forschungen zur Eigenhändigkeit in Mittelalter und Früher Neuzeit stehen bislang noch aus, so dass wenige Vergleiche möglich sind. Es lässt sich jedoch beobachten, dass sich seit dem Spätmittelalter eigenhändiges Schreiben von Herrscherinnen und Herrschern immer weiter ausbreitete. Im 14. Jahrhundert wurde die eigenhändige Unterschrift üblich, zunächst unter Königsurkunden, später auch unter Briefen<sup>195</sup>. Im 15. Jahrhundert verfassten Fürstinnen und Fürsten zunehmend eigenhändige Briefe, vor allem innerhalb verwandtschaftlicher Beziehungen; zugleich werteten Humanisten Autografen in dieser Zeit auf als »Spiegel der Seele«. Im 16. Jahrhundert war eigenhändiges Schreiben von Briefen sehr viel üblicher<sup>196</sup>.

In den Briefen selbst lassen sich kaum Aussagen zu, geschweige denn Begründungen für Eigenhändigkeit finden. Selbst der einfache Hinweis, eigenhändig geschrieben zu haben, fehlt in der Regel – Eigenhändigkeit musste nicht

<sup>192</sup> »Eigenhändigkeit« bezeichnet hier die Praktik des eigenhändigen Schreibens von Briefen oder Teilen von Briefen durch Catherine de Médicis und ihre Kinder – im Gegensatz zu den durch Sekretäre ausgefertigten Briefen. »Autografen« sind diejenigen Briefe, die vollständig selbst geschrieben wurden durch Absender oder Absenderin, was auch die äußere Adressierung miteinschließt.

<sup>193</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 94.

<sup>194</sup> Dies war nicht für alle Personen gleich: Henri de Navarre z. B. griff etwas seltener selbst zur Feder (etwa ein Drittel seiner Briefe an die königlichen Verwandten sind Autografen), während Marguerite 350 von 470 überlieferten Briefen eigenhändig verfasst hat.

<sup>195</sup> NOFLATSCHER, *Zur Eigenhändigkeit*, S. 148.

<sup>196</sup> NOLTE, »Pey eytler finster«; HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 308; NOFLATSCHER, *Zur Eigenhändigkeit*, S. 141 (Zitat). Vgl. BUCHHESTER, *Die Familie*, S. 273–280.

## 2. Briefeschreiben

beglaubigt werden, sondern war offenkundig. Dass die Königin und ihre Kinder mit den jeweiligen Handschriften der Anderen vertraut waren, zeigt ein wahrscheinlich von François II verfasstes, aber nicht unterzeichnetes Postscriptum unter einem Brief von Catherine an Élisabeth, unter dem die Königin nur ergänzte: »Vous conésés asés sete mayn«<sup>197</sup>. Formal lassen sich Autografen von Kanzleischreiben dadurch unterscheiden, dass in Letzteren die Sprache etwas formelhafter, die Rechtschreibung einheitlicher und die Datierungen häufiger waren. Catherine de Médicis als italienische Muttersprachlerin hingegen schrieb Französisch so, wie sie es sprach und hörte, so dass man ihre Briefe oft nur verstehen kann, wenn man sie laut liest<sup>198</sup>. Und auch die eigenhändigen Briefe der Kinder weichen sprachlich-formal zumindest leicht von Kanzleischreiben ab, so dass sie unterscheidbar sind.

Autografen werden häufig als individuellere Selbstzeugnisse gewertet, da die Schreibenden ohne einen Sekretär als Zwischenstation einen eigenen Sprachstil verfolgen konnten und persönlicher kommunizierten<sup>199</sup>. Wenngleich die Anzahl und Ausgestaltung eigenhändiger Briefe die Kompetenz der Schreibenden und einen individuellen Umgang mit Sprache demonstrieren können, sind Autografen jedoch weder formlos, noch lässt sich von ihnen auf ein unmittelbares Selbstzeugnis schließen. So ist auch bei Autografen nicht gesichert, dass nur die Schreibenden über Formulierungen und Inhalte bestimmten, da zum Beispiel Sekretäre Vorlagen geliefert haben könnten oder andere Personen Vorgaben machten – wie im Fall der Königinmutter, die ihren Kindern schrieb, was sie anderen schreiben sollten. Ein Konzept von Autorschaft auf eigenhändige Schreiben anzuwenden, wäre deshalb verfehlt. Auch ist bei Briefen, die durch Sekretäre abgefasst wurden, nicht einfach davon auszugehen, dass diese Schreiben weniger persönlich waren als Autografen. Es ist zu vermuten, dass die Absender oft Entwürfe oder Vorgaben lieferten und die Ausfertigungen der Sekretäre überprüften, bevor sie sie unterzeichneten. Sie verfügten jedoch auch teilweise über Sekretäre, denen sie Vertrauen schenkten und freie Hand ließen, wie bei Catherine und Claude de Laubespine in den Jah-

<sup>197</sup> Catherine an Élisabeth, [Sept. 1560], in: LCM, Bd. 1, S. 565.

<sup>198</sup> Einen kurzen Überblick zu Catherines Sprache in ihren Briefen bietet Karl GEBHARDT, Catherine de Médicis (1519–1589) et la langue française, in: Robert SAUZET (Hg.), Henri III et son temps, Paris 1992, S. 21–38. Stark formalisierte Sprache wie »j'ay esté suppliée de la part de mon cousin le connestable de vous prier bien affectueusement vouloir tant faire pour moy«, Catherine an Élisabeth, 26.3.1561, in: LCM, Bd. 1, S. 176, ist eindeutig Kanzleischreiben zuzuordnen.

<sup>199</sup> NOLTE, »Pey eytler finster«, S. 184, 191.

ren 1561 bis 1567<sup>200</sup>. Und schließlich lassen sich Inhalte von Autografen und Kanzleischreiben nicht grundsätzlich unterscheiden, weisen doch eigenhändige Schreiben nicht unbedingt besonders intime Themen auf.

Dennoch lassen sich bestimmte mit Autografen bzw. Kanzleischreiben verbundene Praktiken herausarbeiten. So ist auffällig, dass gerade Empfehlungsschreiben in der Regel von Sekretären gefertigt wurden. Dies ließe sich dadurch erklären, dass es sich um häufige Vorgänge handelte, die von den Sekretären aufgrund von Kanzleiformeln routinemäßig ausgefertigt wurden. Allerdings weist ein Schreiben von Catherine an ihre Tochter auf darüberhinausgehende Implikationen von Eigenhändigkeit hin. »Madame ma fille«, schrieb Catherine 1560 an Élisabeth,

je suis bien souvent importunée de beaucoup de jeans pour vous prier d'estre de vostre mayson ou de celle du roy vostre mari, que je ne conoys point, que je ne suis ausi refuseur pour l'amour de seus qui m'an prie [sic]. Pour sete aucasion, je vous ay bien voleu fayre set mot, afin que quant aurés mes lettres pour sete aucasion, s'ele ne sont ayscriptes de ma mayn, que vous ne vous en metiés pas aultrement en pouyne [peine], et nan fasiés rien davantage que set que voldrés, come set je ne vous en navés rien ayscript ni prié<sup>201</sup>.

Sie werde ständig von allen möglichen Leuten um Aufnahme in das Haus der spanischen Königin oder ihres Mannes gebeten, die sie gar nicht kenne, aber auch nicht ablehnen könne. Deshalb forderte die Königinmutter ihre Tochter auf, diese Briefe zu ignorieren, sofern sie nicht eigenhändig seien, und so zu tun, als ob sie gar nichts erhalten hätte. Hier ist Eigenhändigkeit mit einer politischen Strategie verbunden, die eine Botschaft an die Empfängerin vermittelte, ein Code, der lesbar war<sup>202</sup>.

Die Zeichenhaftigkeit von Eigenhändigkeit ist von der historischen Forschung vielfach betont worden. Dies beginnt mit dem eigenhändigen Schreiben als physische Praxis, die mit einem besonderen Aufwand verbunden war und deshalb als Aufmerksamkeit gelten konnte. Auch die Herstellung quasi-physischer Anwesenheit des Schreibenden ist eine mögliche Funktion von Eigenhändigkeit, die mit der körperlichen und zeitlichen Investition zusammenhängt<sup>203</sup>.

<sup>200</sup> Laubespines Unterschriften finden sich unter vielen Briefen, die nicht an die Kinder adressiert sind. SUTHERLAND, *The French Secretaries*, S. 112f., beschreibt die enge Zusammenarbeit der Königin mit Laubespine.

<sup>201</sup> Catherine an Élisabeth, [1560], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 499f.

<sup>202</sup> Offenbar war dies kein individueller Code: Auch Kardinal Borghese verwendete zu Beginn des 17. Jahrhunderts bei Empfehlungsschreiben diese Technik. Birgit EMICH u. a., *Stand und Perspektiven der Patronageforschung*. Zugleich eine Antwort auf Heiko Droste, in: *ZHF* 32/2 (2005), S. 233–265, hier S. 242.

<sup>203</sup> HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 322.

## 2. Briefeschreiben

So forderte die Königinmutter ihren Sohn, den König Henri III auf, er solle die »peine d'écriture« auf sich nehmen, und eigenhändig an Henri de Navarre schreiben<sup>204</sup>. Die Rechtfertigung, man habe aufgrund von gesundheitlichen Problemen nicht selbst schreiben können, findet sich häufiger und weist auf ein Bewusstsein für Eigenhändigkeit als physische Anstrengung hin, die bei zu großem Aufwand gesundheitsgefährdend sein konnte<sup>205</sup>. Zugleich diente sie auch als Entschuldigung, um dem eigenhändigen Schreiben auszuweichen, wie die auffallend häufigen Hinweise auf krankheitsbedingten Verzicht auf Eigenhändigkeit in den Briefen Catherines an Philipp II. deutlich machen<sup>206</sup>. Und auf die Bedeutung von Autografen als Aufmerksamkeit, Wertschätzung und Ehrerweisung an die Empfängerinnen und Empfänger weist schließlich die Tatsache hin, dass Eigenhändigkeit, auch wenn sich in den Briefen selbst verhältnismäßig wenige Aussagen dazu finden, sicherlich immer registriert wurde. Es gibt hin und wieder Formulierungen in Briefen, die ein anderes Schreiben als »escript de ma main« oder »escript de la main du secretaire« kennzeichnen. Autografen konnten eine Form von Ehrerweisung sein, die durch die investierte Zeit und physische Anstrengung noch verstärkt wurde. Genauso konnte die eigenhändige Aufmerksamkeit natürlich auch wieder entzogen werden<sup>207</sup>.

Fragen der Ehrerweisung und Aufmerksamkeit, der Zeichenhaftigkeit von und Anwesenheit durch Autografen sind vor allem im Zusammenhang mit der Herstellung, Reproduktion und Aushandlung sozialer Beziehungen zu verorten. So kann Eigenhändigkeit in einigen Fällen die Herstellung von Verbindlichkeit und Nähe zugeschrieben werden – bzw. können Kanzleischreiben als Distanzierung interpretiert werden. In bestimmten Beziehungen, vor allem unter Herrschenden, waren Autografen ein notwendiges Mittel, um verwandtschaftliche Nähe zu bezeugen und Verbindlichkeit aufrechtzuerhalten. Catherine forderte ihren Sohn Henri III während eines Konflikts mit dem jüngeren François auf, an Elisabeth I. einen eigenhändigen Brief zu schreiben, um die Freundschaft mit ihr zu stärken: »[B]ien vous dirè-ge qu'il [der Botschafter in England, La Mothe-Fénélon] désire que fasiés conestre alla royne d'Engleterre, par une letre de vostre mayn que fayrés, combien désirés cet bien pour vostre frère et pour

<sup>204</sup> Catherine an Henri III, 4.10.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 55. Zur Anstrengung NOLTE, »Pey eytler finster«, S. 178.

<sup>205</sup> Vgl. François an Marguerite, 18.4.1584, BNF Ms., Fr. 20434, fol. 114r: »[Q]ue ie ne puis escrire de ma main ce que les medecins m'ont deffendu pour un temps«.

<sup>206</sup> Vgl. z. B. Catherine an Philipp II., 22.3.1569; 11.6.1569; 3.1.1573, in: LCM, Bd. 3, S. 233f., 244f.; Bd. 4, S. 152.

<sup>207</sup> Zur Eigenhändigkeit in der brieflichen Kommunikation zwischen Herrscherinnen und Herrschern ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, Kap. 1 u. 2. Vgl. NOLTE, »Pey eytler finster«, S. 194f.; NOFLATSCHER, *Zur Eigenhändigkeit*, S. 156.

augmenter l'amytié entre vous et aylle [elle] et ausi qu'i vous pleut y envoyer quelque un de vostre part«<sup>208</sup>.

Eigenhändige Briefe konnten auf diese Weise Respekt ausdrücken und dabei eine Beziehung zwischen Verwandten konstituieren, die in der Eigenhändigkeit sichtbar wurde. Sie gingen durch die Umgehung der Kanzlei durch weniger Hände und kreierten somit eine andere Form von Intimität<sup>209</sup>. Freundschaft und Zuneigung verlangten häufig nach Autografen; gerade in familialen Beziehungen wurde dies geradezu erwartet. Dennoch bedurfte Nähe zwischen Korrespondierenden nicht unbedingt der Eigenhändigkeit. Auch Hierarchien lassen sich nicht immer an Eigenhändigkeit ablesen. Es ist in der historischen Forschung häufig betont worden, dass Autografen vor allem an Ranggleiche oder Ranghöhere geschrieben wurden, so dass in ihnen Rangverhältnisse sichtbar seien<sup>210</sup>. Dies lässt sich in unserem Fall nicht bestätigen – man schrieb auch an Gesandte und damit rangniedere Personen eigenhändige Briefe, wenn diese geheim bleiben sollten. Eigenhändigkeit lässt sich jedoch am ehesten mit einer Form von Reziprozität verbinden. Denn sie musste erwidert werden; wurde sie das nicht, kam dies einer Beleidigung gleich, wenn nicht eine gute Entschuldigung gefunden wurde<sup>211</sup>.

Während die Zeichenhaftigkeit und Ehrerweisung von Autografen, ihre Funktion in sozialen Beziehungen und ihr Bezug zu physischen Praktiken und Anwesenheit in der Forschung bereits in den Fokus gerückt wurden, ist der Zusammenhang von Eigenhändigkeit mit rechtlicher Verbindlichkeit bislang wenig untersucht worden. Gerade dieser Aspekt ist jedoch zentral, um Eigenhändigkeit in der Herrschaftspraxis der französischen Königsfamilie zu verorten. Die Briefforschung hat Autografen bereits eine eigentümliche Glaubwürdigkeit attestiert; sie wurden als besonders geeignet beschrieben, um Bitten und dringliche Aufforderungen vorzubringen und über die Distanz durchzusetzen. Die Einordnung von Eigenhändigkeit in einen herrschaftlichen Gebrauch kann im Hinblick auf die rechtliche Verbindlichkeit eigenhändiger Schreiben von Catherine de Médicis und ihren Kindern noch stärker konkretisiert werden.

<sup>208</sup> Catherine an Henri III, 7.12.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 175. Vgl. Jeanne d'Albret an Henri de Navarre, 21.2.1572, in: *Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, hg. vom Marquis DE ROCHAMBEAU, Paris 1877, S. 340 »[L]ui [Marguerite] monstrant cella de vostre main elle croye mieulx vostre voullonté«.

<sup>209</sup> Zur Wertung von Eigenhändigkeit als intime Kommunikationsform ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 34.

<sup>210</sup> NOLTE, »Pey eytler finster«, S. 190, 199.

<sup>211</sup> So stellte FINDLAY, »Highe excellente Queene«, fest, dass Elisabeth von England Maria Stuart eigenhändige Briefe bewusst vorenthielt, solange diese keine Beweise für ihre Loyalität geliefert hatte (S. 126).

## 2. Briefeschreiben

Der bereits zitierte Brief Catherines an Henri III, in dem sie schrieb, der König solle Elisabeth I. in einem eigenhändigen Brief deutlich machen, dass er sich ihre Ehe mit François wünsche, um die gegenseitige Freundschaft zu stärken, ist aus dieser Perspektive nicht nur ein Zeichen von Respekt, das der Herstellung von Nähe diene. Er erzeugte zugleich einen sicht- und archivierbaren *Beweis* für die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der französischen und englischen Krone, auf den man sich zu einem späteren Zeitpunkt wieder beziehen konnte. Es ist anzunehmen, dass Autografen und auch eigenhändiges Schreiben generell eine Form von rechtlicher Verbindlichkeit erzeugen konnten, vergleichbar fast mit der Unterschrift auf Urkunden. Ott hat auf die rechte Hand (erhoben, ausgestreckt, verschränkt etc.) verwiesen, die schon im Mittelalter eine Gebärde von juristischer Bedeutung war und in zahlreichen Darstellungen des 14. bis 16. Jahrhunderts für verschiedene Arten von Verträgen auftaucht. Während er jedoch davon ausgeht, dass diese Gebärden ihre juristische Bedeutung mit zunehmender Schriftlichkeit verloren und stattdessen stärker affektiv zu lesen seien, argumentiere ich, dass sie in Form von Eigenhändigkeit als (meist) mit der rechten Hand ausgeführte physische Praktik nach wie vor auch eine juristische Relevanz hatten<sup>212</sup>. Hier zeigt sich zugleich ein Wandel vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, denn während mittelalterliche Herrscher zur Durchsetzung ihres Wortes nicht die eigene Hand und Feder brauchten (dies war die Aufgabe der Sekretäre), trug die Handschrift der Herrschenden im 16. Jahrhundert eine eigene legale Autorität<sup>213</sup>. Autografen wurden sozusagen zu »markers of ›the movement of the royal hand‹«<sup>214</sup>. Erasmus stellte in diesem Sinne die rethorische Frage, wer denn wohl einen König nicht respektieren könne, der eigenhändig einen Brief ausführte<sup>215</sup>. Allinson beschreibt, wie Königin Elisabeth I. sich auch im hohen Alter weigerte, das Briefeschreiben an andere Herrschende ihren Räten und Sekretären zu überlassen, um dieses zentrale Herrschaftsinstrument nicht aus der Hand zu geben. Zugleich bildeten Elisabeths eigenhändige Briefe für Catherine de Médicis eine wichtige Legitimation ihrer Herrschaftsposition nach dem Ende der Regentschaft, da Elisabeth

212 Norbert H. OTT, Der Körper als konkrete Hülle des Abstrakten. Zum Wandel der Rechtsgebärde im Spätmittelalter, in: Klaus SCHREINER, Norbert SCHNITZLER (Hg.), Gepeinigt, begehrt vergessen. Symbolik und Sozialbezug des Körpers im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, München 1992, S. 223–241. Vgl. NOFLATSCHER, Zur Eigenhändigkeit, S. 150, zur »potestas des schreibenden Fürsten« aufgrund körperlicher Anwesenheit.

213 ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 1, 24.

214 FINDLAY, »Highe excellente Queene«, S. 126.

215 So in seiner Schrift »De recta Latini Graecique sermonis pronunciatione« (1528), zit. bei ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 1.

eben nur an ranggleiche Personen eigenhändig schrieb und Catherine offensichtlich als solche anerkannte<sup>216</sup>. Mehr noch als Schriftlichkeit generell war Eigenhändigkeit auch etwas, das man in bestimmten Situationen – beispielsweise in Verhandlungen – gerne vermeiden wollte. Denn Eigenhändigkeit konnte wegen ihres Beweischarakters und der damit verbundenen rechtlichen Wirksamkeit gefährlich werden. So verwahrte sich Henri de Navarre in einem Schreiben an Catherine dagegen, einen Brief selbst unterzeichnet und gesiegelt zu haben. Dies sei »tellement faux et controuvé que je n’y ay pas encores seulement pensé«<sup>217</sup>. Die potentielle rechtliche Wirksamkeit von Briefen ist insofern ein zentraler Punkt, der sich nicht nur in Eigenhändigkeit und Unterschriften erschöpfte.

### 2.4.2 Dokumente mit rechtlicher Relevanz. Briefe als Zeugen, Beglaubigungen und Beweise

Was ist mit rechtlicher Relevanz gemeint? Briefe der Königsfamilie oder des Hochadels waren keine Rechtsdokumente im engeren Sinne wie beispielsweise Verträge oder Urkunden. Im Zusammenhang der Eigenhändigkeit wurde jedoch die Beweiskraft von Briefen bereits deutlich, ihre Verbindlichkeit, auf die man zu einem späteren Zeitpunkt zurückkommen konnte. Dass Briefe in der Frühen Neuzeit rechtliche Funktionen haben konnten, ist von der historischen Forschung teilweise anerkannt worden. Allinson bezeichnet einen königlichen Brief als »pseudo-legal document«, das eine besondere Autorität innehatte. Verfassungsgeschichtliche Untersuchungen zur französischen Monarchie weisen auf die verpflichtende Kraft hin, die königliche Schriftlichkeit gehabt habe. Und Neuschel betonte das Gewicht einer Unterschrift unter Briefen, die Macht und Identität vermittelt habe<sup>218</sup>. Dennoch ist wenig über konkrete Praktiken mit Briefen bekannt, in denen ihnen rechtliche Relevanz zukam. Die Briefe der französischen Königsfamilie – nicht nur die des Königs – hatten jedoch grundsätzlich das Potential eines rechtlichen Dokuments. Sie konnten bei Bedarf zu Beweisen werden, als Beglaubigung dienen und zu Zeugen werden. Die Briefe selbst geben Hinweise auf solche Praktiken. Dies beginnt schon

<sup>216</sup> Ibid., S. 18, 109.

<sup>217</sup> Henri de Navarre an Catherine, 29.7.1579, in: LMIV, Bd. 1, S. 240. Man habe »vous avoir fait entendre que j’aye envoyé audict s<sup>r</sup> mareschal vostre lettre-patente, signée et scelée de ma main et de mon seau, en blanc, pour pouvoir escrire tout ce qu’il veult et desire«.

<sup>218</sup> ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 185; MOUSNIER, Les institutions, Bd. 2, S. 233; NEUSCHEL, Word of Honor, S. 109.

## 2. Briefeschreiben

bei der einfachen Bemerkung, man müsse etwas erst schriftlich haben, bevor man es glauben könne. So schrieb Catherine an Henri III, sie habe bisher von den Ständen nichts Schriftliches erhalten; der Behauptung, ihr jüngster Sohn François habe neun Städte bekommen, entgegnete sie »Voire en papier«<sup>219</sup>. Briefe dienen hier als Beglaubigung einer Handlung, so wie sie auch als Beglaubigung des Boten fungieren und seine Autorität bezeugen konnten. Sie waren ein regelrechter Beweis, eine Sicherheit, die nur das schriftliche Dokument bieten konnte. Einfache Briefe konnten dabei gegenüber anderen Dokumenten wie den *déclarations* oder auch den *lettres de justice* und anderen Briefgattungen der königlichen Kanzlei jedoch nicht immer standhalten. Ihr rechtliches Potential war weniger eindeutig und stärker kontext- und personenabhängig.

Die Beteuerungen, eine Sicherheit (*assurance*) oder ein Versprechen in Form eines Briefes zu haben oder zu benötigen, finden sich immer wieder in der Korrespondenz der königlichen Verwandten. Die Königinmutter gebrauchte Briefe so in Verhandlungen mit Henri de Navarre als Bestätigung ihrer Glaubwürdigkeit, indem sie ihre Versprechen schriftlich festhielt<sup>220</sup>. Noch präsenter ist die explizite Bezugnahme auf den Brief als Zeugen. Ähnlich wie der Bote als Zeuge für die Handlungen, Intention und Glaubwürdigkeit des Absenders oder der Absenderin fungierte, konnten auch Briefe eine solche Funktion haben. Oft wurden sie dabei durch den Boten ergänzt. Sie boten den Vorteil einer materiellen Sicherheit in Form von Tinte und Siegel auf Papier, die man gegebenenfalls anderen Personen zeigen und auf die man zu einem späteren Zeitpunkt wieder zurückkommen konnte.

Bezeugen konnten Briefe (wie auch Boten) nicht nur Emotionen wie Freude (»vous tesmongner par mes lestres combien celle [der Brief] quil vous avoit pleu mescrire maportoit dheur [de bonheur] et contanteman«) oder Missfallen (»la lettre que j'ay eu cest honneur de recevoir de Vostre Majesté, du premier de ce moys, tesmoignant le déplaisyr que cest attemptat vous a apporté«)<sup>221</sup>. Besonders wirksam waren sie zudem als Beleg von Absichten. Hier tritt vor allem die Korrespondenz von Henri de Navarre in den Vordergrund, der Briefe gerade im konflikthaften Verhältnis zu Henri III häufig als Zeugen seiner und des Königs *intentions* einsetzte: »[J]e n'ay voulu faillir de vous faire ceste responce pour vous rendre tesmoynage de ma droicte intention«, versicherte er so dem König; zugleich erinnerte er Henri III, »que par

<sup>219</sup> Catherine an Henri III, 6. u. 7.5.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 16.

<sup>220</sup> Catherine an Henri de Navarre, 22.2.1587, *ibid.*, Bd. 9, S. 183: »[J]e vous prometz par la presente et vous assure, sur mal foy et honneur, que, soict paix, soict guerre, ladicte somme de VII<sup>m</sup> V<sup>c</sup> escuz vous sera fournye«.

<sup>221</sup> Marguerite an Philipp II., [Ende 1587], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 328; Henri de Navarre an Henri III, 17.8.1581, in: LMIV, Bd. 1, S. 400.

tant de lettres avez tousjours declairé vostre intention estre telle«<sup>222</sup>. Dies weist auf ein Grundverständnis von Briefen als potentiell rechtsrelevante Dokumente hin, die aufgrund ihrer Form von Schriftlichkeit als Beweisstücke bindende Kraft hatten.

Es gibt allerdings relativ wenige Beispiele, die explizit auf die Zeugnenschaft und Beweiskraft von Briefen in einem rechtlichen Sinne eingehen. Briefe hatten zwar dieses Potential, es wurde aber oft nur virulent, wenn es keine anderen schriftlichen Dokumente gab. Der Konflikt von Henri III und Catherine mit François im Herbst 1575 lässt solche spezifischen Praktiken erkennen. Die Königinmutter schrieb an ihren Sohn, den König, dass sie durch einen Boten eine Antwort aus Angoulême erhalten habe (die Stadt hatte sich geweigert, François einzulassen). Die Briefe, die Catherine von dort bekam und die sie ihrem Brief an Henri III als Beweise beifügte, seien »ung manifeste tesmoignage de désobéissance«. Und die Schreiben waren für Catherine nicht nur Zeugnis des Ungehorsams dem König gegenüber – bereits ein gravierender Vorwurf an sich –, sondern ein Beweis, der ausreichte, um die Stadt der Majestätsbeleidigung anzuklagen: Henri solle »les condamner comme criminels de Lèse-Majesté, déclarant confisquez leurs corps et biens sur la preuve résultant de leurs lettres, qui doyt suffire sans aultre formalité«. In einer Situation wie der jetzigen, so Catherine, seien Briefe ein ausreichender Beweis, um das Parlament tätig werden zu lassen<sup>223</sup>.

Das Beispiel zeigt, was die möglichen Konsequenzen von Briefen sein konnten, wenn sie als rechtsrelevante Dokumente fungierten. Wenngleich Catherines Schreiben nahelegt, dass sie in einer anderen Situation die Briefe nicht für ausreichend befunden hätte, um das Parlament anzurufen, konnten sie hier zu Beweisen werden. Zentral für die Beweiskraft von Briefen wiederum war eben, dass man zu einem späteren Zeitpunkt auf sie zurückkommen konnte. »Mon Maistre! guardés ceste lettre, pour, si vous me croyés et qu'il vous en arrive mal, me le reprocher; aussy qu'elle me serve d'acte de ma fidelité, si vous ne me croyés et que vous en treuviés mal. Monstrés cet advis à qui il vous plaira«<sup>224</sup>, schrieb der König von Navarra an Henri III, nachdem der König und sein Thronfolger sich wieder angenähert hatten, so dass es Henri de Navarre möglich war, seinen Schwager vertraulich als »Mon Maistre« zu bezeichnen. Der Brief solle als Pfand dienen, wenn Henri III das Vertrauen in Henri de Navarre einmal bereuen würde, und zugleich als Akt der Treue, wenn der König ihm nicht mehr glaube. Dabei war dieser Brief mit seiner besonderen

<sup>222</sup> Henri de Navarre an Henri III, 4.2.1580, 19.6.1581, *ibid.*, Suppl. Bd. 8, S. 165, Bd. 1, S. 375.

<sup>223</sup> Catherine an Henri III, 3.12.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 170.

<sup>224</sup> Henri de Navarre an Henri III, [6.6.1589], in: LMIV, Bd. 2, S. 498.

## 2. Briefeschreiben

Anrede gerade kein intimes Dokument, sondern explizit dafür gedacht, herumgezeigt zu werden. So zeigen besonders die rechtsrelevanten Praktiken mit Briefen nochmals, dass diese wenig mit einem dialogischen Prinzip zu tun hatten, sondern grundsätzlich mehrere Personen mit einbezogen, um überhaupt rechtlich wirksam werden zu können: Jemand musste den Brief mindestens einer weiteren Person zeigen.

Darüber hinaus mussten die Briefe aufbewahrt werden, um als Beweise und Zeugnisse dienen zu können. Nicht nur die Ausgestaltung, der Inhalt, die Unterschrift, das Siegel und die Überbringung begründeten die Autorität von Briefen der königlichen Verwandten. Sondern auch die Tatsache, dass sie in der Kanzlei archiviert wurden, lässt auf den potentiellen Rechtscharakter von Briefen schließen<sup>225</sup>. Nur aufbewahrte Dokumente wiederum konnten gedruckt werden, was im 16. Jahrhundert zu einer üblichen Praxis gerade in Rechtsstreitigkeiten wurde, in denen ein größeres Publikum erreicht und überzeugt werden sollte<sup>226</sup>. Hier zeigt sich zugleich die Gefahr, die mit der Rechtsqualität von Briefen verbunden war – sie konnten die Schreibenden festlegen, ohne dass dies gewollt war. Catherine de Médicis griff in einem solchen Zusammenhang auf eine interessante Taktik zurück, indem sie während Verhandlungen mit den Protestanten von einem Brief von Henri III die Unterschrift einfach abschnitt und ihn so ohne deren bindende Qualität an ihre Tochter Marguerite und ihren Schwiegersohn Henri de Navarre weiterschickte<sup>227</sup>.

Es lässt sich schließlich angesichts der dokumentierten Praktiken des Beweisens, Bezeugens, Aufbewahrens und Herumzeigens von Briefen ein Vergleich zu einer Quellengattung ziehen, deren Rechtsqualität nicht umstritten ist: Urkunden werden in der historischen Forschung eindeutig dem Bereich des Handelns zugeordnet, der mit Recht verbunden war. Zugleich hat die mediävistische Forschung auf ein grundlegendes Problem der Grauzone zwischen verschiedenen Quellengattungen verwiesen: Das Wort *littera* bezeichnete in Europa sowohl Urkunden als auch Briefe; *lettre* war und ist im Französischen polysemantisch und verweist sowohl auf Briefe als auch auf Urkunden und Mandate. Im Deutschen wurde im Spätmittelalter das, was wir heute Briefe nennen würden, tendenziell eher als *schrift* bezeichnet, während Urkunden in

<sup>225</sup> HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 303, hält fest, dass ab dem 15. Jahrhundert Briefe vermehrt aufbewahrt wurden und somit »immer mehr zu einem Dokument [wurden], das politische Vorgänge und Konfliktfälle dokumentieren konnte«.

<sup>226</sup> KÖRBER, Der soziale Ort, S. 254.

<sup>227</sup> »[J]e couppey le bas de ladicte lettre où est vostre seing [signature], et escripviz au doz à madicte fille la royne de Navarre dire à sondict mary ce que lui avez accordé pour ledit proces ainsy qu'elle voioit, et vostre désir que l'on ne me tinst plus en longueur pour nostre conférence«, Catherine an Henri III, 21.–24.1.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 229.

der Regel *briefe* waren, *briefe* aber zugleich auch Briefe im heutigen Sinne bezeichnen konnten<sup>228</sup>. Die französische Verfassungsgeschichte, die zwar eindeutig zwischen verschiedenen *lettres* unterscheidet, ordnet sie doch alle dem königlichen Schriftgut der Kanzlei zu. Holzapfl hat zudem betont, dass Fürstenbriefe sich in einer »Grauzone zwischen Befehls-, Rechtsetzungs- und Mitteilungsdokumenten« bewegten und die Formeln der Kanzlei eher der Urkundensprache entnommen waren als antiken Brieflehren<sup>229</sup>. Die Übergänge zwischen Briefen und Urkunden konnten also fließend sein, so dass die hier behandelten *lettres* der französischen Königsfamilie zwar nicht den äquivalenten Status von Urkunden hatten, aber dennoch eine Rechtsqualität in sich trugen, die auch durch ihre Nähe zu anderen Rechtsdokumenten begründet war. Auch der Gebrauch von Urkunden und Briefen macht dies deutlich: Morsel, der die Semantik von *brief* und *schrift* am Beispiel des spätmittelalterlichen Frankens verdeutlicht hat, unterschied die beiden Dokumenttypen Brief und Urkunde aufgrund ihrer Gebrauchsweisen<sup>230</sup>. Während Urkunden (also *briefe*) mit einer dreiseitigen Kommunikation zwischen dem Aussender, dem Empfänger der Nachricht und dem Empfänger des Dokuments verbunden seien, begründeten Briefe (also *schrift*) ein bipolares Kommunikationsverhältnis zwischen Aussender und Empfänger, wobei Letzterer sowohl das Dokument als auch die Nachricht erhielt.

Die Untersuchung der mit den Briefen von Catherine de Médicis und ihren Kindern verbundenen Kommunikationspraktiken hat nun gezeigt, dass es sich fast nie um eine bipolare Kommunikationsform handelte, sondern stets um eine Kommunikation unter Vielen. Die Nachricht war in den seltensten Fällen nur an den Empfänger des Briefes gerichtet. In den oben beschriebenen rechtsrelevanten Praktiken war das Einbeziehen mindestens einer weiteren Person von zentraler Bedeutung. Und schließlich wurden gerade im Zusammenhang mit ihrem Status als rechtlich relevante Dokumente Briefe auch verfasst, ohne dass eine Antwort erwartet worden wäre, sondern eher im Hinblick auf die schriftliche Fixierung<sup>231</sup>. Auch wenn den hier untersuchten Briefen also nicht derselbe Stellenwert wie Urkunden zukam, lassen sie sich doch anhand ihrer Gebrauchsweisen teilweise auch als Rechtsdokumente verstehen. Dieses Potential, das sich situativ und oft im Konfliktfall zeigte, war eine grundlegende Eigenschaft der Briefe, die es weiter ad absurdum führt, von informeller Kommunikation zu

228 MORSEL, »Brief« und »schrift«, S. 295f.; HEINIG, Der König, S. 44; PARAVICINI (Hg.), Der Briefwechsel, S. 11f.

229 HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 303, 310.

230 MORSEL, »Brief« und »schrift«.

231 ROPER, »To His Most Learned and Dearest Friend«, S. 284, weist darauf hin, dass Luther keine Antwort auf seine Briefe erwartete.

## 2. Briefeschreiben

sprechen. Gerade die potentielle Rechtsqualität von Briefen gab wiederum auch den darin konzeptualisierten und reproduzierten sozialen Beziehungen einen rechtlich relevanten Charakter<sup>232</sup>.

### 2.4.3 Briefe als Gaben

Neben ihrem rechtlichen Potential konnten Briefe innerhalb sozialer Beziehungen auch als Gaben fungieren. Gaben verstehe ich nach Algazi nicht als feste Entitäten oder kohärente Konstrukte, sondern als mögliche Formen von Austausch, als »whole range of models of exchange«<sup>233</sup>. Es ist damit nicht der Gegenstand selbst, sondern die Formen des Austausches geben Dingen oder Handlungen den Charakter einer Gabe. Algazi beschreibt den Austausch von Gaben deshalb als tendenziell offenen Prozess, in dem Bedeutungen – nicht unbedingt explizit – ausgehandelt werden. Der Wert einer Gabe ist auch das Ergebnis dieser Aushandlungen zwischen den Akteurinnen und Akteuren<sup>234</sup>. Letztlich geht es darum, Positionen und Beziehungen immer wieder neu zu definieren, wobei die Bedeutungen der sozialen Transaktionen nicht willkürlich oder unbegrenzt waren<sup>235</sup>.

Wie wurde ein Brief zu einer Gabe? Hier stehen vor allem die verpflichtende Qualität der Korrespondenz im Fokus, die Formen von Reziprozität und die materielle wie symbolische Dimension. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Briefe ein Anlass waren, Kommunikation über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Verbindlichkeit, der Status von Briefen als materielle Objekte und die symbolischen Aspekte sind aus einer relationalen Perspektive nichts Gegebenes, sondern Ergebnisse von Aushandlungen. Catherine de Médicis betonte

<sup>232</sup> Vgl. KONG, *Lettering the Self*, S. 239, zur »letter's critical role in creating binding relationships that claimed public and even legal acknowledgement«. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Beobachtung von Janel MUELLER, »To My Very Good Brother the King of Scots«. Elizabeth I's Correspondence with James VI and the Question of the Succession, in: *PMLA* 115/5 (2000), S. 1063–1071, dass Elisabeth I. Briefe anstelle von Urkunden nutzte, um die Sukzession von Jakob I. auf den Thron zu sichern. Dazu auch [Kap. 4.3.5](#).

<sup>233</sup> Gadi ALGAZI, Introduction. *Doing Things with Gifts*, in: DERS., Valentin GROEBNER, Bernhard JUSSEN (Hg.), *Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange*, Göttingen 2003, S. 9–27, hier S. 22.

<sup>234</sup> »Gifts are not given, fixed entities, but contested constructions of social transactions. The meanings and implications of such transactions are neither evident nor inherent in the acts themselves. Such meanings are ›negotiated‹ between social actors«, *ibid.*, S. 10.

<sup>235</sup> *Ibid.*, S. 12f..

in ihren Briefen ab und zu, dass sie zwar keine Neuigkeiten zu berichten habe, aber trotzdem jede Gelegenheit zum Schreiben nutzen wolle: »Envoyant cet pourteur vers nostre ambassadeur [...], je n'é voulu faillir par mesme moyen vous aysrippe la presente, encore que je n'aye pas grent nouvelles à vous mender pour n'estre rien survenue de nouveault depuis ma derniere letre«<sup>236</sup>, schrieb sie beispielsweise an ihre Tochter Élisabeth. Auf diese Weise erhielt der Brief eine Qualität, die weit über einen reinen Austausch von Informationen hinausging. Stattdessen wurden durch Briefe als Gaben soziale Beziehungen gestärkt. Besonders deutlich wird die Notwendigkeit des Austauschs in einer Formulierung Catherines in einem Brief an ihren Sohn, den König, dass sie keine Gelegenheit auslassen wolle, ihn an sie zu erinnern: »Je ne veult léser passer une ceule aucasion que ne vous fase sovenir de moy«<sup>237</sup>. Der Brief als Erinnerung, als *souvenance*, ist ein häufiges Motiv. Die Schreibenden drückten ihre Zufriedenheit darüber aus, durch einen erhaltenen Brief ein Zeichen dafür zu haben, bedacht bzw. erinnert zu werden, oder sie schrieben wie Catherine mit dem expliziten Ziel, sich in Erinnerung zu bringen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen bedurften dieses stetigen Austauschs von Zeichen der Erinnerung. Weitere Begriffe, die auf den Gabencharakter von Briefen verweisen, sind *honneur*, *grâce* und *faveur*, Ehre, Gunst bzw. Gnade und Gefallen – zentrale Ausdrücke von Klientelbeziehungen, die durch Briefe vermittelt wurden. Neuschel hat in ihrer Untersuchung der französischen Adelskultur betont, dass solche Formen des Austauschs von Höflichkeiten nicht unbedeutende, weil immaterielle Gesten waren, sondern von zentralem Gewicht in der Aushandlung sozialer Beziehungen: »Gestures of courtesy and esteem – wether or not any object, such as a gift, changed hands – were exchanges of substance in that they were exchanges of recognition of status«<sup>238</sup>. So wurden Briefe auch gebraucht, um sich der Gnade bzw. Gunst des Empfängers oder der Empfängerin wieder in Erinnerung zu bringen. »Me ramentevoir [sich zurücksetzen/zurück in Erinnerung bringen] en vostre bonne grace« ist eine in den Briefen vielfach genutzte Formel.

Neben Ehre, Gnade und Gunst, die durch Briefe als Gaben erwiesen wurden, konnten diese auch Emotionen erzeugen, die in den Antwortbriefen beschrieben wurden. Maria Stuart hob mehrfach während ihrer Zeit in Schott-

<sup>236</sup> Catherine an Élisabeth, [6.–12.3.1564], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 130. Tatsächlich ist der Brief trotz dieser Ankündigung relativ lang. Vgl. z. B. auch die Information für Charles IX: »Encore que depuis ma dernière letre yl [il] ne soyt survenue chause digne de vous aystre ayscripte [être écrite], si n'é-ge [n'ai-je] voulu léser de vous faire la pré-sante«, Catherine an Charles IX, 18.6.1569, *ibid.*, Bd. 3, S. 253.

<sup>237</sup> Catherine an Charles IX, 13.6.1569, *ibid.*, S. 246.

<sup>238</sup> NEUSCHEL, Word of Honor, S. 74.

## 2. Briefeschreiben

land und unter Hausarrest hervor, dass die Briefe ihrer Verwandten ihr ein Trost (*consolation*) seien<sup>239</sup>. Und Catherine berichtete Henri III in einem Schreiben, dass sein jüngerer Bruder François dem Herzog von Montpensier einen so guten Brief geschrieben habe, dass dieser darüber weinen musste<sup>240</sup>. Vor allem in tendenziell konflikthaften Beziehungen, wie beispielsweise zwischen Catherine und Philipp II., wurde der Brief explizit als Zeichen der Freundschaft, Liebe und Zuneigung bezeichnet, um seinen Gabencharakter sicherzustellen. Sein letzter eigenhändiger Brief, schrieb die Königinmutter an den spanischen König, sei ihr ein solches Zeugnis »de vostre amytié et bonne volonté« gewesen, dass sie niemals wieder daran zweifeln werde<sup>241</sup>. Tatsächlich mussten solche Bekenntnisse jedoch häufig wiederholt werden, um Harmonie (oder deren Schein) aufrechtzuerhalten. Dieses Gewicht von Briefen als Gaben hängt nicht zuletzt mit ihrer Qualität als materielle Objekte zusammen<sup>242</sup>. Briefe waren Dinge, die man ansehen, berühren und vorzeigen konnte; als physische Objekte hatten sie einen eigenen repräsentativen Wert<sup>243</sup>. Zum Teil beruhte dieser auf der Stellung von Briefen als Zeichen von gelehrten, in der fürstlichen bzw. königlichen Erziehung vermittelten Fähigkeiten<sup>244</sup>. Briefe waren komplizierte Kompositionen und nicht spontane Texte. Durch die Investition von Zeit und Ressourcen wurde so das Briefeschreiben selbst zur Gabe.

Zentral für den Gabencharakter von Briefen ist die Verpflichtung, die Korrespondenz zu erwidern<sup>245</sup>. Auch die verwandtschaftlichen Beziehungen wurden so als verpflichtend reproduziert. Neuschel beschreibt die diversen Formen des Austauschs für den französischen Adel des 16. Jahrhunderts: Es seien brief-

<sup>239</sup> Maria an Philipp II., [1561]; an Élisabeth, 24.9.1568; an Louise, 15.8.1585, in: LIMM, Bd. 1, S. 91; Bd. 2, S. 183; Bd. 6, S. 207. Zum Hausarrest [Kap. 4.3.5](#).

<sup>240</sup> Catherine an Henri III, 6.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 149: »Monsieur de Monpensier ayst alé trover vostre frère, le quel luy ayscript [écrit] une si bonne letre que le bon homme en pluroyt [pleurait]«.

<sup>241</sup> Catherine an Philipp II., [1561], *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 34.

<sup>242</sup> TEUSCHER, Bernische Privatbriefe, S. 376; MORSEL, »Brief« und »schrift«, S. 316; SABLONIER, Verschriftlichung, S. 113.

<sup>243</sup> Vgl. KONG, *Lettering the Self*, die Briefen sogar eine »near-talismanic force« zuschreibt (S. 9); GIBSON, *Significant Space*.

<sup>244</sup> DROSTE, *Briefe*, S. 244–247. Zu spezifischen Anforderungen an Fähigkeiten und Ressourcen durch das jeweilige Medium CRIVELLARI u. a., *Einleitung*, S. 30. Briefeschreiben gehörte zu den Tätigkeiten, in denen fürstliche Kinder ausgebildet wurden.

<sup>245</sup> Nach Igor KOPYTOFF, *The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process*, in: Arjun APPADURAI (Hg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986, S. 64–91, hier S. 69: »Gifts are given in order to evoke an obligation to give back a gift, which in turn will evoke a similar obligation – a never-ending chain of gifts and obligations«.

liche Ehrerweisungen gegen konkrete Gefallen ausgetauscht, Gewinn und Belohnung verhandelt und auf zu begleichende Rechnungen verwiesen worden, so dass die Kommunikation immer weiter fortgeführt wurde<sup>246</sup>. Dass Briefe in irgendeiner Form erwidert werden sollten, musste dabei nicht extra kommuniziert werden; es war eine Selbstverständlichkeit. Catherine wies in ihren Briefen sehr selten auf diese Erwartung hin, da sie anscheinend von einer Erwidderung ausgehen konnte. Häufiger sind hingegen Entschuldigungen dafür, erst sehr spät geantwortet zu haben, oder auch Klagen, man habe gar keine Antwort erhalten. Wenn die Reziprozität nicht gewahrt blieb, war dies nicht nur eine gestörte Kommunikation, sondern eine potentielle Ehrverletzung. Maria Stuart verkündete in einem Brief an Charles IX, da sie keine Antworten auf ihre Schreiben bekomme, werde sie es von nun an unterlassen, ihn weiter zu belästigen<sup>247</sup>. Die Angst, keinen brieflichen Austausch aufrechterhalten zu können, war den Akteurinnen und Akteuren immer wieder präsent<sup>248</sup>.

Die Möglichkeit, keine oder die falsche Antwort zu erhalten, und die Unsicherheit des Absenders, der den Status eines Briefes als Gabe nur durch die Reaktion der Empfängerin aufrechterhalten konnten, weisen schließlich auf die ambivalente Position von Briefen als Gaben hin. Briefeschreiben war immer mit Risiken und Unsicherheiten verbunden, die besonders sichtbar werden, wenn man Briefe als Gaben betrachtet. Es gab gute und schlechte Briefe, die zugleich fehlgeleitete Gaben waren: Die häufigen Hinweise, man habe Angst, jemanden mit zu langen Briefen zu belästigen, sind so auch als Befürchtung lesbar, die Briefgabe werde nicht adäquat aufgenommen. Aus dieser Perspektive sind Briefe als Gaben als Möglichkeit der (Re-)Konstitution von Machtverhältnissen zu sehen. Denn Gaben sind nicht nur eine Form von harmonischer Reziprozität, sondern verweisen zugleich auf die Aushandlung von Legitimität der damit verbundenen sozialen Beziehungen<sup>249</sup>.

246 NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 73f.

247 Maria an Charles IX, 15.9.1568, in: LMM, Bd. 2, S. 181f.

248 Siehe z. B. Catherine an Henri III, 20.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 156: »[J]e n'è eu neulle réponse, qui me met en pouine [peine]«; François an Henri III, 2.4.1582, BNF Ms., Dupuy 211, fol. 80: »[I]e suys atandant le s<sup>r</sup> de laneufville en esperanse que vostre maieste monorera tant par sa reponse que de maseurrer que elle ne ma dutant oublie«.

249 Vgl. GROEBNER, »Gemein« und »Geheym«; DERS., *Gefährliche Geschenke*.

## 2. Briefeschreiben

### 2.4.4 Liebe, Freundschaft, Verwandtschaft. Über Beziehungen und Herrschaft schreiben

Eigenhändigkeit und das Potential der Briefe als Gaben und rechtsrelevante Dokumente prägten soziale Beziehungen, machten sie verpflichtend und reziprok, verbindlich und gefährlich. Mit welchen Begriffen aber schrieb man innerhalb von Briefen über Verwandtschaft? Was war Verwandtsein für die Akteurinnen und Akteure? Wir sind daran gewöhnt, zwischen verschiedenen Beziehungsebenen zu differenzieren. So unterscheidet man häufig – auch in der Forschung – in einer »Blut ist dicker als Wasser«-Logik zwischen Freundschaft und Verwandtschaft anhand des Kriteriums der Freiwilligkeit: Freunde kann man sich aussuchen, Verwandte nicht<sup>250</sup>. In Spätmittelalter und Früher Neuzeit war eine solch klare Unterscheidung jedoch weder selbstverständlich, noch schien sie notwendig. Stattdessen überlagerten und ergänzten sich verschiedene Beziehungsebenen wie Liebe, Freundschaft, Verwandtschaft und Patronage. Das heißt einerseits, dass Beziehungsbegriffe, die in der Verhandlung von Königinmutter-Kinder-Beziehungen verwendet wurden, nie exklusiv damit verbunden waren, und andererseits, dass man, wie Mathieu formuliert, »fast nie nur als Verwandte/r< handelte«<sup>251</sup>. Den Inhalt einer Beziehung genau zu definieren, ist in diesem Sinne kaum möglich, entspricht aber auch nicht den historischen Realitäten<sup>252</sup>. An dieser Stelle sei kurz auf ein Repertoire von Beziehungsebenen und -begriffen hingewiesen, das in den folgenden Kapiteln noch eingehender behandelt wird: Beziehungsbegriffe wie *amour*, *affection* und *amitié*, oder auch *obéissance* und *fidélité* finden sich in fast allen Briefen, ebenso wie die – nicht nur in Briefen der von uns aus heutiger Perspektive als Verwandte identifizierten Personen – omnipräsente Verwandtschaftssemantik<sup>253</sup>. So konnte Henri de Navarre an Jakob VI. von Schottland schreiben: »Monsieur

<sup>250</sup> Dazu SCHUSTER u. a., Verwandtschaft und Freundschaft, S. 3.

<sup>251</sup> MATHIEU, Verwandtschaft, S. 228. Zum Zusammenspiel von Soziabilitätsformen Simon TEUSCHER, Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500, Köln u. a. 1998.

<sup>252</sup> Dazu NEUSCHEL, Word of Honor, S. 90: »It was not possible to fix the content of a relationship«.

<sup>253</sup> Alle diese Beziehungsformen könnten teilweise auch als Klientelbeziehungen beschrieben werden, also als hierarchische Beziehungen zwischen Personen oder Netzwerken von Beziehungen, innerhalb derer zwischen Patron und Klient(en) Gaben ausgetauscht und Verpflichtungen erzeugt wurden. Klientelbeziehungen wurden häufig durch Verwandtschafts- und/oder Freundschaftsbegriffe ausgedrückt. Verwandtschaftliche Beziehungen konnten einem Patronageverhältnis gleichen, mussten es jedoch nicht. Zu Patronage im Adel des französischen Königreichs Sharon KETTERING, Patronage in Early Modern France, in: FHS 17/4 (1992), S. 839–862 (darauf beruhend auch meine Defi-

mon frère [...] L'ancienne alliance et l'amitié tres estroite de noz maisons [...] m'avoient cy-devant donné une grande affection de vous visiter, et entretenir cy-aprés avec vous une bonne correspondance«<sup>254</sup> – der Bruder, Freundschaft, Allianz, Liebe und Briefe wurden in einem Atemzug genannt, um eine Verbindung aufzubauen. Auch Emotionen wie Freude, Ärger und Enttäuschung wurden in Briefen ständig kommuniziert, um soziale Beziehungen zu verhandeln<sup>255</sup>.

Insbesondere Liebe (in den Briefen als *amour* oder *affection* benannt) war schon im Mittelalter als »ciment de toute relation sociale« verstanden worden und als Ideal von Einigkeit und Verbundenheit<sup>256</sup>. Liebe sollte unter Menschen so breit wie möglich verteilt werden. Sie bezog sich in einem christlichen Verständnis immer auf die Liebe zu und von Gott als zentrale Referenz. Verwandtschaftliche Beziehungen waren dabei analog zu den Beziehungen zwischen Gott und Jesus als Vater und Sohn und zwischen Maria und Jesus als Mutter und Sohn als Modelle perfekter Liebe zu verstehen<sup>257</sup>. Liebe verband Menschen ganzheitlich, ihre Seelen und Herzen<sup>258</sup>. Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft verschwammen in diesem Modell als Formen von *caritas*, waren nicht trennscharf zu unterscheiden. Im Rahmen der *ecclesia* waren alle Menschen Brüder und Schwestern. Freundschaft und Verwandtschaft konnten beide als

dition); DIES., Patronage and Kinship in Early Modern France, in: FHS 16/2 (1989), S. 408–435; NEUSCHEL, Word of Honor.

<sup>254</sup> Henri de Navarre an Jakob I., 10.5.1585, in: LMIV, Bd. 2, S. 56.

<sup>255</sup> Zum »emotion work« von Catherine de Médicis BROOMHALL, Ordering (Zitat S. 68). Ich untersuche Emotionen im Folgenden vor allem als Ausdruck sozialer Beziehungen bzw. als Code von Verhaltensweisen, in Anlehnung an die Überlegungen zur Liebe von Gadi ALGAZI, Hofkulturen im Vergleich. »Liebe« bei den frühen Abbasiden, in: Michael BORGOLTE (Hg.), Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik, Berlin 2001, S. 187–196. Vgl. auch Claudia JARZEBOWSKI, Art. »Liebe«, in: EdN, Bd. 7, Sp. 896–905.

<sup>256</sup> Anita GUERREAU-JALABERT, Observations sur la logique sociale des conflits dans la parenté au Moyen Âge, in: Martin AURELL (Hg.), La parenté déchirée. Les luttes intrafamiliales au Moyen Âge, Turnhout 2010, S. 413–429, hier S. 421.

<sup>257</sup> Ibid., S. 422f.

<sup>258</sup> Anne-Hélène ALLIROT, Filles de roy de France. Princesses royales, mémoire de saint Louis et conscience dynastique (de 1270 à la fin du xiv<sup>e</sup> siècle), Turnhout 2010, S. 458.

## 2. Briefeschreiben

Audruck von Liebe verstanden werden<sup>259</sup>. Grundsätzlich erzeugte Liebe Verbindungen zwischen Verwandten und Verwandtschaft eine ›natürliche‹ Liebe<sup>260</sup>.

Liebe wurde nicht nur als Zement sozialer Beziehungen verstanden, sondern war zugleich oft hierarchisch gedacht, Ausdruck einer Autoritätsbeziehung. Liebe war die Sprache, in der Herrschaft verhandelt wurde, zentrales Element von Fürstenspiegeln und politischer Theorie. Im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit war Liebe im Sinne der christlichen *caritas* Grundlage königlicher Legitimität und guter Regierung<sup>261</sup>. Ein König und seine Untertanen liebten einander und waren deshalb noch lange keine Gleichen; Freundschaft und Liebe wurden angeführt, um Verträge auch unter Gleichrangigen zu schließen. Liebe war zudem Ausdruck elterlicher Autorität gegenüber den Kindern, die als politische Metapher immer mehr an Bedeutung gewann<sup>262</sup>. In den hier untersuchten Briefen ist die Rede von der Liebe in ihren verschiedenen Bedeutungsebenen omnipräsent, wenn die Königinmutter und ihre Kinder sich schrieben<sup>263</sup>.

Freundschaft, *amitié*, war eng mit Liebe assoziiert und wurde in der Frühen Neuzeit ebenfalls gebraucht, um verschiedene Relationen zu beschreiben, beispielsweise zwischen Verwandten, zwischen Gelehrten oder zwischen Patronen und Klienten. Dabei konnte *amitié* je nach Kontext auf eine Gleichrangigkeit der beteiligten Personen hinweisen<sup>264</sup>. Teilweise wurde der Begriff synonym zur Verwandtschaft verwendet, teilweise zeichnete er einzelne Beziehungen – in unserem Fall beispielsweise die zwischen Catherine de Médicis und

<sup>259</sup> MORSEL, Ehe, S. 13; DERS., Anita GUERREAU-JALABERT, Régine LE JAN, De l'histoire de la famille à l'anthropologie de la parenté, in: Jean-Claude SCHMITT, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), *Les tendances actuelles de l'histoire du Moyen Âge en France et en Allemagne*, Paris 2003, S. 433–460, hier S. 442.

<sup>260</sup> DELOGU, *Allegorical Bodies*, S. 149f.

<sup>261</sup> DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 205.

<sup>262</sup> JARZEBOWSKI, Art. »Liebe«; MCCARTNEY, *Bodies Political*, S. 82; Nicolas OFFENSTADT, Freundschaft, Liebe und Friede im Krieg (Frankreich, 14.–15. Jahrhundert), in: OSHEMA (Hg.), *Freundschaft*, S. 67–80, hier S. 68. Zur Liebe zu König und Königreich DELOGU, *Allegorical Bodies*, S. 151; Klaus VAN EICKELS, Freundschaft im (spät)mittelalterlichen Europa: Traditionen, Befunde und Perspektiven, *ibid.*, S. 23–34, hier S. 27.

<sup>263</sup> Dazu insbesondere [Kap. 3.2.2](#).

<sup>264</sup> Wolfgang WEBER, Art. »Amicitia«, in: EdN, Bd. 1, Sp. 297–300. Vgl. zu Freundschaft Klaus OSHEMA, *Freundschaft und Nähe im spätmittelalterlichen Burgund. Studien zum Spannungsfeld von Emotion und Institution*, Köln 2006; Kerstin SEIDEL, *Freunde und Verwandte. Soziale Beziehungen in einer spätmittelalterlichen Stadt*, Frankfurt a. M. 2009; spezifisch zum frühneuzeitlichen französischen Adel Christian KÜHNER, *Politische Freundschaft bei Hofe. Repräsentation und Praxis einer sozialen Beziehung im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 2013.

Élisabeth – besonders aus<sup>265</sup>. Eine enge Freundschaft wiederum konnte in Verwandtschaftsbezeichnungen wie Bruder oder Schwester resultieren. Und ähnlich wie Liebe war Freundschaft zugleich ein zentraler Begriff politischer Theorien: So war für Bodin Freundschaft die Grundlage jeder Gemeinschaft, von der Verbindung zwischen Mann und Frau und Eltern und Kindern bis hin zum Staat<sup>266</sup>.

Während beispielsweise Liebe, Allianzen und Freundschaft in den Korrespondenzen von Catherine de Médicis und ihren Kindern als Begriffe durchaus präsent waren, wurde Verwandtschaft als Abstraktum (*parenté, parentelle*) fast nie thematisiert. Die Verwandtschaft oder auch Familie als eine klar umgrenzte Gruppe gab es insofern nicht, stattdessen war Verwandtsein grundsätzlich relational gefasst. Mutterschaft als abstrakter Begriff existierte in Briefen gar nicht. Die Mutter war eine relationale Person, Muttersein etwas, das man tat. Verwandtschaftliche Verbindungen wurden in erster Linie durch Anreden und Bezeichnungen direkt aufgerufen. In den Briefen des französischen Adels im 16. Jahrhundert war generell ein handlungsbezogenes Vokabular vorherrschend, das weniger auf abstrakte Konzepte rekurrierte, sondern politisches Geschehen in Form von konkreten Beziehungen und Praktiken thematisierte<sup>267</sup>. Gemein ist allen hier genannten Beziehungsformen und -begriffen, dass sie in der Frühen Neuzeit auch gebraucht wurden, um Herrschaft zu beschreiben und politische Theorien zu entwerfen. In den untersuchten Briefen charakterisierten sie Verhältnisse von Herrschaftsträgerinnen und -trägern zueinander.

Auch Herrschaft wurde als Abstraktum in den Korrespondenzen von Catherine de Médicis und ihren Kindern selten explizit erwähnt – und wenn, dann schrieb man mehr oder weniger synonym von *autorité, pouvoir* oder *puissance* oder vom Gegenstück *obéissance*, wenn es um die Ansprüche und Ausübung von Herrschaft ging<sup>268</sup>. Diese drei wurden wiederum im 16. Jahrhundert

<sup>265</sup> Siehe Kap. 4.3. Zum Wortfeld *amitié* in den Briefen von Catherine de Médicis GELLARD, *Une reine de France*.

<sup>266</sup> Andrea ISELI, Freundschaft als konstitutives Element in der Theorie des frühneuzeitlichen Staates – eine Spurensuche, in: OSCEMA (Hg.), *Freundschaft*, S. 137–158, hier S. 137, 151; BODIN, *Les six livres*, Bd. III, Kap. 7, S. 174f.

<sup>267</sup> NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 117f., 119: »Relationships in theory are discussed in terms of relationships in practice«.

<sup>268</sup> Günther nennt für die Frühe Neuzeit als mögliche französische Äquivalente zum deutschen Begriff Herrschaft »*autorité, domination, empire, juridiction, maîtrise, pouvoir, puissance, seigneurie, souveraineté*«. Er weist daraufhin, dass der Begriff lange zu unspezifisch war, um in der politischen Theorie zentral zu werden: Horst GÜNTHER u. a., Art. »Herrschaft«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 1–102, hier S. 14. Das zeitge-

## 2. Briefeschreiben

als Komponenten und Ausdruck von Souveränität verstanden<sup>269</sup>. Dies weist darauf hin, dass nicht zwischen informeller Macht und formeller Herrschaft unterschieden bzw. dass ein grundsätzlicher Anspruch auf Legitimität angenommen wurde. Jean Bodin definierte dementsprechend umfassend: »Le mot de puissance, est propre a tous ceux qui ont pouvoir de commander à autrui«<sup>270</sup>. Es wurde in konkreten Verwandtschaftsbezeichnungen und relationalen Beziehungsbegriffen über Herrschaft geschrieben. Gerade die Anreden und Bezeichnungen in Briefen sind in dieser Hinsicht aufschlussreich.

### 2.4.5 Anreden, Bezeichnungen und Abschiedsformeln. Die Kinderschar der Königinmutter

Während der Regentschaft von Catherine de Médicis für Charles IX entstand ein Gemälde, das einen Ausschnitt der französischen Königsfamilie darstellt (Abb. 2)<sup>271</sup>. Darauf zu sehen sind die Königinmutter im Hintergrund in ihrer schlichten schwarzen Witwenkleidung sowie vier ihrer Kinder. Die Königin legt einen Arm um den ältesten Sohn Charles, der im Zentrum des Bildes steht, und hält seine rechte Hand. Links von Charles stehen sein jüngerer Bruder Henri (mit einem Brief und einem Tuch in den Händen) und halb verdeckt von den Brüdern die jüngste Tochter Marguerite. Im Vordergrund, zu Charles' rechter Seite, ist der kleine François, eine französische Lilie in der Hand. Das Bild, die einzige mir bekannte Darstellung der Königinmutter als Witwe mit mehreren ihrer Kinder, ist eine Version der Königsfamilie in patrilinearer Logik: Auf dem Bild fehlen die beiden bereits verheirateten Töchter Élisabeth und Claude, die mit ihrer Eheschließung die Familie verlassen haben. Ebenso abwesend sind deren Ehepartner und Maria Stuart, die Schwiegerkinder. Stattdessen zeigt das Gemälde den jungen König und seine Brüder als potentielle Thronfolger als eine Einheit: Ihre Kleidung ist identisch und die Gesichter ähneln sich auffällig, sie wirken wie Versionen einer einzigen königlichen Gestalt<sup>272</sup>. Die unverheira-

nössische Wörterbuch von Jean NICOT, *Le Thresor de la langue francoyse tant ancienne que moderne*, Paris 1606, <http://artfl-project.uchicago.edu/node/17> (23.4.2019) übersetzt *pouvoir*, *puissance* und *autorité* jeweils mit *potestas* bzw. verweist auf die anderen Begriffe.

<sup>269</sup> DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 88, 92.

<sup>270</sup> BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 4, S. 63.

<sup>271</sup> Zur Geschichte des Bildes bis zu seiner Zerstörung bei einem Brand 1941 siehe Alexandra ZVEREVA, *Portraits dessinés de la cour des Valois. Les Clouet de Catherine de Médicis*, Paris 2011, S. 138.

<sup>272</sup> Zu Ähnlichkeit und physischer Verbundenheit Kap. 3.3.1.



**Abb. 2.** Catherine de Médicis mit (von links nach rechts) François, Charles IX, Marguerite und Henri. Nach François Clouet, ca. 1561, © Roger-Viollet.

tete Tochter Marguerite ist ebenfalls präsent, jedoch im Hintergrund, da sie von der Sukzession ausgeschlossen ist. Die Mutter wiederum steht in enger, physischer Verbindung zum ältesten Sohn als König.

Das Bild der Königsfamilie, das sich aus der Briefpraxis herausarbeiten lässt, ist ein anderes, wenngleich die beiden Darstellungen Überschneidungen haben. Die Gruppe, die aus der Perspektive der Königinmutter und ihren Briefen an die Kinder konstituiert wird, ist eine, die nur begrenzt patrilinearen Logiken entspricht. Anhand der Anreden als *fil*s oder *fil*le in Briefen durch Catherine de Médicis wird in dieser Arbeit eine bilaterale Gruppe konstruiert und sichtbar gemacht, die wenig mit einer Kernfamilie oder einer Dynastie (im patrilinearen Sinne) gemein hat. Auf den ersten Blick fällt auf, dass – wie im Hochadel der Zeit üblich – in den Anreden kein Unterschied zwischen etwaig angenommener leiblicher oder Heiratsverwandtschaft gemacht wurde, weder zwischen Mutter und Kindern noch auf Ebene der Geschwister und Schwägerinnen<sup>273</sup>. Zugleich konstituierte die Bezeichnung *fil*s/*fil*le (bzw. *petit-fil*s/*petite-*

<sup>273</sup> Catherine de Médicis stellt hier also keine Ausnahme dar. Zur fehlenden sprachlichen Unterscheidung von Bluts- und Heiratsverwandtschaft siehe auch MORSEL, *Geschlecht*, S. 309.

## 2. Briefeschreiben

*filles*) eine relativ eng umgrenzte, exklusive Gruppe: So wurde die Bezeichnung *cousin/cousine* so häufig für alle möglichen Mitglieder des Hochadels verwendet, dass ihre Differenzierungskraft sehr reduziert war, und die Anreden »Bruder« und »Schwester« waren in der brieflichen Kommunikation zwischen Herrschenden zwar ausgewählter, aber doch durchaus üblich – unabhängig von angenommener gemeinsamer Abstammung<sup>274</sup>. Die Anrede als »Söhne« und »Töchter« bezeichnete eine spezifische und tendenziell hierarchisch geprägte soziale Beziehung zwischen einer Mutter und ihren Nachkommen: Es handelte sich aus heutiger Perspektive um leibliche Kinder, um Schwiegerkinder, um Enkelinnen und Enkel, um spätere Ehegatten von Schwiegerkindern (Anna von Österreich) oder um Ehegatten von Enkelinnen (Karl Emanuel von Savoyen, zugleich Sohn der Schwägerin)<sup>275</sup>. Allerdings wurde die Bezeichnung in Abschiedsformeln teilweise kombiniert mit anderen Beziehungsbegriffen, so dass man sich mehrfachrelational als »Mutter, Schwester und Cousine« bezeichnen konnte<sup>276</sup>.

Formale Aspekte eines Briefes wie Anreden und Abschiedsformeln haben auf den ersten Blick wenig Aussagewert, vor allem wenn sie, wie in unserem Fall, wenige Variationen aufweisen und sich auch über Jahrzehnte hinweg kaum änderten. Es waren jedoch gerade diese konventionellen Elemente von Korrespondenzen, die soziale Beziehungen strukturierten und sichtbar machten und Erwartungen transportierten. Denn sie waren Ausdruck von und Referenz an den Status und Rang von Verfasserin und Adressat und der Beziehung, die beide verband, bzw. stellten diese überhaupt erst her<sup>277</sup>. Konventionen und das *formulaire de lettres* gaben natürlich gewisse Anrede- und Abschiedsformen

<sup>274</sup> Verwandtschaftsbezeichnungen in der Anrede waren im Adel und unter Fürsten nicht auf leibliche und Heiratsverwandte beschränkt. Allinson hat anhand der Korrespondenz zwischen Catherine und Königin Elisabeth I. argumentiert, dass durch die Anreden als »Schwester« eine gleichrangige Beziehung hergestellt wurde, nämlich die Schwesternschaft zweier Königinnen. Vgl. ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 93f.

<sup>275</sup> MORSEL, *Ehe*, S. 5f., stellt anhand des fränkischen Adels im Spätmittelalter die Frage, warum im Fall von Mutter, Vater und Bruder die semantische Eindeutigkeit aufrechterhalten wurde im Gegensatz beispielsweise zum Cousin. Seine These zielt auf eine theologische Begründung durch den Bezug zu den zentralen christlichen Mysterien (wie Mutter und Sohn), die eine polysemantische Nutzung nicht zuließen. Angesichts der im folgenden Kapitel 3 gezeigten religiösen Bedeutung insbesondere der Mutter-Sohn-Beziehung ist eine solche Deutung nicht ganz von der Hand zu weisen.

<sup>276</sup> Ein Beispiel für eine solche nicht unübliche Verortung bietet auch Antoine de Bourbon an Jeanne d'Albret, [1555], in: *Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, S. 103: Nach dem Tod ihres Vaters wolle er für sie alles sein, »je vous serviray de père, mère, frère et mary«.

<sup>277</sup> SEVERIDT, *Familie*, S. 21; NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 77; RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 223. Bourdieu erklärt die Bedeutung von Benennungen aus

vor<sup>278</sup>. Dies ist jedoch kein Argument für die Unerheblichkeit der Anreden, sondern zeigt im Gegenteil deren Verfassungsqualität – sie waren formeller Teil der Herrschaftspraxis. Lewis hat in seiner Studie zur Sukzession im französischen Königreich grundlegend auf die Relevanz der Benennung als »Sohn des Königs« in Rechtsdokumenten hingewiesen, die in der Verwandtschaftsbezeichnung bereits die Bedeutung »Erbe« inkludierte<sup>279</sup>. Der Begriff der *fille de France* wurde seit 1330 ein gebräuchlicher Titel in der Monarchie<sup>280</sup>. So ist stets zu fragen, wie Verwandtschaftsbezeichnungen und Herrschaftspositionen zusammenhängen.

Ich unterscheide formal zwischen der *Adressierung* außen am Brief (auch äußere Anrede), der *Anrede* zu Beginn der Briefes, der *Binnenanrede* im Text und der *Abschiedsformel*, wobei ich Letztere an dieser Stelle auf die der Unterschrift direkt vorausgehende Formulierung reduziere, in der sich die Absenderinnen und Absender selbst als *vostre bonne mere* usw. positionieren<sup>281</sup>. Bestimmte Bezeichnungen waren mit bestimmten Rangverhältnissen verbunden: Sie riefen Egalität, Superiorität oder Inferiorität auf, die auf diese Weise verhandelt wurden – wobei sich jedoch innerhalb eines Briefes die Bezeichnungen zum Teil in ihren Aussagen über die Hierarchie zwischen Absender und Empfängerin widersprechen konnten und eine Demutsgeste auch gegenüber Gleichrangigen vorkam. In der Regel weist die Anrede *monseigneur* auf einen Briefpartner mit einem deutlich höheren Rang hin (oft wurde der König so angesprochen), während *monsieur* auch zwischen Gleichrangigen verwendet wurde<sup>282</sup>. In der weiblichen Form gab es diese Differenzierung nicht, hier wurde grundsätzlich *madame* genutzt, die in der Kommunikation des Adels

den damit verbundenen Geboten und Verboten und weist darauf hin, »wieviel in einem Ausdruck wie ›Das ist deine Schwester‹ liegt, der Indikativ und Imperativ zugleich, die einzige praktische Formulierung des Inzesttabus ist«, BOURDIEU, Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 74.

<sup>278</sup> Das Repertoire an Formeln, das den Schreibenden bekannt war, zeigt sich in einem Brief von François an Henri III, o. D., BNF Ms., Fr. 6623, fol. 139r, in dem er eine der Mutter gegenüber übliche Bezeichnung durchstrich und durch die korrekte Formel dem Bruder gegenüber ersetzte: »Vostre treshumble et tresobeissant *filz et serviteur* [i. Orig. durchgestr.] frere et subget«.

<sup>279</sup> LEWIS, Royal Succession, S. 169f.

<sup>280</sup> Colette Beaune in ihrem Vorwort zu ALLIROT, Filles de roy, S. 8. Im 14. Jahrhundert wurde *fille du roi* zu einem Titel, der mit einer spezifischen Erziehung, einer symbolischen Rolle und einem eigenen Repräsentationssystem verbunden war: *ibid.*, S. 17.

<sup>281</sup> Siehe die Tabellen im Anhang.

<sup>282</sup> NEUSCHEL, Word of Honor, S. 127. Der älteste Bruder des Königs trug auch offiziell den Titel *monsieur* und die unverheirateten Schwestern und Töchter des Königs den Titel *madame*. MOUSNIER, Les institutions, Bd. 2, S. 94. Die Anrede *sire* hingegen wurde

## 2. Briefeschreiben

gebräuchliche Anrede von Damen. *Vostre Majesté* (nur als Binnenanrede verwendet) wiederum war geschlechtsneutral und den Königen Charles IX, Henri III und Philipp II. sowie der Königinmutter vorbehalten. Letzteres ist aufschlussreich, da die Majestät ein Ausdruck ist, der auf die königliche Autorität selbst, auf die »substance du pouvoir« und auf die Souveränität hinwies<sup>283</sup>. Bodin formulierte in seiner politischen Theorie prägnant: »[L]e mot de majesté est propre a celui qui manie le tymon de la souveraineté«<sup>284</sup>. Anreden und Binnenanreden wie *monsieur* oder *madame* wurden meist mit der Verwandtschaftsbezeichnung (*mon fils* etc.) kombiniert, konnten aber auch komplett durch diese ersetzt werden. In der Abschiedsformel hingegen fand sich die Selbstbezeichnung »très humble et très obéissant« sehr häufig als Hinweis auf die Ehrerbietung und den Gehorsam gegenüber Höhergestellten, während »bon et affectionné« eher gegenüber Gleichrangigen oder Untergebenen genutzt wurde. Neben der Verwandtschaftsbezeichnung wurden zudem oft die Begriffe *sujet* und *serviteur* verwendet, Untertan und Diener (oft kombiniert), die ebenfalls auf eine Unterordnung hinwiesen, wobei man *sujet* in der Regel nur gegenüber dem König war<sup>285</sup>. Auch die Adressierung diente dazu, das Verhältnis zwischen Absenderin und Empfänger sichtbar zu machen – nicht jedoch der Angabe eines Aufenthaltsortes. Holzapfl vergleicht die Adressierung auf Fürstenbriefen mit der *inscriptio* von Urkunden, die Rang und Titel zuschrieben und damit zugleich anerkannten<sup>286</sup>. Versatzstücke der Adressierung waren die Präposition »à«, die Anreden *monsieur*, *monseigneur* oder *madame*, der genaue Herrschaftstitel (*roy de*, *duc de* etc.) und die Verwandtschaftsbezeichnung. Es konnten jedoch einzelne Bestandteile wegfallen, so dass möglicherweise nur der Titel oder die Verwandtschaftsbezeichnung stehenblieben.

Während die Anreden und Binnenanreden relativ stabil sind, weisen Adressierung und Abschiedsformel die meisten Varianten auf. Hier ließ sich noch am ehesten mit Beziehungen und Rangfragen spielen wie auch persönlicher Stil erkennen lassen. Catherine de Médicis (Tab. 1) nannte in der Adressierung der Briefe an ihre Kinder in den meisten Fällen die Verwandtschaftsbezeichnung und immer den Herrschaftstitel, so dass beides sichtbar verknüpft wurde. Die Kinder erhielten vermutlich erst Briefe von ihrer Mutter, wenn sie bereits eine eigene Herrschaftsposition innehatten; also im Fall der Töchter

unter nahen Verwandten nicht benutzt, fand aber Verwendung z. B. in den Briefen der Diplomaten an den König. Einzig Marguerite bezeichnete Henri III in wenigen Briefen als *sire*, was hier deutliches Anzeichen der Distanz zwischen Schwester und Bruder ist.

<sup>283</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 268.

<sup>284</sup> BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 10, S. 303.

<sup>285</sup> Zur Bezeichnung *serviteur* siehe NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 119.

<sup>286</sup> HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 313.

nach der Eheschließung und im Fall der Söhne nach dem Herrschaftsantritt als König (bei Charles) oder wenn sie sonst in irgendeiner Form aktiv in die Herrschaft integriert waren, beispielsweise als Generalleutnant des Königs (Henri d'Anjou). In einem Brief der Königinmutter als Sohn oder Tochter angeredet zu werden, war insofern zugleich eine Anerkennung und Reproduktion dieser Herrschaftspositionen. Wenn man die Briefe betrachtet, dann entstanden ein Königssohn oder eine Königstochter in der Kommunikation. So erhielt François im Mai 1576 das Herzogtum Anjou als Apanage; dies wird sichtbar im ersten erhaltenen Brief der Königinmutter an ihn vom 19. Juni 1576, der gerichtet ist »A Mon Fils Le Duc D'Anjou«<sup>287</sup>. Briefe Catherines an die Schwiegerkinder sind ebenfalls erst nach den Eheschließungen überliefert (was nicht unbedingt heißen muss, dass es sie vorher nicht gab). Schwiegerkinder blieben auch nach dem Tod der Ehegatten Söhne und Töchter.

Interessant an Catherines Briefen ist zudem die Verwendung der Anreden *monsieur* und *madame* (allerdings ausnahmslos in Verbindung mit der Verwandtschaftsbezeichnung), die sich nur in Briefen an Könige und Königinnen finden und diese so klar auszeichnen. Alle anderen redete sie zu Anfang des Briefes nur als *mon fils* oder *ma fille* an, so dass das Autorität konstituierende Mutter-Kinder-Verhältnis deutlich in den Vordergrund gerückt wurde. Bei ihrem Sohn Henri kann man aufgrund seiner Statusänderungen beobachten, dass die Königinmutter ihn, sobald er König von Polen wurde, auch als *monsieur mon fils* adressierte, was ein sichtbares Zeichen der Anerkennung seiner neuen Position war. In der inneren Anrede konnte das *monsieur* oder *madame* aber auch in der Korrespondenz mit den Königinnen und Königen wegfallen, so dass wiederum die verwandtschaftliche Verbindung betont wurde.

Es gab auch aufschlussreiche Ausnahmen in der Wortwahl bei Anrede und Binnenanrede: Marguerite, die durch Heirat den Status einer Königin hatte, wurde in den wenigen überlieferten Briefen Catherines nicht mit der Anrede *madame* bedacht. Auch ihr Ehemann, der König von Navarra, war in der Anrede für Catherine nicht ein *monsieur*, sondern ein »Sohn«. Diese Praktik kann mit dem Status des Königs von Navarra zusammenhängen, der zugleich souveräner Herrscher und Untertan des Königs war. Aufgrund des schwierigen Verhältnisses der Königinmutter und des Königs zu Henri de Navarre und auch zu Marguerite kann eine solche Bezeichnungsform jedoch auch auf eine hierarchische Herabsetzung und gleichzeitige Betonung der familialen Anbindung hindeuten. Wenn man sich nun noch die Binnenanreden im Briefftext ansieht, wird einzig die älteste Tochter Élisabeth besonders herausgestellt. Catherine redete sie dort als einzige ihrer Kinder und Schwiegerkinder als »m'amy«

287 Catherine an François, 19.6.1576, in: LCM, Bd. 5, S. 205.

## 2. Briefeschreiben

oder auch »ma fille, ma mye«<sup>288</sup> (*mon amie*) an. Die Königinmutter bezeichnete ihre Tochter also als »Freundin« und stellte auf diese Weise eine besondere Nähe und tendenzielle Ranggleichheit zu ihr her, die sich begrifflich in den Briefen an ihre anderen Kinder nicht wiederfindet. Angesichts des problematischen Verhältnisses zwischen den Valois und den spanischen Habsburgern kann dies durchaus strategisch gewählt gewesen sein.

Verbunden mit der Zuweisung und Anerkennung verwandtschaftlicher und herrschaftlicher Positionen für ihre Nachkommen nahm die Königin selbst eine solche ein. Alle Schreiben an ihre Kinder und Schwiegerkinder beendete Catherine mit der Formel »Votre bonne mère«, gefolgt von ihrer Unterschrift »Catherine«. Die Korrespondenz bot ihr hier die Möglichkeit, sich im Verhältnis zu ihren Söhnen und Töchtern immer wieder neu als Mutter zu positionieren. Den Söhnen gegenüber, die zugleich Könige waren (Charles IX, Henri III und Philipp II.), wurde in der Abschiedsformel noch ein zusätzliches Attribut hinzugefügt, das die Königinmutter enger an die Herrschaftsträger band und eine emotionale Verbundenheit evozierte: hier war es nicht nur die »gute«, sondern auch die »liebende« Mutter, die zu ihnen sprach (»votre bonne et affectionnée mère«)<sup>289</sup>. Die Tatsache, dass diese Abschiedsformel auch gegenüber Maria Stuart zum Einsatz kam, deutet darauf hin, dass sie nur gegenüber Herrscherinnen und Herrschern aus eigenem Recht verwendet wurde. Niemals hingegen benannte sich Catherine de Médicis selbst als Königin. In anderen Dokumenten bezeichnete sich die Königinmutter als »Nous, Catherine, par la grâce de Dieu, royne de France, mère du roy«<sup>290</sup>, verknüpfte also mehrfachrelational Herrschafts- und Verwandtschaftstitel. In den Briefen verschwand die Königin bzw. Königinmutter immer hinter der Mutter. Gerade die Positionierung als »gute Mutter« in Briefen verlieh ihr Autorität gegenüber den Nachkommen; es war dafür nicht notwendig, sich explizit als Königin oder Königinmutter zu bezeichnen.

<sup>288</sup> Catherine an Élisabeth, [Sept. 1560], *ibid.*, Bd. 1, S. 565. Vgl. auch die Briefe vom [7.12.1560] (S. 568), 19.12.1560 (S. 568f.), [22.3.1561] (S. 590f.), [April 1561] (S. 592f.), [Juli 1561] (S. 600–602), 9.5.1562 (S. 309f.). Zum Vergleich: Jeanne d'Albret bezeichnete sich gegenüber Henri de Navarre meist als »Vostre bonne mere et amie«. Z. B. in *Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, 21.1.1572 (S. 338), 24.2.1572 (S. 339–342).

<sup>289</sup> *Bon/bonne* war im Übrigen ein keineswegs auf die Mutter beschränktes Adjektiv, sondern eine übliche Bezeichnung in Abschiedsformeln auch z. B. der Brüder und Schwestern.

<sup>290</sup> Vgl. z. B. den Beleg Catherines über die Rückgabe der Kronjuwelen durch Maria Stuart vom 6.12.1560 (also einen Tag nach Beginn der Regentschaft), in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 744; Catherines Siegel enthielt ebenfalls die Formel »Catherine par la grâce de Dieu, Royne de France, Mère du Roy«, BERTIÈRE, *Les reines*, S. 65.

Zugleich war Catherine darauf angewiesen, dass diese Positionierung als Mutter durch ihre Kinder und Schwiegerkinder selbst in den Anreden und Abschiedsformeln ihrer Briefe anerkannt und reproduziert wurde. Diese bezeichneten die Königinmutter in der Anrede und Adressierung zwar als *madame* (bzw. *madame et mere*), sollten jedoch, wenn es nach Catherine ging, in ihrer Abschiedsformel die verwandtschaftliche Beziehung herausstellen. In einem Schreiben an Charles IX war die Königinmutter deshalb eindringlich bemüht, ihren Sohn auf diese sprachliche Positionierung festzulegen: »Si volés me fayre chause agréable et beaucoup pour me contenter, ne me mestrés plus cerviteur. Je le vous ay déjeà mendé, je vous prie le fayre.«<sup>291</sup> Charles sollte sich also in seinen Abschiedsformeln nicht als »Diener« bezeichnen, sondern als Sohn die Verbundenheit und Nähe zu seiner Mutter in den Mittelpunkt stellen – eine wichtige Voraussetzung für Catherines Herrschaftsposition. Noch deutlicher wird dies in der zu Beginn des Kapitels zitierten Ermahnung an Henri d'Anjou<sup>292</sup>. Auf diese Weise erkenne Henri zugleich auch Catherine als liebende Mutter an, denn Henri sei schließlich kein Diener, sondern »ce que vous m'estes« – ein Sohn. Die ständige Reproduktion solch relationaler Positionierungen im Brief war keine Selbstverständlichkeit und auch kein rein konventionelles Erfordernis, sondern integraler Bestandteil des Herrschens.

Unter Catherines leiblichen Töchtern (Tab. 2) tat sich besonders Marguerite durch eine größere Varianz der verwendeten Formeln hervor; auch betonte sie darin sehr viel stärker als die anderen Schreiberinnen ihre Inferiorität gegenüber der Mutter und den Königen. Während Élisabeth und Claude sich Catherine und den Königen Charles IX und Henri III gegenüber als »votre très-humble et très-obéissante fille« bzw. *seur* bezeichneten, positionierte sich Marguerite in der Abschiedsformel nicht nur als Tochter oder Schwester, sondern immer zugleich als *servante* und *sujette*. Diese rhetorische Geste der Unterordnung als Dienerin und Untergebene – die von Catherine im Übrigen anders als bei den Söhnen nicht kritisiert wurde – deutet auf eine Akzeptanz der Autorität ihrer Mutter und des älteren Bruders durch Marguerite, ist aber zugleich ein Hinweis auf das problematische Verhältnis der Jüngsten zu Catherine und Henri III. Die Positionierung als *filles/seur*, *servante* und *sujette* lässt die enge Bindung zu Mutter und Bruder neben zwei andere Unterordnungsverhältnisse treten, so dass die verwandtschaftliche Nähe relativiert wird. Marguerite verstand es dabei, in ihrer Abschiedsformel die Reihenfolge der drei Bezeichnungen zu variieren und so jeweils die erstgenannte Positionierung in den Vordergrund zu rücken<sup>293</sup>.

<sup>291</sup> Catherine an Charles IX, 12.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 246.

<sup>292</sup> Catherine an Henri d'Anjou, 2.4.1573, *ibid.*, Bd. 4, S. 195.

<sup>293</sup> Dazu ausführlich Kap. 5.1.

## 2. Briefeschreiben

Die Könige Charles IX und Henri III hingegen (Tab. 3) hatten das Privileg, in Briefen die meisten Verwandten zu haben: Sie konnten fast alle anderen als Brüder und Schwestern anreden, während sie selbst andersherum stets *monsieur* oder *monseigneur* waren. Nur Catherine verfuhr ähnlich in ihren Anreden, und nur sie wurde von den Söhnen stets als *madame* und nicht etwa als *ma mère* bezeichnet. Die Autorität der Königinmutter trotz ihrer eigenen Stellung als Könige betonten Charles und Henri auch in ihren Abschiedsformeln an Catherine als »vostre très-humble et très-obéissant fils«. Je höher in der Hierarchie man stand, desto mehr Verwandte hatte man also in Briefen und desto seltener wurde man selbst mit Verwandtschaftsbezeichnungen angeredet. Verwandtsein zu beanspruchen war ein herrschaftliches Privileg. Insofern war die Gruppe von Söhnen und Töchtern, die die Briefpraxis hervorbrachte und die anders als Titel und andere Hierarchiebezeichnungen stabil blieb, bereits Ausdruck der herrschaftlichen Autorität der Königinmutter in Relation zu ihrer Kinderschar.

Kleinste Varianten in den Anreden und Abschiedsformeln konnten auf den Charakter einer verwandtschaftlichen Beziehung hinweisen. Besondere Nähe stellte Charles so zu seiner fünf Jahre älteren Schwester Élisabeth her, die er als »Madame ma bonne seur« bezeichnete; auch Élisabeth wiederum betonte durch ihre verkürzte Abschiedsformel »Votre humble seur« die Intimität mit dem Bruder. Die Abschiedsformeln von Henri III in seinen Briefen an François, die häufig von dem üblichen »vostre bon frère« abwichen und stattdessen Ausdrücke wie »byen fort bon« oder »affectionné« verwendeten, lassen sich ebenso interpretieren. Hier handelte es sich jedoch nicht um eine besondere Nähe zwischen Brüdern, die im Brief bestätigt wurde, sondern um den Versuch, eine solche Nähe in einem konflikthaften Verhältnis herzustellen. François, Konkurrent des Bruders um den Thron, verwendete die Binnenanrede *Vostre Maieste*, Zeichen der Anerkennung der königlichen Souveränität, für Henri III erst ab ca. 1580 – zu einem Zeitpunkt, als ihm aufgrund seiner Vorhaben in den Niederlanden besonders an der Unterstützung durch den König gelegen war.

Die Verschwägerten bzw. Schwiegerkinder unterscheiden sich in ihren Benennungen nicht und sie selbst wichen in ihren Anreden und Abschiedsformeln ebenfalls nicht von den leiblichen Kindern ab. Henri de Navarre (Tab. 4) allerdings ließ in seinen Anreden und Abschiedsformeln teilweise die verwandtschaftlichen Beziehungen zugunsten des Herrschaftsverhältnisses ganz verschwinden. Zwar bezeichnete er sich der Königinmutter gegenüber nach seiner Heirat mit Marguerite als *fils* (immer kombiniert mit den Begriffen *serviteur* und/oder *subject*), auffällig ist aber, dass der König von Navarra in seinen Briefen dem König Henri III kein Bruder war. Gerade im Fall von Henri de Navarre, der (bzw. seine Schreiber) sehr spielerisch mit Formulierungen umging und variantenreiche Abschiedsformeln verwendete, ist dies sicher kein

Zufall. Der Ersatz der Bruder-Bezeichnung durch die des Dieners und Untergebenen war Zeichen der Unterordnung und Anerkennung der Autorität des Königs im Brief, der Henri de Navarre in seinem sonstigen Handeln immer wieder zuwiderlief und die er in seinen Briefen gerade deshalb sichtbar machte. Zugleich wurde so auf den Konflikt hingewiesen. Denn die Bezeichnung »Bruder« wurde in der Korrespondenz des Hochadels häufig zwischen zwei souveränen Herrschern verwendet und Henri de Navarre benannte sich nicht nur gegenüber Philipp II., sondern auch gegenüber Jakob VI./I. als Bruder, was die Aussagekraft der Bruder-Leerstelle in den Briefen an Henri III noch stärker hervorhebt.

So lässt sich festhalten, dass Anreden, Adressierungen und Abschiedsformeln den Briefpartnerinnen und -partnern eine Position als Mutter, Tochter, Sohn, Schwester oder Bruder zuwies. Briefe boten den Schreibenden auf diese Weise die Möglichkeit, verwandtschaftliche und damit zugleich herrschaftliche Beziehungen immer wieder neu herzustellen bzw. über längere Zeit zu verhandeln. Aufgrund der zentralen Bedeutung konventioneller Sprache in Briefen konnten kleine, subtile Veränderungen im Vokabular der Anreden oder Abschiedsformeln dabei schon große Konsequenzen haben. Soziale Beziehungen, Hierarchien und Autorität wurden an diesem Ort manipuliert, anerkannt oder bestritten<sup>294</sup>. Diese konnten bindende, sogar rechtliche Qualität beanspruchen, sich verändern, Nähe oder Distanz erzeugen und erreichten durch die Sichtbarkeit der Briefe ein relativ großes Publikum am Hof, im königlichen Rat und in der Entourage der Personen.

Zentral ist in diesem Zusammenhang, dass die verwandtschaftliche Beziehung untrennbar mit der Position der Schreibenden als Herrschaftsträgerinnen und Herrschaftsträger verbunden war. Anreden lassen sich so als Konstitution und sichtbares Zeichen einer verwandtschaftlichen Bindung zwischen Mutter und Kindern oder zwischen Geschwistern verstehen, die zugleich immer auch eine Beziehung von Herrschaftsträgerin zu Herrschaftsträger war. Eine klare Abgrenzung verschiedener Beziehungsebenen – der Verwandtschaft und der Herrschaft oder auch der Liebe und der Freundschaft – lässt sich nicht ziehen und erfasst nicht die Spezifität dieser sozialen Beziehungen und der damit verbundenen Praktiken. Verwandtsein war relational gefasst und überschritt sich beständig mit anderen Beziehungsformen. Die Unterscheidung von unterschiedlichen Rollen, zum Beispiel einer Mutter (im biologischen oder emotionalen Sinne) oder einer Königin (im öffentlichen Sinne), wie es die Forschung ver-

<sup>294</sup> NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 128f. Interessant auch die Ergebnisse von FINDLAY, »Highe excellente Queene«, zur Korrespondenz zwischen Maria Stuart und Elisabeth I., in der Letztere die schottische Königin als »princess« bezeichnete, während sie dies als Selbstbezeichnung für sich stets vermied (S. 122).

## 2. Briefeschreiben

schiedentlich versucht hat<sup>295</sup>, ist deshalb schwierig und wenig zielführend. Verwandtschaftsbegriffe in Anreden und Abschiedsformeln sind stattdessen ebenso wie Formeln vom *sujet* oder *serviteur* immer zugleich Ausdruck der Herrschaftsbeziehungen, in denen die Schreibenden zueinander standen; sie sind die Sprache, in denen diese verhandelt wurden<sup>296</sup>. Der Blick auf die Anreden, Abschiedsformeln und Bezeichnungen in Korrespondenzen zeigt auf diese Weise, wie eine »gute Mutter« als Herrschaftsträgerin gegenüber ihren Nachkommen in der Kommunikation erst entstand und wie auch die Positionen der Söhne, Töchter und Geschwister zugewiesen wurden. Es sind zuvörderst die formalen Aspekte in den Briefen, die Möglichkeiten und Räume boten, solche sozialen Beziehungen zu konstituieren, zu formen und sichtbar zu machen. In den Briefen entstand aus der Perspektive der Königinmutter eine ganze Kinder-schar als spezifische Gruppe; Praktiken des Briefeschreibens integrierten bestimmte Personen als Söhne und Töchter in die Herrschspraxis und schlossen andere aus<sup>297</sup>. Die relationale Figur der Königinmutter entstand so auch in Anreden und Bezeichnungen, die ihre Autorität sichtbar bestätigten und konstituierten. Wie Herrschen und Verwandtsein dabei konkret konzeptionalisiert und ins Werk gesetzt wurden, dem wird im Folgenden nachgegangen.

<sup>295</sup> Vgl. z. B. ROGGE, »mutterliche liebe«, S. 207, der in Korrespondenzen Anteile von Müttern an ihre Söhne und von Fürstenwitwen an einen Fürst herauskristallisieren möchte. Interessanterweise versucht er dies bei männlichen Herrschaftsträgern nicht.

<sup>296</sup> NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 119.

<sup>297</sup> Zum Ausschluss siehe v. a. [Kap. 5.3.1.](#)

### 3. Leib und Liebe. Matrilinearität, physische Verbindungen und Bauch- Verwandtschaften produzieren

*Tant & tant, de plaisir ne courut par les Cieux,  
Ny par tout le sejour de la terre Immortelle,  
Quand le ventre fecond de la grande Cybelle  
Pour maistres leur donna, tant & tant de Dieux.  
Comme un aise nouveau par l'Europe, en tous lieux  
Alors se desborda, que lon sceut la nouvelle,  
Que du grand Roy HENRY, sa compagne fidelle,  
Nous donnoit tant d'Enfans, dignes de leurs ayeux.  
Le premier commanda a L'Escosse et, et la FRANCE,  
L'autre de France est ROY, qui a pour assurance  
Deux freres, deux grandz Ducz, ses seurs, donnent la loy  
L'une au peuple Hespagnol, & l'autre a la Lorraine,  
trois sont mortz, & la tierce attend ce brave ROY,  
Qui tient le Navarois soubz sa main souveraine.*

Sonnet Des enfans du Roy Henry, II. Et de Catherine de Medici son Espouse<sup>1</sup>

Für uns gibt es heute so etwas wie objektiv feststellbare, bio-genetisch definierte Verwandtschaft. Konzeptionen von Verwandtschaft und insbesondere Mutterschaft beruhen zu einem großen Teil auf physiologischen Annahmen – und sei es als Referenz in Form der Abwesenheit des Physiologischen<sup>2</sup>. Schneider brachte diese Vorstellung auf den Punkt: »Legal rights may be lost, but the blood relationship cannot be lost. It is culturally defined as being an objective fact of nature [...] and its nature cannot be terminated or changed«<sup>3</sup>. In der historischen Forschung zur frühneuzeitlichen französischen Monarchie gilt so die biologische Verwandtschaft der Mutter mit dem König, ihre »bio-genetic

1 Das Sonnet ist Teil einer von Nicolas Houel zusammengestellten und von Antoine Caron gezeichneten Bilderserie zu Catherine de Médicis als Artemisia. Dazu [Kap. 3.4](#). Es ist vermutlich auf den Beginn des Jahres 1572 zu datieren. Abbildung bei Kelly GOTTARDO (Hg.), Antoine Caron. Drawings for Catherine de' Medici, London 2017, S. 65.

2 ATKINSON, The Oldest Vocation, S. 23. Auch Formulierungen wie »soziale Elternschaft« weisen letztlich wieder auf eine eigentlich physiologisch definierte Verwandtschaft zurück, so meine These.

3 SCHNEIDER, American Kinship, S. 24.

### 3. Leib und Liebe

importance«, ihre »dynastic bond«<sup>4</sup> oder noch spezifischer die enge Verbindung zum König »par les liens du sang«<sup>5</sup> als die grundlegende Voraussetzung für die Herrschaftsposition der Königinmutter. Zugleich beruhte die Herrschaft des Königs und die männliche Sukzession, wie sie Rechtsgelehrte unter Berufung auf Aristoteles' Zeugungstheorien dachten, nicht zuletzt auf der Fähigkeit des Königs, Samen zu produzieren, so argumentiert Hanley<sup>6</sup>. Aber kann man aus einer Sprache von Blut und Samen für das 16. Jahrhundert auf biologische Vorstellungen einer unveränderlichen Verbindung rückschließen? In einer Zeit, als Sukzession und Abstammung zunehmend patrilinear konzipiert wurden und der König auch als Erzeuger von Erben verstanden wurde, welchen Platz nahm da die Königinmutter ein? Spielte ihr Leib eine Rolle? Von welchen Körpern war in Briefen die Rede? Ich frage im Folgenden danach, ob, wann und inwiefern verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Mutter und Kindern in Briefen physiologisch gedacht wurden und was dies über die Art dieser Beziehungen und über die Figur der Königinmutter selbst aussagt.

Wir werden dabei sehen, dass physiologische Konzeptionen von Verwandtsein wandelbar und situativ waren, dass die Akteurinnen und Akteure offenbar kein Bedürfnis hatten, diese zu vereindeutigen, und dass diese Vorstellungen mithin wenig mit unseren Annahmen bio-genetischer Verwandtschaft zu tun haben. Das Problem beginnt mit der Beobachtung, dass der Körper, der in unserer Vorstellung von Verwandtschaft und Mutterschaft eine zentrale Rolle spielt, in den Briefen selten explizit auftaucht. Immer, wenn Catherine de Médicis an Nachkommen schrieb, die wir nicht als direkte leibliche Söhne und Töchter bezeichnen würden – nämlich an Schwiegerkinder, Enkelinnen und Ehepartnerinnen von Schwiegerkindern – dann griff sie auf eine bestimmte Formulierung zurück: Sie schrieb, sie liebe die Person, »als ob sie ein eigenes Kind (*propre fils/propre fille*) sei«. Was konnte ein »eigenes Kind« sein in diesem Zusammenhang und warum war diese Argumentationsfigur so präsent?

Es geht hier auch um die grundlegende Frage, ob und inwiefern sich verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Mutter und leiblichen Kindern und Mutter und Schwiegerkindern unterschieden. Inwiefern entsteht die Königinmutter auch als relationale Figur gegenüber den Schwiegerkindern, und zwar nicht nur durch Anredeformen? Dabei rücken Aspekte in den Fokus, die auf den ersten Blick nicht evident erscheinen: So stand im Vordergrund weniger das Blut als einerseits die Liebe als grundlegendes Leitmotiv und Überträger leiblicher Verwandtschaft und andererseits der mütterliche Bauch als Ausdruck physischer Nähe zwischen der Königinmutter und ihren Kindern. Die Briefe

4 McCARTNEY, *The King's Mother*, S. 124, 141.

5 COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 5.

6 HANLEY, *Social Sites*, S. 29f.

entpuppen sich als Ort einer sichtbaren Einverleibung von Nachkommen in den Bauch und damit die Autorität der Königinmutter. Mütter erschienen hier weniger als Gefäße und Vermittlerinnen denn als produktiver Faktor von Erben und Abstammung. Die Betonung spezifisch weiblicher Abstammungslinien und die Beanspruchung von Verwandtsein wurden dabei zu strategisch einsetzbaren Argumenten in politischen Konflikten.

Nicht zufällig traten solche Konzeptionen physiologischer Verbindungen in den Briefen gerade dann auf, wenn eine soziale Beziehung konfliktanfällig und nicht eindeutig war, was ihre politische Relevanz bereits evident macht. Sie geschahen immer in Zusammenhang mit Bemühungen um Loyalität, um gemeinsames Handeln, um Festschreibung verwandtschaftlicher Beziehungen als verpflichtende Liebesverhältnisse und in politisch brisanten Situationen von Konkurrenz und Aushandlung von Hierarchien zwischen Herrscherinnen und Herrschern. Es waren diese in den Briefen oft nur angedeuteten Brüche, die ein Schreiben über Leibes-Konzeptionen und Verbundenheit im Kontext von Sukzession, Herrschaftsansprüchen und Konkurrenzsituationen veranlassten. Dieses Schreiben deutet auf ein implizites Wissen hin, über das die Akteurinnen und Akteure verfügten, das aber nur gebraucht wurde, wenn Selbstverständlichkeiten fehlten. Insofern ist ein Fehlen expliziter Hinweise auf körperbezogene Verbindungen in den Briefen zwischen der Königinmutter und ihren leiblichen Kindern nicht als Indiz für eine Abwesenheit solcher Vorstellungen in diesem Bereich zu sehen, sondern auf ein implizites Wissen, das selten aktualisiert wurde, aber spezifische Funktionen gerade in politischen Auseinandersetzungen hatte. Zugleich wird deutlich, wie situativ und kontextabhängig physische Verwandtschaft beschrieben und verhandelt wurde.

Für die Verwandtschaftsforschung bildet dies eine neue Perspektive auf die Aushandlung von Reproduktion und Abstammung. Hohkamp hat gezeigt, dass mit der Einführung und Naturalisierung der männlichen Primogenitur in der Frühen Neuzeit Nachteile verbunden waren, weil Möglichkeiten der politischen Verhandlung und des Schaffens neuer verwandtschaftlicher Bindungen verloren gingen<sup>7</sup>. Der Blick auf konkrete Kommunikationssituationen zwischen Catherine de Médicis und allen von ihr als Nachkommen verstandenen Personen ergänzt dieses Bild. Denn er zeigt, wie die Beanspruchung von Verwandtsein und die Konzeption von Abstammungslinien eine stetige Diskussion auch in patrilinearen Monarchien bildete, Konkurrenz zwischen Herrscherinnen und Herrschern zeigte und ihr eine Form und Sprache gab. Wer wessen Vater oder Mutter war und von wem man abstammte, konnte situativ gedeutet werden.

Es geht an dieser Stelle grundlegend um eine Historisierung des Physiologischen. In einer Welt, in der Natur und Biologie keineswegs die ontologische

<sup>7</sup> HOHKAMP, *Sisters, Aunts, and Cousins*, S. 92, 101.

### 3. Leib und Liebe

Eindeutigkeit beanspruchten, die sie heute haben, in der es mehrere Naturen gab und in der menschliche Körper sich in stetigem Austausch befanden: Welche Rolle spielten dort physiologische Verbindungen für das Königinmuttersein und das Verständnis königlicher Herrschaft<sup>8</sup>? Bezüge zum Leib und zu physiologischen Verbindungen sind in Briefen nur diskursiv fassbar. Sie weisen jedoch auf die Alterität von Körpern und damit verbundenen Konzepten und Erfahrungen hin, die sich als grundsätzlich relational erweisen, in sozialen Beziehungen verortet. Das folgende Kapitel ist insofern der Versuch einer körpergeschichtlichen Annäherung an die verwandtschaftlichen Beziehungen und die damit verbundenen Praktiken und Vorstellungen von Königsherrschaft, ohne auf Biologismen zurückzugreifen. Es verfolgt zugleich das Ziel, die Kategorien »sozial« und »biologisch«, die so häufig der Einordnung von Mutterschaft und Verwandtschaft dienen, zu überwinden, indem nach historischen Konzeptionalisierungen und Kategorien gefragt wird.

Von welchen Körpern ist hier die Rede? In den zahlreichen spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen politischen Theorien und Auseinandersetzungen der Rechtsgelehrten um Herrschaft tauchte der Körper – als Metapher und Symbol – immer wieder auf. Er war ein wichtiges Element diverser politischer Theorien<sup>9</sup>. Schon im Mittelalter fungierte der Körper in Form einer Ehe zwischen König und Reich (analog zur Ehe des Bischofs mit der Kirche) als politische Metapher. Zugleich symbolisierte er die Ausgeglichenheit und Harmonie aller Glieder des Königreiches<sup>10</sup>. Die Rechtsgelehrten der Frühen Neuzeit beschrieben den König als Haupt des Königreiches, der dementsprechend eine

8 DESCOLA, *Jenseits von Natur und Kultur*, S. 117, beschreibt das Ergebnis der von ihm beobachteten Veränderung der Idee der Natur seit dem 17. Jahrhundert wie folgt: »Die Natur als autonomer ontologischer Bereich, als wissenschaftliches Forschungs- und Experimentierfeld, als auszubeutender und zu gestaltender Gegenstand, diese Natur gelangt zu einer Existenz, an der zu zweifeln nur wenigen in den Sinn kommt«. Grundlegend zum *making* des »Biologischen« in Bezug auf das Geschlecht LAQUEUR, *Auf den Leib geschrieben*; Judith BUTLER, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 172014. Zur frühneuzeitlichen Verbundenheit menschlicher Körper und notwendigem Austausch RUBLACK, *Erzählungen*.

9 Diese Erkenntnis geht zu einem nicht unwesentlichen Teil auf das grundlegende Werk von KANTOROWICZ, *Die zwei Körper*, zurück, der den Körper als Element politischer Theorie – oder genauer: politischer Theologie – aufzeigte. Vgl. Jacques LE GOFF, *Head or Heart? The Political Use of Body Metaphors in the Middle Ages*, in: Michael FEHER u. a. (Hg.), *Fragments for a History of the Human Body*, Bd. 3, New York 1989, S. 13–26; Kristin MAREK, *Überschuss und Dauer. Bildkörper als Topoi des Politischen bei Agamben und Kantorowicz*, in: Paula DIEHL, Gertrud KOCH (Hg.), *Inszenierungen der Politik. Der Körper als Medium*, Paderborn 2007, S. 27–54, hier S. 29.

10 Sarah HANLEY, *Mapping Rulership in the French Body Politic. Political Identity, Public Law, and the King's One Body*, in: *Historical Reflections/Réflexions historiques*

Schutzfunktion gegenüber seinen Gliedern habe und untrennbar mit ihnen verbunden sei<sup>11</sup>. Auch konnte man von einer Ausdehnung des politischen Körpers des Königs auf das Reich sprechen<sup>12</sup>. Der politische Körper war so einerseits der König selbst, andererseits das Königreich bzw. das Gemeinwesen oder auch die gesamte christliche Gemeinschaft. Der Körper bot also eine Möglichkeit, verschiedene Entitäten und Beziehungen zu beschreiben, die auf Aspekte und Konzepte von Herrschaft abzielten, und Vorstellungen vom Ganzen und seinen Teilen fassbar zu machen.

In seiner vielbeachteten Studie beschrieb Ernst Kantorowicz das Konzept der zwei Körper des Königs, das die Forschung bis heute prägt. Mitte des 16. Jahrhunderts formulierten Rechtsgelehrte der Tudor-Monarchie erstmals explizit, dass der König (und dies bezog sich theoretisch auf alle christlichen Könige) zwei Körper habe: einen natürlichen, der sterblich war wie alle menschlichen Körper, der verletzlich war, alterte und leiden konnte; und einen politischen, der unsterblich war, aber unsichtbar, und in dem die Untertanen wie das Königreich mit dem König als Haupt eingeschlossen waren – »er besteht aus Politik und Regierung«<sup>13</sup>. Mit dieser Konzeption, die umstritten war und nicht zufällig während der Regierung Elisabeths I. als Herrscherin mit Legitimationsbedarf aufgrund ihres weiblichen Leibes expliziert wurde<sup>14</sup>, waren konkrete politische Ziele verbunden: Die Kontinuität der Königsherrschaft

23/2 (1997), S. 129–149, hier S. 130; Karen GREEN, Introduction, in: DIES., MEWS (Hg.), *Healing the Body Politic*, S. xi–xxi, hier S. xiv.

<sup>11</sup> So z. B. bei Bodin. Quentin SKINNER, *Die drei Körper des Staates*, Göttingen 2012, S. 18.

<sup>12</sup> Yann LIGNERIEUX, Les »trois corps du roi«. Les entrées d'Henri IV à Lyon, 1594–1596, in: *Dix-septième siècle* 212/3 (2001), S. 405–417, hier S. 406.

<sup>13</sup> KANTOROWICZ, *Die zwei Körper*, S. 31. Kantorowicz sprach auch von »royal bicorporalism«; zentral war für ihn der theologische Aspekt durch den heiligen, engelsgleichen Charakter des politischen Körpers. Dazu SKINNER, *Die drei Körper*, S. 13; Marie AXTON, *The Queen's Two Bodies. Drama and the Elizabethan Succession*, London 1977; Jean-Claude SCHMITT, *Le corps en Chrétienté*, in: Maurice GODELIER, Michel PANOFF (Hg.), *La Production du corps. Approches anthropologiques et historiques*, Amsterdam 1998, S. 339–355, hier S. 352; Ralph E. GIESEY, *The Two Bodies of the French King*, in: DERS., *Rulership in France, 15<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> Centuries*, Aldershot 2004, S. 301–316. Gieseey fasst die englischen Charakteristika folgendermaßen zusammen: Der politische Körper existiert getrennt vom natürlichen Körper; der politische Körper existiert zugleich immer zusammen mit dem natürlichen Körper des lebenden Königs; der politische Körper geht beim Tod des Königs sofort auf den natürlichen Körper des Nachfolgers über; der politische Körper überwindet alle möglichen Defekte des natürlichen Körpers (S. 303).

<sup>14</sup> Zur Verortung der zwei Körper in der Sukzession Elisabeths AXTON, *The Queen's Two Bodies*, S. x.

### 3. Leib und Liebe

sollte gesichert werden, denn der mit dem politischen Körper versehene König starb auf diese Weise nie.

Es ist umstritten, inwiefern das englische Modell der zwei Körper auch in der französischen Monarchie präsent war. In der politischen Theorie der Rechtsgelehrten wurde es kaum explizit formuliert. Nach Gieseey zeigten sich in Frankreich die zwei Körper des Königs im königlichen Zeremoniell, wo sie im Rahmen der Sukzession in Szene gesetzt wurden<sup>15</sup>. Hanley hingegen (die allerdings das Auftreten der zwei Körper im Zeremoniell anerkennt) spricht von dem *einen* Körper des Königs als Spezifikum der französischen Monarchie: Dieser inkorporierte den politischen Körper. Das von Hanley beobachtete, seit dem 15. Jahrhundert ausformulierte Konzept französischer Rechtsgelehrter kulminierte in der von Bodin prominent aufgegriffenen Formel »le roi ne meurt jamais«<sup>16</sup>. Es sei gerade der *eine* natürliche und politische Körper des Königs, der in der französischen Monarchie in Form einer Abfolge rein männlich gedachter, sich durch Samen reproduzierender Herrscher für Kontinuität sorgte, so Hanley. Was heißt das für die Königin? Ihr Körper war immer zuerst fleischlich-natürlich, jedoch zugleich politisch konnotiert, so der Tenor der Forschung. Das französische Krönungszeremoniell zeugte von der Konzeption des Leibes der Königin als sterblich<sup>17</sup> – integrierte ihn aber im selben Moment in die politische Praxis. Die enge Verknüpfung des weiblichen königlichen Körpers mit der Natur macht es nicht nur schwierig, konkrete Praktiken zu histori-

<sup>15</sup> Dies betraf vor allem das Begräbnis eines Königs, bei dem der natürliche Körper, der Leichnam des Königs, neben dem Abbild des Königs als politischem Körper, dem Referenz erwiesen wurde wie einem lebenden König, auftraten. GIESEY, *The Two Bodies*. Vgl. auch das Ritual des schlafenden Königs, *ibid.*, S. 310f. Vgl. für die französische Monarchie LIGNEREUX, *Les »trois corps du roi«*; JOUANA, *La France*, S. 246, zur Theorie des Rechtsgelehrten Charles Moulin (1552), der ebenfalls von zwei Körpern ausgeht – dem majestätischen, an dem Parlament und Generalstände Anteil hatten, und dem privaten, der Instrument des Ersteren war.

<sup>16</sup> HANLEY, *Mapping Rulership*, S. 133f.; BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 8, S. 227. Hanley zeichnet die Entwicklung anhand der Rechtsgelehrten Jean de Terre Rouge, Jean Juvénal des Ursins und Noël de Fribois nach, die sämtlich auf aristotelische Vorstellungen von Reproduktion mit männlichem Samen zurückgriffen. Vgl. HANLEY, *Configuring the Authority*, S. 457.

<sup>17</sup> Rachel WEIL, *Der königliche Leib, sein Geschlecht und die Konstruktion der Monarchie*, in: SCHULTE (Hg.), *Der Körper der Königin*, S. 99–111, hier S. 101; SCHULTE, *Der Körper der Königin*; Sylvène ÉDOUARD, *Corps de reine. Du corps sublime au corps souffrant d'Élisabeth de Valois (1546–1568)*, in: *Chrétiens et sociétés* 12 (2005), S. 1–42, <http://chretienssocietes.revues.org/2186> (23.4.2019).

sieren, sondern weist zugleich auf den zentralen Stellenwert der Reproduktion, des Gebärens von Nachkommen durch die Königin hin<sup>18</sup>.

Noch vielschichtiger wird die Frage nach dem Leib bzw. dem natürlichen Körper und dem politischen Körper, wenn man in Betracht zieht, dass beide im Kontext der Religionskriege religiös und politisch aufgeladen wurden. Teile des Adels argumentierten, dass die Souveränität auf den gesamten politischen Körper bezogen sei, nicht nur auf den König. Der politische Körper war heftig umstritten: Wer repräsentierte ihn, wer hatte Anteil daran? Aus der Theorie der zwei Körper konnte eine Legitimation des bewaffneten Widerstands entstehen: Man musste den politischen Körper schützen<sup>19</sup>. Harrie beschreibt die Bildsprache der Guise anhand einer emaillierten Darstellung Léonard Limosins, in der die *materfamilias* Antoinette de Bourbon in einer Kutsche mit ihrem Mann Claude de Guise und drei Söhnen über einen Leichenberg von Häretikern fährt und die Symbole der Eucharistie, Kelch und Hostie, in den Händen hält. Die Guise beanspruchten so laut Harrie eine Rolle als Verteidiger des Katholizismus, des Leibes Christi und des damit verbundenen katholisch gedachten politischen Körpers – im Gegensatz zu den Valois, die diesen politischen Körper nicht vor Zersetzung durch Häretiker zu schützen wüssten. Dahinter verbirgt sich die zeitgenössische Annahme, dass der politische Körper untrennbar mit dem katholischen Glauben verbunden war und religiöse Differenz die Einheit aufbrach, Glieder abtrennte. Solche Vorstellungen nahmen im Streit um die Eucharistie konkrete Gestalt an, der die religiösen Auseinandersetzungen von Katholiken und Hugenotten, beispielsweise im Kolloquium von Poissy 1561, prägte. Die Bildsprache der Guise machte Antoinette de Bourbon anstelle von Catherine de Médicis zur *mater patriae*, da sie die Einheit des politischen Körpers mit den Symbolen der Eucharistie zu schützen wisse<sup>20</sup>.

In den Religionskriegen konnten Angriffe auf den politischen Körper mit Verletzungen des Leibes beantwortet werden, die diese spiegeln sollten<sup>21</sup>. Von protestantischer Seite wurde der politische Körper, aber auch der Leib des

18 Catherine de Médicis und Henri II hatten in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe keine Nachkommen, was die Position der (zukünftigen) Königin prekär machte. Die Ärzte sahen das physische Problem allerdings eher beim König. Siehe den Versuch einer Rekonstruktion des medizinischen Problems bei Jennifer GORDETSKY, Ronald RABINOWITZ, Jeanne O'BRIEN, The »Infertility« of Catherine de Medici and its Influence on 16<sup>th</sup> Century France, in: The Canadian Journal of Urology 16/2 (2009), S. 4584–4588.

19 JOUANNA, Le devoir de révolte, S. 282–312.

20 Jeanne HARRIE, The Guises, the Body of Christ, and the Body Politic, in: SCJ 37/1 (2006), S. 43–57. Das Bild entstand vermutlich in den Jahren 1561 bis 1563 zu Beginn der Religionskriege.

21 Offenbar kastrierte man beispielsweise den Leichnam des führenden Protestanten Coligny im Rahmen der Bartholomäusnacht. MURPHY, Catherine, S. 62.

### 3. Leib und Liebe

Königs in der Kritik an der königlichen Autorität genutzt: Der Schreiber Agrippa d'Aubigné verbreitete dichtend den Vorwurf, Henri III nutze Weihwasser, um seine Hämorrhoiden zu behandeln, entweihe also nicht nur scheinheilig die katholischen Symbole, sondern korrumpiere den Leib des Königs und den politischen Körper zugleich<sup>22</sup>. Im Zuge des fünften Religionskrieges wurde 1575 im anonymen (vermutlich aus dem Umkreis der *malcontents* stammenden) Traktat »Resolution claire et facile« an den Adel gerichtet erklärt:

Car ceste societé populaire est comme vn corps civile, duquel la iustice est l'âme, les lois, les facultés de l'âme, & le Roy, la bouche des lois: [...] ausy le Roy premièrement est, comme la volonté, & puis les Loix, comme l'intelligence en ce corps politique, ordonné de Dieu, le souverain Monarque, à ce que l'impiété, l'iniustice et iniquité n'altère & corrompe cest animal politique. [L]e personnage public [...] n'est plus ce qu'il estoit, ains desfiguré comme vn monstre<sup>23</sup>.

Das Gemeinwesen und der König selbst waren im Argument der Gegner des Königs zum Monster geworden. Leib und Körper, natürlicher und politischer Körper waren also Gegenstand politischer Auseinandersetzungen – auf dem Papier, in Bildern und mit physischer Gewalt. Die korporative Konzeption war zugleich eng mit der Vorstellung einer Verfassung des Königreichs verbunden, Auseinandersetzungen darüber betrafen also die Monarchie in ihren Grundfesten<sup>24</sup>.

Vor dem Hintergrund der brisanten konfessionell-politischen Aufladungen stellt sich nun die Frage, welche Rolle der Leib der Königinmutter spielt und wie dieser zum politischen Körper steht. Klar ist aber auch, dass eine analytische Trennung zwischen natürlichem und politischem Körper in der Praxis äußerst schwierig ist, war doch der natürliche Körper nicht weniger politisch konnotiert und der politische Körper ohne den natürlichen nicht sichtbar; beide

<sup>22</sup> Catharine RANDALL, *Masculinity, Monarchy, and Metaphysics. A Crisis of Authority in Early Modern France*, in: Kathleen P. LONG (Hg.), *High Anxiety. Masculinity in Crisis in Early Modern France*, Kirksville 2002, S. 211–231, hier S. 218.

<sup>23</sup> *Resolution claire et facile sur la question tant de fois faite de la prise des armes par les inferieurs. Ou il est monstre par bonnes raisons, tirées de tout droit Divin & humain: Qu'il est permis & licite aux Princes, seigneurs & peuple inferieur, de s'armer, pour s'opposer et resister à la cruauté & felonnie du Prince superieur, voire mesme necessaire, pour le devoir duquel on est tenu au pays & Republique*, Basel, par les heritiers de Iehan Opori, 1575, S. 14f. Die Schrift wird häufig Odet de la Noue zugeschrieben.

<sup>24</sup> COSANDEY, *L'absolutisme*, S. 39. Vgl. [Kap. 1.2](#).

können nur als verschränkte Konzeptionen betrachtet werden<sup>25</sup>. Eine Unterscheidung zwischen dem natürlichen Körper, dem sterblichen, leidensfähigen Leib aus Fleisch und Blut, und dem politischen Körper, der zwar mit dem Leib verbunden war, aber zugleich unsterblich war und auch größere Gemeinschaften umfassen konnte, ist in der Praxis oft unmöglich. Es sind analytische Begriffe, die sich in den Dokumenten so nicht wiederfinden, verfügt doch das Französische anders als die germanischen Sprachen nicht über die Leib-Körper-Differenzierung<sup>26</sup>. Beide waren von eminent politischer Bedeutung und miteinander verschränkt – der Leib war politisch besetzt, der Körper auch leiblich gedacht. So stellt sich immer wieder die Frage, von welchen Körpern die Rede war und ob eine Unterscheidung in der Praxis überhaupt sichtbar ist. Ich verwende in diesem Sinne zunächst die Begriffe physisch und physiologisch, um erst am Ende des Kapitels auf das von Kantorowicz beobachtete Denkmodell und die Leib-Körper-Frage zurückzukommen. Meine These ist, dass die Figur der Königinmutter eine Legitimation und Positionierung in der französischen Monarchie über den gebärenden Leib erfuhr, der sie und ihre Kinder verband und zugleich immer den politischen Körper in sich barg. Mein Gebrauch des Leib-Begriffs hier ist nicht zu verwechseln mit dem phänomenologischen, der auf unmittelbare Erfahrung abzielt. Stattdessen knüpfe ich mit Kantorowicz an historische Konzeptionen an, die den Leib mit ganz eigenen Formen von Natur und Reproduktion verbinden. Insofern ist auch eine Gleichsetzung mit der *sex/gender*-Dichotomie, in der der Leib äquivalent zu *sex* wäre, vorschnell, da diese Dichotomie an moderne Vorstellungen der einen Natur und der objektiv feststellbaren Biologie gebunden ist<sup>27</sup>. Biologisch und sozial sind in unserem Kontext keine geeigneten Kategorien, um den Umgang mit Leib und Körper zu

25 WEIL, Der königliche Leib, S. 103: »Der natürliche Körper ist in gleichem Maße ein Phantasiegebilde wie der politische und lässt sich auch für politische Zwecke mobilisieren«. Ebenso Regina SCHULTE, *The Body of a Woman and the Heart and Stomach of a King*. Wie viele Körper kann eine Königin haben?, in: Paula DIEHL, Gertrud KOCH (Hg.), *Inszenierungen der Politik. Der Körper als Medium*, Paderborn 2007, S. 13–26, hier S. 17.

26 In ZEDLER (Hg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexicon*, wird so der »Leib« definiert als »ein zusammen gesetztes Rüstzeug von verschiedenen Theilen und Gliedern, welche fähig sind, durch einen vernünftigen Geist regiret zu werden«, mithin ein lebendiges und sich bewegendes »Wesen« (Bd. 16, Sp. 1504); der »Corpus« hingegen wird zuerst im Bereich der Mathematik und Physik verortet, um später zudem als »die Gesellschaft, die Zusammenkunfft, Versammlung« etc. umschrieben zu werden (Bd. 6, Sp. 1347–1355). Siehe die Ausführungen zu Körper und Leib in der Einleitung. Für einen Überblick zu diesem Problem Maren LORENZ, *Leibhaftige Vergangenheit*. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000, S. 32–34; FREIST, *Diskurse – Körper – Artefakte*, v. a. S. 9–18.

27 Diese Gleichsetzung verstellt den Blick auf die historische Wandelbarkeit von Naturbegriffen. Dazu DESCOLA, *Jenseits von Natur und Kultur*.

### 3. Leib und Liebe

erfassen. Zentral wird stattdessen die Frage, was für die Akteurinnen und Akteure leibliche Verbindungen und Körper sind und wie sich Physiologisches und Natur anhand des Blicks auf den Leib der Königin historisieren lassen.

Der Aufbau des Kapitels bildet dementsprechend eine Annäherung an physiologische Konzeptionen von Verwandtschaft und die Bedeutung des Leibes in Briefen ab. Es geht mir darum, verschiedene Möglichkeiten aufzuzeigen und zu verorten, um die Varianz und Kontextabhängigkeit, aber auch die Grenzen verfügbarer Konzeptionen und Handlungsspielräume aufzuzeigen. Das Kapitel beginnt deshalb mit den im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit dominierenden Sprechweisen von königlicher Verwandtschaft: Im 16. Jahrhundert machte die Sprache des Blutes Karriere; seit dem 14. Jahrhundert entwickelte es sich zu einem Konzept, um eine Gruppe von Verwandten des Königs mit Herrschaftsanspruch (die *princes du sang*) zu bezeichnen und an das Königreich zu binden. Ausgehend vom Fall des *Enfant terrible* Henri de Navarre, *prince du sang* und darüber hinaus mit der Königstochter Marguerite verheiratet, geraten einige grundlegende Aspekte des Ausdrucks physischer Verbundenheit in den Blick, die geklärt werden müssen, um in diesem Kontext die Königinmutter und ihre Beziehungen mit den Kindern verorten zu können: Dies sind neben dem Blut die Natur und die Geburt. Darauf aufbauend kann gefragt werden, inwiefern auch weibliche Abstammungslinien physiologisch konzipiert wurden und was den Körper der Königinmutter auszeichnete. Als zentral für die Herstellung von Verbindungen erweist sich dabei die Liebe – physische Verwandtschaft, Liebe und Autorität waren wechselseitig eng miteinander verknüpft und wirkten untereinander als Medien der Übertragung und Verstärkung; der Bauch wurde zum Ausdruck produktiver, schöpferischer Mutterschaft. Aus diesen physiologisch konzipierten Verbindungen waren wiederum die illegitimen Kinder ausgeschlossen. Abschließend wird der Blick direkt auf den Leib der Königinmutter und seine Position in der französischen Monarchie gerichtet.

#### 3.1 Blut, Natur und Geburt: Henri de Navarre als »prince du sang«

Am 6. Juni 1584 starb François d'Anjou, der jüngere Bruder des Königs und zugleich sein Thronfolger, denn Henri III war zu diesem Zeitpunkt zwar bereits seit neun Jahren verheiratet, aber nach wie vor kinderlos. Sein Schwager Henri de Navarre (1553–1610) schrieb daraufhin an den König, wie traurig er sei, »car j'y ay recogneu ma perte inestimable selon le devoir de nature«. Worauf bezog sich diese »Trauerpflicht«, die in der Natur begründet wurde? Schon kurze Zeit später verfasste Henri de Navarre einen langen Brief an Henri III, der seine Perspektive genauer darstellte:

C'est chose acoustumée d'antieneté, et que vos predecesseurs Roys ont observée dés long temps, qu'advenant qu'aucun prince du sang se trovast le plus proche pour tenir lieu de la seconde personne, ils luy font ceste faveur de luy donner permission de creer mestiers es villes du Royaulme esuelles y a mestiers jurez, pour rendre tesmoignage au peuple, par ceste gratification, du rang qu'il doit tenir en cas qu'il n'y ait enfans, le desclarant et le faisant naistre comme fils de France, ainsy que l'a trez bien remarqué le feu greffier du Tillet. [...] Je crois, Monseigneur, que ne voudriez rendre ma condition plus obscure des aultres qui m'ont precedé, ni dejecter du degré qu'il a pleu à Dieu me donner soubz vostre obeissance, en laquelle je n'ay aultre desir que de vous reconnoistre pour seigneur et pour pere, si tant est que me veuillez permettre d'user de ce nom, pour aussy vous rendre aultant de subjection, de reverence et de service que si j'avois cest honneur d'estre vostre propre fils. A ceste cause je vous supplie trez humblement, Monseigneur, me faire tant de grace de m'octroyer vos lettres de provision, avec pareille declaration que donna le feu Roy Loys à monsieur d'Angoulesme [François I<sup>er</sup>], vostre ayeul, qui depuis, estant roy, la bailla à feu monsieur d'Alençon, et encores depuis fut octroyée à Charles, duc de Bourbon. [...] Ce sera chose [...] qui toutesfois [...] pourra servir à l'encontre de mes ennemys, qui, par factions, ligues et menées, ne taschent qu'à se prevaloir contre moy, au prejudice et detrimet de vostre auctorité et de vostre couronne<sup>28</sup>.

Der König von Navarra brachte verschiedene Punkte auf, die geklärt werden müssen, weil sie aufschlussreich sind für ein Sprechen über Verwandtsein in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts: Wenn ein *prince du sang* die zweite Position im Königreich (also die des Thronfolgers) einnahm, habe er gewöhnlich vom König das Recht bekommen, in den Städten Zünfte zu bilden<sup>29</sup>. Auf diese Weise werde sein Rang für alle sichtbar, den er im Fall der Kinderlosigkeit des Königs beanspruchte; der König habe ihn als *fils de France* deklariert und neu geboren werden lassen (*faire naître*). Henri de Navarre ermahnte nun Henri III, dass er seine Position – er nutzte hier den Verwandtschaftsbegriff *degré*, Grad, um seine Herrschaftsposition zu bezeichnen – nicht verschleiern dürfe. Er habe kein anderes Bestreben, als den König als Vater anzuerkennen und auch so anzureden, so dass er sich ihm unterordnen könne wie ein eigener Sohn (*propre fils*). Er bat deshalb darum, durch Briefe von Henri III eine solche königliche Erklärung zu erhalten, um auch seinen Feinden besser gegenüberzutreten zu können, die letztlich auch der Autorität des Königs schaden.

<sup>28</sup> Henri de Navarre an Henri III, [Ende Juni 1584]; zum Tod von François [Mitte Juni 1584], in: LMIV, Bd. 1, S. 670f., 666.

<sup>29</sup> Die *métiers jurés* waren Handwerkszünfte, die durch königliche *lettres patentes* organisiert wurden. JOUANNA, La France, S. 117f.

### 3. Leib und Liebe

Was war ein *prince du sang*? Um welches Blut handelte es sich? Wie kann es sein, dass das Blut der Anerkennung des Königs bedurfte, um wirksam zu werden? Wie ist eine vom König veranlasste Wiedergeburt als Sohn zu verstehen? Und was hatte das alles mit Natur zu tun?

#### 3.1.1 Die Sprache des Blutes und die »princes du sang« als Teil des königlichen Körpers

Im 16. Jahrhundert verbreitete sich die Sprache des Blutes nur langsam in der französischen Monarchie. Sie war relativ neu und wurde in den Briefen von Catherine de Médicis und ihren Kindern kaum verwendet – am häufigsten noch von Henri de Navarre, der zugleich auch am meisten davon profitierte. Selten taucht Blut auf als Symbol einer Opferbereitschaft, die große Loyalität und wahrhaftige Verpflichtung bezeugen sollte, oft gegenüber dem König oder einem Patron (»servir de mon sang«<sup>30</sup>).

Die historische Forschung beobachtet in Westeuropa für den Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit bei Verwandtschaftsbezeichnungen einen langsamen Wandel von der Sprache des Fleisches zur Sprache des Blutes, verstärkt seit dem 15. Jahrhundert. Beide Worte wurden allerdings auch im 16. Jahrhundert noch parallel verwendet, wenngleich in den hier untersuchten Briefen »chair« nicht zum Repertoire gehörte. Sabean und Teuscher haben argumentiert, dass die Emergenz der neuen Sprache des Blutes mit dem Aufkommen von Abstammungsgruppen und der Betonung vertikaler Linien über Generationen hinweg zusammenfiel, während Fleisch den Fokus eher auf Sex und Ehe (und damit horizontale Verwandtschaftsbeziehungen) gerichtet habe.

<sup>30</sup> Bellièvre an Catherine, 18.4.1585, in: LCM, Bd. 8, S. 435. Vgl. im Kontext einer diskutierten Anerkennung der Hugenotten den Brief der Königin von Navarra Jeanne d'Albret an Charles IX, 17.4.1570, in: *Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, S. 310: »[J]e le [Charles' Ruhm] désire comme je le dois par tant de redoublées oblygations, mais la pryncipalle est celle de ce sang qui ne peut mantir en moy, et auquel, Monseigneur, comme chose qui ne se peult violenter soy mesme, vous devez plus adjouster de foy qu'à ceux qui ne peuvent sentyr ce segret effect«. Zur Vieldeutigkeit von Blut Janet CARSTEN, Introduction. Blood Will Out, in: *JRAI 19/S1* (2013), S. 1–23, hier S. 2: »[B]lood may be associated with fungibility, or transformability, as well as essence; with truth and transcendence and also with lies and corruption; with contagion and violence but also with purity and harmony; and with vitality as well as death«. Zum Mittelalter Bettina BILDHAUER, Medieval European Conceptions of Blood. Truth and Human Integrity, in: *JRAI 19/S1* (2013), S. 57–76; sowie grundlegend zum Zusammenhang von Blut, Theologie und Frömmigkeit: Caroline WALKER BYNUM, *Wonderful Blood. Theology and Practice in Late Medieval Northern Germany and Beyond*, Philadelphia 2007.

Blut wurde in der Frühen Neuzeit mehr und mehr mit Herrschaftsansprüchen, Legitimität und Hierarchien verbunden<sup>31</sup>.

In der französischen Monarchie war die Sprache des Blutes eng mit der Entwicklung eines Konzepts des »sang royal« seit dem 14. Jahrhundert verknüpft. Eine umfassende Geschichte der *princes du sang* (der bestimmte Artikel ist Programm und designiert nicht irgendeines, sondern eben das königliche Blut) ist allerdings nach wie vor ein Desiderat der Forschung, vor allem aus verwandtschaftlicher Perspektive. Für das Spätmittelalter sind die Studien von Guereau-Jalabert und Miramon grundlegend, die beide deutlich machen, dass es keine lineare und eindeutige Entwicklung der Blutsemantik gab<sup>32</sup>. Im Altfranzösischen ist Blut nicht unbedingt mit Verwandtschaft assoziiert; stattdessen waren seit dem 11. Jahrhundert *chair* und *lignage* zentrale Begriffe<sup>33</sup>. Ab etwa 1315 lassen sich Varianten eines königlichen Blutes (»sang et lignage de France«, »seigneur de sang«, »sang royal«) nachweisen und die Terminologie ist häufiger dokumentiert in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei den Valois; von dort breitete sie sich langsam im Adel aus, wurde jedoch erst im 15. Jahrhundert üblicher<sup>34</sup>. Auffällig ist, dass das königliche Blut zeitgleich zur Lex Salica auftauchte, dem damit verbundenen Ausschluss der Frauen von der Herrschaft und den ersten Fällen königlicher Sukzession, die keine direkte Vater-Sohn Transmission war. Häufig wird ein Zusammenhang zwischen der Umdeutung des Blutes und den Thronansprüchen Edwards III. von England gesehen, denen die Valois auf diese Weise begegneten<sup>35</sup>. Auf die Valois geht auch die Engführung des Blutes auf den Begriff *sang royal* zurück und die damit

31 David Warren SABEAN, Simon TEUSCHER, Introduction, in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Blood & Kinship*, S. 1–17; David Warren SABEAN, *Descent and Alliance. Cultural Meanings of Blood in the Baroque*, *ibid.*, S. 144–174; Simon TEUSCHER, *Flesh and Blood in the Treatises on the Arbor Consanguinitatis (Thirteenth to Sixteenth Centuries)*, *ibid.*, S. 83–104. Die Befunde von Anita GUERREAU-JALABERT, *Flesh and Blood in Medieval Language about Kinship*, *ibid.*, S. 61–82, hier S. 70f., stellen diese These in Frage: Sie zeigt, dass im französischen Spätmittelalter zwar Blut eher eine Gruppe bezeichnete, während Fleisch einzelne Beziehungen charakterisierte, dass aber Fleisch genauso gut Abstammung und Transmission ausdrücken konnte wie Blut.

32 *Ibid.*; Charles DE MIRAMON, *Aux origines de la noblesse et des princes du sang. France et Angleterre au XIV<sup>e</sup> siècle*, in: DERS., Maaike VAN DER LUGT (Hg.), *L'hérédité entre Moyen Âge et époque moderne. Perspectives historiques*, Florenz 2008, S. 157–210.

33 *Lignage* bezeichnete eine Verwandtschaftsgruppe und blieb parallel zum Blut ein zentraler Begriff: GUERREAU-JALABERT, *Flesh and Blood*, S. 67–69; MIRAMON, *Aux origines*, S. 159.

34 *Ibid.*, S. 182, 204.

35 *Ibid.*, S. 177, 196; Richard A. JACKSON, *Peers of France and Princes of the Blood*, in: *FHS 7/1 (1971)*, S. 27–46, hier S. 34.

### 3. Leib und Liebe

verbundene Bezeichnung einer spezifischen Gruppe von Verwandten des Königs, den *princes du sang*. Diese wurden in einer *ordonnance* von 1403 feste Mitglieder des Regentschaftsrats, also als grundsätzlich zur Teilhabe am Herrschen berechtigt verstanden<sup>36</sup>. Zentral ist dabei ein Konzept, das vermutlich im 14. Jahrhundert zusammen mit den *princes du sang* entstand, wie Guenée argumentiert: Die *princes du sang* bildeten durch das Blut und die französischen Lilien im Wappen zusammen mit dem König einen Körper, schrieb Bischof Philippe de Vitry 1335; der Rechtsgelehrte Guillaume Sagnet erklärte 1417, das christliche Königreich sei ein Körper mit dem König als Kopf, dessen Augen wiederum die *princes du sang* bildeten<sup>37</sup>. Sie waren durch ihr Blut besonders eng an den König und das Königreich gebunden und hatten deshalb spezifische Ansprüche und Aufgaben.

Man könnte annehmen, dass hier der politische Körper durch das Blut leiblich konzipiert wurde. Es ist jedoch unklar, um was für eine Art von Blut es sich handelte. Miramon geht davon aus, dass die neue Qualität des Blutes seine Erblichkeit sei, und bringt es – eher anachronistisch – mit einem »naturalisme« und einem »imaginaire biologique« in Verbindung. Guerreau-Jalabert hingegen betont die spirituelle Qualität des Blutes, die auf alte Anrechte des Adels verwies<sup>38</sup>. Bereits Giesey hatte beschrieben, dass dieses Blut im Spätmittelalter weniger aufgrund seiner inhärenten physiologischen Eigenschaften wirksam wurde: »[B]lood right as we have encountered it [...] does not explain why a certain person should rule, but rather only sets up a procedural device to designate who should succeed to rulership«<sup>39</sup>. Tatsächlich war nicht einmal das »wer« zweifelsfrei geklärt: Es gab im Spätmittelalter keinen Text, der die *princes du sang* eindeutig definierte<sup>40</sup>. Grundsätzlich bezeichnete der Begriff alle männlichen Verwandten des Königs, die in direkter männlicher Linie und aus legitimer Ehe von einem männlichen Kapetinger abstammten (also alle Agnaten im Verständnis des 16. Jahrhunderts) und somit theoretisch selbst König werden konnten. Es finden sich jedoch auch Frauen, die *princesses du sang* waren, wenngleich die Forschung sich kaum mit ihnen befasst hat<sup>41</sup>. Vermutlich handelte es sich um die Töchter und Ehefrauen der *princes*, die einer patri-

36 MIRAMON, *Aux origines*, S. 183. Die *princes du sang* waren zugleich immer auch Gouverneure wichtiger Provinzen wie der Dauphiné, Bretagne, Normandie oder Picardie. NASSIET, *Parenté, noblesse et États dynastiques*, S. 328.

37 GUENÉE, *Le roi*, v. a. S. 308f., 311.

38 *Ibid.*, S. 207, 210; GUERREAU-JALABERT, *Flesh and Blood*, S. 73–75.

39 GIESEY, *The Juristic Basis*, S. 38.

40 GUERREAU-JALABERT, *Flesh and Blood*, S. 76; MIRAMON, *Aux origines*, S. 183.

41 ALLIROT, *Filles de roy* thematisiert die *princesses du sang* knapp im Zusammenhang ihrer Studie über die sogenannten *filles de France*, Töchter von Königinnen. Im 14. Jahrhun-

linearen Logik folgend ihren Status nicht weitergeben konnten<sup>42</sup> – eine Konzeption, die offenkundig wenig mit unserem heutigen bilateralen Verständnis von Vererbung über Blutsverwandtschaft zu tun hat. Es gab engere Definitionen, die nur die Brüder und Söhne eines Königs umfassten, wie auch weitere, die stattdessen manchmal gerade alle männlichen Verwandten außer den Söhnen des Königs bezeichneten. Im Spätmittelalter änderte sich die Hierarchie der *princes du sang* mehrfach. Einzelnen *princes du sang* wurde ihr Status abgesprochen, wenn sie sich dem König gegenüber nicht loyal zeigten. Insofern kann man nicht von einem dynastischen Prinzip im Sinne von naturalisierter Blutsverwandtschaft als unaufhebbarer Mechanismus sprechen; stattdessen hat Miramon gezeigt, dass eher die Treue zum König und ein damit verbundenes neues Selbstverständnis des Adels ausschlaggebend waren. Das Blut wurde dabei wie im kanonischen Recht von einem Vorfahren aus gedacht (im Fall der Valois war dies in der Praxis nicht Hugo Capet, sondern Louis IX), nahm aber niemals Bezug auf medizinische Diskurse zu Zeugung und Reproduktion<sup>43</sup>.

Zum Zeitpunkt von Henri de Navarres oben zitiertem Brief hatte sich die Sachlage zwar teilweise geändert, war aber nicht endgültig geklärt. Der Diskurs über die *princes du sang* verlagerte sich im 16. Jahrhundert. Juristische und theologische Diskurse über Blut betonten seit den 1560er Jahren stärker Vorstellungen von »Blutreinheit« in Verbindung mit einer männlichen Abstammungslinie<sup>44</sup>. Die Frage des königlichen Blutes handelte man nun vermehrt über das Problem des Zeremoniells und der damit verbundenen Rangfragen aus. In der Mitte des 16. Jahrhunderts kulminierte ein bereits seit 150 Jahren schwelender Konflikt zwischen den *pairs* und den *princes du sang* um den Vorrang in königlichen Zeremonien (Krönung, *sacre*, *lit de justice*, *entrée*, Begräbnis, Generalstände), der in der Regel als Konflikt zwischen einem mittelalterlichen, feudalen Verständnis von Königsherrschaft (der König regiert zusammen mit den *pairs* als Ratgebern; Treue ist ausschlaggebend) und einem absolutisti-

dert wurden sie zu einem Titel mit spezifischem Rang. Zu dieser Zeit waren die *princesses du sang* laut Alliot jedoch kein Quellenbegriff.

42 GUERREAU-JALABERT, *Flesh and Blood*, S. 76. Fanny COSANDEY, *Préséances et sang royal. Le rite comme construction d'un mythe identitaire*, in: *Cahiers de la Méditerranée* 77 (2008), S. 1–11, hier S. 6, <https://cdlm.revues.org/4359> (23.4.2019). Vgl. DIES., *Le rang. Préséances et hiérarchies dans la France d'Ancien Régime*, Paris 2016, S. 297–311. Die Formulierung aus der Leichenpredigt für Catherine de Médicis, in der ihre Mutter als »Magdeleine de Boulongne, yssue du sang de France« bezeichnet wurde, weist darauf hin, dass hier das königliche Blut in mütterlicher Linie zumindest erinnert wurde, denn Madeleine war eine Tochter der *princesse du sang* Jeanne de Bourbon: *Oraison funèbre*, in: LCM, Bd. 9, S. 504.

43 MIRAMON, *Aux origines*, S. 181f., 209.

44 SABEAN, *Descent*, S. 152.

### 3. Leib und Liebe

schen (bzw. dynastischen; Abstammung ist unumgebar) Prinzip interpretiert wird, wobei Letzteres sich nach 1560 sukzessive durchgesetzt habe<sup>45</sup>. Bis etwa 1560 konnten sich die *pairs* mehrfach an erster Stelle nach dem König behaupten und wechselten sich darin mehr oder weniger mit den *princes du sang* ab<sup>46</sup>. In den Auseinandersetzungen standen sich vor allem die mit der Königsfamilie nicht über Blut in der männlichen Linie verwandten Guise und die Bourbon als *princes du sang* gegenüber<sup>47</sup>. Erst 1576 legte Henri III in einem königlichen Edikt fest, dass die *princes du sang* künftig generell Vorrang in den Zeremonien haben würden, unabhängig von der Qualität ihrer Titel<sup>48</sup>.

Die Frage, wer denn überhaupt ein *prince du sang* sei und was einen *prince du sang* genau ausmache, wurde dabei ausgeklammert. Der Rechtsgelehrte und Gerichtsschreiber Jean du Tillet begann in seinem 1580 publizierten »Receuil des Roys de France«, aus dem Henri de Navarre in seinem Brief zitiert, das Kapitel über die *princes du sang* mit der Feststellung, dass man sie früher an ihren langen Haaren erkennen konnte; für das Blut selbst interessierte er sich nicht. Allerdings stellte er fest, dass die *princes du sang* sich von den *pairs* durch Geburt unterschieden (»nay« versus »cree«) und auf diese Weise grundsätzlich sukzessionsfähig seien, ohne dass dies einer speziellen Anerkennung bedürfe: »En quelque lieu que soit mis les Princes du sang, l'avantage leur demeure,

<sup>45</sup> Exemplarisch bereits GIESEY, *The Juristic Basis*, S. 4: »[A] quasi-constitutional prop for the Bourbon dynasty's absolutism«. Vgl. auch COSANDEY, *Préséances*; JACKSON, *Peers*.

<sup>46</sup> Die *pairs* hatten seit dem Mittelalter vor allem zeremonielle Privilegien: Der Bischof von Reims war für die Salbung des Königs zuständig, andere *pairs* trugen Regalia. Sie hatten zudem eine Stimme im Parlament von Paris. Innerhalb ihrer *pairie* hatten sie die Gerichtshoheit, die sonst königlichen Apanagen vorbehalten war. Während theoretisch alle Vasallen des Königs *pairs* waren, gab es zwölf alte *pairs de France*, die eine hervorgehobene Stellung hatten. Alle diese *pairies* waren jedoch bis 1477 bereits an die Krone zurückgefallen, so dass es sich nun nur noch um Titel ohne dazugehörige Ländereien und Jurisdiktionsrechte handelte. Stattdessen wurden in den königlichen Zeremonien die alten *pairies* von Mitgliedern des Hochadels repräsentiert, was immer wieder Anlass für Auseinandersetzungen war. Im Übrigen waren die *pairs* häufig zugleich *princes du sang*. Vgl. *ibid.*, S. 29–33.

<sup>47</sup> *Ibid.*, S. 37; COSANDEY, *Préséances*, S. 2. Seit der Versammlung der Generalstände in Saint-Germain-en-Laye im August 1561 hatten die *princes du sang* de facto Vorrang. Im *lit de justice* von 1563 (zur Volljährigkeit von Charles IX) wurde der Vorrang der *princes du sang* sehr deutlich. Während es um 1450 noch mindestens 23 *princes du sang* gab, waren es um 1550 nur noch zehn. JACKSON, *Peers*, S. 37f.

<sup>48</sup> Das Edikt von Blois »règle les rangs des Princes du sang, avant tout les autres princes et seigneurs pairs de France, de quelque qualité et condition qu'ils soient, tant es sacres, couronnements, seances du parlement qu'autres assemblées«. Der vollständige Text bei GIESEY, *The Juristic Basis*, S. 40. Vgl. COSANDEY, *Préséances*, S. 3.

d'estre eux ou leur descente capable de la couronne, issus de la plus noble & ancienne maison du monde, qui fait qu'ils honnorent leur place, & n'ont besoin qu'elle les face connoistre«. Zugleich war sich du Tillet jedoch bewusst, dass man aus der Vergangenheit keine klare Sukzessions- und Vorrangsregelung der *princes du sang* herleiten konnte (»C'est au Roy [...] y mettre quand il aura l'opportunité ordre stable, lequel ne peut estre bien cogneu par les escrits du passé«)<sup>49</sup>.

Henri de Navarre (bzw. seinen Beratern) war der Text von du Tillet ganz offenkundig bekannt; sowohl die Ernennung der *mestiers* als auch die Beispiele von anerkannten *princes du sang* als Thronfolger sind mehr oder weniger wörtlich kopiert<sup>50</sup>. Damit ist seine briefliche Argumentation auffallend nah an der politischen Theorie der Rechtsgelehrten. Der eingangs zitierte Brief brachte verschiedene Aspekte zusammen, die einen *prince du sang* ausmachten: Mit dem Status waren gewisse Privilegien verbunden; und wenn der König keinen Sohn hatte, rückte der erste *prince du sang* an die Stelle des Thronfolgers. Henri de Navarre konzipierte dies durch seinen Wunsch, dem König wie ein eigener Sohn zu sein, als patrilineare Transmission zwischen Vater und Sohn, um die Legitimität und seinen Gehorsam herauszustellen. Als Erbe der Krone sollte er eine Wiedergeburt als *filis de France* erleben, da die Geburt für den Status eines *prince du sang* zentral war. All dies musste jedoch vom König anerkannt werden, um wirksam zu werden, und ein Brief schien mit seiner potentiellen Sichtbarkeit im königlichen Rat ein geeignetes Mittel, um solche Ansprüche zu bekräftigen. Das Blut und die Geburt allein reichten dafür (noch) nicht aus; *prince du sang* zu sein war nicht einfach ein biologischer Fakt: eine Situation, die ebensoviel gemeinsam hat mit dem von Miramon beschriebenen spätmittelalterlichen Verständnis von Loyalität und Ehre wie mit dem dynastischen Prinzip, das mit der Entstehung des Absolutismus assoziiert wird. Wir tendieren

49 Jean DU TILLET, Recueil des Roys de France, leur couronne et maison, Ensemble, le rengs des grands de France. Plus, Une chronique abrégée contenant tout ce qui est advenu, tant en fait de guerre qu'autrement, entre les roys & princes, républiques & potentats estrangers, Paris 1580, S. 221f. Jean du Tillet, sieur de la Bussière, war Gerichtsschreiber (*greffier*) im Parlament von Paris und setzte sich in mehreren Schriften für eine Stärkung des Königtums ein. Sein Text, eine Kompilation juristisch relevanter Stichworte zur Königsherrschaft, die er aus historischer Perspektive auf Basis zahlreicher archivierter Dokumente abhandelte, war in den Jahrzehnten vor du Tillets Tod 1570 zusammengestellt worden.

50 Ibid., S. 218, zu den Zünften: »Celuy desdits Princes qui est le plus proche de la couronne, sans estre fils du Roy regnant, pour estre la seconde personne de France, a faculté dudit Roy, de créer mestiers és villes du Royaume, esuelles y a mestiers jurez, & autres privilèges prerogatives, & preeminences de seconde personne de France«; S. 220 zu den historischen Beispielen.

### 3. Leib und Liebe

heute dazu, Blutsverwandtschaft als etwas Unveränderliches zu betrachten, das außerhalb der Möglichkeit sozialen Handelns liegt und Beziehungen naturalisiert. In der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts konnte Blutsverwandtschaft jedoch auch eine Frage der Anerkennung sein, sie existierte verbunden damit – zumindest konnte sie bestritten werden. Diese Feststellung vermag Vorstellungen vom Absolutismus als Verselbstständigung dynastischer Herrschaft in Frage stellen<sup>51</sup>. Dennoch begründeten Geburt und Blut grundsätzlich einen, wenn auch anfechtbaren, Anspruch auf Autorität. Und im 17. Jahrhundert unter der Herrschaft der Bourbon wurde eine patrilineare Definition der *princes du sang* nach den Regeln der Erblichkeit eindeutiger. So erklärte 1610 der Rechtsgelehrte Loyseau: Die *princes du sang* »sont de la lignee de nos Roys, à sçavoir que la couronne est destinee à chacun d'eux en son rang et degré de consanguinité: destinee dis-je par voye d'hérédité, qui transfere le droit du defunct au plus proche heritier«<sup>52</sup>, ging also von definierbaren Graden der Blutsverwandtschaft aus, die Herrschaftsansprüche begründeten.

Die Situation von Henri de Navarre war eine sehr spezifische, da er nicht katholisch und ein Schwager des Königs war. Seine Argumentationen sind immer auch im Zusammenhang der Religionskriege und der Auseinandersetzungen um die Königsherrschaft zu sehen. Henri war der Sohn von Jeanne d'Albret, Königin von Navarra, und dem *prince du sang* Antoine de Bourbon (1518–1562). Als Erbe seiner Eltern war er von nicht unerheblichem Gewicht in der französischen Monarchie: Zwar war ein Großteil des Königreichs Navarra 1512 von Ferdinand von Aragon eingenommen worden, aber Henri blieb Souverän in der Basse Navarre (nördlich der Pyrenäen) und im Béarn, die durch ihre Grenzlage zu Spanien von strategischer Bedeutung waren. Zudem verfügte er über reiche Besitzungen vor allem in Südfrankreich (u. a. Foix und Albret), wo er allerdings Vasall und Untertan des Königs war. Neben seinem Status als *prince du sang* machten ihn seine jährlichen Einnahmen von etwa 900 000 Livres zu einer mächtigen Person<sup>53</sup>. Nicht zuletzt zeichnete sich die

<sup>51</sup> Zu dieser Annahme GIESEY, *The Juristic Basis*, S. 4.

<sup>52</sup> Charles LOYSEAU, *Le Livre des Ordres & simples Dignitez*, Kap. VII: Des Princes, in: *Les Œuvres de maistre Charles Loyseau, avocat en parlement*, Lyon 1701, S. 40–48 (Erstausgabe 1610), hier Nr. 12, S. 41.

<sup>53</sup> Catherine de Médicis stellte fest: »[M]ondict filz le roy de Navarre n'a que trop de terres en vostre royaume«, Catherine an Henri III, 8.–10.1.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 212. Seit 1562 war Henri zudem Gouverneur von Guyenne, der größten Provinz des Königreichs, wie zuvor schon sein Vater, und 1584 erhielt er das Herzogtum Alençon, das zuvor François als Apanage besaß. Darüber hinaus bekam er Pensionen vom König, die jedoch nur unregelmäßig ausbezahlt wurden – ein ständiges Verhandlungsthema. JOUANA, *La France*, S. 15f.; Vincent J. PIRTS, *Henri IV of France. His Reign and Age*, Baltimore 2009, S. 104.

Position des Königs von Navarra spätestens seit Beginn der 1570er Jahre durch seine Tätigkeit als Anführer der französischen Protestanten aus<sup>54</sup>. Gegenüber den Königen Charles IX und vor allem Henri III wie auch gegenüber der Königinmutter, deren Tochter Marguerite er 1572 geheiratet hatte, war Henri de Navarre deshalb in einer schwierigen Lage: Die Positionierung als *prince du sang* in seinen Briefen zielte immer wieder darauf ab, seine Loyalität durch eine Anbindung an den König zu rechtfertigen, während er zugleich die gegnerische Armee anführte. Henri de Navarre und Henri III schlossen mehrfach Friedensverträge, die anschließend von einer oder beiden Seiten nicht eingehalten wurden.

Die erste Betonung seines Status als *prince du sang* (»le premier prince de vostre sang«) findet sich 1568 während des dritten Religionskrieges (Henri war zum ersten Mal aktiv dabei) in der Korrespondenz mit Charles IX und begründete eine Verpflichtung zur Treue, die Charles auch anerkannte<sup>55</sup>. Der nächste Anlass für Henri de Navarre, explizit auf seine Position hinzuweisen, war im Jahr 1569: Sein Onkel, Louis I<sup>er</sup> de Bourbon, prince de Condé (ebenfalls ein *prince du sang*) war in der Schlacht von Jarnac getötet und sein Leichnam anschließend auf äußerst ehrenrührige Weise durch die königlichen Truppen von Henri d'Anjou auf einem Esel durch die Stadt transportiert worden<sup>56</sup>. In einem empörten Schreiben an den Bruder des Königs stellte Henri de Navarre klar, dass ein solches Verhalten dem König ins eigene Fleisch – oder besser Blut – schnitt: Er selbst habe die Ehre, dem Staat »d'appartenir de bien près«, so dass seine Ehre untrennbar mit der Krone verbunden sei; womit Henri eine Formel anbrachte, die er sehr häufig anführte, um seine verwandtschaftliche Zugehörigkeit auszudrücken. Nähe (*être proche/près*) war eine ganz zentrale Beziehungskategorie in den Briefen der französischen Königsfamilie und des französischen Adels, um eine besondere Form der Zugehörigkeit, emotionalen Verbundenheit und Loyalität zu markieren; sie benötigte grundsätzlich kein Blut oder physische Verbindungen. Das Blut wurde in Navarres Brief aber

54 Henri war von seiner Mutter im protestantischen Glauben erzogen worden, die wiederum selbst durch ihre Mutter Marguerite de France früh mit Protestanten wie Calvin in Kontakt gekommen war. Mary C. EKMAN, »Satisfaite de soy en soy mesme«. The Politics of Self-Representation in Jeanne d'Albret's Ample Déclaration, in: CRUZ, SUZUKI (Hg.), The Rule of Women, S. 30–42, hier S. 31.

55 Henri de Navarre an Charles IX, [7.7.1568], in: LMIV, Bd. 1, S. 6; Charles IX an Henri de Navarre [1568], BNF Ms., Baluze 151, fol. 59r: »[R]oyaume et [...] maison dont vous avez cest honneur destre le plus proches apres mes freres«.

56 Janine GARRISSON, Henry IV, Paris 1984, S. 41f.

### 3. Leib und Liebe

gleichgesetzt mit Nähe. Verwandtschaftliche Nähe zwischen Männern der Patrilinie konnte als »proximité du sang« ausgedrückt werden<sup>57</sup>.

Die Guise und ihre Unterstützer hingegen wüssten »bander le sang et la maison de France contre soy-mesmes et comme contraint le Roy mon Seigneur de se servir de son bras gauche pour couper son bras droit, pour puis après plus aisément luy ravir son sceptre«. Henri de Navarre selbst nahm hier die Position des rechten Armes ein, der das königliche Zepter hielt, war also Teil des königlichen Körpers selbst – und zwar einer, der besonders eng mit Autorität verbunden war. Wenn ein *prince du sang* angegriffen wurde, wurde nach dieser Logik zugleich der König selbst angegriffen – beide waren so untrennbar verbunden »que ceulx qui le [Louis de Condé] massacrerent« keinen Respekt hätten »à la grandeur de vostre sang, duquel il avoit cest honneur d'estre si proche«. Das Blut als gegenseitige Verpflichtung, als Zeichen von Nähe und Marker von Ehre, erhielt hier deutlichere Konturen<sup>58</sup>.

#### 3.1.2 Natur und Geburt

Ende der 1570er Jahre kamen in den Briefen von Henri de Navarre verstärkt Hinweise auf die Natur und die damit verbundene Verpflichtung hinzu: Er schrieb an verschiedene Adressaten, er habe einen der ersten Ränge neben dem König »par nature« und dem Königreich gegenüber eine »obligation et affection naturelle«<sup>59</sup>. Solche Äußerungen waren stets mit der Beteuerung verbunden, die Interessen des Königs zu vertreten. Verpflichtung und Liebe als Attribute der Natur waren schon im eingangs zitierten Brief zur Trauer um den Bruder des Königs thematisiert worden. Der Begriff Natur ist mit Vorsicht zu werten; er repräsentierte in der Frühen Neuzeit nicht das Konzept, das wir heute damit assoziieren. Natur war kein Gegensatz zu Kultur, die als eigenständiges Konzept in diesem Kontext gar nicht existierte. Es gab stattdessen mehrere Naturen: Natur konnte veränderlich und vielfältig sein und in diesem Sinne etwas, das man beobachten konnte. Zugleich war die Natur eng mit Gottes Willen assoziiert und hatte einen stark normativ-moralischen Aspekt: Sie

<sup>57</sup> Z. B. Henri de Navarre an François, [Dez. 1580], in: LMIV, Bd. 1, S. 339. Hier bezog sich die »Blutsnähe« ausnahmsweise nicht auf den König, sondern auf den duc de Montpensier, ebenfalls *prince du sang* und ein Großonkel von Henri de Navarre.

<sup>58</sup> Henri de Navarre an Henri d'Anjou, 12.7.1569, in: LMIV, Suppl. Bd. 8, S. 16. Zum Haus Henri de Navarre an Henri III, 1.4.1587, *ibid.*, Bd. 2, S. 280: »[L]e sang, qui m'oblige d'avoir soing de ceulx de ma maison«.

<sup>59</sup> Henri de Navarre an Philipp II., 3.4.1577, *ibid.*, Bd. 1, S. 132f.; vgl. Henri de Navarre an Catherine, 29.7.1579, *ibid.*, S. 236–240.

beschrieb und schrieb vor, was üblich war oder sein sollte. Natur verpflichtete in diesem Sinne. Die Ordnung der Natur war ein erstrebenswerter Zustand, der eng mit Gewohnheiten und Gebräuchen – also menschlichem Verhalten – verbunden war<sup>60</sup>. Gerade in der politischen Theorie gewann Natur seit den Auseinandersetzungen um die französische Thronfolge und die Lex Salica im 15. Jahrhundert an Bedeutung, wie Delogu zeigen konnte: Natur wurde ein Modell für politisches Handeln, Geburt eine Chiffre für Loyalität, und Naturrecht verstand man als über menschlicher Vernunft stehendes »substratum of conduct«<sup>61</sup>. Die verschiedenen Naturen sieht man auch in Bodins »République«, in der Natur einerseits durch Gebräuche, Geschichte, Geografie, Humoralpathologie usw. veränderlich ist und andererseits in Bodins Familienmodell und in seiner Argumentation für patrilineare Sukzession im Sinne des Naturrechts als normatives, nicht in Frage zu stellendes Prinzip in Stellung gebracht wird<sup>62</sup>. Als Begriff konnte *nature* so auf verschiedene Aspekte verweisen. Oftmals ging es jedoch um Geburt und damit verbundene Legitimitätsansprüche<sup>63</sup>. Allerdings erklärte noch im 17. Jahrhundert der absolutistische Theoretiker Le Bret im Traktat »De la Souveraineté«, dass Verwandtschaft nach der Lex Salica nichts mit Natur zu tun habe, da sich Konsanguinität nur bis zum zehnten oder siebten Grad erstrecke: »D'autant qu'après une suite de tant de generations, la nature ne cognoist plus de parenté: neantmoins cela ne s'est iamais gardé en la succession de ce Royaume«<sup>64</sup>. Wenn Henri de Navarre (oder ein anderer Briefschreiber bzw. eine andere Briefschreiberin) in den hier untersuchten Briefen von der Natur sprach, dann signalisierte das zwar in der Regel

60 Lorraine DASTON, Katharine PARK, The Hermaphrodite and the Orders of Nature. Sexual Ambiguity in Early Modern France, in: Louise FRADENBURG, Carla LAVEZZO (Hg.), *Premodern Sexualities*, New York, London 1996, S. 117–136, hier S. 123, zählen drei Gegensatzpaare auf: »natural versus artificial, natural versus preternatural, and natural versus unnatural«, wobei der Natur jeweils der normative Part zukam. Vgl. Lorraine DASTON, Fernando VIDAL, Introduction. Doing What Comes Naturally, in: DIES. (Hg.), *The Moral Authority of Nature*, Chicago 2004, S. 1–23.

61 DELOGU, *Allegorical Bodies*, Kap. 4, Zitat S. 148. Die Autorin situiert die Diskurse rund um den Vertrag von Troyes, der 1420 dem französischen Thronfolger die Sukzession absprach. Zu Natur als Element politischer Theorie Anna BECKER, *Rethinking Masculinity and Femininity in Niccolò Machiavelli's Thought*, in: *L'Homme* 23/2 (2012), S. 65–78, hier S. 72.

62 Die veränderliche Natur sieht man im Abschnitt »La nourriture passe nature«, siehe BODIN, *Les six livres*, Bd. V, Kap. 1, S. 52; zur naturgegebenen Sukzession *ibid.*, Bd. VI, Kap. 5, S. 216.

63 Edmont HUGUET, *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle*, 7 Bde., Paris 1925–1967, hier Bd. 5, verweist im Eintrag *naturel* auf »de naissance«, »femme naturelle« und »femme légitime«.

64 LE BRET, *De la Souveraineté du Roy*, S. 18.

### 3. Leib und Liebe

etwas, das sein sollte, das moralisch wichtig war oder gar eine unhintergehbare Verpflichtung – es basierte aber nicht auf der Vorstellung der einen, alles bestimmenden Natur.

Nach dem Tod des Thronfolgers François 1584 spitzte sich die Situation deutlich zu, bis zum achten Religionskrieg (ab Sommer 1585). Henri III versuchte zunächst, den König von Navarra zu einer Konversion zum Katholizismus zu bewegen; unter diesen Umständen würde er ihn zum Thronerben erklären. Die Verhandlungen scheiterten jedoch, weil Henri de Navarre sich weigerte<sup>65</sup>. Das Problem war, dass die Königsweihe (*sacre*) seit dem Mittelalter für die Legitimität des Königs unabdingbar war und Henri diese als Protestant nicht bekommen konnte. Die konstitutive Bedeutung des *sacre* war unter Rechtsgelehrten allerdings seit dem 15. Jahrhundert umstritten, weil es entgegen eines auf Geburt beruhenden Prinzips die Legitimität des Königs von der Zustimmung der Kirche abhängig machte<sup>66</sup> – mithin einen patrilinearen Automatismus der Sukzession unterlief. Hier zeigt sich abermals, dass Geburt, Legitimität und Natur trotz ihrer engen Verbindung teilweise strittig waren. Der König von Navarra jedenfalls war weiterhin bemüht, dem König seine Treue zu zeigen: »Croyez, Monseigneur, que nul n'y apportera plus de fidélité, de diligence et d'affection que moy, en qui toutes ces qualitez sont nées, au lieu qu'ez aultres elles ne peuvent estre que acquises ou antées [hantées]«<sup>67</sup>. Die enge Verbindung dieser Treue mit der Geburt sollte Henri als *prince du sang* einen Vorteil gegenüber den »Anderen« verschaffen, nämlich den Guise und ihren Anhängern, die ihre Treue nur *erworben* hatten. Wie bereits du Tillet formuliert hatte, gab es einen Unterschied zwischen denen, die in ihren Stand geboren wurden, und denen, die erst durch den König geschaffen wurden. Geburt kommunizierte dabei eine natürliche Nähe, die nicht durch Erziehung wettgemacht werden konnte. Es handelte sich hier um ein im Adel und unter Gelehrten des 16. Jahrhunderts viel diskutiertes Thema, inwiefern Geburt oder Erziehung, zeitgenössisch als *nourriture*<sup>68</sup> bezeichnet, ausschlaggebend waren. Dabei standen sich zugleich konkurrierende Vorstellungen gegenüber, die den Adel entweder, an mittelalterliche Vorstellungen anknüpfend, auf eine besondere Tugend (*vertu*) zurückführten oder Geburt und Abstammung als zentral

<sup>65</sup> Hermann WEBER, Sakralkönigtum und Herrscherlegitimation unter Heinrich IV., in: DERS., Rolf GUNDLACH (Hg.), Legitimation und Funktion des Herrschers. Vom ägyptischen Pharao zum neuzeitlichen Diktator, Stuttgart 1992, S. 233–258, hier S. 235. Henri IV konvertierte schließlich 1593.

<sup>66</sup> JOUANNA, La France, S. 42f.

<sup>67</sup> Henri de Navarre an Henri III, 13.4.1585, in: LMIV, Bd. 2, S. 39.

<sup>68</sup> Zum Begriff *nourriture* Kap. 4.

betrachteten<sup>69</sup>. Teile des Adels und insbesondere die *princes du sang* betrachteten sich als geborene Berater des Königs<sup>70</sup> – Geburt und Natur wurden so in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer wichtigere Argumente für Herrschaftsansprüche.

Die Guise hingegen, die sich auf diese Kategorien nicht berufen konnten, hatten im September 1584 eine neue Katholische Liga gegründet, die von Philipp II., dem Herzog von Savoyen, Jakob VI., dem Kaiser und großen Teilen des französischen Hochadels unterstützt wurde. Im März 1585 nahmen ihre Truppen mehrere Städte ein. Die Liga verabschiedete eine Erklärung, die den Katholizismus als einzige Religion in Frankreich forderte, und setzte Henri III unter Handlungsdruck<sup>71</sup>. Als eigenen Kandidaten für die Thronfolge erklärten sie den Kardinal Charles de Bourbon, Henri de Navarres Onkel, obwohl dies der Regel der Primogenitur widersprach; sie erwogen sogar, unter Umgehung der Lex Salica die spanische Infantin als Thronfolgerin zu akzeptieren<sup>72</sup>. Blut und Sukzession waren offensichtlich anfechtbar. Im Juli 1585 schloss Henri III mit der Katholischen Liga den Vertrag von Nemours, der Henri de Navarre sein Sukzessionsrecht aberkannte und den Protestantismus verbot<sup>73</sup>. Der König von Navarra schrieb am 21. Juli Briefe an Henri III und Catherine de Médicis, in denen er den König an frühere briefliche Versprechen erinnerte und seinen eigenen »Ruin« untrennbar mit dem des Königs verband. Wiederum war das Blut eine zentrale Argumentationsfigur, die er in beiden Briefen anbrachte: Der König habe ihm stets versprochen »d'avoir en recommandation mon interest comme le sien«; was er jetzt tue, sei »contre moy-mesme, qui ay cest honneur

69 DESCIMON, Conclusion; Ellery SCHALK, From Valor to Pedigree. Ideas of Nobility in France in the Sixteenth and Seventeenth Century, Princeton 1986. Arlette JOUANNA, L'idée de race en France au XVI<sup>e</sup> siècle et au début du XVII<sup>e</sup> siècle, 2 Bde., Montpellier 1981, S. 51f., hat gezeigt, dass eine hohe Geburt ohne gute *nourriture* bei den meisten Schreibern des 16. Jahrhunderts als nicht ausreichend betrachtet wurde.

70 DIES., La noblesse gardienne des lois du royaume. Un modèle politique proposé pendant les guerres de Religion en France, in: OEXLE (Hg.), Nobilitas, S. 177–192, hier S. 177.

71 Philipp II. finanzierte Henri de Guise bereits seit 1578. Im August 1585 reagierten Henri de Navarre, Henri de Condé und Henri de Montmorency (ein Katholik) mit einer eigenen Erklärung. Bis auf die Religionsfrage gab es signifikante Überschneidungen in den Forderungen: Stärkung des Parlaments und der Generalstände sowie Stärkung des königlichen Rates auf Kosten der *mignons* von Henri III. JOUANNA, La France, S. 579–581.

72 WEBER, Sakralkönigtum, S. 241; GIESEY, The Juristic Basis, S. 36. In dieser Diskussion ging es um die Frage, ob die Nähe des Verwandtschaftsgrades ausschlaggebend war (die für Charles de Bourbon gesprochen hätte) oder die Primogenitur im Sinne von ältesten Söhnen, die auf älteste Söhne folgten. Vgl. Paul Lawrence ROSE, Bodin and the Bourbon Succession to the French Throne, 1583–1594, in: SCJ 9/2 (1978), S. 75–98.

73 WEBER, Sakralkönigtum, S. 236f.

### 3. Leib und Liebe

de luy appartenir de si prés, et qui tiens tel degré en ce Royaulme, que je suis tenu de m'opposer à la ruyne de la couronne et maison de France«. Der Status als *prince du sang* und seine besondere Nähe resultierten in einem Widerstandsrecht, einer Pflicht, das Haus und die Krone zu verteidigen<sup>74</sup>. Der König bewaffnete die Rebellen »contre son sang, contre soy-mesme«<sup>75</sup>. Das Blut führte hier nicht nur zu Nähe, sondern zu einer signifikanten physischen Verbindung: Durch ihr gemeinsames Blut wurden Henri de Navarre und Henri III zu einem Ganzen. Briefe machten diese Konzeption im königlichen Rat sichtbar. Und für den König von Navarra waren die aufbewahrten Briefe des Königs und der Königinmutter ein Beweis, »que je garde escriptes de sa main«.

#### 3.1.3 Die Königinmutter und das Blut

Was hat diese Geschichte nun mit der Position der Königinmutter zu tun? Es ist zunächst bemerkenswert, dass Catherine de Médicis sich mehrfach für die *princes du sang* in ihrem Konflikt mit den *pairs* einsetzte – allerdings mit einem spezifischen Fokus<sup>76</sup>. Das Edikt von Blois, das die Rechte der *princes du sang* definierte, verlautete, Henri III habe »meurement sur ce delibéré avec la Reyne nostre tres honoree mere«. Bereits bei den Krönungen von François II und Charles IX setzte Catherine durch, dass die jüngeren Brüder des Königs, in die Gewänder der *pairs* gekleidet, Vorrang vor Antoine de Bourbon und dem Herzog von Guise hatten. Cosandey sieht darin nicht nur einen Einsatz für die *princes du sang* nach dem Prinzip der Nähe zum Thron, sondern auch eine Legitimierung der Königinmutter selbst durch die Betonung des »sang royal«<sup>77</sup>. Es stellt sich jedoch die Frage, wie eine Königinmutter selbst überhaupt in Verbindung zu diesem königlichen Blut stand. Auffällig ist, dass sich die mütterlichen Bemühungen vor allem auf die leiblichen Kinder bzw. Söhne richteten, deren Sukzessionsansprüche als Brüder sie zu sichern versuchte. Der Einsatz für ihre Nachkommen ging so weit, dass Catherine versuchte, ihrer Enkelin Christine de Lorraine, der ältesten Tochter ihrer Tochter Claude, im Zeremoniell einen Platz vor den *princesses du sang* zu geben, dabei also weniger einer patrilinea-

74 Zu Theorien von Widerstandsrecht JOUANNA, Le devoir de révolte. Vgl. Kap. 5.2.

75 Henri de Navarre an Henri III u. Catherine, 21.7.1585, in: LMIV, Bd. 2, S. 93–98. Auch als der König von Navarra im September durch den Papst exkommuniziert wurde, beklagte er sich beim König, dass der Papst sich einmische, und verwies wiederum auf das Handeln »contre son sang, contre ses plus proches«, Henri de Navarre an Henri III, 1.12.1585, *ibid.*, S. 150.

76 JACKSON, Peers.

77 COSANDEY, Préséances, S. 2f.

ren Logik der *princes du sang* folgte als eine engere königliche Familie unter Einschluss der weiblichen Linie herauszustellen. Diese Konzeption der Königinmutter war jedoch unter Zeitgenossen umstritten, wie der Staatssekretär Villeroy kritisch wertend feststellte, indem er erklärte, dass Christine nicht als *petite fille de France* verstanden werden könne: »[D]isant lad. Reyne quelle vouloit ce rang estre deferé a lad[ite] princesse non comme fille dud[it] duc de lorraine, mais comme petite fille de france qui estoit une raison bien foible«<sup>78</sup>.

Ihrem Schwiegersohn Henri de Navarre gegenüber schlug die Königinmutter, die selbst über ihre Großmutter mütterlicherseits mit den Bourbon verwandt war<sup>79</sup>, in Briefen einen außergewöhnlich direkten Ton an (»Mon filz, j'ay bien à me plaindre de vous«<sup>80</sup>). Als Mutter, wie sie mehrfach betonte, sei sie prädestiniert für guten Rat und sie wolle ihn geben, als ob er ihr eigener Sohn sei<sup>81</sup>. Muttersein wurde eng mit dem Erteilen von Ratschlägen und Handlungsanweisungen verbunden. Während sich die Ratschläge jedoch bei Charles IX und Henri III auf Herrschaftsbewahrung in Form einer Transmission von Herrschaftswissen richteten, wie wir sehen werden<sup>82</sup>, stand bei Henri de Navarre ein loyales Verhalten dem König gegenüber im Fokus: Catherine betonte mehrfach, sie werde sich beim König für Henri de Navarre einsetzen, wenn dieser so handelte, wie von ihm erwartet wurde<sup>83</sup>. Dabei machen die überlieferten Briefe der Königinmutter deutlich, dass sie den Status des Königs von Navarra als erster *prince du sang* durchaus anerkannte und zudem ähnlich argumentierte wie Henri de Navarre selbst, um ihn ›auf Kurs‹ zu bringen.

78 Bericht in BNF Ms., Fr. 18139, fol. 16: »[L]a feu Reyne mere [...], voullant que la princesse de lorraine fille de Mons<sup>r</sup> le duc de lorraine et de Madame Claude de france deux des filles du Roy henry 2<sup>e</sup> et d'elle marchast en tous lieux de ce royaume devant Mesdames les princesses du sang«. Vgl. COSANDEY, *Préséances*, S. 14. Zu Christine Kap. 4.4.

79 Die Mutter von Madeleine de la Tour war Jeanne de Bourbon. Es wäre jedoch unzutreffend, Catherine selbst als *princesse du sang* zu bezeichnen.

80 Catherine an Henri de Navarre, 21.2.1587, in: LCM, Bd. 9, S. 182.

81 Christina ANTENHOFER, *Letters Across the Borders. Strategies of Communication in an Italian-German Renaissance Correspondence*, in: COUCHMAN, CRABB (Hg.), *Women's Letters*, S. 103–121, hier S. 117, stellt ein sehr ähnliches Verhalten für Barbara Gonzaga gegenüber ihrem Schwiegersohn fest.

82 Vgl. Kap. 4.2.

83 Im April 1585 hatte Catherine de Médicis vergeblich versucht, mit den Guise zu verhandeln und sie von einem Krieg abzubringen; von Ende 1586 bis März 1587 traf sie sich mehrfach mit Henri de Navarre, um ihn zu einer Konversion zu bewegen. Vgl. die Briefe von Catherine an Henri III im April und Mai 1585, in: LCM, Bd. 8, S. 245–307; JANSEN, *The Monstrous Regiment*, S. 210f.

### 3. Leib und Liebe

Während der Verhandlungen im Herbst 1578 zwischen Catherine de Médicis und Henri de Navarre schrieb sie an Henri III, dass der protestantische Johann Kasimir von Pfalz-Simmern mit seinen Truppen »pas seulement contre vous et vostre frère le duc d'Anjou, mais aussy, estant ce qu'il [Henri de Navarre] est, contre luy-mesme et les autres princes du sang« agiere. Durch die Nähe der Brüder und der *princes du sang* war es unmöglich, nur einen anzugreifen, ohne die anderen zugleich zu tangieren, selbst wenn die Religionskriege die Verwandten zu Gegnern machten. Die Verbindung machte Catherine ihrem Sohn auch deutlich, indem sie ihn aufforderte, Henri de Navarre zu zeigen »de l'aymer parfaitement, comme s'il estoit vostre propre frère et comme celuy qui est non seulement vostre beau-frère, mais vostre héritier après vostre frère«<sup>84</sup>. Sie erkannte also nicht nur den *prince du sang* an, sondern auch die damit verbundene Sukzessionsfähigkeit; zugleich erklärte sie ihrem Sohn, dass Navarre als Schwager bzw. mehr noch als eigener Bruder und Erbe ein Anspruch auf besondere Liebe des Königs zukam. Diesem gegenüber bezeichnete sie Henri de Navarre konsequent als *mon fils* und integrierte damit einen weiteren potentiellen Thronfolger unter ihre mütterliche Autorität. Die Briefe machten diese Integration sichtbar, beispielsweise im königlichen Rat und mit den Briefen an Henri de Navarre auch für dessen Entourage.

Die königinmütterliche Position äußerte sich in den Briefen an Henri de Navarre häufig in Ermahnungen. Kurz vor und während des siebten Religionskrieges (November 1579–November 1580) erinnerte Catherine ihn mehrfach an seine Pflicht, den König zu lieben (»la parfaite amytié que je désire et fault que soit entre le Roy mondit Sr et filz et vous«), und betonte (analog zu Henris eigenen Formulierungen), dass ein Handeln gegen den König für Henri als *prince du sang* ein Handeln gegen sich selbst als potentieller Thronerbe sei: »Car il n'y a personne, après le Roy et mon filz le duc d'Anjou, à qui il touche tant qu'à vous que la grandeur de ce royaume soyt maintenue et qu'il demeure en paix et repos«<sup>85</sup>. Wiederholt wurde dabei die besondere Qualität der liebenden Mutter herausgestellt, die als Ratgeberin allen anderen vorzuziehen sei: »[V]ous verrez la différence qu'il y a du conseil d'une mère qui vous aime à celuy de ceux qui n'aiment ny eux ny leur maistre, mais à piller et tout perdre et ruyner«<sup>86</sup>. Die Liebe sollte hier im Konflikt während der Religionskriege eine enge und im Brief sichtbare Verbindung zwischen Mutter und Sohn schaffen, ohne

<sup>84</sup> Catherine an Henri III, 4.–5.10.1578, 2.10.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 54, 47.

<sup>85</sup> Catherine an Henri de Navarre, 17.8.1579, 22.8.1579, *ibid.*, Bd. 7, S. 87, 96.

<sup>86</sup> Catherine an Henri de Navarre, 21.4.1580, *ibid.*, S. 253. Vgl. auch »que nul, après vous et ma fille vostre femme, n'a tant d'interest à vostre bien et contentement, honneur et réputation que moy, qui vous ayme parfaitement et conseille aussy en saine conscience devant Dieu, comme si vous estiez mon propre filz«, Catherine an Henri de

dass sie ein gemeinsames Blut beanspruchten. Auch Catherines Autoritätsanspruch beruhte auf der mütterlichen Liebe und dem Ratgeben, nicht auf Blut.

Wenngleich die Königinmutter sich das Konzept der *princes du sang* zunutze machte, um vor allem die Herrschaft der eigenen Söhne zu sichern, bot das Blut ihr selbst offensichtlich keine Möglichkeit, eine verwandtschaftliche Beziehung zum Schwiegersohn Henri de Navarre zu kreieren. Die Königinmutter war stattdessen relational zur Liebe zum *fiils* verortet. Eine These von Miramon und Sabeau bestätigt sich hier: Das neue »Verwandtschaftsblut« seit dem Spätmittelalter war in erster Linie männlich gedacht. Sabeau beschreibt für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das 17. Jahrhundert, dass mütterliches Blut zwar im Kreieren von Allianzen zur Sicherung der Kontinuität eine vermittelnde Rolle haben konnte, aber »the blood that ends up transmitted to the son is the father's blood«<sup>87</sup>. In den Regentschaftsdiskursen zu Beginn des 16. Jahrhunderts rund um die Herrschaft von Louise de Savoie spielte das gemeinsame Blut zwischen Mutter und Sohn dennoch eine zentrale Rolle, so argumentiert McCartney. Auch wenn Sukzession im Sinne der Lex Salica eine solche Konzeption eigentlich nicht zuließ, hätten historisch-juristische Schriften Louises Qualität als Überträgerin des königlichen Blutes betont, das sie und ihren Sohn François untrennbar miteinander verband: »Tu as porte comme mere et regent / Le Royal Sang Le corps honorifique / Du Roy François qui les François regente«<sup>88</sup>. François I<sup>er</sup> bezeichnete Louise de Savoie im Verhältnis zu ihren Kindern und Enkeln als »sa chair et son sang«. Allerdings argumentierte Louise selbst, dass sie über ihre Mutter Marguerite de Bourbon von *princes du sang* abstammte, mithin schon von Geburt an Trägerin des königlichen Bluts sei<sup>89</sup>.

Catherine de Médicis dagegen rekurierte in ihren Briefen (oder auch in anderen Rechtsdokumenten) nicht auf das königliche Blut, sondern zentral auf

Navarre, 17.8.1579, *ibid.*, S. 88. Henri de Navarre bestätigte die verwandtschaftliche Nähe, in dem er an Catherine schrieb: »[J]e supplieray très humblement Vostre Majesté de croire que je ne m'esloingneray jamais du devoire que je dois, et par nature et par obligation, comme celuy qui est et veult demeurer à jamais Vostre très humble et très obeissant subject, serviteur et fiils«, Henri de Navarre an Catherine, [20.4.1580], in: LMIV, Bd. 1, S. 298.

<sup>87</sup> SABEAU, *Descent*, S. 144f., 163 (Zitat); MIRAMON, *Aux origines*, S. 183.

<sup>88</sup> MCCARTNEY, *The King's Mother*, v. a. S. 124f., 141, Zitat S. 214, FN 26. Die Autorin setzt das Blut mit einer »bio-genetic importance« der Königin gleich. Zu Louise als Trägerin königlichen Bluts auch Aubrée DAVID-CHAPY, *Le gouvernement de Louise de Savoie*, in: Thierry CRÉPIN-LEBLOND, Muriel BARBIER (Hg.), *Une reine sans couronne? Louise de Savoie, mère de François I<sup>er</sup>*, Paris 2015 (Ausstellungskatalog), S. 15–19, hier S. 19.

<sup>89</sup> Aubrée DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 216f.

die Mutterliebe und die damit verbundene Kompetenz als Ratgeberin, um ihre eigene Autorität zu begründen – Ratschläge und Liebe konnten aus dieser Perspektive sozusagen dicker sein als Blut; Letzteres schien aber auch nicht in Konkurrenz dazu zu stehen. Allerdings hatte Henri de Navarre eine andere Position gegenüber Catherine als die anderen Schwiegersöhne, und dies war mit seiner engen Anbindung an die Königsfamilie als *prince du sang* verbunden. Henri de Navarre und der König wurden durch ihre blutbasierte Nähe untrennbar verbundene Glieder der Königsherrschaft und durch die Sukzessionsordnung zu Vater und Sohn, und dies lässt Navarre in den Briefen Catherines in einer einem nachgeborenen Sohn vergleichbaren Position erscheinen. Umgekehrt war die Königinmutter diejenige, gegenüber der sich Henri de Navarre auch in heftigsten kriegerischen Auseinandersetzungen konsequent als Sohn benannte und damit ihre Autorität anerkannte, während er Henri III gegenüber zeitweise auf jegliche Verwandtschaftsbezeichnungen verzichtete.

Der Fall Henri de Navarre weist somit bereits einige Punkte auf, die für ein Nachdenken über ein physiologisches Verständnis von Verwandtsein und die Beziehungen der Königinmutter und ihrer Kinder zentral sind: Es war nicht Blut, das sie verband – zumindest spielte dies in den von Briefen geprägten Herrschaftskonzeptionen keine Rolle. Dennoch zeigt der Fall der *princes du sang* eine in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts vorhandene Vorstellung von Verwandten, die physisch verbunden sind, zu einem Körper werden, und vom königlichen Körper mit den *princes du sang* als seinen Gliedern. Dabei konnten sich Vorstellungen von geteiltem Blut und geteilter Verletzung mit den politischen Körper-Bildern vermischen, in denen König und Königreich, aber auch der König und einige seiner Verwandten einen Körper bildeten. Der politische Körper konnte sich physisch manifestieren und als politisches Argument im Streit genutzt werden. Geburt erweist sich in diesem Zusammenhang als Faktor einer natürlichen, mithin gottgewollten und verpflichtenden Position und Begründung von Herrschaftsansprüchen. Ganz zentral war jedoch die Liebe als verbindendes Element, als Verpflichtung unter Brüdern und als Grundlage mütterlicher Autorität.

### 3.2 Kinder machen. Matrilinearität in Briefen

Wenn es nicht Blut war, das die Königinmutter und ihre Kinder zusammenhielt, was war es dann? An dieser Stelle wird dem Problem der Liebe und der physischen Verbindungen zwischen Mutter und Kindern in Briefen weiter nachgegangen. Dies hängt eng mit der Frage zusammen, wie verwandtschaftliche Beziehungen zwischen der Königinmutter und den anderen Schwiegerkindern, die nicht durch Blut an den König gebunden waren, in der Korrespondenz

gestaltet und konzipiert wurden. Was war ein »eigenes Kind«? Existierten Vorstellungen einer physiologischen Verbindung über die Mutter? Wurde Abstammung sowohl in väterlicher wie in mütterlicher Linie hergestellt? Man nimmt häufig an, dass in einer patrilinearen Verwandtschaftsordnung Matrilinearität bzw. die Verwandtschaftsbeziehungen, die Frauen produzierten, zumindest auf der Ebene der Repräsentationen kaum eine Rolle spielten. Mütter waren in erster Linie passive Garanten patrilinearer Kontinuität<sup>90</sup>. Das kanonische Recht bewertete zwar in seinen Inzestverboten die mütterliche Abstammung äquivalent zur väterlichen, d. h. Verwandte beider Seiten (und zwar ohne Unterscheidung von Heirats- und Blutsverwandten) waren einem Eheverbot unterworfen. Der Begriff *consanguinitas* war hier bilateral konzipiert und erstreckte sich auf mütterliche und väterliche Verwandte<sup>91</sup>. Das römische Recht wiederum, wie es im 16. Jahrhundert rezipiert wurde, sah Blut eng verbunden mit patrilinearer Abstammung. *Consanguinitas* war assoziiert mit *agnatio* und somit auf die verwandtschaftliche Verbindung mit einem Vater bezogen. Mütter hingegen teilten in dieser Auffassung keine Blutsverwandtschaft mit ihren Kindern; Töchter waren eine Sackgasse der agnatischen Linie<sup>92</sup>. Juristische Diskurse zu Sukzession und zum Ausschluss der Frauen von der Herrschaft in der französischen Monarchie rekurrten dieser Logik folgend auf Annahmen von Aristoteles zu einer passiven Rolle der Frau bei der Zeugung<sup>93</sup>. Der Blick auf die Briefe offenbart, wie in der Praxis einerseits auf solche Modelle zurückgegriffen wurde und

90 POULET, *Capetian Women*, S. 101: »passive transmitter of Capetian dynastic success«.

91 Christiane KLAPISCH-ZUBER, *Une filiation contestée. La lignée maternelle à Florence, XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 361–377, hier S. 375; Gianna POMATA, *Blood Ties and Semen Ties. Consanguinity and Agnation in Roman Law*, in: Mary Jo MAYNES u. a. (Hg.), *Gender, Kinship, Power. A Comparative and Interdisciplinary History*, New York, London 1996, S. 43–64, hier S. 59f. SABEAN, TEUSCHER, *Introduction*, S. 5, betonen, dass die Logik des kanonischen Rechts nicht auf Blut beruhte (auch wenn der Begriff *consanguinitas* präsent war), da nicht zwischen Heirats- und Blutsverwandten unterschieden wurde.

92 POMATA, *Blood Ties*, S. 47–49. Im Unterschied zur Rezeption im 16. Jahrhundert war im römischen Recht *consanguinitas* eine Subkategorie der *agnatio*, die ursprünglich weniger mit einer Vorstellung von physischer Verwandtschaft und Natur verbunden war, sondern mehr mit einer Willensfrage. *Agnati* waren alle diejenigen, die unter der *patria potestas* standen, der väterlichen Gewalt; Adoptionen waren im Gegensatz zu Mittelalter und Früher Neuzeit üblich.

93 MCCARTNEY, *The King's Mother*, S. 141. Die aristotelische Theorie, die seit dem 13. Jahrhundert von Scholastikern erneut aufgegriffen wurde, sah den Hauptanteil der Reproduktion beim Vater und begründete eine hierarchische Vorstellung: Nur der Mann war in der Lage, aus Blut Samen zu produzieren, der als aktives, formendes Prinzip bei der Zeugung wirkte. Die Mutter hingegen gab das Rohmaterial hinzu, gebildet aus

### 3. Leib und Liebe

andererseits Abstammung je nach Perspektive von verschiedenen Akteurinnen und Akteuren situativ konzeptionalisiert werden konnte.

#### 3.2.1 Schwiegerkinder als »propres enfants«. Philipp II. von Spanien als Sohn und Vater

Eine Eheschließung kreierte stets nicht nur ein Ehepaar, sondern weitere neue Verwandte, die fortan in das aktive bilaterale Verwandtschaftsnetz integriert wurden. Wir haben bereits gesehen, wie Henri de Navarre mit einem eigenen Sohn, dem *propre fils*, verglichen wurde. Diese Äußerungen betrafen alle Schwiegerkinder und sie sind sehr aufschlussreich für die Frage, was Schwiegerkinder und leibliche Kinder unterschied und was Letztere auszeichnete. Im europäischen Hochadel der Frühen Neuzeit war es üblich, Schwiegerkinder als Sohn oder Tochter anzureden; auch der Vergleich mit einem eigenen Kind scheint nicht außergewöhnlich gewesen zu sein<sup>94</sup>. Dies entspricht der christlichen *una-caro*-Vorstellung, nach der Mann und Frau in der Ehe ein Fleisch werden – dementsprechend wurden auch die Geschwister des oder der Angetrauten zu eigenen fleischlichen Verwandten – ohne dass in den Briefen allerdings von Fleisch gesprochen worden wäre<sup>95</sup>. Philipp II. sollte so nicht nur durch den Vertrag von Cateau-Cambrésis, sondern auch durch die Ehe mit Élisabeth und seinen damit verbundenen neuen Status als Sohn Catherines und Bruder des

Menstruationsblut, das durch das aktive väterliche Prinzip seine Form und sein Leben erhielt. Obwohl die Geburt eine physische Verbindung zwischen Mutter und Kind evident machte, konnte die Mutter so in erster Linie als ein passives Gefäß betrachtet werden, in deren Bauch das Kind durch den Vater erschaffen wurde. Ihr Blut versorgte das Kind, formte es aber nicht. Galen, dessen Theorie noch bis ins 12. Jahrhundert dominierte und auch im 16. Jahrhundert rezipiert wurde, ging stattdessen davon aus, dass bei der Zeugung sowohl Vater als auch Mutter aus Blut Samen produzierten. POMATA, Blood Ties; SABEAN, Descent. Die Theorien konnten auch vermischt werden, wie Michel VAN PROEYEN, Sang et hérédité. À la croisée des imaginaires médicaux et sociaux des XIII<sup>e</sup> et XIV<sup>e</sup> siècles, in: Les cahiers du CRISIMA. 4 (1999), S. 69–75, zeigt. ATKINSON, The Oldest Vocation, S. 238, betont schon für das Hochmittelalter starke Einflüsse aristotelischer Theorien auf Vorstellungen von Mutterschaft.

<sup>94</sup> ANTENHOFER, Letters, S. 115, berichtet von ähnlicher Kommunikation zwischen Barbara Gonzaga und ihrem Schwiegersohn, die sie allerdings mit einem Misstrauen gegenüber Ehe-Verwandten als anthropologisches Phänomen erklärt, das auf diese Weise überwunden werden konnte.

<sup>95</sup> Zum *una-caro*-Konzept aus anthropologischer Perspektive Maurice GODELIER, Un homme et une femme ne suffisent pas à faire un enfant. Analyse comparative de quelques théories culturelles de la procréation et de la conception, in: Ethnologies comparées 6 (2003), S. 1–17, hier S. 13.

französischen Königs an das Königreich gebunden werden – ein Vorhaben, das im Licht der fortwährend drohenden militärischen Intervention Philipps während der Religionskriege und seines Agierens u. a. als Financier der Guise nicht gänzlich von Erfolg gekrönt scheint<sup>96</sup>. Die Forschung betrachtet Philipp II. und Catherine de Médicis in der Regel als Rivalen. Der spanische König galt als mächtigster Herrscher Europas in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; seine Herrschaft umfasste Spanien, Neapel, Sizilien, die Niederlande, die spanischen Kolonien in Übersee und seit Beginn der 1580er Jahre auch Portugal und dessen koloniale Besitzungen<sup>97</sup>.

Die Korrespondenz Catherines mit ihrer ältesten Tochter Élisabeth zeigt das fortwährende Bemühen der Königinmutter, über ihre Tochter auch eine Verbindung zum Schwiegersohn aufzubauen<sup>98</sup>. Sie liebe ihn wie ihren eigenen Sohn und sie habe die Ehre, Mutter von zwei Königen zu sein, deren Freundschaft sie aufrechterhalten wolle, schrieb Catherine an Élisabeth – Philipps Positionierung als *propre fils* war eine zentrale Argumentationsfigur der Briefe. Élisabeth betonte wiederum, dass ihr Gatte nichts Anderes im Sinn habe, als diesen Platz einzunehmen<sup>99</sup>. Auch der französische Gesandte am spanischen Hof, Raymond de Fourquevaux (1565–1572)<sup>100</sup>, griff diese Positionierung in seinen Briefen an Catherine auf: Er bezeichnete seine Patronin als »*mère commune des deux plus grandz roys de chrestienté*« und betonte, er habe zu Philipps Berater Ruy Gómez gesagt, dass Catherine »*mediatrice et mère commune*« beider königlichen Brüder sei<sup>101</sup>. Die Sprache der Mutter zweier Könige wurde so auch in der diplomatischen Kommunikation zu einer Strategie, um Nähe und Zusammenhalt zu schaffen. Zugleich wurde eine mütterliche Autorität erzeugt, die den Schwiegersohn zu Gehorsam anregen sollte. Catherine positionierte sich sichtbar als Mutter und war zugleich die Managerin der brüderlichen Beziehung zwischen ihren Söhnen. Sie benannte sich selbst in ihren Abschiedsformeln an Philipp II. stets als Mutter und Schwester zugleich (»*Vostre bonne mère et seur*«), um die Gleichrangigkeit zum souveränen Herrscher zu betonen. Die Korrespondenz mit Philipp II. war ein ständiger Balance-

<sup>96</sup> Unter den unzähligen Biografien zu Philipp II. sei verwiesen auf Geoffrey PARKER, *Imprudent King. A New Life of Philip II*, New Haven 2014.

<sup>97</sup> *Ibid.*, S. xv.

<sup>98</sup> Siehe Kap. 4.3.2.

<sup>99</sup> Catherine an Élisabeth, [Aug. 1561]; 19.12.1560, in: LCM, Bd. 1, S. 603–605, 569; [20.3.1563], 24.8.1563, *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 94f., 109f.; Élisabeth an Catherine, [1560], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 841.

<sup>100</sup> Zu Fourquevaux HEINEMANN, *Von Impotenz*.

<sup>101</sup> Fourquevaux an Catherine, 25.12.1565; 23.8.1566, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 1, S. 24, 116.

### 3. Leib und Liebe

akt der (Re-)Positionierung von Mutter und Sohn als zwei königliche Herrschende.

Trotz der stetigen Reproduktion einer Mutter-Sohn-Verbindung waren diese Briefe dabei kein Ort praktizierter Mutterschaft im Sinne einer Ratgeberin, wie es die Briefe an die leiblichen Kinder und teilweise an Henri de Navarre waren. Stattdessen waren sie geprägt von einem Bemühen der Königinmutter, sich als Vermittlerin zu ihrem Sohn (Charles IX und später Henri III) zu verorten und gegenüber dem Schwiegersohn als Garantin des Katholizismus in Frankreich zu agieren, um seine Bedrohung zu minimieren. Die Konflikte mit Philipp II. waren selten in den Briefen sichtbar; er übte seinen Einfluss am französischen Hof eher durch Gesandte aus als in seiner direkten Korrespondenz<sup>102</sup>. Gerade die häufigen Beteuerungen der Liebe, die wiederkehrende Betonung verwandtschaftlicher Nähe und die relative Häufigkeit nicht-eigenhändiger Schreiben weisen jedoch auf ein konfliktbehaftetes Verhältnis hin, das Catherine über ein Erzeugen von Liebe zum »eigenen Sohn« verhandelte. Sie beanspruchte auf diese Weise immer wieder Autorität.

Wenn die Königinmutter ihren Schwiegersohn mit einem eigenen Sohn verglich, dann versicherte sie ihn im gleichen Atemzug ihrer mütterlichen Liebe und brachte zugleich Bitten und Rechtfertigungen an. Als sie sich dafür einsetzte, dass Antoine de Navarre eine Entschädigung für die annektierten Gebiete Navarras erhielt, dankte sie Philipp II. für seine Freundschaft (*amitié*) und bezeichnete ihn als »seluy qui resant l'amour que je luy porte come à mon propre enfant«. Wiederum war der quasi-eigene Sohn mit einer besonderen Liebe ausgezeichnet. Im Folgenden erklärte sie, dass »pour la parentelle qui ayst entre nous et l'amitié ynséparable [...] je prendré l'aydyèse [l'hardiesse] de vous en parler, comme je fayrès à mon propre fils«. Liebe, Verwandtschaft und Freundschaft ermöglichten im Brief eine Offenheit, die somit zugleich als Kennzeichen einer Beziehung zwischen einer Mutter und den »eigenen« Kindern identifiziert wird. Die Offenheit und enge Verbindung sollte laut Catherine auch der Garant sein, dass sie in Zukunft ihre Kinder in derselben Freundschaft aufziehen werde (»nouryr mes enfans en la mesme amytyé en vostre endroyt«<sup>103</sup>) – sie bekamen von der Mutter die Nähe zum spanischen König weitergegeben.

<sup>102</sup> Philipp II. verfolgte eine gegen die Protestanten gerichtete Politik und begrüßte z. B. das Massaker der Bartholomäusnacht 1572. Seine Entscheidungen und Intentionen verschleierte er anscheinend bewusst. PARKER, *Imprudent King*, S. xvi, 86. Dazu Fourquevaux an Catherine, 15.2.1567, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 3, S. 37: »[T]out mon soucy et mon dezir tendent à descouvrir quel est le dessain du Roy d'Espaigne«.

<sup>103</sup> Catherine an Philipp II., 14.7.1561, in: LCM, Bd. 1, S. 214. Der Begriff *parentelle*, der nur an dieser Stelle belegt ist, weist auf ein bilaterales Verständnis von Verwandtschaft

Das Pfand – »un sur gage de nos amitiés resiproque«<sup>104</sup> schrieb Catherine noch 1571 – für die verwandtschaftliche Verbindung zwischen der Königinmutter und ihrem Schwiegersohn war aber hauptsächlich Élisabeth gewesen. Als diese im Herbst 1568 verstarb, erklärte Catherine Philipp brieflich ihre Trauer um den Verlust, den sie aus zwei Gründen empfinde: einerseits um der Tochter selbst willen, andererseits wegen deren Funktion als Friedensgarantin zwischen Spanien und Frankreich<sup>105</sup>. Die Korrespondenz reproduzierte jedoch über die Ehe hinaus ein Mutter-Sohn-Verhältnis durch den Bezug auf ihre Enkelinnen Isabella Klara Eugenia und Katharina Michaela (den Infantinnen), die gemeinsame Erinnerung an Élisabeth und die anhaltende Mutterliebe, die die Königinmutter beständig betonte. Auch gegenüber Philipps Beratern wie Ruy Gómez bekräftigte Catherine nach Élisabeths Tod ihren Willen, die Freundschaft (*amitié*) aufrechtzuerhalten »entre les deux Roys mes enfans«<sup>106</sup>. In ihren Klagen an den Schwiegersohn, dass die von ihr geplante Ehe von Charles IX mit Philipps Nichte Elisabeth von Österreich nicht länger hinausgezögert werden dürfe, schrieb die Königinmutter: »[Q]ue les choses iront comme le demandent la raison et la dignité de sa personne [Charles], car ce n'est plus un enfant; je parle à V. M. sur ce sujet en termes clairs, comme une femme qui a le bonheur d'être mère de tous les deux«<sup>107</sup>. Die Erweiterung des Mutterseins auf Philipp II. wurde hier erneut im Zusammenhang einer offenen Kommunikation von Unzufriedenheit (mit dem Hinauszögern der Eheschließung) erzeugt. Die Korrespondenz wurde stets durch das Versenden von Gaben und den Austausch von Personen ergänzt, die die Mutter-Sohn-Beziehung über die Briefe hinaus bestätigten<sup>108</sup>.

hin. Vgl. die Definition bei HUGUET, Dictionnaire, Bd. 5: »Ceux qui sont unis par la parenté, race, famille«.

**104** Catherine an Philipp II., 10.10.1571, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 288.

**105** »[L]a première pour m'estre tieule que je m'aseure qu'el a fayst conoyste à Vostre Majesté et l'autre pour le bien que c'étoyt de la conservation de la pays [paix] et amytié entre le Roy vostre frère et Vostre Majesté«, Catherine an Philipp II., 13.11.1568, *ibid.*, Bd. 3, S. 204.

**106** Catherine an den prince d'Evoly, 16.11.1568, in: Dépêches de M. de Fourquevaux, Bd. 3, S. 154.

**107** Catherine an Philipp II., [April 1569], in: LCM, Bd. 3, S. 235 (Übersetzung aus dem Span.).

**108** So bedankte sich Catherine beispielsweise für das schöne getigerte Pferd, das der Kaufmann Geronimo Gondi ihr aus Spanien hatte mitbringen dürfen – um im Anschluss nochmals zu betonen, dass sie Philipp nicht weniger dienen wolle als ihrem eigenen Sohn. Catherine an Philipp II., 11.9.1570, *ibid.*, Bd. 4, S. 1. Zum Gabentausch und zur Kommunikation zwischen Catherine de Médicis und Philipp BROOMHALL, Ordering.

### 3. Leib und Liebe

Die Vergleiche mit dem *propre fils* ziehen sich so über Jahre durch die Korrespondenzen, doch die Formulierung »comme si« – als ob Philipp der eigene Sohn sei – weist immer wieder darauf hin, dass ein Schwiegersohn letztlich etwas Anderes war als ein leiblicher Sohn. Die Königinmutter betonte, dass es keine Unterschiede gebe, weil ihre Liebe für Charles IX wie für Philipp II. die gleiche sei: »[L]’amour que je vous porte, qui serténement ayst tyeule [tel] que je ne mest neule diféranse entre le Roy vostre frère et vous, désirant à tou deus aultent de heur et de contentement que mère peult jeamès [jamais] désirer hà anfans [enfants]«<sup>109</sup>. Solche Beteuerungen zielten immer auf ihre eigene Autorität ab. Paradoxerweise wurde dabei eine Differenz überbrückt und zugleich erst aufgerufen. Es blieb ein Abstand, der sprachlich nicht überwunden werden konnte; denn es ist signifikant, dass Catherine de Médicis ihren leiblichen Kindern gegenüber niemals die enge Verbindung durch eine solche Formulierung hervorhob, gegenüber allen Schwiegerkindern jedoch auf diesen Vergleich zurückgriff. Zentral war dabei die mütterliche Liebe, die den Status eines eigenen Kindes erzeugte.

#### 3.2.2 Liebe und physische Verwandtschaft

Immer wieder deutlich wird anhand der analysierten Briefe, dass verwandtschaftliche Beziehungen – und zwar vor allem die zwischen Brüdern und zwischen Mutter und Kindern – mit einer »perfekten Liebe« einhergingen. Wir haben bereits gesehen, wie Catherine de Médicis ihren Sohn Henri III aufforderte, seinen Schwager Henri de Navarre »aymer parfaitement, comme s’il estoit vostre propre frère et comme celuy qui est non seulement vostre beaufrère«<sup>110</sup>. Schwager und eigener Bruder wurden gegenübergestellt und nur Letzterer hatte einen solchen Anspruch auf Perfektion und Exklusivität. Durch die Liebe (*amour*, *affection*), so argumentiere ich, wurde im Umkehrschluss eine Beziehung (quasi-)leiblich, sie blieb nicht »nur« eine Verschwägerten-Beziehung, was ein gemeinsames Handeln und gegenseitige Loyalität im Konflikt nach sich ziehen sollte.

Ich habe bereits beschrieben, dass Liebe im christlichen Verständnis als Ideal von Einigkeit und Verbundenheit verstanden wurde. Grundsätzlich erzeugte Liebe Verbindungen zwischen Verwandten und Verwandtschaft eine

<sup>109</sup> Catherine an Philipp II., [Sept. 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 233.

<sup>110</sup> Catherine an Henri III, 4.–5.10.1578, 2.10.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 54, 47. Der Vergleich mit den leiblichen Verwandten findet sich z. B. auch in Maria Stuart an Henri III, 12.6.1575, in: LIMM, Bd. 4, S. 274: »comme vottle soeur propre«.

natürliche Liebe<sup>111</sup>. Insbesondere geteiltes Blut und geteiltes Fleisch wurden als Grundlage von Liebe verstanden<sup>112</sup>. Diese verbindende Liebe erscheint auch in den Briefen der Königinmutter Catherine de Médicis. Der Transfer war dabei zweiseitig: Liebe schuf verwandtschaftliche Beziehungen in Form von physischen Verbindungen, denn sie zeichnete physische Verwandtschaft aus und konnte als Medium der Übertragung wirken. So war weniger Verwandtschaft als solche ansteckend als die Liebe<sup>113</sup>. Physische Verwandtschaft war dabei buchstäblich eine Metapher für die perfekte Liebe. Zugleich verlangte verwandtschaftliche Nähe nach Liebe. So wurden Mutter-(Schwieger-)Kinder-Beziehungen, aber auch Beziehungen zwischen Geschwistern und Verschwägerten zentral über Liebe ausgehandelt – Liebe war Ausdruck dieser Beziehungen, aber auch geradezu ihre Substanz. In den Briefen wurde über die Liebe die Figur des *propre fils* bzw. der *propre fille* erzeugt; Blut oder eines anderen Bezugs auf physische Substanzen bedurfte es dafür nicht.

Der Prozess der Übertragung, in dem ein Schwiegerkind zu einem eigenen Kind wurde, wird besonders deutlich im Fall Annas von Österreich, der nächsten Ehefrau von Philipp II. und somit einer weiteren Tochter Catherines. Nach dem Tod von Élisabeth hatte die Königinmutter geplant, diese durch ihre jüngste Tochter Marguerite zu ersetzen, während Charles IX die Allianz mit den Habsburgern durch eine Ehe mit der ältesten Tochter Kaiser Maximilians II., Anna von Österreich, stärken sollte. Philipp II. beanspruchte jedoch seine Nichte Anna für sich selbst, so dass Charles IX schließlich deren jüngere Schwester Elisabeth heiratete<sup>114</sup>. Schon kurz nach der Eheschließung und Annas Ankunft in Spanien im Oktober 1570 begann die Königinmutter eine Korrespondenz mit ihr, die sie fortan ebenfalls als *propre fille* bezeichnete<sup>115</sup>.

111 Dazu Kap. 2.4.4.

112 Vgl. die Beobachtung anhand einer Untersuchung von Schriften von Thomas von Aquin, Aegidius Romanus und Albertus Magnus bei Charles DE MIRAMON, *Noble Dogs, Noble Blood. The Invention of the Concept of Race in the Late Middle Ages*, in: Miriam ELIAV-FELDON, Benjamin ISAAC, Joseph ZIEGLER (Hg.), *The Origins of Racism in the West*, Cambridge 2009, S. 200–216, hier S. 210: »Brothers love each other because they share the same degree of consanguinity«. So auch die Formulierung Jean Gersons, Kanzler der Universität Paris um 1400: »[I]celle d'amour naturelle qui doit estre entre freres et seurs tout d'un sang, d'une char«, Gerson, »Poenitemini, pour la fête de St. Antoine« (1396), zit. nach DELOGU, *Allegorical Bodies*, S. 91.

113 In der anthropologischen Verwandtschaftsforschung wurde schon von Durkheim dargelegt, dass Verwandtschaft »ansteckend« ist. Dazu POQUERES I GENÉ, *Personne et parenté*, S. 21.

114 Zu diesen Eheplänen HEINEMANN, *Von Impotenz*; ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 28.

115 Zwischen 1570 und 1579 sind 16 Briefe von Catherine an Anna von Österreich überliefert.

### 3. Leib und Liebe

Anna wurde also zu einer Tochter durch ihre Ehe mit dem quasi-leiblichen Sohn – und als Schwester von Catherines neuer Schwiegertochter Elisabeth: Sie bitte Anna, »me fayre cet honneur de me tenir comme set [si] je avès celui de estre sa mère; car l'afection que je porte au roy son mary et alla royne sa seur ay tieule [telle] que, pour leurs aystre [être] si proche, come Vostre Majesté leur ayst, je ne me puis garder de la luy porter samblable«<sup>116</sup>. Ihre Liebe zu Annas Ehemann und Annas Schwester ließ nichts anderes zu, als auch Anna als eigene Tochter zu betrachten, so Catherine.

Neben Karl Emanuel von Savoyen war Anna die einzige Person, die in Briefen als Kind bezeichnet wurde, obwohl sie aus heutiger Perspektive keine direkte leibliche bzw. Schwiegertochter oder Enkelin war. Dies ist wiederum im Lichte des *una-caro*-Prinzips, nach dem Anna und Philipp in der Ehe ein Fleisch wurden, erklärbar. Nicht nur die Anreden, sondern auch solche Positionierungen lassen sich als Erstreckung der physischen Verbindung von einem Ehepaar auf weitere Verwandte verstehen. Allerdings war hier nirgends von Fleisch die Rede, nur von Liebe. Die Verortung Annas als *propre fille* war verbunden mit einer mütterlichen Liebe und dem Wunsch, der Tochter zu dienen: Schon kurz nach der Eheschließung betonte die Königinmutter, »mon fils [Charles IX] et moy ne lui [Anna] portons moyndre volenté que si elle aytoit nostre fille et seur«<sup>117</sup> – hier band sie den Sohn in die enge verwandtschaftliche Beziehung gleich mit ein. Damit verbunden war das Anliegen, Anna möge sich bei ihrem neuen Gatten für die Freundschaft mit der französischen Königsfamilie genauso einsetzen, wie es bereits Élisabeth getan habe. Konzeptionen von physischer Verwandtschaft waren immer in politischen Auseinandersetzungen verortet.

Für die Königinmutter war dies zentral mit ihrer eigenen Positionierung und Legitimation verbunden, da die Liebe immer auch Ausdruck einer Herrschaftsbeziehung und in diesem Fall von elterlicher Autorität war. Auch Bodin, der lieber von Vätern als von Müttern sprach, formulierte in seinem Kapitel über die väterliche Gewalt, dass Kinder Vater *und* Mutter lieben und ehren sollten: »[L]es enfants sont si étroitement obligés à servir, aimer, obéir, et révéler les pères et mères«<sup>118</sup>. Wenn Catherine de Médicis ihrer Tochter Élisabeth schrieb, dass der König von Navarra ihr »amour et aubéysance«<sup>119</sup> entgegenbrachte, als ob er ihr eigener Sohn sei, dann nannte sie also zwei wichtige zusammengehörige Elemente: Liebe und Autorität bzw. Gehorsam. Nicht zu vergessen ist zudem der zentrale Stellenwert der Mutterliebe in den Auseinander-

<sup>116</sup> Catherine an Anna, [Juni 1571], in: LCM, Bd. 4, S. 51.

<sup>117</sup> Catherine an Anna, 24.10.1570, *ibid.*, S. 12.

<sup>118</sup> BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 4, S. 64.

<sup>119</sup> Catherine an Élisabeth, [Juli 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 600. Gemeint ist Antoine de Navarre, nicht Henri.

dersetzungen Rechtsgelehrter über das Problem mütterlicher Regentschaft: Die von Natur aus uneigennützigte Liebe einer Mutter zu ihren Kindern war das mächtigste naturrechtliche Argument der Befürworter der Regentschaft der Königinmütter in der Frühen Neuzeit, analog zu einer im 16. Jahrhundert präsenten Idee der natürlichen Liebe von Eltern zu ihren Kindern<sup>120</sup>. Crawford spricht dementsprechend von der »emergence of maternal affection as a political logic in the sixteenth century«<sup>121</sup>. Calvi wiederum hat betont, dass diese mütterliche Liebe bis ins 17. Jahrhundert vor allem physiologisch verstanden wurde<sup>122</sup>.

In der Korrespondenz mit Philipp II. und Anna verortete Catherine diese so nicht nur als eigene Kinder, sondern positionierte sich selbst dadurch stetig neu als liebende Mutter mit Autoritätsanspruch. Sie verglich sich gar explizit mit Philipps Mutter Isabella von Portugal – man solle ihr nicht weniger glauben als der verstorbenen Mutter: »[S]et que je vous supplie croire, come se s'étoyt [comme si c'était] l'Inpératrice [l'impératrice] propre que le vous dist, car je n'é moyndre volonté à vostre grandeur et servise qu'el auret, si ayle aytoit [elle était] en vye«<sup>123</sup>. So begründete die Königinmutter zugleich immer wieder ihre Autorität dem Schwiegersohn gegenüber. Der Gesandte Fourquevaux versicherte Catherine wiederum, dass Philipp Catherine als »sa très bonne mère« ansehe<sup>124</sup>. Doch die Königinmutter war nicht konkurrenzlos: Als Philipp im Konflikt mit seinem Sohn Don Carlos war, den er eingesperrt hielt, berichtete Fourquevaux an Catherine, die Königin von Portugal Katharina von Kastilien, Philipps Schwiegermutter aus seiner ersten Ehe und zugleich seine Tante, habe an ihren Schwiegersohn geschrieben, »que elle viendra volontiers le veoir pour le consoler et servir comme sa propre mère en la tristesse qu'il

120 Vgl. z.B. François RABELAIS, Gargantua, in: DERS., Œuvres complètes, hg. von Mireille HOCHON, François MOREAU, Paris 1994, Buch 4, Kap. 2, S. 544: »[L]'affection que naturellement porte le pere à son filz bien aymé, est en mon endroit tant acreeue« (Brief von Gargantua an Pantagruel). Schon für das 15. Jahrhundert DELOGU, Allegorical Bodies, S. 147.

121 CRAWFORD, Perilous Performances, S. 3. Vgl. COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 391; CALVI, »Sans espoir d'hériter«, S. 8. Zu Louise de Savoie DAVID-CHAPY, Le gouvernement, S. 18: »[E]lle developpa l'idée d'une légitimité dynastique ancrée dans le sang et dans l'amour, tant à l'égard de son fils qu'à l'égard des sujets de ce dernier«. Vgl. zu Regentschaftsdiskursen Kap. 1.2.3.

122 CALVI, Rights and Ties, S. 159; DIES., »Cruel« and »Nurturing« Mothers, S. 82.

123 Catherine an Philipp II., [Mai 1562], in: LCM, Bd. 1, S. 303. Weitere Vergleiche mit dem *propre fils* in Briefen von Catherine an Philipp II: [April 1562] (ibid., Bd. 1, S. 302f.); 22.1.1565 (ibid., Suppl. Bd. 10, S. 150); 11.9.1570 (ibid., Bd. 4, S. 1).

124 Fourquevaux an Catherine, 4.2.1567, in: Dépêches de M. de Fourquevaux, Bd. 3, S. 32.

### 3. Leib und Liebe

porte à cause dud[it] Prince son fils<sup>125</sup>. Die Formulierung der »propre mère«, die hier im Unglück tröstet, war also keinesfalls allein der Königinmutter vorbehalten, sondern wohl ein übliches Element in Herrschenden-Korrespondenzen – und sie war so wichtig, dass der Gesandte davon berichtete. Philipp II. hatte aus dieser Perspektive mehrere Mütter, die um diese Position konkurrieren konnten. Dies zeigt, wie verwandtschaftliche Beziehungen in der Herrschaftspraxis gebraucht werden konnten: Die Liebe zwischen Mutter und Sohn war die Sprache, in der Konflikte und soziale Beziehungen zwischen Herrscherinnen und Herrschern verhandelt wurden.

Die Vergleiche mit den *propres fils* und *propres filles*, verbunden mit der Herstellung mütterlicher Liebe in Briefen, dem Versenden von Gaben und Personen und der Erinnerung an die verstorbene älteste Tochter erzeugten so eine Form übertragbarer physischer Verbindungen, die eine Praxis bilateraler Verwandtschaft prägte. Schwiegerkinder wurden über ihre Beziehung zur Königinmutter in eine Kinderschar integriert. Dabei entstand die relationale Figur einer idealen leiblichen Mutter, die offen kommunizierte und deren Liebe eine Uneigennützigkeit und ein Handeln zum Wohle der Kinder garantierte, während ihre Autorität zugleich legitimiert und gestärkt wurde. Physische Verwandtschaft war hier nicht mit Blut assoziiert, sondern mit dem »Eigenen« und der Liebe. Diese war die Grundlage einer mütterlichen Autorität, die Handlungsspielräume in Briefen eröffnete, indem sie möglichst viele Nachkommen – unter anderem den spanischen König – als Kinder mit Gehorsampflichten zu positionieren versuchte. Briefeschreiben war immer auch Liebesarbeit<sup>126</sup>. Physiologisches entstand so erst im Schreiben über die Liebe. Es war nichts, das so vorausgesetzt war, dass es nicht mehr thematisiert wurde, und es war auch nichts Eindeutiges, auf das man einfach zurückgreifen konnte. Es musste ständig reproduziert werden: Die Arbeit am Körper und an der Liebe hörte nie auf.

#### 3.2.3 Die Tochter im Gewand der Enkelin, die »race« und die konkurrierenden Ansprüche auf Verwandtsein

Was verstanden die Schreibenden konkreter unter physischem Verwandtsein? Hinweise dazu bieten die Korrespondenzen von Catherine de Médicis mit ihren spanischen Enkelinnen. Catherines Briefe zeugen im Fall der Infantinnen von der Konzeption einer physiologisch verstandenen mütterlichen Abstammung, die nicht zuletzt deshalb aufschlussreich ist, weil sie Rückschlüsse auf ein Ver-

<sup>125</sup> Fourquevaux an Catherine, 18.2.1568, *ibid.*, S. 76.

<sup>126</sup> Denis CROUZET, Préface, in: GELLARD, Une reine épistolaire, S. 11–34, hier S. 15.

ständnis von Mutterschaft als aktives Prinzip von physischer Verwandtschaft – und nicht nur als Vehikel männlichen Blutes – zulässt.

Die Infantinnen, 1566 und 1567 von Catherines ältester Tochter Élisabeth geboren, wuchsen unter der Obhut ihrer Tanten väterlicherseits Johanna und Maria und ihrer Stiefmutter Anna von Österreich am spanischen Hof auf<sup>127</sup>. Die Königinmutter wiederum war durch den französischen Gesandten über ihre Enkelinnen informiert und schickte ihnen über die Herzogin von Alba, ihre *camarera mayor* (die erste Kammerdame, die den Zugang zu den Infantinnen kontrollierte), häufig Geschenke<sup>128</sup>. Nach dem Tod Élisabeths häuften sich die Erwähnungen der Infantinnen in Catherines Briefen an Philipp II.: Sie empfehle ihm seine Töchter, obwohl sie wisse, dass das nicht nötig sei, aber der König möge die »amour de mère«<sup>129</sup> entschuldigen, so schrieb sie kurz nach Élisabeths Tod. Wieder war die Liebe der Angelpunkt, um gegenüber den Enkelkindern nicht nur als Großmutter, sondern auch als Mutter zu erscheinen. Großmütter waren anders als Mütter im 16. Jahrhundert noch kein übliches Motiv in textlichen und bildlichen Darstellungen; Vorstellungen von Großeltern als eigener Kategorie entwickelten sich erst im 18. Jahrhundert<sup>130</sup>. Wenngleich Catherine de Médicis Isabella und Katharina selbst in Briefen als »Ma petite fille« anredete und als »Votre bonne grand mère« unterzeichnete, stellte sie meist die Mutterposition in den Vordergrund. Wiederholt riefen die Schreiben an Philipp die Erinnerung an Élisabeth wach, die Catherine in den Infantinnen sah (»me représenter la Roynne leur mère«); die Enkelinnen wurden so zur Tochter. Diese stünden deshalb in der Hierarchie der Liebe ganz oben als »celles que je ayme plus que moy«<sup>131</sup>. Nach dem Tod der Tochter positionierte Catherine de

127 Magdalena S. SÁNCHEZ, »Lord of my soul«. The Letters of Catalina Micaela, Duchess of Savoy, to her Husband, Carlo Emanuele I, in: CRUZ, GALLI STAMPINO (Hg.), *Early Modern Habsburg Women*, S. 79–95, hier S. 80; PARKER, *Imprudent King*, S. 159. Allgemein zu Isabella und Katharina die Sammelbände Blythe Alice RAVIOLA, Franca VARALLO (Hg.), *L'Infanta. Caterina d'Austria, duchessa di Savoia (1567–1597)*, Rom 2013; Cordula VAN WYHE (Hg.), *Isabel Clara Eugenia. Female Sovereignty in the Courts of Madrid and Brussels*, Madrid 2011. Johanna schrieb nach dem Tod von Élisabeth de Valois an Catherine, sie werde sich um die Infantinnen kümmern »wie um ihre eigenen Kinder«, José Luis Gonzalo SÁNCHEZ-MOLERO, *L'educazione devozionale delle Infante*, in: RAVIOLA, VARALLO (Hg.), *L'Infanta*, S. 25–95, hier S. 42.

128 Z. B. nach Ankunft Annas von Österreich Fourquevaux an Catherine, 8.2.1571, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 3, S. 114f.: »laquelle [Anna] est instruite par la princesse sa tante comme il fault caresser lesd. belles filles«. Als Geschenk nennt SÁNCHEZ-MOLERO, *L'educazione*, S. 48, z. B. Stundenbücher.

129 Catherine an Philipp II., 15.11.1568, in: LCM, Bd. 3, S. 207.

130 SCHUSTER CORDONE, *Maternité et sénescence*, S. 405f.

131 Catherine an Philipp II., 28.8.1577, in: LCM, Bd. 5, S. 274.

### 3. Leib und Liebe

Médicis sich so gegenüber Philipp II. selbst als liebende Mutter, »come mère qui les ayme uniquement«<sup>132</sup>. Sie demonstrierte in Briefen ihre enge Verbindung zu den Infantinnen als Repräsentantinnen der geliebten Tochter Élisabeth und trat auf diese Weise in Konkurrenz zum spanischen König, der seinerseits eine enge Beziehung mit seinen ältesten Töchtern hatte, vor allem mit der Erstgeborenen Isabella<sup>133</sup>. Als Catherine de Médicis und Charles IX so 1570 den Gesandten Malicorne zur Audienz bei Philipp II. und Anna von Österreich schickten, sprach dieser das offenbar brisante Thema an und erklärte unter Vermeidung des Wortes Mutter, dass die Empfehlung für die Infantinnen diejenige einer Vorfahrin (*ayeule*) mit »natürlicher Liebe« zu ihrer verstorbenen Tochter und ihren daraus hervorgegangenen Enkelinnen sei und nicht aus Sorge geschehe »que le Roy Catholique obliast ung seul poil de l'amour paternelle qu'il leur porte«<sup>134</sup>.

Der Fokus auf die Konzeptionierung von Abstammung in Briefen zeigt so immer wieder, dass die Beanspruchung von Verwandtsein Konkurrenz ausdrücken konnte und im Konflikt zu einer Verhandlungssache wurde: Ob die Infantinnen die Töchter des spanischen Königs oder die Nachkommen französischer Könige bzw. der Königinmutter waren, war durchaus streitbar. Dies machen auch die Briefe des Gesandten Fourquevaux deutlich, der mit Argusaugen beobachtete, wie sich nach Élisabeths Tod Anna als neue Mutter der Infantinnen verhielt, wie diese die neue Mutter aufnahmen und wem gegenüber Philipp II. noch alles beanspruchte, ein Vater zu sein. So berichtete Fourquevaux 1570, als die neue spanische Königin Anna am Hof eintraf, dass Isabella bei diesem Anlass viel geweint habe, denn man habe versucht, sie zu überzeugen, dass Anna ihre »propre mère« sei, das (zu der Zeit vierjährige) Mädchen habe aber bereits den Verstand einer Fünfzehnjährigen, und deshalb sei das Vorhaben schwierig gewesen<sup>135</sup>. Während also Catherine de Médicis Anna sofort als *propre fille* positionierte, war dies andersherum zwischen Anna und den Infantinnen aus französischer Perspektive nicht gewünscht und wurde zudem vom

<sup>132</sup> Catherine an Philipp II., 20.11.1577, *ibid.*, S. 283.

<sup>133</sup> SÁNCHEZ, Sword, S. 65. Einige Briefe von Philipp II. an seine Töchter sind in französischer Übersetzung ediert als *Lettres de Philippe II à ses filles les infantes Isabelle et Catherine, écrites pendant son voyage en Portugal (1581–1583)*. Publiées d'après les originaux autographes conservés dans les archives royales de Turin, hg. von M. GACHARD, Paris 1884. Zur These der »physical presence« auch BROOMHALL, *Ordering*, S. 84.

<sup>134</sup> Discours au Roy des audiences que Monsieur de Malicorne a heues des Roy et Royne Catholiques, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 2, S. 317.

<sup>135</sup> »[L]'aisnée a fort pleuré quand on luy a dict que lad. Dame Roynne estoit arrivée en Espagne. Il a esté commandé à Chassin-court [die Gouvernante] et aux autres filles de luy persuader que c'est sa propre mère; ce qui sera difficile, car elle a ung esprit et jugement d'une fille de quinze ans«, Fourquevaux an Catherine, 11.10.1570, *ibid.*, S. 282.

Gesandten als Fiktion gekennzeichnet, die eine Vierjährige bereits durchschaut habe. Philipp II. wiederum, so berichtete Fourquevaux angesichts der Eheverhandlungen für die jüngste französische Königstochter Marguerite, wolle sich dieser gegenüber verhalten »comme si elle l'estoit sienne propre« und »comme [sic] s'il fust père et frère de mad. Dame«<sup>136</sup>.

Liebe konnte auf diese Weise hierarchisiert und in Konkurrenz gesetzt werden, und dies spiegelte sich in den Konzeptionen einer weiblichen, dynastieübergreifenden Abstammungslinie, die in Briefen der königlichen Verwandten und in der Kommunikation der Gesandten sichtbar gemacht wurde. Die Königinmutter betonte in ihren Schreiben an die Infantinnen vor allem deren Abstammung von der französischen Königstochter und schuf dabei eine weibliche Linie über die Mutter, deren Mutter sie wiederum war – das war hier das Verständnis von Großmutterchaft. Es lassen sich Vergleiche zur christlichen Figur der heiligen Anna, der Mutter Marias, als mögliches Vorbild ziehen, die seit dem Spätmittelalter eine liturgische Aufwertung und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen ikonografischen Boom erlebt hatte: Die Darstellung der drei Generationen, in der Anna die Position der *mater matris* und Stammutter der Heiligen Familie einnahm, war sehr populär<sup>137</sup>. Sie bot ein mächtiges Bild einer weiblich geprägten Genealogie von Jesu physischem Körper<sup>138</sup>. Innerhalb dieser Genealogie kam der Mutter der Mutter eine besondere Bedeutung zu, wie sich auch Catherine de Médicis in ihren Briefen positionierte.

<sup>136</sup> Fourquevaux an Catherine, 25.4.1570, in *ibid.*, S. 217. Eine solche Vaterschaft konnte auch von französischer Seite beansprucht werden, wenn dies in Verhandlungen sinnvoll war. So zeigte sich Charles IX in einem Brief an Fourquevaux enttäuscht von Philipp II., der doch eigentlich »comme pere« agieren wollte. Charles IX an Fourquevaux, 18.6.1570, in: *Lettres de Charles IX*, S. 291.

<sup>137</sup> Zu den Darstellungen von Anna siehe Ton BRANDENBARG, *Saint Anne. A Holy Grandmother and Her Children*, in: Anneke B. MULDER-BAKKER (Hg.), *Sanctity and Motherhood. Essays on Holy Mothers in the Middle Ages*, New York, London 1995, S. 31–65; Pamela SHEINGORN, »The Wise Mother«. *The Image of St. Anne Teaching the Virgin Mary*, in: Mary C. ERLER, Maryanne KOWALESKI (Hg.), *Gendering the Master Narrative. Women and Power in the Middle Ages*, Ithaca 2003, S. 105–134; SCHUSTER CORDONE, *Maternité et sénescence*, S. 410f.

<sup>138</sup> Die »Anna Selbdritt« oder »Anne Trinitaire« wird in der Forschung oft als Darstellung der Inkarnation betrachtet, in der die Abstammung von Jesu physischem Körper betont wird. SHEINGORN, »The Wise Mother«, S. 112f.: »[W]hereas the traditional Trinity of the Father, Son, and Holy Ghost emphasizes Christ's divinity and immortality, the St. Anne Trinity [...] emphasizes the lineage of Christ's physical body. The matrilineal Trinity is the Trinity of the Incarnation«.

### 3. Leib und Liebe

Es sind relativ wenige direkte Schreiben der Königinmutter an die Infantinnen überliefert<sup>139</sup>. Die Briefe enthielten oft Aufforderungen, häufiger zu schreiben. 1584 schrieb Catherine an Isabella von ihrer Angst, vergessen zu werden: »[L]a peur que j'è, come chause naturele dont que l'ons ayme que l'on craynt d'an estre hoblyée [oubliée]«. Die mit der Liebe verbundene Angst wurde durch den Verweis auf die Natur als moralische Verpflichtung verstanden und gerechtfertigt. Im Brief übertrug Catherine dabei die Liebe, die sie für ihre Tochter Élisabeth empfunden hatte, auf die nun achtzehnjährige Isabella (und deren Schwester); sie trage Isabella in ihrer Seele wie schon Élisabeth:

[J]e vous tyens tousjours dans mon hame [âme] en la mesme afectyon que je y tenès aymée la Royme vostre mere [...]; c'etet une fille qui m'etoyt si bonne et que je tenès si chere, que cet qu'el a lesé de là je leur desire le mesme byen et contentement et toutes bonnes forteunes, come aylle-mesme; vous n'estes que deus: ausi ne vous ayst resté d'ele que vostre vyelle [vieille] grant mere, que faystes revyvre toutes les foyes que j'è de vos bonnes nouvelles<sup>140</sup>.

Hier wurde einerseits die älteste leibliche Tochter Élisabeth besonders ausgezeichnet, andererseits die Infantinnen an ihrer Stelle. Sie wurden zu Élisabeths Vermächtnis, wie auch Catherine etwas war, das von Élisabeth übriggeblieben war: Beide Generationen waren untrennbar durch das Bindeglied der Mutter/Tochter-Figur Élisabeth verbunden. Während Eheverhandlungen für Henri d'Anjou und später für François mit Isabella scheiterten, wurde die Verbindung über die verstorbene Mutter in Briefen immer wieder aktualisiert<sup>141</sup>. Isabella als

<sup>139</sup> Von Isabella sind generell wenige Briefe aus der Zeit vor 1599 überliefert und von Katharina Michaela keine aus der Zeit vor ihrer Eheschließung 1585. Mir ist nur ein Brief von Katharina Michaela an Catherine de Médicis bekannt vom 17.9.1585, BNF Ms., NAF 22804, nr. 48, S. 35 (Kopie aus St. Petersburg). Darin bezeichnete sie sich selbst als Tochter (»Muy humilde y ubidente hija de V[uestra] M[a]g[esta]d«). In Berichten der Gesandten ist belegt, dass die Königinmutter Briefe ihrer Enkelinnen erhielt. Santiago MARTÍNEZ HERNÁNDEZ, »Enlightened Queen, clear Cynthia, beauteous moon«. The Political and Courtly Apprenticeship of the Infanta Isabel Clara Eugenia, in: VAN WYHE (Hg.), *Isabel Clara Eugenia*, S. 21–59, hier S. 22, 40.

<sup>140</sup> Catherine an Isabella, [1584], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 464. Der Brief ist nicht datiert, es ist jedoch möglich, dass er im Zusammenhang mit dem Tod des Thronfolgers François steht. Das Argument der Liebe zur Tochter, die auf deren Kind übertragen wurde, findet sich ebenso im Fall von Jakob VI., dem Sohn von Maria Stuart: Catherine an Jakob, [11.11.1585], *ibid.*, Bd. 8, S. 366.

<sup>141</sup> Zu Eheoptionen und Sukzessionsaussichten von Isabella siehe Elisa GARCÍA, *Isabel Clara Eugenia of Austria. Marriage Negotiations, and Dynastic Plans for a Spanish Infanta*, in: VAN WYHE (Hg.), *Isabel Clara Eugenia*, S. 131–153. Die Infantin heiratete schließlich Erzherzog Albert von Österreich und war mit ihm zusammen ab 1599 Regentin der spanischen Niederlande, die sie als Mitgift erhalten hatte: SÁNCHEZ, *Sword*, S. 65.

älteste Tochter der ältesten Tochter war aus der Perspektive der Königinmutter eine zentrale Figur, was von einer Vorstellung weiblicher Linien analog zur männlichen Primogenitur zeugt.

Die Infantin Isabella war jedoch darüber hinaus als potentielle Thronfolgerin Philipps von Gewicht. In Kastilien konnten Frauen aus eigenem Recht Königinnen werden, wenn es keine männlichen Nachkommen gab, sowie ihre Herrschaftsansprüche an die Kinder weitergeben. Während Élisabeths zweiter Schwangerschaft hatte man noch gehofft, dass sie einen Sohn bekommen würde. Als Philipps ältester Sohn Don Carlos im Juli 1568 starb, freute sich Fourquevaux brieflich mit der Königinmutter Catherine über »une perte très utile pour elle et pour les siens«, die dazu führen könne, dass Élisabeths zukünftiger Sohn der Thronfolger werden würde. Der Gesandte betonte in diesem Schreiben »il fault que sa lignée regne sur eulx [die Habsburger]«<sup>142</sup>. Hier rückte vollkommen in den Hintergrund, dass ein Sohn Élisabeths theoretisch auch ein Sohn Philipps II. war – stattdessen hierarchisierte der Gesandte Abstammungslinien und konzipierte dabei Élisabeths als herrschend. Angesichts der Enttäuschung, dass Élisabeths zweites Kind wieder ein Mädchen war, hatte Fourquevaux dann Catherine versichert, »que pour ce Royaulme est de mesme filles comme filz pour la succession«<sup>143</sup>. Nach Don Carlos' Tod war Isabella bis zur Geburt des ersten Sohnes von Anna von Österreich 1571 die Thronerbin; und als bis 1582 drei der vier Söhne Annas verstorben waren, blieb Isabella als Königin weiterhin eine realistische Option. Henri III und Catherine de Médicis verfolgten die Position der Infantin am spanischen Hof mit Interesse und die Königinmutter informierte ihre Enkelin über das Geschehen in Frankreich, schickte ihr Geschenke und erinnerte sie an ihre Großmutter (»vous fayr souvenir de vostre grent mere«). Als nahe Verwandte des französischen Königs (»come luy aytent si proche«) müsse sie sich freuen, dass er endlich Einigkeit unter seinen Untertanen erreicht habe<sup>144</sup>. Verwandtschaftliche Nähe verlangte nach geteilten Emotionen, und es wird deutlich, dass Catherine ihre Enkelin – obwohl sie die Tochter des spanischen Königs war – mindestens ebenso als Nachkomme ihrer Tochter und damit der französischen Königsfamilie betrach-

<sup>142</sup> Fourquevaux an Catherine, 1.8.1568, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 1, S. 373.

<sup>143</sup> Fourquevaux an Catherine, 10.10.1567, *ibid.*, Bd. 3, S. 59; derselbe an Catherine zum Tod von Don Carlos: »une perte très utile pour elle [Élisabeth] et pour les siens«, 1.8.1568, *ibid.*, Bd. 1, S. 373.

<sup>144</sup> Catherine an Isabella, 17.11.1587, [Juli 1588], in: *LCM*, Bd. 9, S. 286, 376. 1588 beklagte sich Henri III beim spanischen Gesandten Don Bernardino de Mendoza, dass Isabella Briefe des spanischen Königs unterzeichne und die Regierung in der Hand habe. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ, »Enlightened Queen«, S. 40.

### 3. Leib und Liebe

tete, deren Interessen sie verfolgen sollte. Die Konkurrenz der Habsburger und Valois wurde also nicht zuletzt über die Beanspruchung von Verwandtsein bzw. die Konzeption von Abstammungslinien in archivierbaren Briefen verhandelt.

Allerdings kristallisierte sich in den Jahren nach François' Tod im Sommer 1584 noch eine andere Option heraus: Philipp II. betrachtete Isabella in Konkurrenz zum protestantischen Henri de Navarre als mögliche Kandidatin für die Nachfolge von Henri III, sollte dieser kinderlos sterben. Er ließ seine Rechtsgelehrten bereits 1584 heimlich die Sukzessionsansprüche Isabellas prüfen, die nach dem Tod von Henri III und Catherine de Médicis bei der Versammlung der Generalstände behauptet wurden – wenn auch erfolglos<sup>145</sup>. In den Instruktionen für seinen Gesandten leugnete Philipp II. die Validität der Lex Salica und begründete den Anspruch seiner Tochter mit deren »Blutsnähe« über die Mutter:

Le droit bien fondé à la couronne de France, le dernier roi, Henri, étant mort sans enfants, appartient sans aucun doute à l'infante Madame Isabelle, parce qu'elle est fille de la reine Elisabeth, sœur aînée dudit roi Henri, et que, représentant la personne de sa mère, elle se trouve au degré le plus proche du dernier possesseur, outre qu'elle est petite-fille du roi Henri II, dont les fils, oncles de l'infante, eurent titres et droit pour régner en France. Donc, si l'on considère le sang et la légitimité de la succession, personne ne peut, à juste titre, régner en France que la dame infante, laquelle a tous les droits en sa faveur<sup>146</sup>.

Die Formulierung, dass Isabella die Person ihrer Mutter repräsentiere, ähnelte auffallend Catherines eigener in dem bereits zitierten Brief an Philipp II. von 1577 (»me représenter la Royne leur mère«) – Mutter und Tochter wurden in der Perspektive der Sukzession zu einer Person bzw. zu Abbildern voneinander.

<sup>145</sup> Siehe die ausführliche Darstellung bei Albert MOUSSET, Les droits de l'infante Isabelle-Claire-Eugenie à la couronne de France, in: Bulletin hispanique 16/1 (1914), S. 46–79. Argumente waren u. a. die Ungültigkeit der Lex Salica, die auf die unteilbare Kron- domäne nicht anwendbar sowie falsch interpretiert sei, da aus dem Zusammenhang gerissen (S. 54–56). Zudem gebe es kein Gewohnheitsrecht, das Frauen grundsätzlich von der Sukzession ausschließe, und das Naturrecht fordere die gleiche Verteilung des Erbes an Söhne und Töchter (S. 57–59, 69). Nach dem Prinzip der Primogenitur sei Isabella die nächste Verwandte (S. 57).

<sup>146</sup> »Le but de Sa Majesté dans les affaires de France, et ce qu'elle a ordonné et veut qu'on tache d'obtenir des Etats Généraux« (25.1.1592), in: Lettres de Philippe II à ses filles, S. 75. Der Text richtete sich an den Gesandten Lorenzo Suarez de Figueroa und den Rechtsgelehrten Iñigo de Mendoza für ihre Rede vor den Generalständen am 29. Mai 1593. MOUSSET, Les droits, S. 66f.

der<sup>147</sup>. Während es im Schreiben der Königinmutter die Liebe war, die Töchter an die Stelle von Müttern rücken ließ, war es hier das Blut. Der spanische König konzipierte mit Bezug auf das Blut (das die Tochter einer Tochter beanspruchte) eine Sukzession über die mütterliche Linie, die zwar für die französische Monarchie letztlich wegen der Lex Salica nicht durchgesetzt werden konnte, für Spanien aber durchaus denkbar war. Auch der französische Gesandte Fourquevaux machte sich dieses bilaterale Verständnis von Blut zunutze, wenn er argumentierte, dass ein möglicher Sohn Élisabeths dazu führen würde, dass Valois und Habsburger bald »ung mesme sang« würden<sup>148</sup>. Es wird deutlich, wie stark physiologische Konzeptionen von Abstammung im Handlungszusammenhang der Monarchien von Sukzessionsordnungen abhängig waren und Objekt streitbarer Ansprüche und Argumentationen. Besonders sichtbar wird dies am Fall der zweiten Enkelin Katharina Michaela und ihrer »Rasse«.

Katharina Michaela, die nach ihrer Großmutter Catherine de Médicis benannt worden war, heiratete 1585 Karl Emanuel von Savoyen, von dem sie neun Kinder bekam<sup>149</sup>. Im April 1586 gratulierte die Königinmutter Philipp II. zur Geburt eines Enkelsohnes und lobte »la grasse que Dyeu luy ha fesite [sic] de le fayre grant'pere et de l'heur que j'é, avant mouryr, voyr ung fils sorty d'une fille que [sic] j'é tant aymé la mere«<sup>150</sup>. Hier wurde Philipps neue Position als Großvater direkt mit Catherines eigener Liebe zu ihrer Tochter parallelisiert, aus deren Tochter nun ein Sohn hervorgegangen war – die väterliche wie die mütterliche Abstammung wurden also zugleich betont. Dazu äußerte die Königinmutter die Hoffnung, dass noch viele weitere Nachkommen folgen und die Allianz zwischen der spanischen und französischen Krone stärken würden – dass der kleine Junge auch ein Savoyer war, spielte dabei wiederum keine Rolle, stammten doch sein Vater und seine Mutter mütterlicherseits von den Valois ab<sup>151</sup>. Abstammung war immer auch eine Frage der Perspektive. Im Schreiben an Isabella zur Geburt ihres Neffen wurde dann nicht nur die Vorstel-

147 Vgl. auch Fourquevaux an Catherine, 24.12.1568, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 2, S. 39f.: »[T]ant qu'il [Philipp] vive il vous veult estre et sera très bon filz et bon frère du Roy, comme il dezire et prie Vos Majestez estre envers luy, estant obligé et tenu d'aymer mesd. Dames ses filles pour beaucoup de respectz, ce qu'il fait, et entre autres pour estre la representation de lad. Dame Royne leur mère, le lien d'amytié et de votre commune paix, ainsi que votred. lettre me dict«.

148 Fourquevaux an Catherine, 1.8.1568, *ibid.*, Bd. 1, S. 373.

149 Wie ihre ältere Schwester agierte auch Katharina (zeitweise) als Regentin. SÁNCHEZ, »Lord of my soul«.

150 Catherine an Philipp II., 9.4.1586, in: LCM, Bd. 9, S. 11.

151 Zu Karl Emanuel siehe das folgende [Kap. 3.2.4](#).

lung einer bilateralen Abstammung evoziert, sondern mehr noch die Bedeutung mütterlicher Linien betont: »Ma petite-fille«, schrieb Catherine an Isabella, »je ne sçaurais assez vous exprimer ma joye de ce qu'il a pleu à Dieu donner ung beau fils à l'infante vostre sœur et que j'aye eu cet heur et contentement avant mourir voir continuer la race de la royne vostre mere, que j'aime encore tant«. Durch die Geburt eines Sohnes ihrer Enkelin wurde die »Rasse« der verstorbenen Élisabeth (Mutter und Tochter zugleich) fortgeführt, wieder einmal über eine Mutter. Catherine selbst wurde in dieser *race* nicht explizit verortet, die vor allem auf Élisabeth bezogen war. Der Brief endete damit, dass Catherine ihre Enkelin aufforderte, trotz der räumlichen Distanz zwischen ihnen »de m'aimer comme la chose du monde, après le Roy vostre pere, [qui] vous aime le plus«<sup>152</sup>. In der Hierarchie der Liebe kam die Königinmutter wieder selbst ins Spiel, und hier konnte die Mutter-Großmutter nur durch den Vater übertroffen werden. Es ist davon auszugehen, dass ein solches Schreiben zugleich an Karl Emanuel gerichtet war und möglicherweise an Philipp II. weitergereicht oder berichtet wurde, so dass diese Konzeptionierungen an den Höfen sichtbar wurden.

Der Begriff *race*, in den Briefen der französischen Königsfamilie äußerst selten verwendet, bedarf der Erklärung. Das französische Wort *race* kam Ende des 15. Jahrhunderts auf und verbreitete sich erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts stärker, wie die grundlegende Studie von Jouanna »L'idée de race« zeigt<sup>153</sup>. Im Spätmittelalter war es vor allem mit Hunden und Jagd verknüpft sowie mit Vorstellungen vom Adel<sup>154</sup>. Dabei war mit *race* auch eine Vorstellung von Hierarchie verbunden: *noblesse de race* wurde im 16. Jahrhundert ein üblicher Ausdruck und bezog sich nicht nur auf eine Abstammungsgruppe (mehr oder weniger synonym mit dem Begriff *lignage*), sondern auch auf die »supériorité naturelle des groupes sociaux supérieurs«<sup>155</sup>, legitimierte also Herrschaftsansprüche. Zentral war dabei die Vorstellung von Erblichkeit, vor allem

<sup>152</sup> Catherine an Isabella, [April 1586], in: LCM, Bd. 9, S. 12.

<sup>153</sup> JOUANNA, L'idée de race. Zur *race* in Briefen vgl. Henri de Navarre an Henri III, [6.6.1589], in: LMIV, Bd. 2, S. 497: »[V]ous obligerés toute sa race, non à vous servir, car ils le vous doibvent, mais à vous aimer, qui est une chose à quoy les obligations forcent«. *Race* wurde hier verknüpft mit Verpflichtungen, Ehre, dem Haus und der übertragbaren Liebe.

<sup>154</sup> MIRAMON, Noble Dogs.

<sup>155</sup> JOUANNA, L'idée de race, S. 11. Die Autorin zählt vier Elemente auf, die zur Idee der *race* gehörten: 1) die Menschen werden ungleich geboren; 2) diese Ungleichheit bleibt, kann nicht (bzw. kaum) verändert werden; 3) die Ungleichheit ist erblich; 4) die soziale Ordnung ist Spiegel dieser natürlichen Hierarchie (S. 23). Die Rassismus-These ist noch stärker bei André DEVYVER, *Le sang épuré. Les préjugés de race chez les gentilshommes français de l'Ancien Régime (1560–1720)*, Brüssel 1973.

von erblichem Blut, wie es auch bei den *princes du sang* feststellbar ist. Dabei handelte es sich um physische und moralische Qualitäten, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zunehmend als erblich betrachtet wurden (man erinnere sich an den Konflikt von Henri de Navarre mit den Guise) und zu einer familialen Kontinuität werden konnten<sup>156</sup>. Jede *race* hatte somit ihre eigene Persönlichkeit<sup>157</sup>.

Eine besondere Rolle spielte dabei die neue Sprache vom erblichen Blut, das die Qualitäten einer *race* übertragen konnte. Ähnlichkeiten und natürliche Begabungen wurden im Blut verortet, ohne dass Rechtsgelehrte sich deshalb mit medizinischen Fragen der Reproduktion auseinandergesetzt hätten<sup>158</sup>. Vor allem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde *race* mehr und mehr zum Synonym von adeligem und erblichem Blut<sup>159</sup>. Dabei ist nicht immer eindeutig, ob dieses Blut rein männlich gedacht wurde oder ob *race* auch ein bilaterales Verständnis von Verwandtschaft zuließ. Im frühneuzeitlichen Spanien konnte im Rahmen des *limpieza-de-sangre*-Diskurses »Rasse« von Männern und Frauen beschmutzt werden. Auch Fourquevaux oben zitierte Äußerung des »gemeinsamen Blutes« deutet auf eine bilaterale Vorstellung hin. Die Beobachtungen von Jouanna zur *race* im französischen Königreich geben jedoch das aristotelische Prinzip der Frau als Gefäß, während der Mann seine Qualitäten aktiv weitergibt, ziemlich genau wieder, ohne es explizit zu benennen<sup>160</sup>. Jouanna beschreibt allerdings verschiedene Konzeptionen, wonach einerseits nur die Qualitäten des Vaters vererbt wurden, während die Mutter bloß die Überträgerin war, andererseits aber auch ein bilaterales Verständnis von *race* möglich war, wenn auch mit einem stärkeren Gewicht der Patriline<sup>161</sup>. Der Rechtsgelehrte Loyseau beispielsweise ging zu Beginn des 17. Jahrhunderts davon aus, dass die *race* besser sei, wenn sie auch von der Mutter weitergegeben wurde<sup>162</sup>.

Die Briefe der Königinmutter jedenfalls wandten ein in politisch-rechtlichen Kontexten tendenziell patrilinear konnotiertes Blut hier in Form der *race*

156 JOUANNA, L'idée de race, S. 71.

157 Ibid., S. 88. Vgl. MIRAMON, Noble Dogs, S. 212: »diffuse soul of a group«.

158 JOUANNA, L'idée de race, S. 11, 72, 82.

159 Ibid., S. 208; MIRAMON, Aux origines, S. 208.

160 Zu Spanien Max Sebastián HERING TORRES, Rassismus in der Vormoderne. Die »Reinheit des Blutes« im Spanien der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 2006. JOUANNA, L'idée de race, S. 75: »[E]lle n'est que le canal destiné à recueillir et à transmettre la qualité de la race«. Vgl. SABEAN, Descent, S. 151, zur Frau als »Instrument«.

161 JOUANNA, L'idée de race, S. 72–75.

162 Sylvie STEINBERG, Hiérarchies dans l'Ancien Régime, in: Michèle RIOT-SARCEY (Hg.), De la différence des sexes. Le genre en histoire, Paris 2010, S. 131–160, hier S. 149.

### 3. Leib und Liebe

auf weibliche Linien an – auch wenn unklar bleibt, ob es sich ursprünglich um männliches Blut handelte. Im Fall von Katharina Michaela wurde *race* mehrfach über die weibliche Linie weitergegeben. Das Konzept tauchte nicht zufällig im Kontext der spanischen Monarchie auf, wo es Ansprüche auf Herrschaft aus eigenem Recht transportierte. Für bilaterale Konzeptionen von *race* lassen sich auch einige Hinweise an anderen Stellen finden, so durch Maria Stuart, selbst Königin, die von der *race* ihrer Mutter schrieb<sup>163</sup>, und in der Leichenpredigt für Catherine de Médicis selbst. Renaud de Beaune, Erzbischof von Bourges, erklärte hier: »Mais de sa generation maternelle, sortie originairement de l'une des plus nobles et anciennes maisons de France, yssue de la maison et du sang de France, vraie Françoise de race et encores plus de cœur et affection«<sup>164</sup>. »Rasse«, Herz und Liebe wirkten hier zusammen, um eine blutige und affektive Zugehörigkeit zum französischen Königreich herzustellen. Es zeigt sich, dass eine Weitergabe von *race* auch über Matrilinien zumindest denkbar war und Mutter-Kinder-Verbindungen so theoretisch auch über Blut hergestellt werden konnten, wenn dies politisch sinnvoll erschien. Im Vordergrund der Beziehungen der Königinmutter zu ihren Kindern in Briefen stand jedoch immer die Liebe. Hinzu kam als Bezugspunkt und zentrales Beziehungsmedium der königinmütterliche Bauch.

#### 3.2.4 Der Bauch der Königinmutter

Neben der *race* werden mit dem Leib assoziierte Vorstellungen von verwandtschaftlicher Verbindung zwischen Mutter und Kindern in einem anderen Fall sehr explizit: Die zahlreich von Catherine de Médicis an Karl Emanuel von Savoyen adressierten Briefe (54 überlieferte Schreiben, hauptsächlich Autografen) sind ein seltener Fall häufiger expliziter Äußerungen über die Materie verwandtschaftlicher Beziehungen und von weiblicher Abstammung. Sie rücken ein Körperteil besonders in den Vordergrund: den mütterlichen Bauch.

Karl Emanuel (1562–1630) war der einzige Sohn von Herzog Emanuel Philibert von Savoyen (1528–1580) und Marguerite de Valois (1523–1574), einer

<sup>163</sup> Maria an Henri III, 12.6.1575, in: LMM, Bd. 4, S. 274: »[L]'honneur extremes qu'il vous a pleu de nouveau fayre à notre mayson, prenant une de leur race [der Guise] pour vottre famme«.

<sup>164</sup> Oraison funèbre, in: LCM, Bd. 9, S. 502. Catherine de Médicis beschäftigte sich mit ihrer eigenen mütterlichen Abstammung, u. a. im Zusammenhang mit ihrem Sukzessionsanspruch in Portugal, siehe [Kap. 5.2.4](#). In ihrer Bibliothek fanden sich mehrere Manuskripte dazu. Isabelle de CONIHOUT, Pascal RACT-MADOUX, À la recherche de la bibliothèque perdue de Catherine de Médicis, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 39–62.

jüngeren Schwester von Henri II und somit Catherines Schwägerin. Die Ehe war wie die zwischen Élisabeth und Philipp II. 1559 im Rahmen des Vertrages von Cateau-Cambrésis geschlossen worden. Der Friedensvertrag beinhaltete neben der Eheschließung die Restitution von Gebieten der Savoyer, die François I<sup>er</sup> 1536 erobert hatte. In den folgenden Jahrzehnten gab es jedoch immer wieder Konflikte um die Grenzen, die 1559 festgelegt wurden. Savoyen nahm eine Schlüsselposition ein zwischen Frankreich und Spanien, auch durch seine Lage am Zugang zur italienischen Halbinsel, um die die Valois und Habsburger so lange konkurriert hatten<sup>165</sup>. Die Korrespondenz von Catherine de Médicis mit Karl Emanuel ist vor diesem recht explosiven Hintergrund zu verorten und macht deutlich, wie physiologische Vorstellungen von Verwandtschaft in der Herrschaftspraxis genutzt wurden, um das Handeln anderer Herrscher zu beeinflussen.

Marguerite de Valois war eine enge Vertraute von Catherine gewesen. Die beiden hatten in den ersten Jahren nach Catherines Ankunft am französischen Hof einen gemeinsamen Haushalt. Nach dem Tod Marguerites agierte Catherine als ihre Nachfolgerin in der Patronage der ehemaligen Klienten der Herzogin, während sie sich zugleich in ihren Briefen beständig für ihre eigenen Klienten einsetzte<sup>166</sup>. Die Verbindung zwischen Karl Emanuel und der Königinmutter beruhte jedoch theoretisch nicht nur auf seiner Mutter, denn Catherine de Médicis war zugleich seine Patin und hätte sich auch auf diese Weise als Verwandte verorten können, konstituierte doch Patenschaft im christlichen Verständnis ebenso Verwandtschaft<sup>167</sup>. Dennoch war die Erinnerung der verstorbenen Mutter, die physisch im Sohn aufgeht – wie bereits im Fall der Infantinnen und Élisabeth – zentral für die Konstitution einer verwandtschaftlichen Bindung in den Briefen.

Bereits im ersten überlieferten Schreiben an Karl Emanuel, der konsequent als *mon fils* angedredet wurde, positionierte sich die Königinmutter als diejenige, die ihm die Erinnerung an seine Mutter stets nahebringen würde. Sie schrieb weiter: »[Q]uant je pense que vous estes filz de la princesse du monde que j'ay le plus aymée et honorée, je pense vous avoir porté dans mon ventre et ne fois

165 Stéphane GAL, Charles-Emmanuel de Savoie. La politique du précipice, Paris 2012, S. 34f., 76–78. Savoyen nahm z. B. Hugenotten auf, die aus Frankreich flüchteten.

166 Catherine an Karl Emanuel, 5.8.1584, in: LCM, Bd. 8, S. 204: »protectrice des bons et anciens exécuteurs de feu madame ma sœur, vostre mère [...] m'aseurant que cele qui vous ayme comme fils ne sera point refusée«.

167 GAL, Charles-Emmanuel de Savoie, S. 37. Ebenfalls Paten waren Charles IX und Élisabeth de Valois. Zu Patenschaft als Form von Verwandtschaft Bernhard JUSSEN, Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter. Künstliche Verwandtschaft als soziale Praxis, Göttingen 1991.

### 3. Leib und Liebe

nulle difference au bien que je vous desire que à ceulx que j'ay faictz, et je vous prie donc de faire de mesme et me aymer comme Vostre bonne mere«<sup>168</sup>. Hier waren bereits alle Stichworte genannt, die die Korrespondenz und das Beziehungshandeln prägten: Die Position von Karl Emanuel als Sohn einer französischen Königstochter; Catherines besondere Liebe zu dieser Schwägerin/Schwester-Figur; der Vergleich mit dem Tragen der leiblichen Kinder im Bauch; das »Kinder machen« (»ceulx que j'ay faictz«), das Letztere auszeichnete und auf Karl Emanuel übertragen wurde; und dessen Verpflichtung zur Liebe Catherine als Mutter gegenüber, das mit oft unausgesprochenen Loyalitätskonzepten verbunden war. Auf diese Weise entstand eine gegenseitige Verpflichtung zur Liebe zwischen Mutter und Sohn um die Person von Marguerite herum, die wie Élisabeth der Angelpunkt für verwandtschaftliche Nähe war. Zur Heirat mit Katharina Michaela schrieb Catherine de Médicis an Karl Emanuel, nun seien »les deux prinses et prinsesses ensamble de qui j'é le plus aymé les mères«; ihre von Marguerite an deren Sohn übertragene Zuneigung verdoppele sich deshalb<sup>169</sup>.

1578 und 1579 verschärfte sich der Konflikt zwischen Savoyen und Frankreich, als der Marschall von Bellegarde die Markgrafschaft Saluzzo (Piemont) einnahm und sich dort zum Generalleutnant erklärte – mit Unterstützung von Emanuel Philibert. Saluzzo, 1548 von Henri II annektiert, war nicht Bestandteil des Vertrags von Cateau-Cambrésis gewesen und der Herzog von Savoyen versuchte seit den 1560er Jahren mit Unterstützung von Philipp II., die Markgrafschaft für sich zu gewinnen<sup>170</sup>. Aus dem Jahr 1579 sind mehrere Schreiben von Catherine de Médicis an Karl Emanuel überliefert, die ihn als Vermittler dem Vater gegenüber positionierten und an seine Verpflichtungen der Königinmutter und dem König gegenüber erinnerten. Die Königinmutter selbst verortete sich dabei mehrfach als quasi-leibliche Mutter von Karl Emanuel mit Verweis auf ihre Liebe zu Marguerite de Valois. Sie wolle nicht, dass »il y eut diminution de la vraye amytié que une propre mère doint et porte à son propre fils«, denn sie habe seine Mutter mehr geliebt als alles auf der Welt, außer ihrem Ehemann – wieder einmal zeigt sich, dass Liebe hierarchisiert werden konnte und dass eine Liebes-Pflicht gegenüber leiblichen Kindern angenommen und übertragen wurde. An die daraus resultierende Freundschaft zum Sohn Marguerites würde Catherine diesen ständig neu erinnern (»tous jour vous refré-

<sup>168</sup> Catherine an Karl Emanuel, [Jan. 1577], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 419. Catherine bezeichnete Marguerite de Savoye als *Ma seur*. Henri III hingegen bezeichnete Karl Emanuel als *cousin*, nicht als Bruder.

<sup>169</sup> Catherine an Karl Emanuel, 4.9.1584, *ibid.*, Bd. 8, S. 217.

<sup>170</sup> GAL, Charles-Emmanuel de Savoie, S. 134–137. Saluzzo war die letzte französische Besitzung in Italien.

chir la mémoyre«), und da sie Marguerite selbst nicht mehr sehen könne, wolle sie ihn stattdessen treffen<sup>171</sup>. Auch Karl Emanuel wurde so zum physischen Ersatz seiner Mutter. Catherine präzisierte ihre eigene Positionierung als Mutter in der Forderung, Karl Emanuel solle sie lieben »comme celle qui ne vous ayme rien moins que si vous avois porté dans mon ventre« – der Bauch wurde in den Briefen zum Fixpunkt einer leiblichen Mutter-Sohn-Beziehung, die in gegenseitigen Verpflichtungen und großer Liebe resultieren sollte. Gestärkt wurde diese Bindung durch ein besonders symbolträchtiges Geschenk: einen Hofzwerg, den die Königinmutter im Oktober 1579 mit dem expliziten Hinweis nach Savoyen schickte, dies sei »pour commencer à vous faire service et vous faire souvenir de celle qui sera toute sa vie Vostre bonne mère«<sup>172</sup>. Zur gleichen Zeit befand sie sich für Henri III in Verhandlungen mit dem Marschall von Bellegarde und Emanuel Philibert um eine Rückerstattung von Saluzzo an den König<sup>173</sup>. Die Versicherung mütterlicher Liebe gegenüber Karl Emanuel war denn auch stets verbunden mit dessen Pflicht zur Loyalität seiner Mutter und dem französischen König gegenüber, die Catherine de Médicis in Form von Ratschlägen herzustellen versuchte:

Je suis bien fâchée de veoir les affaires du marquisat de Saluces si brouillés. Vous estes à cest heure d'aage pour pouvoir faire paroistre vostre affection du cousté d'oèu en estes de la moitié, et vous prie en cecy tenir la main [...] qu'il [Emanuel Philibert] face remettre ledit marquisat come il a accoustumé d'estre pour le service du Roy mon filz, à qui vous estes si proche qu'après Monsieur de Savoye n'en avés de plus; car, sans lui estre frère, ne le pourriés estre davantage. C'est tousiours vostre force et appuy d'avoir ung tel roy à vous<sup>174</sup>.

Hier wird der Versuch deutlich, eine Anbindung an die französische Königsfamilie herzustellen, die das politische Handeln des Prinzen bestimmen sollte. Die Formulierung, dass Karl Emanuel seine Zuneigung gegenüber der Seite zeigen solle, von der er zur Hälfte abstamme (»du cousté d'oèu en estes de la moitié«), weist erneut auf ein grundsätzlich bilaterales Verständnis von Verwandtschaft, nach dem die Herkunft von der Mutter als gleichwertig mit der vom Vater gewertet und in bestimmten Situationen aktiv betont und beansprucht wurde. In diesem Zusammenhang wurde mehrfach auf Blut und Natur verwiesen: Sie

171 Catherine an Karl Emanuel, [Juni 1579], in: LCM, Bd. 7, S. 1.

172 Catherine an Karl Emanuel, [Okt. 1579], *ibid.*, S. 189.

173 Am 17.10.1579 kam es in Montluel zu einer Übereinkunft zwischen Catherine de Médicis, Bellegarde und Emanuel Philibert, die Bellegarde unter Bedingung der Unterwerfung unter Henri III weiterhin das Amt des Generalleutnants von Saluzzo zugestand. GAL, Charles-Emmanuel de Savoie, S. 137.

174 Catherine an Karl Emanuel, [Juli 1579], in: LCM, Bd. 7, S. 33.

### 3. Leib und Liebe

wisse, Karl Emanuel sei »ressentant du sang d'où estes sorti«<sup>175</sup>, so Catherine de Médicis; trotzdem erinnerte sie ihn immer wieder daran, dass der König für ihn nach seinem Vater der nächste Verwandte sei, so dass eine gegenseitige Freundschaft verpflichtend sei: »[L]e sanc et la nature le vos comande à tous deus«. Die Königinmutter griff also auf Blut und Natur zurück, um Karl Emanuel die Alternativlosigkeit eines Handelns im Sinne des französischen Königs aufzuzeigen. Dies wurde im Brief vermutlich auch seiner Entourage sichtbar gemacht. Marguerite de Valois wiederum war diejenige, von der dieses Blut stammte; als Mutter war sie zumindest die Überträgerin des königlichen Blutes. Und nicht nur das – Marguerite wurde auch qualifiziert als »cet [sic] qui vous a fest«<sup>176</sup>, also die, die Euch gemacht bzw. bekommen hat – die Mutter erscheint hier wie schon Catherine selbst durchaus nicht nur als Gefäß, sondern als ein produktiver Faktor. Die Formulierung »faire des enfants« deutet auf diese Konzeption des Schaffens bzw. Produzierens hin – es ist ein recht profaner Ausdruck, der im 16. Jahrhundert für das Gebären von Nachkommen bei Menschen wie bei Tieren gebraucht werden konnte<sup>177</sup>. Die Geburt aus dem mütterlichen Bauch zeichnete die leiblichen Kinder aus und konnte zum Ausdruck von Mutterschaft im Sinne eines aktiven Produzierens von physischen Erben werden.

Der Bauch der Königinmutter war allerdings ein exklusiver Marker besonderer Liebe, er wurde sehr selten explizit erwähnt. Neben einer Äußerung gegenüber Anna von Österreich erscheint hier zunächst überraschend ein Brief vom Januar 1585 an Anne d'Este, die Herzogin von Nemours und Guise<sup>178</sup>. Anne war eine enge Vertraute von Catherine de Médicis und in ihrem Hofstaat immer wieder präsent<sup>179</sup>. Im Brief versicherte die Königinmutter Anne ihrer Verpflichtung ihr und ihrem Bruder gegenüber. Dies gipfelte in der Formulierung, dass »toutes les chausures qui vous conserneront, soynt petytes au grandes,

<sup>175</sup> Catherine an Karl Emanuel, [Okt. 1579], *ibid.*, S. 189.

<sup>176</sup> Catherine an Karl Emanuel, 8.6.1579, *ibid.*, S. 3.

<sup>177</sup> Dies legt eine Äußerung von Jeanne d'Albret in einem Brief an Henri de Navarre nahe, in dem sie informiert, dass eine Hündin Welpen »gemacht« habe: »Pistolle a fait ses petitz: mais j'eusse désiré qu'il y eut plus de chiens que de chiennes«, Jeanne d'Albret an Henri de Navarre, 21.1.1572, in: *Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, S. 337. Der Ausdruck »faire des enfants« war nicht außergewöhnlich im 16. Jahrhundert, wie Ronsards Formulierung über Catherine de Médicis zu »l'enfant que premier tu feis« zeigt: RONSARD, *Ode*, S. 727.

<sup>178</sup> Catherine an die duchesse de Nemours, 22.1.1585, in: *LCM*, Bd. 8, S. 234. GELLARD, *Une reine de France*, S. 1.

<sup>179</sup> Gabriel BRAUN, *Position de Renée de France durant la seconde guerre de Religion*, in: *Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français* 145 (1999), S. 661–684, hier S. 673; Christiane COESTER, *Schön wie Venus, mutig wie Mars. Anna d'Este Herzogin von Guise und von Nemours (1531–1607)*, München 2007, S. 126.

que je y fayré come pour moy mesme et comme cet [comme si] je vous avès porté dan mon ventre«. Der Bauch diente also auch in diesem Fall dem Schaffen großer Nähe und einer Verbindung durch Einverleibung. Dies macht Sinn, wenn man sich Annes herausgehobene Position in den politisch-religiös-verbandschaftlichen Auseinandersetzungen vor Augen hält: Anne war einerseits die Tochter von Renée de France, Tochter von Louis XII, und somit direkte Nachfahrin eines französischen Königs. Renée hatte ihrer Tochter all ihre Rechte und Ansprüche im Königreich übertragen. Bereits in den 1560er Jahren war Anne für Catherine de Médicis eine wichtige Vermittlerin zu Renée, die ihrerseits die Hugenotten unterstützte<sup>180</sup>. Andererseits war Anne durch ihre erste Ehe mit dem Herzog von Guise, François de Lorraine, Mutter mehrerer Guise, die 1585 mit der Katholischen Liga teilweise im Krieg mit Henri III waren. Dies machte sie aus Catherines Perspektive auch zu einer zentralen Vermittlerin zu den Herzögen von Guise und (bis zu deren Tod) zu Antoinette de Bourbon, der eingangs genannten *materfamilias/mater patriae* der Guise.

Der Bauch schuf also eine Verbundenheit, die das Teilen von Emotionen und die gegenseitige Unterstützung nach sich zog und in der Aushandlung von Konflikten während der Religionskriege nutzbar gemacht werden konnte, indem man sie in Briefen festhielt. Zugleich verdeutlichen die vereinzelt Hinweisse auf den Bauch, dass physische Verbindungen zwischen der Königinmutter und ihren Kindern grundsätzlich am Bauch festgemacht wurden: Das Tragen im Bauch war Ausdruck größtmöglicher physischer Nähe und wies auf die Geburt hin; es war zudem ein Zeichen der Liebe. In der historischen Forschung werden weibliche Körper und Schwangerschaft häufig im Zusammenhang mit Ängsten und Unsicherheit thematisiert, weil das Innere unsichtbar und schwer zu interpretieren gewesen sei<sup>181</sup>. Die Konzeptionierung des Bauches im Fall der Königinmutter lässt den Bauch stattdessen als legitimierendes Beziehungsmedium und politisches Instrument erscheinen<sup>182</sup>.

<sup>180</sup> Ibid., S. 205–208.

<sup>181</sup> Zu Schwangerschaft als Gratwanderung mit schwer deutbaren Zeichen Eva LABOUVIE, Lebensfluss – Schwangerschaft, Geburt und Blut (16.–19. Jahrhundert), in: Christina VON BRAUN, Christoph WULF (Hg.), *Mythen des Blutes*, Frankfurt a. M., New York 2007, S. 204–226. Für eine Betonung der Vieldeutigkeit von Schwangerschaft als Mysterium und Quelle weiblicher Kraft RUBLACK, *Pregnancy*; Kirk D. READ, *Birthing Bodies in Early Modern France. Stories of Gender and Reproduction*, Farnham 2011.

<sup>182</sup> Diese These lässt sich nicht vorschnell verallgemeinern: Marguerite de Navarre bezeichnete während ihrer Schwangerschaft in einem an ihren Bruder François I<sup>er</sup> gerichteten Gedicht den Bauch als Last, die sie vom Schreiben abhalte: »[L]e groz ventre trop pesant et massif / Ne veult souffrir, au vray bon cuer naif, / Vous obeyr, complaire et satisfaire, / Ce que surtout il desire de faire: / Car s'il cuide prendre la plume en main, / Ung mal de cuer le remet à demain, / Et par douleur souvent et passion / Il

### 3. Leib und Liebe

Karl Emanuel allerdings argumentierte in seinen überlieferten Briefen<sup>183</sup> an Catherine, Henri III, François und Louise ganz anders: Er griff in erster Linie auf die Sprache von Klientelbeziehungen zurück, bezeichnete sich stets als *serviteur* und bedankte sich für die Gunstbezeugungen seiner Verwandten am französischen Hof. Nie benannte er sich selbst als Sohn der Königinmutter oder Bruder des Königs, wenngleich er, wenn er während der Auseinandersetzungen von Henri III mit der Katholischen Liga seine Loyalität beteuern wollte, mehrfach von seiner Ehre schrieb, dem König so nah anzugehören<sup>184</sup>. Dies lässt sich als ein Sich-Entziehen aus der Einverleibung in den königinmütterlichen Bauch und die damit verbundenen Autoritätsansprüche deuten. Die Tatsache, dass Karl Emanuel dennoch den Thronfolger François als Bruder bezeichnete, könnte auf eine Unterwerfungsgeste gegenüber Catherine und Henri III hinweisen – der hierarchisch Unterlegene kann das Privileg des Verwandtseins nicht von sich aus beanspruchen –, aber auch als Parteiergreifen für den jüngeren Bruder des Königs, der nicht zuletzt dessen Konkurrent war<sup>185</sup>. Erst im erneuten Konflikt 1588 um Saluzzo, das Karl Emanuel wieder besetzt hatte, schrieb er an die Königinmutter, dass er schließlich ein Verwandter (er nutzte den unspezifischen Begriff *parent*) des Königs sei, und dankte für den »tres grant faveur que V. M<sup>te</sup> m'aye treté come son petit fils et m'aye fait stoneur [cet honneur] que de me parler en gran mere qu'est une des choses que ie me glorifie le plus en se monde«<sup>186</sup>. In dieser Deutung wurde Karl Emanuel allerdings nur *wie* ein Enkelsohn behandelt und Catherine de Médicis sprach *als* Großmutter, was zugleich einen Unterschied markierte zum Großmutter- bzw. Enkel-*Sein*. Verwandtschaftskonzeptionen wurden so abermals von verschiedenen Seiten in Konflikten immer wieder neu formuliert und eingesetzt. Briefe ermöglichten diesen Spielraum.

oublye sa bonne invention, / De foiblesse luy donne tel tourment, / Qu'il empesche sens et entendement«, Epistre 12, in: Poésies du roi François I<sup>er</sup>, S. 76.

<sup>183</sup> Vgl. die Abschriften (aus St. Petersburg) einiger Schreiben aus den 1580er Jahren in BNF Ms., NAF 22804, Nr. 45 u. 48.

<sup>184</sup> Karl Emanuel an Henri III, 11.10.1585, *ibid.*, Nr. 45, S. 9; [Feb. 1588], *ibid.*, S. 14.

<sup>185</sup> Zur Konkurrenz von François und Henri III siehe [Kap. 5.2.2](#).

<sup>186</sup> Karl Emanuel an Catherine, 27.10.1588, BNF Ms., NAF 22804, Nr. 45, S. 23f.

### 3.3 Verbundenheit, Grenzen und Ansprüche

#### 3.3.1 Die Verbundenheit der Körper

Die Matrilinearität, die mittels der Königstöchter Élisabeth und Marguerite in Briefen an deren Nachkommen produziert wurden und bei der Königinmutter in größtmöglicher Liebe gipfelten, zeugten immer wieder von einer merkwürdigen Vermischung der Personen und Generationen, bei der Kinder mit Müttern physisch verbunden waren oder an deren Stelle rückten. Karl Emanuel repräsentierte seine Mutter, er ging geradezu in ihr auf: »[J]e vous tien come aylle [elle]«, schrieb Catherine, nachdem sie ihn als »bon françoy« bezeichnet und an seine daraus resultierenden Verpflichtungen gegenüber Henri III erinnert hatte<sup>187</sup>; sie habe ihre Liebe von seiner verstorbenen Mutter auf ihn übertragen<sup>188</sup>. Zugleich gab es Äußerungen, dass Karl Emanuel aufgrund der Mutterschaft Marguerites schon von Geburt an die Freundschaft der Königinmutter sicher gewesen sei<sup>189</sup>. Die Kinder der Tochter und Schwägerin/Schwester von Catherine de Médicis wurden somit zu einem physischen Erbe ihrer Mütter und damit zugleich der Königinmutter selbst, die eine lange Reihe von Nachkommen produziert hatte. Besonders deutlich war diese Konzeption angesichts der Sprache in den Briefen zu den Nachkommen von Katharina Michaela und Karl Emanuel, Catherines Urenkelinnen und Urenkeln, die sie irgendwann zu sehen wünschte, wie sie mehrfach betonte (»pouvoyr voyr cet que ayst veneu de la Royne ma fille«<sup>190</sup>). Was »aus der Tochter gekommen ist«, konnte eine verwandtschaftliche Beziehung über Generationen fortführen und sogar einen erlittenen Verlust ersetzen: Die Königinmutter schrieb nach der Geburt von Katharina Michaelas zweitem Sohn, dass sie auf viele weitere Kinder hoffe, weil sie selbst so viele verloren habe; die der Enkelin könnten diejenigen »erneuern«, die ihr nun fehlten, und somit ein Trost sein (»renovellent ceuls que je n'é plus«)<sup>191</sup>. Hier verschwimmen die Grenzen zwischen den Personen und es ist

<sup>187</sup> Catherine an Karl Emanuel, 2.6.1580, in: LCM, Bd. 7, S. 263. Der Herzog von Savoyen wurde nicht zuletzt wegen seiner Sprache (er sprach wie seine Mutter hauptsächlich Französisch) als »Franzose« betrachtet. GAL, Charles-Emmanuel de Savoie, S. 40.

<sup>188</sup> »[L]'affection que j'ay portée à feue madame vostre mère, laquelle j'ay mis en vous«, Catherine an Karl Emanuel, 11.7.1582, in: LCM, Bd. 8, S. 42.

<sup>189</sup> »[L]'amytié que vous ay depuys qu'êtes nay portée«. Catherine an Karl Emanuel, [Aug. 1583], *ibid.*, S. 125. Vgl. Catherine an Karl Emanuel, [Jan./März 1583], *ibid.*, S. 78, 92.

<sup>190</sup> Catherine an Karl Emanuel, 4.9.1584, *ibid.*, S. 217.

<sup>191</sup> Catherine an Karl Emanuel, 17.5.1587, *ibid.*, Bd. 9, S. 204.

### 3. Leib und Liebe

keine Abstammungsfolge mehr erkennbar – stattdessen entstehen Kontinuitäten über den Tod Einzelner hinaus<sup>192</sup>. Catherine de Médicis konnte so in Briefen Kinder als Erbe ihrer Mütter (ohne Bezug auf den Vater!) betrachten, was vor allem Verpflichtungen gegenüber deren Herkunftsfamilie transportierte. Die so geschaffenen vertikalen Matrilinearitäten waren untrennbar verbunden mit politischen Konstellationen und aktuellen Konflikten, in denen sie aktualisiert wurden und als Argumentationsfiguren dienten. Während die perfekte Liebe zu leiblichen Verwandten der zentrale Angelpunkt der Übertragungen war, machen eingestreuten Bezüge auf die *race* und den Bauch sichtbar, dass zugleich eine spezifische physische Verbindung hergestellt und in Briefen aktualisiert wurde, die den mütterlichen Körper besonders auszeichnete. Linearität gewann also in der französischen Monarchie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht nur in Bezug auf Vater-Sohn-Verbindungen an Bedeutung, sondern konnte auch auf weibliche Abstammung abzielen<sup>193</sup>. Sie stand dabei in Konkurrenz wie auch Verbindung zu anderen Konzeptionen wie Loyalität, Verpflichtungen, Ehre usw.

Wie ist diese Verbundenheit der Körper zu verstehen? Menschliche Körper wurden in der Frühen Neuzeit weniger als autonome, statische Entitäten denn als sich verändernde, poröse Leiber gedacht und erfahren, die in stetigem Austausch standen und dieser Verbundenheit auch bedurften, um im Säftegleichgewicht zu bleiben<sup>194</sup>. Die hier beobachtete Verbundenheit der Körper verwies jedoch im spezifischen Kontext von Sukzession und Herrschaftsansprüchen noch auf etwas Anderes, denn es handelte sich dabei um eine zeitgenössische Form, Sukzession zu denken, wie bereits die Argumentation Philipps II. für Isabella als französische Thronfolgerin gezeigt hat. Wenn in der politischen Theorie des Spätmittelalters für den mit Geburt verbundenen Thronanspruch des Dauphins argumentiert wurde, dann konnte man dies im Sinne der Idee der Repräsentation so formulieren, dass der Sohn eine Person mit dem König oder sein Abbild sei – er wurde also zum Nachfolger, weil er als Sohn die Person des

192 Christiane KLAPISCH-ZUBER, *Das Haus, der Name, der Brautschatz. Strategien und Rituale im gesellschaftlichen Leben der Renaissance*, Frankfurt a. M. 1995, S. 42, bezieht dieses »erneuern«, das sie auch in ihren Florentiner Quellen aus der Zeit um 1470 findet, auf eine »Gemeinschaft der Toten und der Lebenden«.

193 Zur These, dass weniger Patrilinearität als Linearität allgemein im politischen Verwandtschaftsdenken Ende des Spätmittelalters an Bedeutung gewann, TEUSCHER, *Verwandtschaft in der Vormoderne*, S. 92.

194 RUBBLACK, *Erzählungen*.

Verstorbenen repräsentierte<sup>195</sup>. Der oben genannte Fall der *princes du sang* machte bereits die besondere physische Verbindung der sukzessionsfähigen Verwandten der Patriline deutlich. Wenn man sich an das Gemälde von Catherine de Médicis mit ihren drei Söhnen und der jüngsten Tochter erinnert, dann wirken dort die Jungen in ihrer auffälligen Ähnlichkeit wie Versionen einer einzigen königlichen Gestalt<sup>196</sup>. Das juristische Konzept der Repräsentation bezog sich eigentlich auf männliche Nachfolger der Patriline und wurde doch offensichtlich auf weibliche Linien bzw. Töchter und Söhne von Töchtern angewandt. Weibliche Anteilnahme an Herrschaft konnte auch so ausgedrückt werden, wie Earenfight am Beispiel von Maria von Kastilien als »alter nos« des Königs argumentiert hat<sup>197</sup>.

Auch die Königinmutter war also physisch mit ihren Kindern verbunden – so sehr, dass die physischen Grenzen nicht immer klar waren. Dies verweist einerseits auf die damit verbundenen Herrschaftsansprüche und andererseits auf eine grundlegende Vorstellung verbundener, manchmal kaum trennbarer Körper. Die christliche *una-caro*-Lehre konnte sich wie gezeigt auch auf weitere Verwandte der Ehegatten erstrecken und auf diese Weise die Grundlage für ein Einssein bilden, eine leibliche Verbundenheit bzw. die Einverleibung<sup>198</sup>, auch wenn in diesen Briefen weniger das Fleisch am Werk war als die Liebe und der mütterliche Bauch. Auch die Figur der Muttergottes, die spätestens seit Anne de Bretagne zum Legitimationsrepertoire der Königinnen gehörte, weist auf eine besondere körperliche Verbundenheit von Mutter und Sohn hin<sup>199</sup>. McCartney hat anhand von juristischen Traktaten zur Regentschaft von Louise de Savoie auf den zentralen Bezug zu Maria hingewiesen, der die heilige verwandtschaftliche Verbindung zwischen Maria (der Mutter) und Jesus (dem Sohn) in den Vordergrund stellte. Die Herrschaftsposition der Mutter basierte dabei auf der

<sup>195</sup> DELOGU, *Allegorical Bodies*, S. 113; ROSE, Bodin, S. 77. Vgl. z. B. den Fürstenspiegel von Franciscus Patricius, »De regno« (1531 publiziert), zur Kontinuität der Herrscher als Abbilder voneinander: »A ruler will desire the offspring he begets to be like himself not merely in appearance but also in virtue and habits, in order that the king may seem not to have died but to have been made younger. For the son reigns without peril who treads exactly in the footsteps of the parent who preceded him« (zit. nach BECKER, *Rethinking Masculinity*, S. 72).

<sup>196</sup> Dazu Kap. 2.4.5.

<sup>197</sup> EARENFIGHT, *The King's Other Body*, S. 1.

<sup>198</sup> Siehe dazu auch NASSIET, *Parenté, noblesse et États dynastiques*, S. 324: »Devenir le parent d'un grand personnage, c'était s'en rapprocher et participer à une relation avec lui, médiate mais personnalisée car incarnée«.

<sup>199</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 278–294. Schon François I<sup>er</sup> wurde mit seiner Mutter und Schwester als heilige Trinität präsentiert, geeint durch die Liebe. JOUANNA, *La France*, S. 163.

### 3. Leib und Liebe

verwandtschaftlichen Nähe, die Blut und Körper von Mutter und Sohn zu einem werden ließen<sup>200</sup>. Sabean beschreibt gelehrte Auseinandersetzungen seit dem 12. Jahrhundert, in denen es um die physische Verbindung zwischen Maria und ihrem Sohn ging. Angesichts der Jungfrauengeburt stellte sich die Frage, wie der Embryo ohne männlichen Samen hatte produziert werden können. Nach aristotelischer Meinung war der männliche Samen immateriell, er war Geist und Form und machte somit eine unbefleckte Empfängnis denkbar; nach Galens Theorie allerdings blieb sie ein Mysterium. So oder so schien es wahrscheinlich, dass Maria einen größeren Anteil als andere Mütter an der Zeugung ihres Sohnes hatte, da ihre beiden Körper untrennbar miteinander verbunden waren<sup>201</sup>. Der mit Maria assoziierte schöpferische Aspekt von Mutterschaft schwang so in den Briefen von Catherine de Médicis angesichts der Matrilinearität in Briefen immer mit, ohne explizit benannt zu werden. Die physische Verbundenheit kann insofern auch als konfessionelle Positionierung im Kontext der Religionskriege lesbar sein, die mit Briefen gezielt gegenüber Personen wie Philipp II. und Karl Emanuel von Savoyen eingesetzt und sichtbar gemacht werden konnte.

Die Verbundenheit der Körper bezog dabei verwandtschaftliche Beziehungen zentral auf Vorstellungen vom Leib. Catherine de Médicis wurde so zu einer leiblichen Mutter, *seconde mère*<sup>202</sup> (in Vertretung von Élisabeth bzw. Marguerite) und Großmutter (im Sinne einer Mutter der Mutter) zugleich, die sich jedoch weniger auf eine Bluts- denn auf eine Bauch-Verwandtschaft berufen konnte. Der Bauch wiederum war Ausdruck einer aktiven, produktiven Mutterschaft und besonderen Liebe und Fürsorge und zeichnete alle diejenigen, die daraus hervorgegangen waren, besonders aus als »ceulx que j'ay faictz«<sup>203</sup>. Gerade der Blick auf die Schwieger- und Enkelkinder zeigt so, dass ihr gebärender Leib eine zentrale Rolle für die Autorität der Königinmutter spielte, und zwar auch im Verhältnis zu den Schwiegerkindern. Die Briefe zeugen von einer fundamental bilateralen Praxis des Denkens und Handelns in Abstammungslinien. Zentral war dabei vor allem die Liebe, die als Passepartout und als Vermittler fungierte, um verwandtschaftliche Beziehungen in Briefen zu übertra-

200 MCCARTNEY, *The King's Mother*, S. 129, 139.

201 SABEAN, *Descent*, S. 171, FN 49.

202 »[V]ous feyr sovenyr de vostre seconde mere et grant mere à present: car d'affection et amour je vous suys toutes lè deus«, Catherine an Karl Emanuel, [Okt. 1587], in: LCM, Bd. 9, S. 266.

203 Weitere Belege für den mütterlichen Bauch: Catherine an Karl Emanuel, [Nov. 1580], *ibid.*, Bd. 7, S. 295. In Bezug auf die Schwiegertochter Elisabeth von Österreich: Catherine an Anna, 2.6.1574, *ibid.*, Bd. 5, S. 4. Zu Philipp II.: Fourquevaux an Catherine, 23.9.1567, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 3, S. 54.

gen und die Exklusivität der Mutter-Kinder-Beziehung (und der Geschwister-Beziehungen) zu reproduzieren. Dies begründete nicht zuletzt die Autorität der Königinmutter, indem leibliche Mutterschaft mit ihren Liebes- und Gehorsamsansprüchen auf eine ganze Kinderschar übertragen wurde. Ihre Nachkommen wurden so geradezu zu Körperteilen der Königinmutter. Manche versuchten sich dem zu entziehen – Andere wurden im Gegenteil gar nicht erst zu Kindern.

#### 3.3.2 Grenzen von Verwandtschaft? Bastarde sind keine Kinder, oder: Leiblichkeit und Legitimität

Wenn Catherine de Médicis physische Verbindungen zu zahlreichen Personen erschrieb, wo lagen die Grenzen einer solchen Einverleibung von Nachkommen? Wie in nahezu jeder fürstlichen bzw. königlichen Familie der Vormoderne gab es auch bei den Valois illegitime Kinder, »Bastarde«, also Kinder, die durch den König mit seinen Mätressen außerhalb einer legitimen Ehe gezeugt wurden. Im Untersuchungszeitraum waren dies mindestens drei Personen: Catherines Ehemann Henri II bekam mit der Piemonteserin Filippa Duci eine Tochter, Diane (1538–1619), sowie mit Maria Stuarts Gouvernante Jane Stuart den Sohn Henri d'Angoulême (1551–1586)<sup>204</sup>. Charles IX hatte als einziges der leiblichen Kinder Catherines ebenfalls einen *filz bâtard* mit seiner Mätresse Marie Touchet, Charles d'Angoulême (1573–1650). Diese Kinder sind in den Briefen der Königinmutter keine Kinder, weder in den Benennungen noch als Adressaten. Sie sind ausgeschlossen aus dem so konstituierten Kreis der Söhne und Töchter der Königinmutter. Dies scheint auf den ersten Blick logisch, waren diese Kinder doch auch aus heutiger Sicht keine leiblichen Kinder der Königin. Doch gerade haben wir gesehen, wie Schwiegerkinder, Enkel und Kinder geliebter Personen (wie Karl Emanuel von Savoyen als Sohn von Marguerite de Valois) in die Position eines Sohnes oder einer Tochter rückten. Zudem wäre aus einer bio-genetischen Perspektive zumindest Charles d'Angoulême Catherines Enkel. Die Grenzziehungen sind also weit komplizierter.

Die Frage, welche Kinder als legitim oder illegitim erkannt werden, ist eine aufschlussreiche – sagt sie doch viel darüber aus, wie Verwandtschaft gedacht wird und welche Konzepte und Grenzziehungen wann wirksam wer-

<sup>204</sup> Eventuell gab es einen dritten Sohn Henri de Saint-Rémy (1558–1621, mit der Baronin Nicole de Savigny). Dieser wurde offenbar nie in irgendeiner Form anerkannt. CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 90 gibt an, dass der Junge später von Henri III 30 000 Écus erhielt sowie das Recht, die *fleurs de lys* im Wappen zu tragen. Dies ist aber kein ausreichender Beleg für den Status eines Bastards.

### 3. Leib und Liebe

den. Es ist dies eine rechtliche Frage, die zugleich nochmals problematisiert, welche Rolle Natur im Rahmen von Verwandtschaftskonzeptionen spielt<sup>205</sup>. Aufgrund des Status der Eltern als Unverheiratete erhielten in der Frühen Neuzeit (und bis weit darüber hinaus) ihre Nachkommen den Status als illegitime oder natürliche Kinder, was vor allem einen Ausschluss von der Nachfolge in Herrschaft und Besitz nach sich zog. Mit biologischer Verwandtschaft hatte dies nichts zu tun, sondern mit der rechtmäßigen Ehe als Voraussetzung für Verwandtschaft und für erbberechtigte Kinder. Die Bastarde waren in diesem Sinne keine vollwertigen Nachkommen<sup>206</sup>. In der französischen Monarchie der Frühen Neuzeit gab es eine laufende Debatte über den Status illegitimer Kinder. Sie waren theoretisch von der Besitznachfolge ausgeschlossen, da sie keine Verwandten hatten<sup>207</sup>. Allerdings differenzierte man teilweise zwischen Bastarden und natürlichen Kindern – Letztere waren aus einer Verbindung zwischen zwei unverheirateten Personen entstanden (im Gegensatz zu den Bastarden aus ehebrecherischen Beziehungen) und konnten theoretisch von ihrer Mutter erben<sup>208</sup>. Vor allem der Bastard hatte eine negative Konnotation von etwas »Degeneriertem«, »Unreinem«, einer Mischung zweier Naturen; der »Thresor

205 GOTTSCHALK, Niemandes Kind?, S. 23f. Eine umfassende Studie zu Bastarden in der französischen Frühen Neuzeit bietet Steinberg, die sich auch mit königlichen illegitimen Kindern auseinandersetzt: Sylvie STEINBERG, *Une tache au front. La bâtardise aux XVI<sup>e</sup> et XVII<sup>e</sup> siècles*, Paris 2016. Vgl. Eric BOUSMAR u. a. (Hg.), *La bâtardise et l'exercice du pouvoir en Europe du XIII<sup>e</sup> au début du XVI<sup>e</sup> siècle*, Villeneuve-d'Ascq 2015; Véronique GARRIGUES, *Faux frères – âmes sœurs? Les relations ambiguës entre les bâtards royaux et les héritiers de la Couronne (XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècles)*, in: Fabrice BOUDJAABA, Christine DOUSSET, Sylvie MOUYSET (Hg.), *Frères et sœurs du Moyen Âge à nos jours/Brothers and Sisters from the Middle Ages to the Present*, Bern 2016, S. 77–97; Matthew GERBER, *Bastards. Politics, Family, and Law in Early Modern France*, New York 2012, <http://www.oxfordscholarship.com/view/10.1093/acprof:oso/9780199755370.001.0001/acprof-9780199755370> (23.4.2019). Spezifisch zu einem illegitimen Sohn der Valois Fabrice MICALEF, *Le bâtard royal. Henri d'Angoulême dans l'ombre des Valois (1551–1586)*, Genf 2018.

206 Spätmittelalterliche Rechtsgelehrte gingen so weit, die Blutsverwandtschaft (*consanguinitas*) zwischen Vater und illegitimem Kind zu verneinen. In diesem Sinne war das Kind zwar mit seiner Mutter natürlich verwandt, gehörte aber nicht zur Verwandtschaft des Vaters: GOTTSCHALK, *Niemandes Kind?*, S. 30.

207 GERBER, *Bastards*, Kap. Illegitimacy, S. 2.

208 *Ibid.*, S. 6; GOTTSCHALK, *Niemandes Kind?*, S. 25. »Natürlich« konnte aber auch allgemeiner als Gegensatz zum Adoptivkind verstanden werden, mithin alle leiblichen Kinder bezeichnen. STEINBERG, *Une tache*, S. 125.

de la langue francoyse« (1606) erklärte den Begriff *abastardir* als »mettre une chose hors de son naturel, et luy faire prendre estranges qualitez«<sup>209</sup>.

Am französischen Hof waren Bastarde der Königsfamilie jedoch nicht negativ besetzt; *madame la bâtarde* oder *monsieur le bâtard* waren im Gegenteil Titel, die mit Privilegien und machtvollen Positionen einhergehen konnten. Wie auch im Hochadel waren sie in der Praxis auf verschiedenen Ebenen in die väterliche ›Familie‹ integriert. Im 16. Jahrhundert wurden nur die Mädchen legitimiert, niemals die Jungen<sup>210</sup> – dies lässt sich als Hinweis werten, dass ein möglicher Sukzessionsanspruch von Bastarden verhindert werden sollte, während Mädchen sowieso von der Herrschaft ausgeschlossen waren. Im 17. Jahrhundert legitimierte Henri IV seine Söhne Gaston-Henri und César, und Louis XIV legitimierte nicht nur seine unehelichen Söhne, sondern erklärte sie zudem für sukzessionsfähig – eine Entscheidung, die nach seinem Tod auf Druck der *princes du sang*, deren Herrschaftschancen sich so verringerten, rückgängig gemacht wurde<sup>211</sup>. Während dies als eine Form der Naturalisierung patrilinearere, königlicher Abstammung im Rahmen absolutistischer Herrschaftsausprägungen interpretiert werden kann, war es im 16. Jahrhundert offenbar noch unzweideutig, dass Bastarde nicht sukzessionsfähig waren<sup>212</sup>.

In der Herrschaftspraxis spielten sie dennoch eine wichtige Rolle: Diane de France gehörte schon seit 1547 zum Hofstaat von Catherine de Médicis<sup>213</sup>. 1557 heiratete sie François de Montmorency, maréchal de France und einer der ranghöchsten Adligen im Königreich. Auch nach dem Tod ihres Mannes blieb Diane eine wichtige Figur: Henri III gab ihr die Herzogtümer Châtelleraut und Angoulême. Sie war eine wichtige Beraterin für ihre königlichen Brüder, die

<sup>209</sup> NICOT, Le Thresor, Art. »abastardir«. Der Begriff *bastard* wird übersetzt als Bastard, Nothus, Adulterinus, Spurius.

<sup>210</sup> Diesen Unterschied macht auch DU TILLET, Recueil, S. 206. Eine Kopie der *lettre de légitimation* für Diane de France findet sich in BNF Ms., Fr. 3943, fol. 62r–65r. Vgl. STEINBERG, Une tache, S. 348.

<sup>211</sup> Zu Henri IV GARRIGUES, Faux frères, S. 92, 95; zu Louis XIV GERBER, Bastards, Kap. Illegitimacy, S. 18.

<sup>212</sup> Zur Verortung von Bastarden im Rahmen der Entwicklung des Absolutismus hin zu einer Logik des Blutes, die auch illegitime Kinder mit einschloss, STEINBERG, Une tache.

<sup>213</sup> État de la maison de Catherine de Médicis. McILVENNA, »A Stable of Whores«, S. 196, berichtet, dass die elfjährige Diane 1550 als Zeichen von Gunst am Tisch von Catherine de Médicis essen durfte. Illegitime Kinder bekamen am Hof der Valois jedoch keine eigene *maison*. Dazu Olivier CHALINE, The Kingdoms of France and Navarre. The Valois and Bourbon Courts, c. 1515–1750, in: John ADAMSON (Hg.), The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics, and Culture under the Ancien Régime 1500–1750, London 1999, S. 67–93, hier S. 69.

### 3. Leib und Liebe

während der Religionskriege als Vermittlerin zwischen Faktionen eingesetzt wurde, z. B. bei der Annäherung zwischen Henri III und Henri de Navarre 1589. Noch 1599 diente sie als Vermittlerin zwischen Marguerite und Henri IV, und zu Beginn des 17. Jahrhunderts war es Diane, die dafür sorgte, dass die Leichname von Catherine de Médicis und Henri III in die Grablege der Valois nach Saint-Denis überführt wurden<sup>214</sup>. Henri d'Angoulême wiederum war seit seiner Kindheit eng in die französische Königsfamilie integriert. Bereits 1572 war er Mitglied des engeren Kreises des königlichen Rates und gehörte später zur *Entourage* von Henri III. 1579 erhielt Henri das prestigeträchtige Amt des Gouverneurs der Provence, außerdem war er *grand prieur de France*<sup>215</sup>. Charles schließlich war nachweislich am Kinderhof der Valois aufgewachsen, zusammen mit der früh verstorbenen Tochter von Charles IX und Elisabeth von Österreich, Marie Élisabeth<sup>216</sup>. Bereits 1579 holte ihn Henri III zu sich an den Hof. 1586 erhielt er in Nachfolge von Henri d'Angoulême den Titel des *grand prieur*<sup>217</sup>.

Catherine de Médicis setzte sich mehrfach für Diane, Henri und Charles ein. Micallef schreibt ihr in seiner Studie zu Henri d'Angoulême eine Schlüsselrolle zu, da sie mit der tendenziellen Ausgrenzung von Bastarden in der Königsfamilie gebrochen und diese stattdessen systematisch in die Herrschaftspraxis integriert habe<sup>218</sup>. Catherine überzeugte Henri III 1579, dass Henri d'Angoulême der geeignetste Kandidat für das Amt des Gouverneurs der Provence sei, da er nur den Dienst am König im Sinn habe und keine anderen Abhängigkeiten in der Provinz – sie agierte mehrfach als seine Patronin<sup>219</sup>. Und insbesondere Charles wurde von der Königinmutter offensichtlich protegiert: Sie sorgte

<sup>214</sup> GARRIGUES, Faux frères, S. 90f.; Jacqueline BOUCHER, Art. »Diane de France«, in: HDGR, S. 847–849, zur Ausstattung; DIES., Le double concept du mariage de Marguerite de France, propos et comportement, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), Marguerite de France, S. 81–98, hier S. 81; WANEGFFELEN, Catherine de Médicis, S. 18.

<sup>215</sup> MICALLEF, Le bâtard. LE ROUX, La faveur, S. 85, 565f. Anlässlich des Todes von Marguerite de Valois wurde 1574 Henri d'Angoulême nach Savoyen geschickt. Catherine an Emanuel Philibert von Savoyen, 21.10.1574, in: LCM, Bd. 5, S. 101f.

<sup>216</sup> Garrigues beschreibt für die Valois und Habsburger, dass Bastarde in der Regel die gleiche Erziehung wie ihre Geschwister erhielten. Henri IV war in der französischen Königsfamilie offenbar der Erste, der konsequent Bastarde und legitime Kinder gemeinsam aufwachsen ließ. GARRIGUES, Faux frères, S. 77, 86.

<sup>217</sup> Jacqueline BOUCHER, Art. »Angoulême«, in: HDGR, S. 657–659. Charles de Valois wurde später unter Henri IV wegen Verrats inhaftiert und erst 1619 wieder freigelassen.

<sup>218</sup> MICALLEF, Le bâtard, S. 370.

<sup>219</sup> Catherine an Henri III, 26.4.1579 (S. 346–348), 20.5.1579 (S. 371), in: LCM, Bd. 6; 9.6.1579 (S. 3–8), 18.7.1579 (S. 48–52), 18.10.1579 (S. 177f.), *ibid.*, Bd. 7; noch 1585 bat sie für Henri bei Henri III um finanzielle Unterstützung (an Henri III, 28.6.1585, *ibid.*, Bd. 8,

nicht nur dafür, dass er 1586 den Titel des *grand prieur* erhielt, sondern vermachte ihm nach ihrem Tod einen Großteil ihres mütterlichen Erbes<sup>220</sup>. In den Briefen von Catherine de Médicis war Charles, genau wie die anderen beiden, jedoch kein Nachkomme der Königin. Sie bezeichnete ihn als Kind mit Vornamen – eine Praktik, die bei ihren Söhnen und Töchtern nie vorkam – und verfolgte sein Aufwachsen: »[J]e suis arivée en cet lieu [Amboise, der Kinderhof] et y é trouvé vostre niepse [nièce, Marie Élisabeth] la plus jolie qu'il est posible de voyr et Charle si beau que je ne fest depuis que suis arrivée«<sup>221</sup>. An anderer Stelle nannte sie ihn »petit bastard« – jedoch nie »Enkel« oder »Sohn von«<sup>222</sup>. Von Diane wiederum sprach die Königinmutter mit ihrem Titel als »Madame de Chaterelerau«<sup>223</sup>. Henri d'Angoulême wurde konsequent als *cousin* bezeichnet, eine Anrede, die auch für große Teile des Hochadels gebraucht wurde<sup>224</sup>. In anderen Rechtsdokumenten wie im Ehevertrag von Charles d'Angoulême und im Testament von Catherine de Médicis wurde hingegen – im Zusammenhang mit den damit verbundenen Besitzansprüchen – von der Bezeichnung »fils naturel« Gebrauch gemacht<sup>225</sup>.

Umgekehrt redeten die Bastarde selbst offenbar weder den König noch die Königinmutter (und auch nicht ihre Geschwister) in Briefen als Verwandte an, wie die vereinzelt erhaltenen Schreiben, die ich untersuchen konnte, zeigen. Der König wurde als *sire* angesprochen, die Königinmutter als *madame*, unterschrieben

S. 327). Henri d'Angoulême wiederum betrachtete die Königinmutter schon früh als seine Förderin, siehe Henri an Élisabeth, o. D., BNF Ms., Fr. 4673, fol. 20r–v: Sein Studium in Griechisch und Latein verfolge er »soubz le bon plaisir et autorité de la Roynne v<sup>re</sup> M<sup>te</sup>, ma treshonnoree dame«. Der Brief zeugt auch von einem Vertrauensverhältnis zwischen Élisabeth und ihrem Halbbruder. Zu Diane Catherine an François de Montmorency, 24.2.1565, in: LCM, Bd. 2, S. 270, scherzend (und eigenhändig) in Vorbereitung des Treffens mit Élisabeth in Bayonne: »Le Roy mon fils vous ha acordé set que lui demendiés, mès je l'ampecheré, si ne m'envoyés vostre femme«.

220 Siehe Kap. 4.4.2.

221 Catherine an Henri III, 25.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 158. Vgl. das Lob an Henri III für »la délibération qu'avez faicte de faire nourrir le petit Charles près de vous«, Catherine an Henri III, 15.5.1579, *ibid.*, Bd. 6, S. 364. Ein Porträt von Charles hing vermutlich im Kabinett der Königinmutter in Paris, vgl. Edmond BONNAFFÉ (Hg.), *Inventaire des meubles de Catherine de Médicis en 1589. Mobilier, tableaux, objets d'art, manuscrits*, Paris 1874, S. 128.

222 Catherine an Villeroy, 1.9.1586, 31.10.1586, in: LCM, Bd. 9, S. 40f., 77f.

223 Catherine an Henri III, 26.4.1582, *ibid.*, Bd. 8, S. 23.

224 Z. B. Catherine an Henri III, 15.8.1579, *ibid.*, Bd. 7, S. 84–86. Einzig an Henri d'Angoulême ist auch ein Brief der Königinmutter erhalten, adressiert an »Monsieur le Grand-Prieur«, mit der Anrede »Mon cousin« (Juni 1581, *ibid.*, S. 380).

225 Ehevertrag Charles d'Angoulême und Charlotte de Montmorency, 1591, BNF Ms., 500 Colbert 11, fol. 88; Testament de la Roynne mère, in: LCM, Bd. 9, S. 496.

### 3. Leib und Liebe

wurde als *servant/servante et sujet/sujette*. Die Schreibenden wiesen mit ihrer Signatur auf ihren Status hin, jedoch nicht in Relation zu ihren Eltern: so als »Diane L[égitimée] de France« oder als »Henry b[âtard] d'Angoulesme«<sup>226</sup>. Einzig die Geschwister griffen auf horizontaler Ebene auf die Bruder- oder Schwester-Bezeichnung zurück, wie Élisabeth gegenüber Henri d'Angoulême als »mon frere« oder die Königinwitwe Louise de Lorraine gegenüber Diane als »ma sœur«<sup>227</sup>.

Festzuhalten ist also, dass Illegitimität nicht Nähe zwischen den Personen verhinderte, denn die Kinder wurden auf verschiedene Weisen aktiv an die Königsfamilie gebunden. Bastarde erscheinen dabei als besonders bewegliche Elemente praktizierten Verwandtseins und als geeignete Vermittlerinnen und Vermittler. Die Illegitimität verhinderte aber den Status eines Sohnes oder einer Tochter des Königs und der Königinmutter. In Briefen wurde keine verwandtschaftliche bzw. physische Verbindung hergestellt. Die auffallend wenigen überlieferten Briefe lassen sogar annehmen, dass eine sichtbare Verwandtschaftsbeziehung vermieden werden sollte. Die illegitimen Kinder waren nicht Teil des Herrschaftskörpers und der physisch konzipierten Abstammungslinien. Dieser Ausschluss weist auf in der Frühen Neuzeit übliche Grenzziehungen der Verwandtschaft anhand legitimer Eheschließungen hin und zeigt zudem, wie wenig die oben beschriebenen physiologischen Konzeptionen mit heutigen Vorstellungen bio-genetischer Verwandtschaft zu tun haben. Zugleich offenbart diese Perspektive den quasi-rechtlichen Charakter der Briefe selbst, die mittels einer Sohn- oder Tochter-Bezeichnung sichtbare Legitimität und damit Herrschaftsansprüche hätten suggerieren können, die gerade vermieden werden sollten. Dies lässt im Gegenzug die brieflichen Mutter-Kinder-Beziehungen noch stärker als rechtlich relevante und auf den mütterlichen Leib verweisende Beziehungen erscheinen.

<sup>226</sup> Diane an Henri III, 14.7.1588, BNF Ms., 500 Colbert 10, fol. 341; Henri d'Angoulême an Charles IX, 10.10.1573, BNF Ms., NAF 1241, fol. 241r–243r; Henri an den König, 29.1., o. J., BNF Ms., Dupuy 211, fol. 108r–109v; Henri an Henri III, 1584, 10 Briefe, BNF Ms., Fr. 3400, fol. 41–72. In Henris Schreiben an den König geht es häufig um die Bitte um Geld. Henri an Catherine, 25(?)9.1567, BNF Ms., Fr. 4673, fol 15.

<sup>227</sup> Louise de Lorraine an Diane, 15.3.1596, in: Michel FRANÇOIS, Cinquante lettres inédites d'une reine de France (Louise de Vaudémont, femme de Henri III), in: *Annuaire-bulletin de la Société de l'histoire de France* (1943), S. 127–165, hier S. 155f. Vgl. BNF Ms., Fr. 2751, fol. 293; Élisabeth an Henri d'Angoulême, o. D., BNF Ms., Fr. 4673, fol. 25. Die Bastarde untereinander redeten sich auch als Bruder und Schwester an. Zur Bezeichnung von Henri d'Angoulême als »notre très cher et amé frere« durch Henri III MICALLES, *Le bâtard*, S. 319.

### 3.4 Der Leib der Königinmutter

Die Habsburgische Kaiserin (bzw. Kaiser-Gemahlin) Maria Theresia trat 1741 in einer berühmten Szene vor die Repräsentanten Ungarns, um sie um ein allgemeines Heeresaufgebot zu bitten. Dabei trug sie ihren sechs Monate alten Säugling, den Thronfolger, auf dem Arm. Die physische Nähe zwischen Mutter und Kind diente der Inszenierung des mütterlichen Körpers und zugleich der Durchsetzung der kaiserlichen Forderung<sup>228</sup>. Im Fall von Catherine de Médicis fast 200 Jahre zuvor spielte eine solche Inszenierung keine Rolle – im Gegenteil, werden wir doch sehen, dass gerade die Kindheit in der französischen Monarchie kein Ort für physische Nähe zwischen Mutter und Kindern war. Dennoch rückt der Fokus auf das Schreiben über physische Verbindungen in Briefen den Leib der Königinmutter in den Vordergrund.

Der Körper der Königin hat vielfach das Interesse der historischen Forschung auf sich gezogen<sup>229</sup>. So wurde gezeigt, dass die Königin in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen französischen Monarchie nur einen Körper hatte, einen natürlichen, sterblichen, der jedoch zugleich ihr politischer Körper war. Da Frauen von der Sukzession ausgeschlossen waren, ließ sich ihr Körper nicht doppelt denken wie der des Königs, »qui ne meurt jamais«<sup>230</sup>. Der politische Körper war jedoch im natürlichen inkorporiert. Dies unterschied französische Königinnen von englischen, denn der Fall Elisabeths I. von England zeigt, wie Rechtsgelehrte teilweise klar zwischen ihrem natürlichen und dem politischen Körper unterschieden<sup>231</sup>.

König und Königin wurden nach christlichem *una-caro*-Verständnis durch die Ehe ein Fleisch; beide wurden zu einem Körper, zu einer Einheit, sogar zu einer Person. Im Rahmen dieser vollzogenen Symbiose verkörperte die französische Königin genauso wie ihr Gemahl die königliche Würde, die Souveränität und die »*substance royale*«. Auf diese Weise wurde sie über die Ehe zugleich mit dem Königreich eng verbunden. Ihr sterblicher Leib inkorporierte die Souveränität und die Königsherrschaft, die von König und Königin als Ehepaar symbolisiert wurden<sup>232</sup>. Dieser Körper der Königin war ein ehelicher Körper;

228 SCHULTE, Der Körper der Königin, S. 20.

229 Siehe insbesondere den Sammelband von DIES. (Hg.), Der Körper der Königin; DIES., The Body. Spezifisch zur französischen Monarchie COSANDEY, La reine; Murielle GAUDE-FERRAGU, Le »double corps« de la reine. L'entrée d'Isabeau de Bavière à Paris (22 août 1389), in: Micrologus. Natura, scienze e società medievali XXII (2014), S. 139–169; WEIL, Der königliche Leib.

230 COSANDEY, La reine, S. 9f.

231 LEVIN, The Heart, z. B. S. 122. KANTOROWICZ, Die zwei Körper.

232 COSANDEY, La reine, S. 115, 141f., Zitat S. 143.

### 3. Leib und Liebe

wie es sich mit dem Körper der verwitweten Königinmutter verhielt, bleibt eine offene Frage der historischen Forschung. Cosandey argumentiert, dass es wegen der Unteilbarkeit der Souveränität nur eine Souveränin geben konnte, die mit dem Körper des Königs verbunden war, nämlich die regierende Königin<sup>233</sup>. Der Blick auf die Figur der Königinmutter lässt dieses Problem komplexer erscheinen, haben wir doch gesehen, wie sie physisch mit ihren Nachkommen verbunden war, auch nachdem diese bereits verheiratet waren.

Catherine de Médicis ist in der Forschung vielfach als Witwe betrachtet worden, ein Aspekt, der vor allem in ihrer ikonografischen Inszenierung im Vordergrund stand. Dies gilt als Schlüsselement im Rahmen der Frage nach der Legitimation der Königin. Demonstrativ trug die Königinwitwe nach dem Tod ihres Mannes nur noch schwarze Kleidung; sie inzenierte ihren Witwenleib. Alle bekannten Repräsentationen der Königinmutter nach dem Tod ihres Mannes zeigen sie in ihrer Witwenkleidung, die ein beständiger Hinweis auf ihre endlose Trauer und die Verbindung zum verstorbenen König war<sup>234</sup>. Zugleich war Schwarz die Farbe, die andere Herrscher der Zeit wie Philipp II. und nicht zuletzt der verstorbene Henri II selbst trugen, und konnte mithin als ein Zeichen der Verkörperung des toten Königs verstanden werden<sup>235</sup>. Catherine ließ in ihrem Bildprogramm keinen Zweifel daran, dass ihr Witwenleib den Körper des verstorbenen Königs inkorporierte: Nach dem Tod von Henri II wurden eine Reihe von Zeichnungen durch den Hofmaler Antoine Caron angefertigt. Darin wurde die Königinmutter mit der antiken Figur der Artemisia assoziiert und Artemisia unter anderem beim Trinken der Asche des verstorbenen Gatten gezeigt. Die Königinmutter konnte sich so symbolisch seinen politischen Körper einverleiben<sup>236</sup>. Das zum Bild gehörende Sonett erklärte, die Witwe würde ihren Gatten »non sus soy seulement, & moins aupres de soy, / mais dedans soy« tragen<sup>237</sup>. An einer Marmorskulptur, in der das Herz von Henri II aufbewahrt war, wurde ein Sonett des Hofdichters Ronsard eingraviert, das deklamierte, Catherine de Médicis trage sein echtes Herz in ihrer Brust, so

<sup>233</sup> Ibid., S. 116.

<sup>234</sup> Die Königinmutter griff auf die Figur der antiken Herrscherin und trauernden Witwe Artemisia zurück, die in ihren Inszenierungen, z. B. bei *entrées*, eine zentrale Rolle spielte. Die späteren Regentinnen Marie de Médicis und Anne d'Autriche griffen dieses Bildprogramm auf. FFOLLIOTT, Catherine de' Medici; vgl. CRAWFORD, Catherine de Médicis, S. 656.

<sup>235</sup> FFOLLIOTT, Catherine de' Medici.

<sup>236</sup> GAEHTGENS, Macht-Wechsel, S. 70.

<sup>237</sup> Zit. nach Ulrika VON HAUMEDER, Antoine Caron. Studien zu seiner »Histoire d'Arthemise«, Heidelberg 1980, S. 296. Der Text stammt vermutlich von Nicolas Houel. Zur Zeichnung *ibid.*, S. 187.

dass Henris Grab neben ihrem Herzen sei; bei einer *entrée* in Paris wurde ein Gedicht vorgetragen, in dem man erklärte, Henri II lebe immer noch in seiner Witwe<sup>238</sup>. Der Körper der Königinmutter war so zugleich immer auch ein ehelicher bzw. verwitweter Leib, der den Körper des verstorbenen Königs in sich trug. Insofern war er immer ein Leib-Körper, der den natürlichen und politischen königlichen Körper vereinte.

In den Briefen von Catherine de Médicis und ihren Kindern war dieser Teil der Königinmutter, die Witwe, die in der ikonografischen Inszenierung eine so prominente Rolle spielte, jedoch erstaunlich abwesend. Hier geriet stattdessen der mütterliche Bauch zu einem physischen Fixpunkt. Die vielen Körper der Königin – ihr ehelicher, ihr verwitweter Körper – gingen im mütterlichen Leib auf. Dieser wurde in den Briefen verkörpert<sup>239</sup>. Der Bauch stand nicht im Zentrum medizinischer Diskurse (die generell in der Praxis kaum eine Rolle spielten), bot aber einen Vorteil: Sein Anteil an der Reproduktion war unzweifelhaft feststellbar. Vaterschaft hingegen war, wie eine alte juristische Maxime besagte, immer unsicher und im 16. Jahrhundert mehr noch eine juristische Frage als Mutterschaft. Nach kanonischem Recht war der Vater der Ehemann der Mutter, Vaterschaft also zentral an die Ehe gebunden. Ein »biologischer Erzeuger« hingegen war nicht automatisch auch ein Vater<sup>240</sup>.

238 Pierre DE RONSARD, Sur le cœur du feu Roy très-chrestien, Henry II, in: DERS., Œuvres complètes, Bd. 2, S. 897: »Car de ce Roy l'espouse Catherine / En lieu de marbre Attique ou Parien, / Prenant ce cœur le mist en sa poitrine, / Et pour tombeau le garde auprès du sien«. Dazu Margriet HOOGVLIET, Princely Culture and Catherine de Médicis, in: Martin GOSMAN, Alasdair MACDONALD, Arjo VANDERJAGT (Hg.), Princes and Princely Culture, 1450–1650, Bd. 1, Leiden 2003, S. 103–130, hier S. 110f. Die Autorin wertet diese Demonstration der Inkorporation als Präzedenzfall für die Legitimation einer Regentin (S. 129). Vgl. das Argument von SCHULTE, The Body, S. 24, dass Albert nach seinem Tod Teil von Königin Victorias politischem Körper blieb.

239 Dies ist eine Abwandlung einer These von McCARTNEY, In the Queen's Words, S. 221 (anhand der Korrespondenz mit dem Pariser Parlament): »[B]oth the absent body of the queen of France, and her will to govern were embodied in the text of each letter«.

240 LETT, »Tendres souverains«; BASCHET, Le sein du père, S. 333. PAYAN, Joseph, S. 391, vertritt die These, dass das Christentum auf einer Ablehnung physischer Vaterschaft gründet. Klapisch-Zuber hat für das spätmittelalterliche Florenz beschrieben, man habe angenommen, dass die Geburt eine enge Verbindung zwischen Mutter und Kind schuf, während Vaterschaft beständig naturalisiert werden musste, um den Unsicherheiten zu begegnen. KLAPISCH-ZUBER, Une filiation contestée, S. 368–368. Zum Problem der Feststellung von Vaterschaft Silvia DE RENZI, Resemblance, Paternity, and Imagination in Early Modern Courts, in: Staffan MÜLLER-WILLE, Hans-Jörg RHEINBERGER (Hg.), Heredity Produced. At the Crossroads of Biology, Politics, and Culture, 1500–1870, Cambridge, Mass. 2007, S. 61–83.

### 3. Leib und Liebe

Der Bezug auf den Bauch stellte dabei keine rhetorische Spielerei dar: Er gehörte zum Repertoire der Legitimation mütterlicher Regentschaft. In der Bilderserie Antoine Carons findet sich auch das eingangs des Kapitels zitierte Sonett, das Catherines »ventre fecond« prominent mit Frankreichs und Europas Glück der vielen Kinder, die Herrschaft ausüben, in Verbindung bringt. Cosandey beschreibt, wie der König Louis XIII nach seiner Volljährigkeit während eines Konfliktes daran erinnert wurde, dass die Königinmutter Marie de Médicis »vous a fait Roy, en conservant vostre vie dans son ventre, et vostre couronne durant sa régence«, und betont dementsprechend ein Prinzip der Regentschaft: »[T]enir le roi, c'est tenir l'État«<sup>241</sup>. Ohne den Bauch der Königin war eine Reproduktion von Herrschaft nicht möglich. Das Tragen der Kinder im Bauch, allen voran des königlichen Thronfolgers, war eine grundlegende Legitimation der Autorität der Königinmutter, die im oben beschriebenen Fall über eben diesen Bauch und die Liebe auf den Enkel Karl Emanuel von Savoyen übertragen werden konnte. Dazu war ein Rekurs auf den Vater nicht primär notwendig, der Bauch verhielt sich nur relational zu den Kindern. Der mütterliche Leib fand sein Gegenstück in den Nachkommen, die daraus hervorgingen<sup>242</sup>. Der Bauch als Argumentationsfigur einer mütterlichen Herrscherin war dabei kein Einzelfall, sondern symbolisierte in der Frühen Neuzeit Liebe und Nähe zu den Kindern und einen Anspruch auf Legitimität und Autorität<sup>243</sup>. Im Gewohnheitsrecht konnte er entgegen der patrilinearen Transmission die Weitergabe adeligen Status durch die Mutter bezeichnen<sup>244</sup>.

241 COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 10.

242 SCHULTE, *Der Körper der Königin*, S. 11, formuliert die These, dass der Körper der Königin in der Frühen Neuzeit immer ein männliches Gegenstück brauchte. Im Fall der Königinmutter handelte es sich dabei eben nicht um den Ehemann, sondern um die Nachkommen.

243 Ein vergleichender Überblick über den Stellenwert von mütterlichem Bauch und Schwangerschaft in Praktiken und Diskursen zu Mutterschaft in der Frühen Neuzeit könnte aufschlussreich sein. Gerrit DEUTSCHLÄNDER, *Dienen lernen, um zu herrschen. Höfische Erziehung im ausgehenden Mittelalter (1450–1550)*, Berlin 2012, S. 133, berichtet von Margarethe von Anhalt, die 1529 in einem Brief an den Sohn schrieb, dass ihr Ehre und Glück der Kinder wichtiger seien als ihr eigenes Wohl, weil sie sie »unter dem Herzen« getragen habe. Die Verbindung leiblicher Mutterschaft mit einer besonderen, uneigennützigsten Liebe bestätigt sich auch hier. Zum Fall Juana Enriquez siehe German GAMERO IGEA, *Stepmother and Mother of Princes. Legitimation and Political Action during the Reign of Juana Enriquez (1447–1468)*, in: WOODACRE, FLEINER (Hg.), *Royal Mothers and their Ruling Children*, S. 31–51, hier S. 37.

244 In der Champagne galt im Gewohnheitsrecht die Regel »le ventre anoblit«, was die Rechtsgelehrten als erwähnenswerte Ausnahme beschäftigte. STEINBERG, *Hiérarchies*, S. 147; JOUANNA, *L'idée de race*, S. 99f.

Ein Brief Catherines an Élisabeth ist aufschlussreich für die spezifische Verbindung zwischen Bauch, Mutterliebe und Autorität der Königinmutter: »[C]ar s’et mon prinsypale bout [but] de avoyr l’henneur de Dyeu an tout devient les yeulx et conzerver mon autorité, non pour moy, mès pour servir à la conservatyon de set royaume et pour le byen de tous vos frères, lesquels je ayme come du lyeu où vous aytes tous veneus«, schrieb Catherine kurz nach dem Tod von François II und damit zu Beginn ihrer Regentschaft an ihre älteste Tochter<sup>245</sup>. Der »Ort, aus dem alle kommen« konnte aus dieser Perspektive eben auch der mütterliche Bauch, nicht nur der Samen des Vaters sein, und er war von eminent politischer Bedeutung. Damit wurde die Königinmutter untrennbar an ihre Kinder und zugleich an das Königreich gebunden; die Aufrechterhaltung ihrer Autorität geschah aus Bauch-gebundener Liebe zu den leiblichen Kindern, nicht aus Eigennutz (»non pour moy«). Die Schwangerschaft, das Tragen im Bauch, wurde dabei noch stärker hervorgehoben als der Moment der Geburt, des »Kinder-Machens«, symbolisierte er doch die größtmögliche physische Verbindung und zugleich Liebe zwischen Mutter und Kind. Diese physische Nähe war mit der Geburt, wenn die Mutter wie in der französischen Königsfamilie nicht selbst stillte, zunächst beendet, wie wir sehen werden, aber sie bildete zeitlebens eine Referenz<sup>246</sup>. Doch auch die Geburt als Ausdruck des sichtbaren Schaffens von Nachkommen, als Akt einer *genetrix*, zeichnete den königinmütterlichen Leib aus<sup>247</sup>.

Der Bezug auf den mütterlichen Leib, symbolisiert durch den Bauch, geschah in den Briefen nur rückblickend, zu einem Zeitpunkt, als dieser Leib nicht mehr fruchtbar war (Catherine war Ende der 1570er Jahre fast 60 Jahre alt). Dies wirft die Frage nach dem Alter und der Veränderlichkeit des Leibes auf und damit auch nach der Relationalität von Körper, Alter und Mutterschaft. Ein Leib kann nicht nur gebären, sondern auch altern. Catherine de Médicis äußerte sich selten zu ihrem Altern, machte aber in ihren Briefen von Zeit zu Zeit deutlich, dass sie sich als alt verstand (»je m’estois promise une heureuse

<sup>245</sup> Catherine an Élisabeth, [7.12.1560], in: LCM, Bd. 1, S. 568.

<sup>246</sup> Catherine hielt das Tragen im Bauch Anfang der 1550er Jahren einmal bildlich fest, als sie sich als Schwangere porträtieren ließ. Siehe die Abbildung bei ZVEREVA, Portraits dessinés, S. 105.

<sup>247</sup> Historische Forschungen zu Schwangerschaft und Geburt haben betont, wie stark Mutterschaft in der Frühen Neuzeit auf den Moment der Geburt konzentriert war, so dass ein gebärfreudiger Körper zum Ideal wurde. Ottavia NICCOLI, Corps maternels. Les mystères de la génération aux débuts de l’époque moderne, in: Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII (2009), S. 379–397, hier S. 386; Christiane KLAPISCH-ZUBER, Le dernier enfant. Fécondité et vieillissement chez les Florentines, XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle, in: Jean-Pierre BARDET, François LEBRUN, René LE MÉE (Hg.), Mesurer et comprendre. Mélanges offerts à Jacques Dupâquier, Paris 1993, S. 277–290, hier S. 283.

### 3. Leib und Liebe

vielleicht«<sup>248</sup>). Dies änderte jedoch nichts an ihrem Status als Mutter. Wenn gleich leibliche Mutterschaft auf die Schwangerschaft bzw. das Tragen der Kinder im Bauch bezogen werden konnte, waren Praktiken von Mutterschaft in Briefen weder an einen fruchtbaren Leib noch an ein bestimmtes Alter gebunden<sup>249</sup>. Allerdings blieb der Bauch eine Referenz, die in Kontexten wie dem oben beschriebenen konflikthaften Verhältnis zwischen der französischen Königsfamilie und dem Prinzen bzw. Herzog von Savoyen funktional gemacht werden konnte. Körper von Müttern nach der Menopause blieben so mütterliche Leiber, auch ohne ihre reproduktiven Funktionen. Sie trugen den physischen Marker der Mutterschaft weiter in sich. Im Rahmen der Beziehungsarbeit und der Legitimation der Königinmutter wurde dieser Leib immer wieder neu in Briefen aufgerufen und konturiert.

Dabei stellt sich weniger die Frage, ob es sich um weibliche Körper handelte – dies war zuallererst ein mütterlicher Körper, oder präziser: der Leib-Körper einer Königinmutter. Elisabeth I. sagte angeblich über ihren Körper: »I know I have the body but of a weak and feeble woman, but I have the heart and stomach of a king and of a king of England too«<sup>250</sup>. Sie war also immer König und Königin zugleich, benannte sich selbst teilweise als »king« und konnte so in männlicher Gestalt sprechen<sup>251</sup>. Catherine de Médicis hingegen hatte den politischen Körper und das Herz des verstorbenen Königs einverleibt und regierte anstelle des Königs; zugleich verwies sie durch den Bauch auf ihre königlichen Nachkommen und auf einen weiblichen Leib mit seinen reproduktiven Funktionen. Der Leib der Königinmutter umfasste so beide Geschlechter und beide Körper. Er entstand in der Praxis relational zu den Kindern und zum verstorbenen König, zum Witwenstand und zur Ehe. Durch die Betonung der Autorität der mütterlichen Position geriet das Geschlecht – Angriffspunkt von Vertretern der Lex Salica – aber in den Hintergrund. Hier funktionierten die Briefe ähnlich wie die zeitgenössischen Regentschaftsdiskurse, die grundsätzlich in Bezug auf die Autorität der Königinmutter weniger die Frau als die Mutter in den Vordergrund stellten<sup>252</sup>.

248 Catherine an François, 3.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 312.

249 Zum Alter(n) und verschiedenen Lebensphasen: KLAPISCH-ZUBER, *Le dernier enfant*; SCHUSTER CORDONE, *Maternité et sénescence*; DANIEL, *Zwischen Zentrum und Peripherie*.

250 Queen Elizabeth's Armada Speech to the Troops at Tilbury, August 9, 1588, in: Elizabeth I., *Collected Works*, hg. von Leah S. MARCUS, Janel MUELLER, Mary Beth ROSE, Chicago, London 2000, S. 326.

251 LEVIN, *The Heart*; vgl. SCHULTE, *The Body*, S. 14.

252 COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 6; DOYON, *À l'ombre du père*?, S. 5. Vgl. Kap. 1.2.3.

In einer Zeit, in der Abstammung und Sukzession zunehmend patrilinear, als nur von Männern transportiert, repräsentiert wurden, und Frauen hauptsächlich als Vermittlerinnen galten, erstaunt die Verortung von Mutterschaft als (re-)produktives, schöpferisches Prinzip in der Kreation von Abstammung<sup>253</sup>. Durch den Fokus auf die Mutterliebe und den Bauch, teilweise auch auf eine weiblich reproduzierte *race*, erscheint der Leib der Königinmutter weniger als ein Gefäß denn als aktive Komponente physischer Verwandtschaft. Die Königinmutter wird in den Briefen zur leiblichen *genetrix*, nicht nur durch ihre Ratschläge und ihr ›mütterliches‹ Verhalten, sondern auch durch ihr physisches Produzieren von Erben als eine zentrale Facette des Königinmutterseins. Anders als Blut oder Samen, der in der Frühen Neuzeit in Anknüpfung an antike Säftelehren als Derivat von Blut, als hochwertigste aller Körperflüssigkeiten und als »Stoff, der mit generativer Kraft begabt ist«, verstanden werden konnte<sup>254</sup>, zielte dies aus einer legitimatorischen Perspektive nicht auf vergangene vertikale Linien, in deren Kontinuität ein Ego sich verorten konnte. Stattdessen wurde hier die Legitimation zurück auf den Bauch und den Moment der Geburt projiziert, mithin die Autorität der Königinmutter sozusagen retrospektiv konstituiert: Sie hatte eine Linie geschaffen.

Hanley hat argumentiert, dass die Zeugungsfähigkeit des Königs im Zusammenhang mit der Metapher des Königs als Ehemann des Königreichs zu einer juristischen Grundlage seiner Herrschaft wurde: Seit dem 15. Jahrhundert argumentierten Rechtsgelehrte hier mit aristotelischen Reproduktionslehren, um eine männliche Sukzession basierend auf dem formenden männlichen Samen des Königs zu begründen, während Frauen durch ihre »generative incapacity« (die Unfähigkeit, selbst Samen zu produzieren) ausgeschlossen wurden, so Hanley<sup>255</sup>. Und bereits Giesey hatte in seiner grundlegenden verfassungsgeschichtlichen Untersuchung argumentiert, dass seit dem Spätmittelalter und im Zusammenhang mit der Entwicklung des Absolutismus Blut so stark sakralisiert wurde, dass schließlich die Macht des Samens größer wurde als die Macht des Sakraments der Ehe – sichtbar im Versuch Louis' XIV, seine Bastardsöhne

<sup>253</sup> Exemplarisch für den Beginn der Frühen Neuzeit scheint eher ein Stammbaum des Habsburgers Maximilian I., wie ihn TEUSCHER, *Verwandtschaft in der Vormoderne*, S. 94, beschreibt: »Dass ein Mann mit einer Frau die Knospe teilt, bei mehrfachen Heiraten auch mit mehreren Frauen, erscheint hier zwar als Voraussetzung dafür, dass neue Stängel sprießen, diese verbinden aber nicht die Mütter, sondern nur die Väter mit ihren Kindern. Die Stängel, die zu Söhnen führen, schießen den Vätern aus den Herzen«.

<sup>254</sup> Gianna POMATA, *Vollkommen oder verdorben? Der männliche Samen im frühneuzeitlichen Europa*, in: *L'Homme* 6/2 (1995), S. 59–85, Zitat S. 64.

<sup>255</sup> HANLEY, *Social Sites*, S. 29f.; zu den Debatten des 15. Jahrhunderts DIES., *Mapping Rulership*; DELOGU, *Allegorical Bodies*, Kap. 4.

zu legitimieren<sup>256</sup>. Die untersuchten Briefe erweitern dieses Bild nun um den mütterlichen Bauch und zeigen die Kontextabhängigkeit physiologischer Konzeptionen in einer Zeit, die als Beginn des Absolutismus charakterisiert wird.

Der politische Körper wurde aus der von Hanley beschriebenen Sicht männlich gedacht, und der König war jemand, der Kinder zeugte – was keiner der Söhne von Catherine de Médicis erfolgreich vermochte. Henri III wurde gar in der zeitgenössischen hugenottischen Polemik als effeminiert dargestellt, während Catherine mit dem Bild der die Franzosen kastrierenden Mutter in Verbindung gebracht wurde. In der historischen Forschung wird die Regierungszeit der Königinmutter als Epoche der verunsicherten Männlichkeiten dargestellt<sup>257</sup>. Die Praxis, mütterliche Abstammungslinien in Briefen zu aufzurufen, erscheint angesichts der zunehmenden Betonung von Patrilinearität und Blut in Verwandtschaftsordnungen, des Bezugs auf aristotelische Reproduktionskonzepte in Argumentationen gegen weibliche Herrschaft und den Angriffen auf die Männlichkeit von Henri III geradezu subversiv – aber vielleicht handelte es sich auch einfach um eine übliche Argumentationsfigur von Königinmüttern, die der historischen Forschung zu Monarchien bislang entgangen ist? Bereits Louise de Savoie inszenierte sich durch das Blut und ihre erzieherische Funktion als Schöpferin des Königs<sup>258</sup>. Darüber hinaus erwies sich der königliche Leib der Königin Louise de Lorraine im Gegensatz zu Catherines als unfruchtbar, so dass sich Catherine de Médicis durch den Fokus auf den mütterlichen Bauch und das Gebären als alleinige Mutter positionieren konnte<sup>259</sup>. In der Königsherrschaft, wie die Briefe von Catherine de Médicis sie entwarfen, wurde der natürliche, produktive, Kinder tragende und schöpferische Leib der Königinmutter ein zentraler Teil des politischen Körpers und ein strategisches Argument<sup>260</sup>. Zugleich ist dieses Erschreiben des königinmütterlichen Leibes durch seine Verbindung mit der *una-caro*-Lehre, den möglichen Vorbildern

256 GIESEY, *The Juristic Basis*, S. 41.

257 MURPHY, Catherine, S. 57f., 61. Zu den verunsicherten Männlichkeiten RANDALL, *Masculinity*, S. 214.

258 DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 215.

259 Zur Unfruchtbarkeit von Louise und Henri III als politisches Problem Ghislain TRANIE, »L'honneur que le Roy me fait aître marry de mon aspesansse me consolle et m'afflige«. Les effets de l'infécondité sur les corps de Louise de Lorraine et de Henri III, in: Pascale MORMICHE, Stanis PEREZ (Hg.), *Naissance et petite enfance à la cour de France (Moyen Âge–xix<sup>e</sup> siècle)*, Villeneuve-d'Ascq 2016, S. 109–123.

260 MCCARTNEY, *Bodies Political*, S. 88, verortet ebenfalls den Körper der Königin innerhalb des politischen Körpers. Ähnlich argumentiert COSANDEY, *La reine*. Beide gehen jedoch weniger auf die Königinmutter ein. Zeitgenössisch kam ein Ansatz, den politischen Körper weiblich-mütterlich zu denken, in der politischen Theorie von Christine de Pizan. Dazu HANLEY, *Mapping Rulership*, S. 143, 147; Tsae Lan Lee Dow, *Chris-*

Marias und Annas und dem einverleibten politischen Körper des allerchristlichsten Königs auch als konfessionell-politische Positionierung lesbar – in einer Zeit, in der politische Akteure wie die Guise eine eigene *mater patriae* und eine Rolle als Verteidiger des katholischen politischen Körpers beanspruchten und in der Hugenotten die Verweiblichung und Korruption des natürlichen und politischen königlichen Körpers anprangerten.

Die physischen Verbindungen zwischen Mutter und Kindern sind dabei als Einverleibung von Nachkommen in den Leib-Körper und damit in die Autorität der Königinmutter zu verstehen. Die Analyse der Korrespondenzen hat nicht zuletzt gezeigt, dass das, was wir Biologie nennen würden, etwas ist, das in Briefen produziert werden konnte und nicht so unveränderlich und eindeutig war, wie wir es uns heute vorstellen. Die Kategorien biologisch und sozial greifen an dieser Stelle zu kurz und erweisen sich als ungeeignet, um eine als leiblich verstandene Beziehungspraxis, in der natürliche und politische Körper beständig vermischt wurden, zu erfassen. Konzeptionen und Praktiken von Mutterschaft und die damit verbundenen Abstammungslinien konnten je nach politischem Kontext aktualisiert, bestritten oder verändert werden. Briefe wurden ein Teil des verflochtenen natürlichen und politischen königlichen Körpers, sie entwarfen seine Konturen. Leib und Körper waren auf diese Weise eng aufeinander bezogen: Wenn der König das Haupt des Königreichs war, dann wurde die Königinmutter zu seinem Bauch, so das Bild, das die Briefe von der Königsherrschaft entwarfen. Sie trug den verstorbenen König im Leib und hatte königliche Nachkommen im Bauch getragen und geboren. Bereits anlässlich der Regentschaft von Louise de Savoie hatten die Rechtsgelehrten Grassailles und Chasseneux betont, dass die Königinmutter die Königin in Würde übertreffe<sup>261</sup>. In der Briefpraxis wurde hier nun etwas konzeptionalisiert und sichtbar gemacht, das die Rechtsgelehrten so nicht ausformulierten bzw. das quer zu Forschungsannahmen vom Absolutismus als Theorie der Konzentration des Staates in der Person des Königs liegt. Sowohl Jean Bodin als auch der Rechtsgelehrte Cardin Le Bret gingen von der Unteilbarkeit der Souveränität aus. Le Bret formulierte im 17. Jahrhundert explizit mit Bezug auf die Königin: »Bien que le mariage introduise une participation & une communauté de toutes choses entre les personnes mariées; neantmoins le commandement souverain est tellement singulier, qu'il n'est communicable à personne«<sup>262</sup>.

tine de Pizan and the Body Politic, in: GREEN, MEWS (Hg.), *Healing the Body Politic*, S. 227–243; DELOGU, *Allegorical Bodies*, Kap. 2.

261 DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 707.

262 LE BRET, *De la Souveraineté du Roy*, S. 21. Vgl. COSANDEY, DESCIMON, *L'absolutisme*, S. 295.

### 3. Leib und Liebe

Königliche Herrschaft, wie sie in den Briefen über den Leib der Königinmutter entworfen wurde, ist dagegen deutlich pluraleren Charakters, und dies zeigt, dass im 16. Jahrhundert unterschiedliche Konzeptionen von Souveränität in rechtsgelehrter Theorie und politischer Praxis, oder besser politischer Theorie der Praxis, nebeneinander standen bzw. als Reaktion aufeinander formuliert werden konnten. Eine Königinmutter blieb über ihren Leib, der sie mit ihrem verstorbenen Ehemann und ihren Kindern verband und sie als relationale Figur entstehen ließ, zentraler Teil des Herrschaftskörpers und damit Teil der Souveränität<sup>263</sup>. Sie profitierte hier auch vom zunehmenden Misstrauen gegenüber den *princes du sang*, die theoretisch über das Blut eng an den Herrschaftskörper gebunden waren. Die Königinmutter positionierte sich auf diese Weise als untrennbares Glied der Monarchie und beanspruchte zugleich legitime, auf Liebe und Leib beruhende Autorität. Sie und ihre Kinder waren über die gegenseitige Liebe und die Geburt aus einem Bauch alle Teile eines Ganzen, der Königsherrschaft.

<sup>263</sup> Bereits bezüglich Louise de Savoie, die nicht durch die Ehe königlich war, formulierten Rechtsgelehrte, dass ihr als Mutter von François I<sup>er</sup> der Status einer Königin zukommen solle. McCARTNEY, *The King's Mother*, S. 140.

## 4. Nähren und Weitergeben. Die Königinmutter als Ratgeberin und Exempel

*La nourriture passe nature.*

Jean BODIN, Les six livres de la République, Bd. V, Kap. 1, S. 52.

Im Jahr 1588 berief Henri III die Generalstände in Blois ein. Auf Druck der Katholischen Liga hatte er zuvor das *édit d'Union* unterzeichnet, das unter anderem alle Protestanten (also vor allem Henri de Navarre) von der Thronfolge ausschloss und den königlichen Schwur bestätigte, Häresie zu bekämpfen. Die Generalstände, die Henri vor allem einberufen hatte, um angesichts seiner desaströsen finanziellen Lage neue Steuern zu erheben, erklärten das *édit d'Union* zur *loi fondamentale* und stärkten damit ihre konstitutionelle Rolle in der Monarchie<sup>1</sup>. Der König, der aus Paris fliehen musste und dessen Autorität zu diesem Zeitpunkt während des achten Religionskrieges stark in Bedrängnis war, hielt zur Eröffnung der Generalstände am 16. Oktober eine Rede, in der er seine Legitimität als Herrscher beanspruchte (»rafermir la legitime autorité du souverain«) und die zentrale Position seiner Mutter für sein Königsein hervorhob. Catherine de Médicis selbst wurde zu diesem Zeitpunkt in Paris von eben der Katholischen Liga zurückgehalten, die Henri so unter Druck gesetzt hatte. Der König deklamierte vor den Generalständen:

C'est qu'elle n'est pas cause seulement, par la grâce de Dieu, que ie suis au monde pour vostre Roy: mais par ses continuels & saints records, louables actions, & vertueux exemples, m'a tellement gravé en l'ame une droite intention à l'avancement de l'honneur de Dieu, propagation de sa sainte Eglise Catholique, Apostolique & Romaine, & reformation de mon Estat<sup>2</sup>.

1 JOUANNA, La France, S. 594f. Die Autorin spricht von einer »rupture ›constitutionnelle«.

2 La Harangue faite par le Roy Henry Troisieme, de France & de Polongne, à l'ouverture de l'assemblee des Trois Estats generaux de son Royaume, en sa ville de Bloys, le seiziesme iour d'Octobre, 1588. Par Iean Pillehotte. Avec Privilege du Roy, Lyon 1588, S. 4 (erstes Zitat S. 5).

#### 4. Nähren und Weitergeben

Die Mutter hatte ihn nicht nur durch Geburt geschaffen, sondern auch durch ihr Handeln und ihr Beispiel geformt, ihm den rechten – also katholischen – Glauben regelrecht »in die Seele eingraviert«; sie war die Schöpferin eines tugendhaften, christlichen Königs und ein Exempel für ihn. Angesichts seiner prekären Situation griff der 37-jährige Henri III auf die mittlerweile 69-jährige Königinmutter zurück, um seine gerechte, christliche Herrschaft zu behaupten und seine Entscheidungen zu legitimieren. Zugleich war er offenbar genötigt, Catherines Rolle in diesem Zusammenhang zu rechtfertigen<sup>3</sup>.

Ich habe im vorherigen Kapitel argumentiert, dass Catherine de Médicis sich mit Bezug auf den Bauch, das Gebären und die Liebe in Briefen selbst als schöpferische, leibliche *genetrix* positionierte. Nun berief sich der König hier in einer Situation der Infragestellung königlicher Herrschaft auf eine weitere Facette des Königinmutterseins: ihre ratgeberische und erzieherische Funktion für die Kinder, die zudem konfessionell verortet wurde. Erziehung als Forschungsgegenstand wird in einem engen Zusammenhang mit sozialer Reproduktion gesehen. Insbesondere für die Entstehung dynastischer Staaten gilt sie als Bedingung für »Selbstverständnis« und »dynastischen Erfolg«<sup>4</sup>. Erziehung wurde dabei meist auf den Vater bezogen, am Hof verortet und anhand von Fürstenspiegeln und Erziehungstraktaten untersucht<sup>5</sup>. Auch für mütterliche Regentinnen und verwitwete Fürstinnen ist jedoch bekannt, dass in den Augen der Rechtsgelehrten eine ihrer wichtigsten Aufgaben die Erziehung der Kinder war, in erster Linie des minderjährigen Königs. Für das Mittelalter hat Elpers als zentrale Aufgabe der Regentin neben der Aufrechterhaltung der Herrschaft

3 In einer Rede vor dem Parlament hatte bereits Charles IX die Funktion seiner Mutter für sein Königtum und den Frieden angesichts religiöser Uneinigkeit ähnlich beschrieben: »Quant a la religion, chascun sçayt que, des le temps que sur ce venu a la couronne les troubles estoient grandz par tout le royaume, la royne ma mere, en ma minorité, y a fait tout ce qu'elle a peu. Devenu majeur, avecque l'ayde et le bon conseil d'elle, je m'y suis employé par tous les moyens qu'il a pleu a Dieu me donner«, Discours du 10 janvier 1572, in: Sylvie DAUBRESSE, Charles IX et le parlement de Paris. À propos de cinq discours de pouvoir, in: *Revue historique* 297/2 (1997), S. 435–455, hier S. 452f.

4 Karin J. MACHARDY, Cultural Capital, Family Strategies and Noble Identity in Early Modern Habsburg Austria, 1579–1620, in: *Past & Present* 163/1 (1999), S. 36–75, hier S. 74; zur Dynastie WEBER, Dynastiesicherung, S. 99.

5 Zum Forschungsfeld Erziehung im Königtum und im Adel sei stellvertretend hingewiesen auf Jean MEYER, *L'éducation des princes en Europe du xv<sup>e</sup> au xix<sup>e</sup> siècle*, Paris 2004; Werner PARAVICINI, Jörg WETTLAUER (Hg.), *Erziehung und Bildung bei Hofe*, Stuttgart 2002; Claudia KOLLBACH, *Aufwachsen bei Hof. Aufklärung und fürstliche Erziehung in Hessen und Baden*, Frankfurt a. M. 2009; DEUTSCHLÄNDER, *Dienen lernen*; Pascale MORMICHE, *Devenir prince. L'école du pouvoir en France, xvii<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle*, Paris 2009. Hier auch die verbreitete Meinung »la formation du prince s'affirme être essentiellement une affaire d'hommes« (S. 363).

und dem Totengedenken die Erziehung des Sohnes hervorgehoben, wobei diese untrennbar mit der Vorbereitung zu und Übergabe der Herrschaft verbunden war<sup>6</sup>. Es gibt zahlreiche Beispiele für die herrschaftliche Unterweisung durch Mütter aus Mittelalter und Früher Neuzeit; für die französische Monarchie ist dies außer für Catherine de Médicis auch für Blanche de Castille, Anne de Bretagne, Louise de Savoie und Marie de Médicis bekannt, die teilweise eigene Erziehungstraktate verfassen ließen<sup>7</sup>.

Der zeitgenössische französische Begriff für Erziehung im weiteren Sinne war *nourriture*, verstanden sowohl als Nahrung im Wortsinn als auch als Erziehung, Ausbildung sowie Aufwachsen generell<sup>8</sup>. Der Begriff *nourriture* war nicht nur als Metapher zu verstehen, sondern zeugt von einem Verständnis der Inkorporierung von Tugenden, Verhaltensweisen und Wissen, die wie Nahrung absorbiert und so in den Körper eingeschrieben wurden: »Le savoir, appris par cœur, et pris à cœur, devrait être incorporé«, hält Rothstein fest<sup>9</sup>. *Nourriture* erzeugte in dieser Vorstellung also eine Art Habitus, wie ihn Bourdieu konzeptionalisiert hat: »Als einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat«<sup>10</sup>. Der Habitus verweist damit auf eine Inkorporierung sozialer Strukturen, der Leib ist der »Speicher sozialer Erfahrung«<sup>11</sup>. Im Leib sind so Dispositionen verortet, die die Art des Denkens, Handelns und

6 ELPERS, »Während sie die Markgrafschaft leitete«, S. 158, 166. Vgl. zur erzieherischen Rolle von Müttern im Mittelalter SHEINGORN, »The Wise Mother«.

7 Zu Blanche de Castille CORVISIER, *Les régences*, S. 121; SHADIS, *Berenguela of Castile's Political Motherhood*, S. 350; zu Anne de Bretagne, deren Schrift an ihre Tochter Catherine de Médicis vermutlich bekannt war, ZUM KOLK, *The Household*, S. 21; zu Louise de Savoie McCARTNEY, *The King's Mother*, S. 119f.; zu Marie de Médicis COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 7. Weitere Beispiele: Landgräfin Amelie Elisabeth von Hessen-Kassel verfasste ein erzieherisches Schreiben an ihren minderjährigen Sohn (PUPPEL, *Die Regentin*, S. 33); Königin Elisabeths I. Erziehung wurde von ihrer Mutter Anne Boleyn bestimmt (ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 13); Karl II. von Spanien wurde von seiner Mutter erzogen (MITCHELL, *Habsburg Motherhood*, S. 184); Sophie von Hannover sah sich als verantwortlich für die Erziehung ihrer Kinder (DANIEL, *Zwischen Zentrum und Peripherie*, S. 216).

8 Siehe den Eintrag *nourriture* bei NICOT, *Le Thresor*. Vgl. bei HUGUET, *Dictionnaire*, Bd. 5: »Élevage [...], éducation, instruction, formation«. NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 85.

9 Marian ROTHSTEIN, *La transmission du savoir par le sang*, in: Marie ROIG MIRANDA (Hg.), *La transmission du savoir dans l'Europe des XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècles*, Paris 2000, S. 115–123, hier S. 121. Die Autorin arbeitet mit literarischen Bearbeitungen des Themas, z. B. bei Montaigne.

10 BOURDIEU, *Sozialer Sinn*, S. 105.

11 DÖLLING, KRAIS, *Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis*, S. 19.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Empfindens bestimmen. Bourdieu scheint damit dem Verständnis von *nourriture* als Prozess der Inkorporierung von Wissen und Verhaltensweisen im 16. Jahrhundert recht nahe zu stehen. Sein Natur-Begriff entspricht jedoch nicht dem Verständnis des 16. Jahrhunderts, denn für Bourdieu ist die Natur das Vergessene, nicht mehr Greifbare. Im Konzept des Habitus ist das, was inkorporiert wurde, kein abstrahierbares Wissen mehr, sondern etwas, das man ist<sup>12</sup>. Im hier analysierten Fall hingegen wurde die »einverlebte Geschichte« nicht vergessen, sondern immer wieder aktiv erinnert und reproduziert. Der analytische Fokus richtet sich dementsprechend auf die *nourriture* als Prozess wie auch auf die Funktion ihrer Erinnerung in Briefen. Es wird deutlich, dass vergangene *nourriture* gegenwärtiges Handeln bestimmen sollte. Natur war in diesem Kontext auf menschliches Handeln bezogen und wurde als wandelbar und beobachtbar verstanden. Dieser Naturbegriff zeigt sich im eingangs zitierten Votum Bodins »La nourriture passe nature«, das postuliert, dass *nourriture* die Natur übertrifft, also verändert. Bodin fuhr in der »République« fort, indem er Beispiele nannte, in denen die Natur von »Völkern« oder von verschiedenen Hunden der gleichen Rasse durch die *nourriture* grundlegend verändert werden könne. Natur war so etwas, das empirisch erfassbar und sichtbar war. Die *nourriture* nannte Bodin im gleichen Atemzug mit den Gesetzen und den Gewohnheiten – menschliche Aspekte, die er als variabel verstand: »Mais qui voudra voir combien la nourriture, les loix, les coustumes ont de puissance a changer la nature, il ne faut que voir les peuples d’Allemagne, qui n’avoient du temps de Tacite ni loix, ni religion, ni science, ni forme de Republique, et maintenant ils ne cedent point aux autres peuples en tout cela«<sup>13</sup>.

Ich habe jedoch auch auf die zeitgenössische Diskussion hingewiesen, ob Geburt oder *nourriture* ausschlaggebend waren für Status und Tugenden. Seit dem Spätmittelalter konnten Geburt und Abstammung mit Natur und damit verbundener Legitimität assoziiert werden<sup>14</sup>. Henri de Navarre hatte in diesem Zusammenhang geäußert, dass niemand dem König mehr Treue, Sorgfalt und Liebe entgegenbringen könne als er, da ihm diese Qualitäten angeboren seien, während sie bei den politischen Gegnern nur erworben seien<sup>15</sup>. Eine solche Gegenüberstellung scheint auf einen Gegensatz zwischen dem Angeborenen als etwas Unveränderlichem und dem Erworbenen als etwas von zweitrangiger Qualität hinzuweisen. Dies sollte jedoch nicht vorschnell mit dem uns bekannten *Nature-versus-nurture*-Gegensatz verwechselt werden. Es ist einzuordnen

<sup>12</sup> »Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man«, BOURDIEU, Sozialer Sinn, S. 135.

<sup>13</sup> BODIN, Les six livres, Bd. V, Kap. 1, S. 52.

<sup>14</sup> Vgl. Kap. 3.1.2.

<sup>15</sup> Henri de Navarre an Henri III, 13.4.1585, in: LMIV, Bd. 2, S. 39.

vor dem Hintergrund der beiden Naturen – die veränderliche, beobachtbare und die im Sinne des Naturrechts; Letztere war diejenige, auf welche die Geburt verwies. In den Briefen der Königinmutter und ihrer Kinder sieht man, dass beides – das Gebären aus dem Leib und die *nourriture* der Kinder, die auf deren Natur wirkte – eng zusammengehörte. Beides waren Aspekte von Mutterschaft, wie die Natur – im Sinne eines Naturrechts – sie vorgesehen hatte. Und beides wies auf den Leib zurück und schuf physische Verbindungen, denn *nourriture* schrieb sich in den Leib ein. *Nourriture* machte somit Natur – in Form von menschlichem Verhalten und inkorporiertem Wissen – zugleich veränderlich. Die Arbeit am Leib hörte in diesem Sinne nie auf. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass soziale Beziehungen durch die *nourriture* aufgenommen, erinnert und gestärkt wurden; sie schuf untrennbare Verbindungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern und Verschwägerten – »gravierte sie in die Seele ein«, um die Formulierung von Henri III wieder aufzugreifen<sup>16</sup>. Dieser Prozess des Nährens kann anhand der Briefe deutlich gemacht werden. Auf diese Weise können nicht nur die im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Verweise auf den mütterlichen Leib, sondern zugleich die inkorporierte *nourriture* und die damit verbundenen Beziehungen und Praktiken zentral auf die Reproduktion und Legitimation von Herrschaft bezogen werden<sup>17</sup>.

Während die Kindheit nicht der Ort physischer Nähe und direkter Transmissionen von Herrschaftswissen zwischen Königinmutter und Kindern waren, wie wir sehen werden, gerieten Briefe zum Medium, durch das Catherine de Médicis Herrschaftswissen vermittelte und die erwachsenen Kinder durch die Mutter genährt wurden. Die Briefe der Königinmutter und ihrer Söhne und Töchter reproduzierten durch die Ratschläge und Anweisungen Catherines ein ständiges Verbundensein von Mutter und Kindern. Dieser Prozess der *nourriture*, der Weitergabe von Herrschaftswissen und dem Gestalten von Beziehungen mit und in Briefen, ist anhand der Analyse einzelner Mutter-Kinder-Beziehungen Gegenstand des folgenden Kapitels. Innerhalb dieses zweiseitigen Prozesses wurden verwandtschaftliche Beziehungen verhandelt und Hierarchien reproduziert: Die Königinmutter positionierte sich als Ratgeberin und Exempel und begründete dadurch in der Praxis ihre mütterliche Autorität und ihre Legitimation immer wieder neu. Sie entstand als verwandtschaftliche Figur relational zum demonstrierten Herrschaftswissen und zum Nähren der Kinder. Der Tod des Vaters und das Erwachsensein der Kinder spielten dafür eine zentrale Rolle. Zugleich formte die Königinmutter die Kinder als ihre Nachkommen und

<sup>16</sup> Zum »Vermitteltsein und Ineinanderübergehen von Psyche und Physis« in der Frühen Neuzeit RUBLACK, Erzählungen, S. 221.

<sup>17</sup> Pierre BOURDIEU, *Stratégies de reproduction et modes de domination*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 105 (1994), S. 3–12.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Herrschaftsträgerinnen und -träger. Der Begriff Herrschaftswissen zielt dabei weniger auf ein abstraktes, gelehrtes Wissen als auf etwas Konkretes – praktisches Wissen im Sinne eines Know-how: Was tut ein König oder eine Königin – am Hof, im Krieg, mit Briefen<sup>18</sup>?

Die in Briefen sichtbar gemachte Transmission von Herrschaftswissen ist selbst als Teil der Herrschaftspraxis und Legitimation der Königinmutter zu verstehen. Das eingangs angeführte Zitat von Henri III weist bereits in diese Richtung. Nach der Bartholomäusnacht kursierten Gerüchte, dass Catherine de Médicis ihre Kinder zur Tyrannei erzog, indem sie die Bibel durch den Machiavelli ersetzt habe; Kritik setzte also auch an einer ›fhlgeleiteten‹ *nourriture* an. Der kommunikative Prozess in Briefen zielte aus dieser Perspektive nicht nur auf Herrschaftsreproduktion im Sinne eines Formens von Nachkommen, sondern demonstrierte und inszenierte die legitime Position einer Königinmutter, ihr Muttersein durch die *nourriture* der Kinder. Die Briefe geraten dabei zu einer Form der Prinzen- (und Prinzessinnen-)Erziehung, die als Genre politischer Theorie im 16. Jahrhundert populär war<sup>19</sup>. Korrespondenzen waren durch die darin praktizierte Erziehung politische Schreiben im Sinne einer beständigen Konzeptionalisierung königlicher Herrschaft. Vertikal verortete Praktiken der Transmission und sozialen Reproduktion, die in der Verwandtschaftsforschung meist prominent auf Väter bezogen werden, können so als zentraler Aspekt des Königinmutterseins identifiziert werden.

Zu Beginn des Kapitels gehe ich zunächst auf Formen von Kindheit am französischen Hof ein, was das Problem des in anthropologischer Perspektive meist mit der Mutter assoziierten *nurturing* aufgreift. Anschließend stehen anhand von vier Kindern von Catherine de Médicis – Charles, Henri, Élisabeth und Maria Stuart – Praktiken des Weitergebens und mithin Nährens durch Briefe im Zentrum. Wie sich die Schreibenden positionierten, wie Beziehungen definiert und reproduziert wurden und dadurch Vorstellungen königlicher Herrschaft selbst Gestalt annahmen, sind die zentralen Fragen, die sich dabei

<sup>18</sup> Ich beziehe mich hier auf eine Definition von praktischem Wissen bei RECKWITZ, Grundelemente, S. 289: »Die Praxistheorie begreift die kollektiven Wissensordnungen der Kultur nicht als ein geistiges ›knowing that‹ oder als rein kognitive Schemata der Beobachtung, auch nicht allein als die Codes innerhalb von Diskursen und Kommunikationen, sondern als ein praktisches Wissen, ein Können, ein *know-how*, ein Konglomerat von Alltagstechniken, ein praktisches Verstehen im Sinne eines ›Sich auf etwas verstehen‹«. Vgl. Werner PARAVICINI, Zur Einführung. Formen, Funktionen, Inhalte von Erziehung und Wissen bei Hofe, in: DERS., WETTLAUFER (Hg.), Erziehung und Bildung bei Hofe, S. 11–18, hier S. 18, zu Wissen als Voraussetzung von Herrschaft.

<sup>19</sup> Marie-Ange BOITEL-SOURIAC, »Quand vertu vient de l'étude des bonnes lettres«. L'éducation humaniste des enfants de France de François I<sup>er</sup> aux derniers Valois, in: Revue historique 645/1 (2008), S. 33–59.

stellen. Diese Perspektive wird dann erweitert durch einen Fokus auf andere Formen des Transfers – von Besitz, Titeln und Herrschaftsansprüchen –, die außerhalb von Briefen verhandelt wurden. So können verschiedene Logiken der Transmission und der Eigenwert der Briefe konturiert werden.

#### 4.1 »Nurturing«? Kindheit am französischen Hof

Anthropologische Forschungen zu Praktiken von Mutterschaft haben als kleinsten gemeinsamen Nenner dessen, was Mütter normalerweise tun, häufig auf das *nurturing* verwiesen, meist verstanden als Aufzucht und Pflege der kleinen Kinder. Demnach wirken Mütter in der Regel als »key socializers« von Kleinkindern – Muttersein wird dabei vor allem auf Sozialisation und Versorgung der Kleinsten bezogen<sup>20</sup>. Neuere Studien zur Resilienz weisen auf die zentrale Rolle von Mutter und Vater für die psychische Gesundheit von Kindern hin<sup>21</sup>. Aus dieser Perspektive erscheint das Aufwachsen der kleinen Kinder der Königsfamilie seltsam, wenn nicht gar schädlich: fern von den Eltern, umgeben von zahlreichen Gouverneuren, Gouvernanten, Damen und anderen Bediensteten, geprägt durch Etikette und Rangfragen von klein auf.

Historische Forschungen haben aber auch hervorgehoben, dass die enge Assoziation von Eltern (vor allem Müttern) mit emotionalem Wohlbefinden und Aufwachsen von Kindern sich erst mit der Aufklärung so kategorisch durchsetzte. Bereits Karin Hausen schreibt:

Die frühkindliche Sozialisation fällt immer ausschließlicher der Mutter zu. Einzig die Mutter, wesensgemäß als Gefühl definiert, soll instande sein – und de facto gibt es in der Regel für sie keine Alternative – durch ihre Mutterliebe im Kinde die lebensnotwendigen Gefühlsbindungen zu erzeugen und damit die Existenz des Kindes zu stabilisieren<sup>22</sup>.

Ein solcher Wandel ist jedoch nicht gleichzusetzen mit einer mangelnden Bindung zwischen Eltern und Kindern in der Vormoderne. Die Untersuchungen zur Geschichte der Kindheit sind in den letzten Jahrzehnten zahlreicher gewor-

<sup>20</sup> BARLOW, CHAPIN, *The Practice of Mothering*, Zitat S. 327. Die Autorinnen beziehen sich v. a. auf die Evolutionsanthropologin Sarah Blaffer Hrdy.

<sup>21</sup> Siehe den Hinweis bei Caroline ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«. *La maison des enfants d'Henri II et Catherine de Médicis*, in: Pascale MORMICHE, Stanis PEREZ (Hg.), *Naissance et petite enfance à la cour de France (Moyen Âge–XIX<sup>e</sup> siècle)*, Villeneuve-d'Ascq 2016, S. 79–96, hier S. 79. Ich danke der Autorin für wertvolle Hinweise zum Kinderhof und zu Erziehungsvorstellungen in der Korrespondenz von Catherine de Médicis.

<sup>22</sup> HAUSEN, *Die Polarisierung*, S. 392.

#### 4. Nähren und Weitergeben

den; trotzdem weiß man noch relativ wenig über die Lebenswirklichkeiten von Kindern in Mittelalter und Früher Neuzeit<sup>23</sup>. Die grundlegende Studie von Ariès über die Kindheit im Ancien Régime ging noch davon aus, dass sich eine intensive gefühlsmäßige Bindung zwischen Eltern und Kleinkindern und eine Vorstellung von Kindheit als eigenständiger Lebensphase erst langsam seit Beginn der Frühen Neuzeit entwickelt habe, aufgrund der hohen Säuglingssterblichkeit<sup>24</sup>. Mittlerweile sind viele seiner Thesen widerlegt oder korrigiert worden. Parsons und Wheeler wiesen im Rahmen von Forschungen zu Mutterschaft im Mittelalter darauf hin, dass Mütter eng mit *nurturing*, verstanden als emotionale Fürsorge und Pflege, assoziiert wurden<sup>25</sup>. Trotzdem halten sich beharrlich Stereotype von kalten Aristokratinnen, die ihr Kind einer Amme gaben und keine emotionale Bindung aufbauten<sup>26</sup>. Klapisch-Zuber hat in einer grundlegenden sozialhistorischen Studie über verwandtschaftliche Beziehungen in Florenz im 14. und 15. Jahrhundert Praktiken des Ammenwesens untersucht. Sie sieht die Gründe dafür vor allem in einer höheren Geburtenrate und betont die Nachteile für die Säuglinge durch das Fehlen der Muttermilch. Obwohl man sich der durch Stillen entstehenden Bindung zwischen Mutter und Kind bewusst gewesen sei, habe man das Produzieren möglichst vieler Erben für das Geschlecht vorgezogen:

Immerhin haben sie das Ausleben sexueller Lust und die Trennung von ihren Kindern der Befolgung dessen, was nach einhelliger Meinung der damaligen Ärzte eine natürliche Pflicht ist (der sich sogar die Wildtiere unterwerfen), vorgezogen. Wie es bei Kaufleuten so oft geschieht: die Rechenschaft, die man vor Gott und dem eigenen Gewissen abzulegen hat, führt auf direktem Wege zu den Rechnungsbüchern<sup>27</sup>.

<sup>23</sup> Vgl. den Forschungsüberblick bei Claudia JARZEBOWSKI, Art. »Kindheit«, in: EdN, Bd. 6, Sp. 570–579, sowie für neuere Forschungen u. a. das Themenheft »Kinder« der WerkstattGeschichte 63, 2013; Héléne CAZES (Hg.), Histoire d'enfants. Représentations et discours de l'enfance sous l'Ancien Régime, Québec 2008. Danièle ALEXANDRE-BIDON, Didier LETT, Les enfants au Moyen Âge. v<sup>e</sup>–xv<sup>e</sup> siècle, Paris 2013.

<sup>24</sup> ARIÈS, L'enfant.

<sup>25</sup> PARSONS, WHEELER, Introduction, S. xi. Die Autoren betonen zugleich, dass es in der Ikonografie auffallend viele Männer gab, die die Rolle der *mother-nurturer* einnahmen.

<sup>26</sup> Ibid. Im Gegensatz gibt es auch das Stereotyp der untröstlichen Mutter, der man grausam ihr Kind wegnahm. Beide Fälle hat es sicherlich auch gegeben, sie geben jedoch kaum die Vielfalt von Praktiken und sozialen Beziehungen wieder.

<sup>27</sup> KLAPISCH-ZUBER, Das Haus, S. 117 (siehe Kap. »Blutseltern« und »Milcheltern«). Die deutsche Ausgabe ist eine Übersetzung von Teilen des französischen Originals: DIES., La maison et le nom. Stratégies et rituels dans l'Italie de la Renaissance, Paris 1990, auf die ich im Folgenden zurückgreife.

Diese moralische Wertung entspricht der Annahme, dass die Mutter-Kind-Bindung im Kleinkindalter existentiell sei. Was bedeutet das jedoch für eine Kindheit am französischen Hof? Gab es eine Form des *nurturing* gegenüber den Kleinsten auch in der französischen Königsfamilie, und wer waren die Akteurinnen und Akteure? Wie kann man *nurturing* in diesem Kontext überhaupt verstehen? Ist *nurturing* notwendigerweise auf das Kleinkindalter beschränkt? Welchen Platz hatten Königinmütter in diesem Zusammenhang?

Die französischen Königskinder sahen ihre Eltern im Kleinkindalter nur selten. Sie wuchsen abseits vom Hof am Kinderhof (*maison/hôtel des enfants*) auf, wo ihre Eltern sie alle paar Monate besuchten. Bereits für das 13. Jahrhundert gibt es für die französische Monarchie Belege solcher Kinderhöfe, die in ähnlicher Weise in ganz Europa existierten<sup>28</sup>. Wenige Wochen oder Monate nach der Geburt wurden die königlichen Säuglinge an Orte gebracht, die sowohl im Fall von Seuchen gut zu isolieren waren als auch im Ruf standen, gute Luft zu haben – die Angst vor Krankheiten und Ansteckung der Kinder in den überbelegten Schlössern war stets präsent<sup>29</sup>. Im 16. Jahrhundert waren die Residenzen, die die *maison des enfants* besonders häufig beherbergten, Saint-Germain-en-Laye (wo eine ganze Etage für die Kinder reserviert war), Fontainebleau, Blois und Amboise<sup>30</sup>. Der Hof für die Kinder von Catherine de Médicis und Henri II wurde Ende 1543, kurz vor der Geburt des ersten Kindes, konstituiert und löste sich zu Beginn der 1560er Jahre wieder auf. Anders als häufig angenommen, spielte das Erreichen eines bestimmten Alters (oft werden sieben Jahre genannt) offenbar kaum eine Rolle für den Weggang der Kinder vom Kinderhof. Stattdessen wurde unter bestimmten Umständen, z. B. nach

<sup>28</sup> ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«, S. 83. Zum Savoyer Hof Nathalie BLANCARDI, *Les petits princes. Enfance noble à la cour de Savoie (xv<sup>e</sup> siècle)*, Lausanne 2001. Bei den österreichischen Habsburgern gab es einen Hofstaat der »jungen Herrschaft«, der sich unterschied vom französischen Modell, indem er dem Hofstaat der Mutter unterstellt war und offenbar über deutlich weniger Personal verfügte. SIENELL, *Die Wiener Hofstaaten*, S. 100–103; Irene KUBISKA-SCHARL, Michael PÖLZL, *Die Karrieren des Wiener Hofpersonals, 1711–1765. Eine Darstellung anhand der Hofkalender und Hofparteiprotokolle*, Innsbruck 2013, S. 103f.

<sup>29</sup> Marie-Ange BOITEL-SOURIAC, *Grandir à la cour dont le prince est un enfant. La petite cour des enfants de France au xvi<sup>e</sup> siècle, ou l'École des normes et codes de la société curiale*, in: Antoine ROULLET, Olivier SPINA, Nathalie SZCZECZ (Hg.), *Trouver sa place. Individus et communautés dans l'Europe moderne*, Madrid 2011, S. 35–47, hier S. 38. Vgl. die Anweisungen der Königinmutter dazu in Catherine an Monsieur d'Humières, 13.8.1547, 3.9.1548, in: LCM, Bd. 1, S. 20, 26. Außerdem bewegte sich der Kinderhof nicht so häufig wie der große Hof, um anstrengende Reisen zu vermeiden.

<sup>30</sup> CHATENET, *Les enfants*, S. 19. Als Überblick Elisabeth NARKIN (Hg.), *Itinéraire des enfants d'Henri II et Catherine de Médicis (1549–1559)*, Paris 2018, <http://cour-de-france.fr/article5202.html> (23.4.2019).

#### 4. Nähren und Weitergeben

Eheschließungen, eine geschlechtsspezifische *maison des fils* und eine *maison des filles* begründet, die die *maison des enfants* ersetzte. So bekam beispielsweise Marguerite im Juli 1559 mit sechs Jahren, nach den Eheschließungen ihrer Schwestern, ein eigenes *hôtel*; dies ist nicht mit einem Ende der Kindheit gleichzusetzen<sup>31</sup>.

Der Kinderhof unter Henri II und Catherine de Médicis wurde von einem »Ehe- und Arbeitspaar«<sup>32</sup> geleitet, Monsieur und Madame d’Humières, Gouverneur und Gouvernante; nach dem Tod von Monsieur d’Humières 1550 blieb Madame d’Humières in ihrer Schlüsselposition. Zusätzlich hatte jedes Kind noch seinen eigenen Gouverneur (bei den Jungen) oder seine eigene Gouvernante (bei den Mädchen), die den d’Humières unterstellt waren. Zusammen überwachten sie die Gesundheit der Kinder, die Erziehung und die materielle Verwaltung des Kinderhofes – im Notfall konnten sie dabei ohne Rücksprache mit dem Königspaar handeln. Hinzu kamen die Hofmeister (*précepteurs*) als Lehrer der Kinder, die Ammen und zahlreiche Damen; nicht zu vergessen die *enfants d’honneur* und weitere Kinder, die zum Kinderhof gehörten. Die *maison des enfants* zählte so um 1550 fast 300 Personen, deren Hierarchien denen des großen Hofes glichen<sup>33</sup>.

Die Inhalte der Erziehung waren dabei nicht so geschlechtsspezifisch, wie man annehmen könnte<sup>34</sup>. Alle Kinder lernten von klein auf, sich nach den Regeln des Hofes zu verhalten: Etikette und ein dem Rang entsprechendes Benehmen wurden eingeübt. Die Kinder hatten die Hierarchien untereinander und ihren Platz am Hof – wer hat Vorrang, wer sitzt wo, wer spricht wen an – auch als Kleinkinder zu respektieren. Es gab Feste, Theaterspiele, Turniere und

31 Catherine de Médicis selbst wurde 1533 in das Haus ihrer Schwägerinnen Marguerite und Madeleine integriert, obwohl sie bereits verheiratet war; auch als Dauphine bekam sie zunächst keine eigene *maison*. Erst 1541 wurden zwei getrennte *maisons* für Catherine und Marguerite de Valois eingerichtet. Vgl. den Überblick bei ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«; JARZEBOWSKI, Art. »Kindheit«, Sp. 572, weist auf das Problem altersabhängiger Definitionen von Kindheit hin. Der Befund, dass Kinder mit sieben Jahren das Kleinkindalter abgeschlossen hatten, findet sich u. a. bei KLAPISCH-ZUBER, *La maison*, S. 314.

32 Der Forschungsbegriff wurde geprägt von Heide WUNDER, »Er ist die Sonn’, sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992. Es handelt sich um Jean d’Humières und Françoise de Contay; Letztere hatte Erfahrungen gesammelt durch ihre eigenen 18 Kinder. 1550 ersetzte Claude d’Urfe Jean d’Humières.

33 ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«, S. 87; CHATENET, *Les enfants*, S. 22. Die Annahme, dass Prinzen mit sieben Jahren nur noch von Männern umgeben waren, die ihre Erziehung fortan überwachten, kann nicht bestätigt werden. Siehe diese These bei MORMICHE, *Devenir prince*, S. viif.

34 Dies ist nicht generalisierbar für den Adel. Für ein Gegenbeispiel siehe BUCHHESTER, *Die Familie*, S. 81.

Empfänge am Kinderhof, wo dieses Verhalten erprobt werden konnte, das später unabdingbar sein würde<sup>35</sup>. Zugleich lernten alle Kinder nach humanistischem Ideal Lesen und Schreiben auf Französisch und Latein und studierten religiöse Schriften, Literatur und Poesie. Weitere Lerninhalte für Jungen und Mädchen waren Tanzen, Singen und Musizieren sowie Reiten. Während die Mädchen sich jedoch eher im Tanz übten, standen für die Jungen nicht zuletzt der Umgang mit Waffen und die Jagd auf dem Lehrplan. Gespielt wurde auch – mit Puppen, Bällen und Karten<sup>36</sup>.

Die Kinder bauten während dieser Zeit enge Bindungen zu den sie umgebenden Personen auf; vor allem die Gouverneure und Gouvernanten begleiteten sie oft auch noch im Erwachsenenalter. So war Jean d’Humières bereits Gouverneur von Henri II und seinem älteren Bruder gewesen und hatte die beiden in ihre Gefangenschaft nach Madrid<sup>37</sup> begleitet; und Catherine de Médicis hatte ihren eigenen Gouverneur mit an den französischen Hof gebracht<sup>38</sup>. Élisabeth nahm ihre Amme mit an den spanischen Hof, als sie Philipp II. heiratete, und der Gesandte Sébastien de l’Aubespine berief sich auf diese »*mère nourrice*« als Expertin für Élisabeths Kinderkrankheiten<sup>39</sup>. Die Sozialisation der Königskinder (und des Hochadels generell) fand weniger durch die Eltern als in einem Umfeld von Ammen, Gouvernanten und Präzeptoren statt<sup>40</sup>. Der Zugang zum französischen Kinderhof war streng reglementiert und nur mit Erlaubnis des Königs oder der Königin möglich. Für den Hochadel war das Platzieren eines ihrer Kinder in der direkten Nähe des königlichen Nachwuchses eine wichtige Strategie, um sich in der Zukunft an die Königsfamilie zu binden. Die Kinder konnten entweder das Amt eines *enfant d’honneur* erhalten, das der König vergab, oder einfach als Spielkameraden und zur Erziehung an den Kinderhof kommen, wenn sie aus anderen Herrscherhäusern stammten. Maria Stuart wurde nach ihrer Verlobung mit dem Thronfolger François 1548 in den Kinder-

35 BOITEL-SOURIAC, *Grandir à la cour*, S. 40; CHATENET, *Les enfants*, S. 29, 33.

36 *Ibid.*, S. 27–29; ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 4. Zu den Präzeptoren der Kinder BOITEL-SOURIAC, »*Quand vertu vient de l’étude des bonnes lettres*«.

37 Von 1526 bis 1530 waren Henri und sein älterer Bruder François im Tausch für ihren Vater François I<sup>er</sup> als Gefangene von Kaiser Karl V. in Madrid; Letzterer hatte François I<sup>er</sup> in der Schlacht von Pavia 1525 besiegt und gefangen genommen.

38 ZUM KOLK, »*Tout paix et amitié*«, S. 80; LE ROUX, *La faveur*, S. 70–72.

39 Limoges an François II, 23.2.[1560], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, 272f. Ammen blieben häufig in Verbindung mit den Kindern, mit denen sie, wie der (allerdings nur hier belegte) Begriff Ammenmutter zeigt, eine enge Vertrautheit hatten: François I<sup>er</sup>, Henri II und Charles IX haben ihre Ammen in den weiblichen Hofstaat integriert, wo sie bis zu ihrem Tod blieben. ZUM KOLK, »*Tout paix et amitié*«, S. 80.

40 So bereits SABLONIER, *Die aragonesische Königsfamilie*, S. 295; NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 85.

hof integriert, und mit Charles de Lorraine kam 1552 noch ein weiterer zukünftiger Schwiegersohn von Catherine de Médicis dazu<sup>41</sup>.

Das gemeinsame Aufwachsen der königlichen Kinder am Kinderhof unterscheidet sich vom sonst im europäischen Hochadel häufig praktizierten Verschicken der Kinder an andere Höfe oder zu Verwandten<sup>42</sup>. Auch in anderen europäischen fürstlichen bzw. königlichen Familien wurden jedoch Kinder gemeinsam an (teilweise räumlich entfernten) Kinderhöfen untergebracht<sup>43</sup>. Zwischen den Geschwistern und ihren Spielkameraden (zum Teil spätere Ehegatten) entstanden in dieser Zeit enge Bindungen, auf die sie in späteren Jahren zurückgriffen – es war die gemeinsame *nourriture*, die sie verband. So schrieb Maria Stuart, gerade aus Schottland geflohen, an ihre Freundin und Schwägerin Élisabeth, mit der sie ein Zimmer geteilt hatte: »[J]e suis si obligée de louer Dieu de la nourriture que nous avons, pour ma bonne fortune, prise en jeunesse ensemble, qui est cause de notre indissoluble amitié«, deshalb sei sie ihr für immer verpflichtet. Und Henri de Navarre hob gegenüber Henri III hervor, stets seine Pflicht zu tun, da er dem König nicht nur so eng angehöre (man erinnere sich an den Diskurs um die *princes du sang*), sondern eben auch mit ihm aufgezogen, »nourry«, worden sei<sup>44</sup>. Nicht nur die Geburt, sondern auch die gemeinsame Erziehung schuf untrennbare Verbindungen und gegenseitige Verpflichtungen – zwischen Geschwistern, zwischen Verschwägerten, Freundinnen und Freunden.

Wie passen nun die Eltern in dieses Bild? Trotz ihrer physischen Abwesenheit waren sie durch ihre Korrespondenz mit dem Ehepaar d’Humières beständig informiert; sie wussten Bescheid über jede Krankheit der Jungen und Mädchen und jeden Vorfall am Kinderhof und nahmen so Anteil am Alltag der Kinder. Beständig äußerte Catherine de Médicis in ihren Briefen an den Gouverneur und die Gouvernante ihre Sorge um die Kinder und die Bitte, regelmäßig über Neuigkeiten in Kenntnis gesetzt zu werden (»affin de me oster de paine, m’escripre de ses nouvelles le plus souvent que vous pourrez«). Dabei

41 Zum Zugang zum Hof BOITEL-SOURIAC, *Grandir à la cour*, S. 41–43; Charles de Lorraine wurde 1552 der Obhut seiner Mutter und Regentin Christine von Dänemark entzogen, vgl. CHATENET, *Les enfants*, S. 22. Auch Henri de Navarre war früh in Kontakt mit der Königsfamilie; er war als Jugendlicher mit auf dem *grand voyage*. Vgl. Marguerite de Valois, *Mémoires et discours*, hg. von Éliane VIENNOT, Saint-Étienne 2004, S. 65.

42 Antje STANNEK, *Aufwachsen im Ausland. Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation adeliger Knaben im 17. Jahrhundert*, in: *L’Homme* 8/2 (1997), S. 242–256.

43 RUPPEL, *Verbündete Rivalen*, S. 82–84.

44 Maria an Élisabeth, 24.9.1568, in: LIMM, Bd. 2, S. 183. Henri de Navarre an Henri III, 10.5.1584, in: LMIV, Bd. 1, S. 657. Vgl. Maria an Charles IX, 30.4.1570, in: LIMM, Bd. 3, S. 41. Zum Aufwachsen der Guise mit den Königskindern COESTER, *Schön wie Venus*, S. 154f.

wurde nicht zwischen dem Erst- und den Nachgeborenen oder zwischen Jungen und Mädchen unterschieden (»Vous ne m'crivez rien de ma petite fille [Claude], je croy que vous l'avez obliée«)<sup>45</sup>.

Sowohl der König als auch die Königin erteilten konkrete Anweisungen zum Umgang mit den Kindern – sie waren beide zu etwa gleichen Teilen beteiligt an der Gestaltung der Kindheit. Offenbar gab es aber eine Arbeitsteilung, was die Ernennung von Bediensteten anging: Die Königin ernannte die der Mädchen, der König die der Jungen<sup>46</sup>. Nach dem Tod von Henri II beeinflusste Catherine nicht nur das Aufwachsen am Kinderhof, sondern auch die Zusammensetzung der *maison* der älteren Kinder: Der Hofstaat des minderjährigen Königs Charles IX wurde durch die Königinmutter zusammengestellt, die darin eine wichtige Stütze ihrer Herrschaft etablierte. Auch im Fall von Henri d'Anjou bestimmte Catherine de Médicis die Komposition der *maison* in den 1560er Jahren, indem sie Personen ihrer Wahl in die wichtigsten Positionen einsetzte. Erst am Ende der 1560er Jahre begann Henri selbst, seine Entourage zu bestimmen<sup>47</sup>. Der Einfluss der Königinmutter auf die Personen, die ihre Söhne umgaben, spielte eine zentrale Rolle für die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaftsposition.

Eine wichtige Position in der Kommunikation mit dem Kinderhof hatte Henris langjährige Mätresse Diane de Poitiers, duchesse de Valentinois, die als Vermittlerin zwischen dem Königspaar und den d'Humières und anderen Bediensteten wirkte. In der Forschung wurde dies lange als unzulässige Einmischung Dianes interpretiert, die die Mutter aus der Erziehung verdrängt habe: »In Henri's ménage, it was the mistress, not the mother, who oversaw the education of the Valois children«<sup>48</sup>. Tatsächlich war die Herzogin wohl vor allem verantwortlich dafür, die Personen am Kinderhof über den Willen des Königspaares zu informieren und die Ausführung dieses Willens wiederum zu überwachen<sup>49</sup>. Aufgrund der eigenen Korrespondenz Catherines mit den d'Humières wird jedoch klar, dass sie selbst aktiv intervenierte. Zwischen 1546 und 1552 sind 27 Briefe der Königinmutter an Monsieur und Madame d'Humières über-

<sup>45</sup> Catherine an Monsieur d'Humières, 7.9.1547; an Madame d'Humières, 1.6.1552, in: LCM, Bd. 1, S. 20f., 62.

<sup>46</sup> ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«, S. 90.

<sup>47</sup> LE ROUX, La faveur, S. 55 u. 97.

<sup>48</sup> FFOLIOTT, Catherine de' Medici, S. 239.

<sup>49</sup> ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«, S. 91. Die Mätresse als zentrale Akteurin während des Kleinkindalters der Königskinder findet sich bereits bei Louise de Savoie: Jeanne de Polignac, Mätresse von Charles d'Orléans, dirigierte teilweise die Erziehung von François I<sup>er</sup>, während Louise später Ehen für die illegitimen Töchter arrangierte. Vgl. JANSEN, The Monstrous Regiment, S. 184f.

#### 4. Nähren und Weitergeben

liefert, die von der Bitte um Informationen und von Anweisungen, wie nun vorzugehen sei, geprägt sind. Catherine bestimmte zum Beispiel die Ernährung und Kleidung der Kinder: für Claude sei Brotsuppe besser als gekochtes Fleisch; man solle Henri nicht zwingen, mehr zu essen als er wolle, und er bräuchte leichtere Kleidung während der Sommerhitze<sup>50</sup>. Ihre Aufmerksamkeit galt zudem den Ammen, da sie oftmals Sorge hatte, die Milch sei nicht gut. Der Zeitpunkt des Abstillens sollte dabei vom Arzt vorgegeben werden<sup>51</sup>.

Die Fürsorge der Königinmutter wurde trotz ihrer physischen Abwesenheit von den Kindern später anerkannt; so schrieb Maria Stuart an Catherine: »[L]’honneur que j’ay d’avvoyr estay nourrie de vottre meyn et vottre très obéissante fille, et qui ay toujours souhétoy [souhaité], et feray toute ma vie, de vous faire très humble service, me fayt prandre confiance«<sup>52</sup>. Offensichtlich wurden hier durch die *nourriture* nicht nur enge Verbindungen der Kinder untereinander und zu den direkten Betreuungspersonen geschaffen, sondern auch zur Mutter, aus deren »Hand« man genährt worden war. Auch wenn die Eltern nicht physisch anwesend waren, nahmen ihre Kinder durch die *nourriture* am Kinderhof so eine Verbindung zu ihnen in sich auf. Maria Stuart war zudem gemeinsam mit Claude und Élisabeth bereits 1554 vom Kinderhof entfernt und in die *maison* der Königin integriert worden<sup>53</sup>. Die erfahrene und inkorporierte *nourriture* schuf eine Gegenseitigkeit – Bodin formulierte (im Hinblick auf den Vater), dass »tout ainsi que nature oblige le pere a nourrir l’enfant [...], aussi l’enfant est obligé, mais beaucoup plus estroitement, d’aimer, reverer, servir, nourrir le pere«<sup>54</sup>. *Nourriture* durch die Eltern verlangte nach kindlichem Gehorsam, verpflichtete Kinder zur Liebe, die ihnen eingepägt wurde. Und sie war durch die Natur (hier im Sinne des Naturrechts verstanden) vorgegeben, wie Bodin klarstellte.

Dennoch war die Position der Königin während der Kindheit ihrer Nachkommen eine andere als die spätere, in Briefen verhandelte. Sie war in der fran-

<sup>50</sup> Catherine an Monsieur d’Humières, 4.5.1548; an Madame d’Humières, 13.8.1552, 5.5.1552, in: LCM, Bd. 1, S. 23f., 70, 54.

<sup>51</sup> Catherine an Madame d’Humières, 25.5.1551, 1.6.1552, 13.8.1552, *ibid.*, S. 40f., 62, 70. Im 16. Jahrhundert gab es bereits Forderungen, Mütter sollten selbst stillen, sowie die Vorstellung, dass über die Milch (humoralpathologisch als Derivat von Blut verstanden) mütterliche Qualitäten übertragen würden. MATTHEWS GRIECO, *Ange ou diablesse*, S. 172; ATKINSON, *The Oldest Vocation*, S. 60. Lautstarke Forderungen, auf Ammen zu verzichten, kamen jedoch erst Ende des 18. Jahrhunderts im Rahmen der Stilldebatte auf. JARZEBOWSKI, Art. »Kindheit«, Sp. 576f.

<sup>52</sup> Maria an Catherine, 30.4.1570, in: LMM, Bd. 3, S. 42.

<sup>53</sup> BOITEL-SOURIAC, »Quand vertu vient de l’étude des bonnes lettres«, S. 46f.

<sup>54</sup> BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 4, S. 63f.

zösischen Monarchie nicht diejenige, die selbst umsorgte und Wissen an die kleinen Kinder vermittelte, aber sie schuf die Rahmenbedingungen dazu<sup>55</sup>. Diese Lebensphase sollte die Kinder auf ein Leben am Hof und ein standesgemäßes Verhalten vorbereiten, aber ihr Lernen war nicht mit der Heirat oder dem Beginn der aktiven Herrschaftsausübung abgeschlossen, wie wir sehen werden. Die Kindheit war vom Zusammensein mit Gleichaltrigen und zahlreichen Personen geprägt, die die Kinder betreuten, anwiesen und unterrichteten. *Nurturing* war auf die Schultern vieler Akteure verteilt, sozusagen outgesourct, und die Eltern waren nur zwei von ihnen, wenn auch diejenigen mit der größten Autorität. Daneben fanden sich die Mätresse, Ammen, Ärzte und viele andere. Die These des Anthropologen Maurice Godelier, dass »nulle part, dans aucune société, un homme et une femme ne suffisent pas à eux seuls pour faire un enfant«<sup>56</sup>, bestätigt sich so für den französischen Hof in Mittelalter und Früher Neuzeit. Vater und Mutter waren meist physisch abwesend und wirkten indirekt auf ihre Kinder ein, waren aber stets informiert. Dabei ist nirgends ein Konzept von Eltern wahrnehmbar, das eine Dreiecksbeziehung zwischen Vater, Mutter und Kindern suggerieren würde; König und Königin erteilten je ihre eigenen Anweisungen. Und nicht zuletzt waren sie vor allem ein Ehepaar: Verbreitete Praktiken wie das Weggeben der Kinder und die Versorgung durch Ammen verhinderten eine Konkurrenz von Muttersein zum ehelichen Verhältnis. Solange die Königin eine Ehefrau war, war sie keine Königinmutter, konnte ihr *mothering* nicht Formen annehmen, die einer Witwe möglich waren. Die Figur der Königinmutter war nicht relational zur physischen Nähe zu den Kleinkindern verortet.

Dennoch war Catherine de Médicis schon zu Lebzeiten von Henri II als »gute Mutter« bekannt<sup>57</sup>; Muttersein erforderte nur einfach keine physische Anwesenheit – die Kindheit war zumindest im Adel nicht der Ort einer direkten Beziehung zwischen Mutter und Kindern. Montaigne formulierte 1580 als

55 Am spanischen Hof hingegen war die königliche Mutter offenbar weit mehr bei ihren kleinen Kindern physisch präsent: so wuchsen Isabella Klara Eugenia und Katharina Michaela in der Nähe ihrer Mutter Élisabeth de Valois und später der Stiefmutter Anna von Österreich auf; Katharina Michaela wiederum spielte später mit ihren kleinen Kindern am Hof der Savoyer: MARTÍNEZ HERNÁNDEZ, »Enlightened Queen«, S. 23; SÁNCHEZ, »Lord of my soul«, S. 82.

56 GODELIER, *Métamorphoses*, S. 325.

57 1554 berichtete der venezianische Botschafter Giovanni Cappello an seine Obrigkeiten, dass Catherine de Médicis in ständiger Korrespondenz mit dem Kinderhof stehe. Vgl. CRAWFORD, *Catherine de Médicis*, S. 657. Eine »gute Mutter« war hingegen im Florenz des 14. und 15. Jahrhunderts diejenige, die ihre kleinen Kinder im Lesen unterrichtete und ihnen moralische und religiöse Grundsätze vermittelte, so KLAPISCH-ZUBER, *La maison*, S. 318.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Erziehungsideal: »So hat sich ja auch die Ansicht fast überall durchgesetzt, dass es nicht richtig ist, ein Kind immer bei den Eltern zu erziehen; durch ihre natürliche Liebe werden die Eltern den Kindern gegenüber zu weich und nachsichtig, auch die vernünftigsten; sie bringen es nicht übers Herz, sie zu strafen«<sup>58</sup>. Diese Ansicht wurde von vielen seiner Zeitgenossen geteilt<sup>59</sup>. Auch Catherine war sich dessen bewusst, denn sie erklärte ihrer Schwägerin und engen Freundin Marguerite de Valois, Herzogin von Savoyen in einem Brief nach der Geburt von dessen Sohn, wie eine Mutter sich zu verhalten habe:

[J]e vous supplie de regarder seulement à luy donner une bonne nourrice, qui se connoisse à nourrir enfans et qui le recommande à Dieu, et n'estre pas toujours auprès de luy; car vous ne pouvez vous garder de vous fascher pour la moindre chose qui luy survient, et jamais enfant ne fut nourry sans beaucoup de petits maux, et faut qu'il en ait comme tous les autres. Si j'eusse toujours esté auprès des miens, je fusse morte et les eusse fait mourir, cuidant [estimant] bien faire; mais, ayant des gens de bien près d'eux, je me suis reposée sur eux; et, Dieu mercy, ils se portent tous bien<sup>60</sup>.

Damit ein Säugling überlebt, muss er von den richtigen Experten (*gens de bien*) umgeben sein, auf die man sich verlassen kann; die Mutter richtet nur Schaden an und macht sich Sorgen über die kleinsten Dinge. Wichtig im Interesse des Kindes ist also vor allem, dass sie nicht ständig anwesend ist. Während heute Vater und Mutter ihre Kinder in Kindheit und Jugend darauf vorbereiten sollen, das Elternhaus irgendwann zu verlassen, war es in der französischen Königsfamilie genau umgekehrt: Vater, Mutter, Mätresse, Lehrer, Ärzte, Gouvernanten und andere bereiteten die Kinder darauf vor, ihren Platz im Haus, in der Königsfamilie und damit in der Herrschaft einnehmen zu können. Je älter die Kinder wurden, umso wichtiger wurde dabei die Königinmutter mit ihrem Erfahrungswissen.

Briefe waren so vor allem ein Ort, an dem die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Mutter und den erwachsenen Kindern verhandelt wurden. Praktiken der Weitergabe von Herrschaftswissen von der Mutter an ihre Kinder ließen sich erst mit dem Eintritt der Kinder ins Erwachsenenalter, markiert durch die Heirat oder die Übernahme einer aktiven Herrschaftsposition, feststellen. Erst dann fand eine direkte Vermittlung von Herrschaftswissen als eine Form des Königinmutterseins statt, das die Kinder als Herrschaftsträgerin-

58 Michel DE MONTAIGNE, *Essais*, hg. von Arthur FRANZ, Stuttgart 2014, S. 81.

59 So z. B. bei BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 4, S. 66. Zur verbreiteten Ansicht, dass physische Nähe zwischen Mutter und Kind nicht nur unnötig, sondern wegen der exzessiven Zuneigung der Eltern geradezu riskant sei NICCOLI, *Corps maternels*, S. 384f.

60 Catherine an Marguerite de Savoie, [Juli/Aug. 1562], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 544f. Vgl. ZUM KOLK, »Tout paix et amitié«, S. 80f.

nen und -träger positionieren sollte und zugleich die Bindung zur Mutter beständig reproduzierte<sup>61</sup>. Die Kindheit war zwar zu Ende, aber die Kinder blieben für immer die Kinder ihrer Mutter. Dies wirft auch ein neues Licht auf das Forschungsproblem Kindheit. Informationen, Ratschläge und Handlungsanweisungen bildeten eine zentrale Ressource dieser verwandtschaftlichen Beziehungen, die in erster Linie den leiblichen Kindern (Agnatinnen und Agnaten im Verständnis des 16. Jahrhunderts) vorbehalten war. Auch dies kann jedoch als eine Form von *nurturing* – besser: *nourriture* – interpretiert werden, das sich erst mit dem Erwachsenwerden der Kinder und dem Tod des Vaters stärker als zuvor auf die Königinmutter konzentrierte<sup>62</sup>. Im Folgenden wird diese *nourriture* als Kommunikation mit Briefen in den Blick genommen.

### 4.2 Königinmutter und König als Schlüsselbeziehung

Da mütterliche Regentschaft in der Regel zentral auf die Beziehung zwischen Königinmutter und ältestem Sohn bezogen wurde, geraten die anderen Kinder schnell aus dem Blick. Tatsächlich lassen jedoch auch die Briefe von Catherine de Médicis, wenngleich sie eine ganze Kinderschar integrierten, die Beziehung zum König als Schlüsselbeziehung<sup>63</sup> und zentrale Referenz erscheinen.

#### 4.2.1 Charles IX. Der gute Rat der Mutter in Briefen

Charles war zehn Jahre alt, als sein Bruder im Dezember 1560 starb und er König wurde. Die Forschung zur französischen Monarchie hat Charles IX lange als Marionette der Königin betrachtet<sup>64</sup>. Tatsächlich überließ der König seiner Mutter weitreichende Regierungskompetenzen, die Catherine auch nutzte. Sie

<sup>61</sup> Es ist allerdings nicht auszuschließen, dass die Herausgeber nur diese Briefe für politisch relevant und deshalb editionswürdig erachteten. Auch die Archivierung kann eine Rolle gespielt haben – vielleicht wurden nur die späteren Briefe an die Kinder aufbewahrt.

<sup>62</sup> ROGGE, »mutterliche liebe«, S. 233, beschreibt, dass Mütter bei den Wettinern *auch* nach dem Erwachsenwerden der Kinder eine Rolle spielten – hier kann man eher feststellen, dass sie *gerade* dann eine Rolle spielten.

<sup>63</sup> Zu diesem Begriff Michaela HOHKAMP, Wer ist mit wem, warum und wie verheiratet? Überlegungen zu Ehe, Haus und Familie als gesellschaftliche Schlüsselbeziehungen am Beginn des 19. Jahrhunderts – samt einem Beispiel aus der Feder eines Mörders, in: Inken SCHMIDT-VOGES (Hg.), Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850, Köln, Weimar, Wien 2010, S. 31–47.

<sup>64</sup> CAPODIECI, Caterina de' Medici, S. 196; Michel SIMONIN, Charles IX, Paris 1995.

#### 4. Nähren und Weitergeben

war jedoch zugleich darauf bedacht, die Autorität des Königs sichtbar herauszustellen, um seine Herrschaft zu sichern: Im Mai 1561 brachte sie ihn nach Reims zum *sacre* und organisierte anschließend seine *entrée* in Paris<sup>65</sup>. Zudem sorgte sie dafür, dass Charles IX in einem *lit de justice* am 17. August 1563 im Parlament von Rouen für volljährig erklärt wurde<sup>66</sup>. Dies änderte jedoch nicht viel an der Herrschaftsposition der Königinmutter neben ihrem jungen und unerfahrenen Sohn. Sie tauschte ihren Titel der *gouvernante* (mit erzieherischer Funktion) gegen den der *surintendante de l'État* ein. Der Kanzler Michel de L'Hospital erklärte »qu'il [Charles] voulait être réputé majeur en tout et par-tout, et à l'endroit de tous, fors et excepté vers la reine sa mère, à laquelle il réservait la puissance de commander«. Der König war kein Kind mehr, außer gegenüber seiner Mutter. Unter ihrem »bon conseil«<sup>67</sup> und mit ihr an seiner Seite würde er von nun an regieren – das Parlament registrierte den königlichen Willen und die damit verbundene Position der Königinmutter als Ratgeberin schließlich in seinen Akten. Die Volljährigkeit Charles' fiel mit dem Edikt von Amboise am Ende des ersten Religionskrieges zusammen, das vom Parlament nach Widerständen nur mit Verzögerung registriert worden war, und ist in diesem Kontext auch als Demonstration königlicher Autorität von Mutter und Sohn zu werten.

Die in geringer Zahl überlieferten Briefe von Catherine de Médicis an Charles IX zeugen vom Ratgeben. Die Mutter gab darin in Form von Handlungsanweisungen und Informationen zu diversen Themen ihr Herrschaftswis-

65 ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 76. An Élisabeth schrieb Catherine im April 1561: »Je mène coronner vostre frère à Rayns, l'onsième jour de may, et le vyntyème de jounys [20. Juni] à Paris fayre son entrée«, in: LCM, Bd. 1, S. 593. Auch Blanche de Castille hatte als Regentin ihren Sohn Louis IX nach Reims zum *sacre* gebracht; vgl. CORVIER, *Les régences*, S. 119.

66 ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 80; COSANDEY, *La reine*, S. 319; JOUANNA, *La France*, S. 418–421. Rouen wurde als Ort gewählt, da das Parlament von Paris sich geweigert hatte, das Edikt von Amboise vom März 1563 zu registrieren, mit dem Argument, dass der König minderjährig sei und das Parlament Teil an der Vormundschaft über den König habe. Vgl. Lucien BÉLY, *La société des princes. XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1999, S. 72f. HANLEY, *The »Lit de Justice«*, S. 160–182, interpretiert den *lit de justice* von 1563 wegen der Wahl eines anderen Ortes als Paris und der Erklärung der Volljährigkeit als juristischen Präzedenzfall.

67 L'HOSPITAL, *Discours*, S. 105. Michel de L'Hospital hatte zahlreiche Ämter inne; 1550 wurde er Kanzler bei Marguerite, der Schwester von Henri II, die als Patronin seine Karriere förderte. 1559 war er Mitglied im *Conseil privé* von François II und während der Herrschaft von Charles IX von 1560 bis 1568 wieder Kanzler; er war dabei ein enger Vertrauter von Catherine de Médicis, der ihre moderate Politik gegenüber den Protestanten unterstützte und maßgeblich mitgestaltete. Zur Biografie und Politik von L'Hospital siehe die Einleitung zum »Discours« von Descimon: *ibid.* S. 7–39.

sen an ihren Sohn weiter. Zentral ist ein Schreiben vom September 1563, kaum einen Monat nach dem *lit de justice*<sup>68</sup>. Das mehrseitige Schreiben umfasste ein ganzes politisches Programm und legte dem Sohn in allen Einzelheiten dar, was ein König ihrer Meinung nach zu tun habe, um seine Herrschaft zu sichern: »[C]e que j'estime [...] nécessaire pour vous faire obéir à tout vostre royaunme«. Sie betonte, dass es vor allem darum gehe, die Autorität des Königs wiederherzustellen, die im ersten Religionskrieg gelitten habe. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Schreiben im königlichen Rat verlesen wurde und somit auch an einflussreiche Mitglieder des Hochadels – Bourbon, Guise, Montmorency saßen im Rat – gerichtet war, um die königinmütterliche Autorität zu demonstrieren.

Die geschriebenen Handlungsanweisungen, die die Grundlage dieser Autorität sein sollten (»le principal pillier et fondement de toutes choses«), betreffen die Struktur des Alltags, die Organisation des Hofes und das Verhalten des Königs gegenüber dem Adel und seinen Untertanen allgemein. Catherine de Médicis teilte die Zeit ihres Sohnes ein vom Aufstehen (»je désirerois que prinssiez une heure certaine de vous lever«) über die religiösen Pflichten (»ne passer les dix heures pour aller à la messe«), die Mahlzeiten (»ne passez unze heure que ne disniez«) und alle möglichen anderen Beschäftigungen wie Spaziergänge und Korrespondenzführung. Die Königinmutter selbst verfolgte einen ganz ähnlichen Tagesablauf<sup>69</sup>; sie teilte die Zeit ihres Sohnes also so ein, dass beide viel Zeit gemeinsam verbrachten.

Auffällig ist, wie Catherine dabei auf vielfältige Weise den physischen und sozialen Raum um den König strukturierte und ihm seinen Platz darin zuwies<sup>70</sup>.

68 Catherine an Charles IX, [8.9.1563], in: LCM, Bd. 2, S. 90–95. Es ist umstritten, ob dieser Brief tatsächlich an Charles IX gerichtet war und nicht stattdessen aus dem ersten Regierungsjahr von Henri III stammt (vgl. ZUM KOLK, Catherine de Médicis et l'espace, S. 53). Ich halte Charles für den wahrscheinlicheren Empfänger, da sich die Anweisungen an einen sehr jungen, unerfahrenen König richten; für die Interpretation der Königinmutter-Position ist die Empfängerfrage jedoch letztlich nicht entscheidend. COSANDEY, Le rang, S. 61–64, interpretiert den Brief, den sie auch auf 1563 datiert, als Neuordnung des höfischen Zeremoniells.

69 ZUM KOLK, Catherine de Médicis et l'espace, S. 53.

70 Vgl. *ibid.* Es gibt eine Fülle von Literatur zum Hof, die sich mit der Ordnung des Raumes beschäftigt; hier sei hingewiesen auf Mark HENGERER, Zur Konstellation der Körper höfischer Kommunikation, in: Johannes BURKHARDT, Christine WERKSTETTER (Hg.), Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München 2005, S. 519–546; Cordula NOLTE, Die Familie im Adel. Haushaltsstruktur und Wohnverhältnisse im Spätmittelalter, in: SPIESS (Hg.), Die Familie, S. 77–105. Grundlegend Norbert ELIAS, Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M. 2002.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Sie erklärte – in der Regel am Beispiel von Henri II oder François I<sup>er</sup> –, welche Angehörigen des Hofes beim Ankleiden des Königs anwesend sein sollten und beim Ablegen der Kleidung am Abend: »Au soir, le Roy se désabilloit en la présence de ceulx qui, au matin, entroient, qu'on portoit les habillemens«. Die Nähe bzw. Ferne zum König und die Regelungen, wer wann Zugang zu ihm hatte, erscheinen essentiell für seine Herrschaft. Die regelmäßige Anwesenheit des Königs, der für seine Untergebenen sichtbar sein musste (»vous monstret et contenter la noblesse«) und selbst ein Auge auf alle Geschehnisse am Hof haben sollte »pour veoir ce que il se fait et empescher les choses mauvaises«, wurde von der Königin besonders hervorgehoben<sup>71</sup>. Charles sollte einmal in der Woche eine Audienz geben, »qui est une chose qui contente infiniment voz subjetz«. Der Zugang zum König wurde jedoch zugleich zeitlich limitiert: »ayant demeuré demie heure ou une heure en public, vous retirer ou à vostre estude, ou en privé«. Die Begrenzung strukturierte die Hierarchien und innerhalb dieser sollte besonders die engste Verwandtschaft des Königs, seine Mutter, seine Kinder (sofern er welche hätte) und seine Geschwister betont werden. »Après vous retirer et venir chez moy ou chez la Royne [wenn Charles verheiratet wäre], affin que l'on congnoisse une façon de court«, wies Catherine ihren Sohn an – der Hof konstitutierte sich um das Zusammensein des Königs mit seiner Mutter oder seiner Ehefrau, was deren *maison* miteinschloss<sup>72</sup>. Mutter und Ehefrau erscheinen in dieser Konzeption Catherines fast austauschbar. Auch das Tor zum Schloss könne solche Hierarchisierungen zwischen der engeren Königsfamilie und dem restlichen Hof sichtbar machen, schrieb die Königin im Hinblick auf das Beispiel von François I<sup>er</sup>: »Les portiers ne laissoient entrer personne dans la court du chasteau, si ce n'estoient les enfans du Roy, et les frères et sœurs, en coche, è cheval et littière; les princes et princesses descendoient dessoubz la porte; les autres, hors la porte«. Auf diese Weise wurde der physische Raum symbolisch aufgeladen und ein kleiner Kreis von Geschwistern und Kindern des Königs herausgehoben, der mit der Königsherrschaft am engsten verbunden war.

Im Brief entstand so ein von der Königinmutter (und ihren Beratern) entworfenes Bild königlicher Herrschaft. Sie strukturierte Raum und Zeit des Königs und konzipierte seine Position am Hof und als Herrscher. Dies reichte bis zum Briefeschreiben selbst, um die Herrschaft über die Distanz aufrechtzu-

71 COSANDEY, *Les régences*, S. 355, sieht in der Betonung der Anwesenheit des Königs am Hof den Einfluss der höfischen Organisation der Medici auf die Königin: »[M]ontrer, faire voir et se faire voir est une préoccupation majeure de Catherine« (S. 354).

72 ZUM KOLK, *Catherine de Médicis et l'espace*, S. 54. COSANDEY, *Les régences*, S. 355, sieht in der Organisation des Hofes, wie sie Catherine vorsah, den Einfluss des florentinischen Hofes.

erhalten – eine Praxis, die Catherine selbst besonders gut beherrschte. Um die Liebe der Untertanen zu erlangen, sei es zentral, dass diese wüssten, dass der König sich um sie kümmere, egal ob sie nah oder fern seien. Die Königin beschrieb ausführlich, wie wichtig es sei, jeden Tag die eingehenden Briefe zu lesen und zu beantworten. Sie wies ihren Sohn an, wie und wann er welche Schreiben zu beantworten hatte, welche Korrespondenzen er den Sekretären überlassen könne und wann die Geheimhaltung es erforderte, ganz auf schriftliche Mitteilungen zu verzichten.

Der Brief geht noch konkreter auf den Umgang mit den Untertanen ein: Die Amtsträger sollten belohnt werden, wenn sie ihre Aufgaben gut erfüllten – Louis XII etwa habe als Erinnerungsstütze immer zwei Listen mit den zu vergebenden Ämtern und den Amtsträgern in der Tasche gehabt. Alle diese Maßnahmen würden »den Franzosen« gefallen (»chose qui plaist infiniment aux François«), schrieb Catherine de Médicis, die sich auf diese Weise als auswärtige Beobachterin positionierte – ein in ihren Briefen sonst nicht explizit eingenommener Standpunkt. Sie war bereits als Vierzehnjährige an den französischen Hof gekommen und verbrachte dort wiederum vierzehn Jahre, bevor sie selbst Königin wurde. Ihr Wissen beruhte also einerseits auf ihrer Erziehung in Florenz und Rom, andererseits auf Unterweisungen, die sie noch unter François I<sup>er</sup> erhalten hatte, und auf eigenen Beobachtungen<sup>73</sup>.

Der lange Brief an den Königssohn gleicht einem Fürstenspiegel (*miroir du prince/institution du prince*) – ein Genre, das in der französischen Monarchie gerade im 16. Jahrhundert und insbesondere in den 1560er Jahren zu Beginn von Charles' Herrschaft äußerst beliebt war. Fürstenspiegel als wichtige Tradition politischer Theorie seit dem Mittelalter konzipierten ein Ideal des christlichen Prinzen anhand von Exempla antiker und biblischer Figuren sowie großer Herrscher, denen ein Prinz nacheifern sollte. Im Zentrum standen christliche Tugenden wie Mäßigung, Gerechtigkeit und Gnade<sup>74</sup>. So verfasste der Hofdichter Ronsard 1562 ein an Charles IX gerichtetes Traktat »Institution pour l'adolescence du Roy très-chrétien Charles IX<sup>e</sup> de ce nom«, das die Tugenden auf-

73 COSANDEY, *Les régences*, S. 346.

74 BOITEL-SOURIAC, »Quand vertu vient de l'étude des bonnes lettres«, S. 34–36; Jürgen MIETHKE, Die Entwicklung politischer Theorie im Mittelalter, in: Oliver HIDALGO, Kai NONNENMACHER (Hg.), *Die sprachliche Formierung der politischen Moderne. Spätmittelalter und Renaissance in Italien*, Wiesbaden 2015, S. 35–57, hier S. 40–43; Hans-Otto MÜHLEISEN, Theo STAMMEN, *Politische Ethik und politische Erziehung. Fürstenspiegel der Frühen Neuzeit*, in: DIES., Michael PHILIPP (Hg.), *Fürstenspiegel der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1997, S. 9–21. Zu den Tugenden István P. BEJCYZ, Cary J. NEDERMAN (Hg.), *Princely Virtues in the Middle Ages. 1200–1500*, Turnhout 2007.

zählte, die der junge König lernen sollte<sup>75</sup>. Und auch innerhalb politischer Schriften über die Monarchie spielte die Erziehung des Monarchen eine zentrale Rolle: Claude de Seyssel, Rechtsgelehrter und Bischof, befasste sich beispielsweise im Rahmen seines 1519 erschienenen, François I<sup>er</sup> gewidmeten Traktats »La Grande Monarchie de France« mit den Dingen, die für die »conservation et augmentation de la Monarchie« notwendig seien. Er erklärte, dass das beste Mittel dafür ein guter Monarch sei: »Et pour ce que en cestuy estat monarchique le tout depend du monarque, semble qu'il n'y fault aultre remede pour corriger les abus, ne aultre moien pour faire entretenir la police, fors que le roy et monarque soit bon«<sup>76</sup>. Da man aber nicht davon ausgehen könne, dass ein Prinz alle Tugenden schon mitbrächte, sei er auf den guten Rat angewiesen. Für Seyssel, Verfechter einer gemäßigten Monarchie bzw. *monarchie mixte* mit einer zentralen Rolle des königlichen Rates, war Letzterer deshalb ein unabdingbarer Teil der Herrschaft. In Briefen nahm nun die Königinmutter diese in der politischen Theorie so wichtige beratende Funktion anstelle bzw. in Ergänzung des königlichen Rates ein, der über den sichtbaren Brief zugleich über diese Positionierung informiert wurde.

Während die Fürstenspiegel jedoch wenig praktisches Wissen für die Königsherrschaft bereithielten, lag der Fokus der Instruktionen der Königinmutter gerade auf den alltäglichen Praktiken des Herrschens. Catherine inszenierte ihre erzieherische Funktion nicht nur in Briefen, sondern auch auf Bildern. Die Zeichnungen des Hofmalers Antoine Caron, der sie Ende der 1560er Jahre als Artemisia darstellte, zeigten beispielsweise Catherine-Artemisia, wie sie die Unterweisung ihres Sohnes im Reiten und im Schwertkampf überwacht<sup>77</sup>. Die Bilder thematisierten damit wiederum eine andere, physisch ausgeübte Erziehung, die in den Briefen mit ihrem Fokus auf Praktiken wie das Verhalten am Hof, den Umgang mit Untertanen und (später) militärische Stra-

<sup>75</sup> Pierre DE RONSARD, *Institution pour l'adolescence du Roy très-chrétien Charles IX<sup>e</sup> de ce nom* (1562), in: DERS., *Œuvres complètes*, Bd. 2, S. 1006–1011. Die Königinmutter ließ bereits in den 1550er Jahren ein Exemplar von Erasmus' »*Institution d'ung prince crestien*« für ihre eigene Bibliothek anschaffen. HOOGVLIET, *Princely Culture*, S. 109; vgl. die Liste der Bücher von Catherine de Médicis in CONIHOUT, RACT-MADOUX, *À la recherche*, S. 43.

<sup>76</sup> Claude DE SEYSEL, *La monarchie de France*, hg. von Renzo RAGGHIANI, Paris 2012, S. 72.

<sup>77</sup> FFOLIOTT, *Catherine de' Medici*, S. 237f. Die Zeichnungen sollten als Vorlagen für Wandteppiche dienen, die nie ausgeführt wurden. Die Bildsprache war jedoch ein wichtiger Einfluss auf die bekannten Darstellungen von Marie de Médicis und Anne d'Autriche (ibid., S. 231). Vgl. die Katalogisierung bei HAUMEDER, *Antoine Caron*, S. 172.

tegien nicht thematisiert wurde<sup>78</sup>. Der Brief an Charles mit seinen zahlreichen, konkret an einen König gerichteten Ratschlägen ist so – wie auch die anderen Schreiben an die Königssöhne – innerhalb eines politischen Diskurses über Prinzenziehung einzuordnen, der nicht durch die Lehrer des Königs, sondern durch seine Mutter verfasst wurde. Die Figur der Königinmutter zeigte sich in dieser Schreibpraxis.

Wichtig ist dabei die Beobachtung, dass als Vorbild und Argument für die Ratschläge grundlegend der Rekurs auf männliche, patrilineare Vorfahren diente, die sonst in den Briefen kaum eine Rolle spielte. Einzig in diesem konkreten Kontext der Sukzession, der erreichten Volljährigkeit des Thronfolgers, erstellte die Königinmutter eine Genealogie der Könige, an denen sich ihr Sohn zu orientieren habe. Diese reichte von den »Rois Messeigneurs vos père et grand-père«, die immer wieder erwähnt wurden, bis zum »Ahn« Louis XII (»vostre aieul«). Die Verbindung, die dabei hergestellt wurde, bestand nur zwischen Charles und seinen Vorfahren, indem diese stets als »votre« qualifiziert wurden (anstatt als Ehemann/Schwiegervater von Catherine). Die Königinmutter wies jedoch immer wieder darauf hin, dass ihre eigenen Handlungsanweisungen und ihr Wissen auf den erprobten Praktiken dieser Ahnen basierten (»comme on avoit accoustumé au Roys vos père et grand-père«) und gerade auf diese Weise Charles' Herrschaft sichern sollten. Zugleich vermittelte sie dem Sohn dadurch ein Wissen über seine Herkunft in Form einer Abstammung<sup>79</sup>. Catherine selbst betonte dabei mehrfach ihre eigene Augen- und Ohrenzeugenschaft (»j'ay ouy dire au Roy vostre grand-père«; »je l'ay vu tenir aux Roys vostre père et grand-père«), um ihren Standort als erfahrene Vorfahrin und ihre Glaubwürdigkeit herauszustellen. Dadurch wurde sie zu einer zentralen Vermittlerin zwischen den Generationen, die auf diese Weise die herrschaftliche Kontinuität sichern konnte – eine wesentliche Aufgabe der mütterlichen Regentin<sup>80</sup>. Zugleich stellte sich Catherine als Verfasserin am Ende des Briefes in einem eigenhändigen Zusatz selbst in eine Kontinuitätslinie, indem sie darauf hinwies, das Schreiben durch einen Sekretär (anstelle eines Autografs) sei »comment voz prédécesseurs faisoient«. Trotz der hier im Kontext der Sukzession eingenommenen Position als Vermittlerin und »Nicht-Französin« – und

78 Ebenfalls keine Rolle in den Briefen spielte die Unterweisung in Mathematik, Geschichte und Musik, die jedoch Bestandteil einer Prinzenziehung war. Vgl. MEYER, *L'éducation*, S. 109–114.

79 In Catherines Bibliothek befand sich mit Jean du Tillet's »Genealogie et mariages des rois de France« ein Werk, das Wissen über die Abstammung der Valois bot. CONIHOUT, RACT-MADOUX, *À la recherche*, S. 46.

80 Vgl. COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 7, die Regentinnen als »celles dont le rôle est précisément de garantir la continuité dynastique« beschreibt.

#### 4. Nähren und Weitergeben

damit außerhalb der Patriline – knüpfte also die Königinmutter selbst in ihrer Praktik der Unterweisung ihres Sohnes an männliche Vorbilder eben dieser königlichen Patriline an und stellte sich in diese Tradition. Sie war auf diese Weise nicht nur Vermittlerin, sondern als Mutter eine aktive Ratgeberin innerhalb der Patriline, nahm selbst die Position eines Königs ein und formte zugleich den jungen König. Der Brief mit seiner Sichtbarkeit im königlichen Rat und am Hof demonstrierte dies öffentlich.

Während sich Catherine de Médicis in eine Reihe mit den französischen Königen stellte und an das politische Schriftgut der Fürstenspiegel anknüpfte, ist die Transmission von Herrschaftswissen im Brief nicht zuletzt auch in der eingangs angesprochenen Tradition der Erziehung durch Mütter zu verorten, die ein regelrechtes literarisches Genre begründete. So verfasste Christine de Pizan nach dem Tod des Vaters für ihren Sohn eine Sammlung moralischer Rat schläge, die »Enseignemens moraux«, von denen zwei Exemplare im Besitz der Königin Ysabeau de Bavière waren, und Anne de France schrieb »Enseignements« für ihre Tochter Suzanne<sup>81</sup>. Solche Schriften waren wie die von Männern verfassten Fürstenspiegel und der Brief der Königinmutter Catherine nie intime Dokumente, sondern erreichten stets ein größeres Publikum am Hof. Die Erziehung des Sohnes durch die Mutter konnte dabei immer auch das christliche Bild der Maria als Quelle von Weisheit für das Jesuskind in Erinnerung rufen<sup>82</sup> – eine unterweisende Königinmutter konnte so auch als Abbild der Muttergottes betrachtet werden oder lehnte sich implizit an dieses Vorbild an. Diese Demonstration der Position der Königinmutter als Ratgeberin war immer eng mit ihrer eigenen Legitimation verbunden. Während die *princes du sang* als Verwandte des Königs seit dem 14. Jahrhundert auf ihre Funktion als Beratergremium pochten<sup>83</sup>, profitierte die Königinmutter von der ihr zugeschriebenen Uneigennützigkeit und ihrem Ausschluss von der Sukzession. Gerade die patrilineare Sukzessionsordnung ließ die *princes du sang* als Kon-

81 Zu Pizan Ellen THORINGTON, Le »lait de sagesse«. Les enseignemens moraux de Christine de Pizan comme legs civique, in: ORTEGA, FILAIRE-RAMOS (Hg.), Le legs des pères, S. 45–63, hier S. 45, 49. Vgl. zur Transmission von Herrschaftswissen unter Frauen VIENNOT, La transmission; MIDDLEBROOK, »Tout mon office«, zur Linie von Anne de Beaujeu, Louise de Savoie und Marguerite de Navarre; für Jeanne d'Albret und Henri de Navarre einen Brief von 1572, in: Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret, S. 343.

82 THORINGTON, Le »lait de sagesse«, S. 50, 60. Auch Marias Mutter Anna war wieder ein mögliches Vorbild; sie wurde ikonografisch häufig beim Unterrichten der Muttergottes gezeigt. SHEINGORN, »The Wise Mother«, S. 106; André VAUCHEZ, Les saintes comme mères dans l'hagiographie occidentale (x<sup>e</sup>–xv<sup>e</sup> siècle), in: Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII (2009), S. 199–213, hier S. 212f.; BUCHHESTER, Die Familie, S. 53.

83 GUENÉE, Le roi, S. 309f.

kurrenten erscheinen, während die Königinmutter ihre exklusive Nähe zum Sohn beständig demonstrieren konnte und musste – nicht zuletzt durch die Verortung als seine Ratgeberin in Briefen. Der Entwurf der Mutter-Beraterin in Verbindung mit dem Sohn steht somit in Konkurrenz zu Konzeptionen der Monarchie, in der der König mit seinen Beratern herrschte. Diese wurden auch von absolutistischen Theoretikern abgelehnt. Catherine in Briefen praktizierte Version ist jedoch nicht mit einer Engführung der Herrschaft in die alleinige Person des Königs zu verwechseln.

Charles IX schien die Position seiner Mutter als Ratgeberin zu akzeptieren. Seine Schwester Marguerite betonte in ihren Memoiren den Gehorsam des Königs gegenüber Catherine: »Le roi Charles, qui était très prudent, et qui avait été toujours très obéissant à la reine ma mère«<sup>84</sup>. Charles selbst bestätigte in einem Schreiben an seine Mutter, das wohl aus der Zeit der Regentschaft Catherine stammt, ihre Autorität. Zentral dafür sei ihre Liebe. Er sei sich ihrer Zuneigung zu ihm und zum Königreich so sicher, dass sie nach ihrem eigenen Gutdünken verfahren könne:

Je m'assure si fort, madame, de votre affection, tant pour mon particulier que pour tout le bien de mon royaume, que je me contenteray, s'il vous plaist, de vous supplier d'en user comme vous avez accoustumé, et de ne lesser perdre une seule occasion d'accomoder les choses ainsi que je sçay que vous les désirez<sup>85</sup>.

Wir haben bereits gesehen, welch zentralen Stellenwert die Liebe für das Schaffen von Nähe und leiblichen Verbindungen zwischen Verwandten hatte, wie auch die Mutterliebe als zentrales Argument der Rechtsgelehrten wirkte, die sich für die mütterliche Regentschaft aussprachen und dabei auf das Naturrecht verwiesen<sup>86</sup>. Liebe wirkte in zwei Richtungen: Einerseits stellte sie die Bewahrung der Interessen des minderjährigen Königs sicher (denn eine Mutter sei per se uneigennützig), andererseits bildete sie die Grundlage der mütterlichen Autorität selbst. Cosandey hat auf das Paradox hingewiesen, dass die mütterliche Regentin ihre Autorität vom Objekt ebendieser Autorität bekomme: »[L]a reine a autorité sur la source même de son autorité«<sup>87</sup>. Diese enge Verbindung zwischen Mutter und Sohn wurde auch in den folgenden Jahren nach Beginn

<sup>84</sup> Marguerite de Valois, *Mémoires et discours*, S. 72.

<sup>85</sup> Charles IX an Catherine, [o. D.], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 832. Vgl. die Kopie in BNF Ms., Fr. 6609, fol. 17r.

<sup>86</sup> Vgl. Kap. 1.2.3.

<sup>87</sup> COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 9. Auch DEUTSCHLÄNDER, *Dienen lernen*, S. 138, beschreibt am Beispiel der Erziehung durch Margarethe von Anhalt die Bedeutung der Liebe als verbindendes Element, ohne jedoch auf einen rechtlichen Kontext einzugehen.

#### 4. Nähren und Weitergeben

von Charles' Volljährigkeit praktiziert, und Briefe spielten dabei wiederum eine zentrale Rolle.

##### 4.2.2 Eine symbiotische Beziehung. Mutter und Sohn als Paar

Catherine und Charles waren die meiste Zeit zusammen an einem Ort, was auch die wenigen überlieferten Korrespondenzen der beiden erklärt<sup>88</sup>. Das Zusammenspiel und die physische Nähe waren schon in der Sitzordnung anlässlich des *lit de justice* zur Volljährigkeit deutlich gemacht worden, indem die Königin zur rechten Seite des Königs saß – ein Privileg, das im französischen Feudalrecht dem ältesten Sohn und Erben zukam und in der Monarchie dem Thronfolger zugestanden wurde<sup>89</sup>. In einem Brief an ihre älteste Tochter Élisabeth schrieb die Königinmutter explizit: »[Y] ne m'est possible d'abandonner le Roy vostre frère«. Charles wiederum schrieb an seine Schwester, sie werde seine Neuigkeiten von der Mutter erfahren<sup>90</sup>. Da Élisabeth vermutlich Philipp II. die Briefe zeigte, war auch der spanische König Zeuge der praktizierten Mutter-Sohn-Verbindung. Am Hof zeigte sich diese Nähe durch die Präsenz der Klienten von Catherine de Médicis wie Albert de Gondi, während Charles IX keine eigene feste Gruppe von Favoriten um sich scharte<sup>91</sup>.

Ich habe bereits im Zusammenhang mit den physischen Verbindungen zwischen Mutter und Kindern auf die besondere körperliche Verbundenheit von Maria und Jesus als möglichen Bezug verwiesen. Die Einheit von Maria und Jesus glich der christlichen Vorstellung von Eheleuten als einem Fleisch; Maria rückte so in die Position der Mutter und der Ehefrau zugleich<sup>92</sup>. Die Verbindung zwischen Königinmutter und Sohn erscheint ebenso symbiotisch; sie erinnern an ein Paar, nur dass die Ehefrau durch die Mutter ersetzt wurde. Cosandey hat die Symbiose der Körper von König und Königin durch die

<sup>88</sup> Auch Anne de Beaujeu hatte ihre Regentschaft u. a. dadurch gesichert, dass sie sich ständig in der Nähe des Königs aufgehalten hatte. Vgl. COSANDEY, *La reine*, S. 299. Nähe ist aus der Perspektive der Hofforschung zentral für den Einfluss von Favoriten auf den König, siehe dazu POTTER, *Politics*, S. 13.

<sup>89</sup> MCCARTNEY, *The King's Mother*, S. 139.

<sup>90</sup> Catherine an Élisabeth, [4.3.1561], in: LCM, Bd. 1, S. 589; Charles IX an Élisabeth, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 792f.

<sup>91</sup> LE ROUX, *La faveur*, S. 63–68.

<sup>92</sup> ATKINSON, *The Oldest Vocation*, S. 110, verortet diese Vorstellung im Mittelalter; SABEAN, *Descent*, S. 149, zeigt die fortdauernde Präsenz in der Frühen Neuzeit.

christliche Ehe hervorgehoben<sup>93</sup>. Die Königinmutter ging ebenfalls eine Symbiose mit dem König ein, die die Beziehung zum ältesten Sohn besonders auszeichnete. Dies blieb die Schlüsselbeziehung für ihre eigene Legitimation. Wie König und Königin eine Person wurden, wurden auch König und Königinmutter eine Person, »un couple royal si uni filialement qu'ils n'offrent qu'un seul visage«<sup>94</sup>.

Diese Symbiose wurde auf verschiedenen Ebenen demonstriert. Auf dem Gemälde, das die Königinmutter und einige ihrer Kinder zeigt, hält sie die Hand des ältesten Sohnes und legt eine Hand auf seine Schulter<sup>95</sup>. Das Halten der Hand drückte Führung und Autorität der Mutter aus. In den ersten Jahren nach Charles' Volljährigkeit waren Mutter und Sohn beständig zusammen. Vor allem während des *grand voyage* in den Jahren 1564 bis 1566, den Catherine unternahm, um ihrem Sohn sein Königreich zu zeigen, verband sich die Vermittlung von Herrschaftswissen mit der räumlichen Nähe zwischen den beiden. Ein halbes Jahr nach der Erklärung seiner Volljährigkeit sollte die Reise durch das Land die Verbindung zwischen dem König und seinen Untertanen stärken, während Charles sich zugleich mithilfe seiner Mutter praktisches Wissen aneignen sollte<sup>96</sup>. Die Verbindung zum König betonte Catherine auch in ihren Bezügen auf ihn in den Briefen an ihre anderen Kinder, in denen sie ihn stets als *le roy mon fils* oder *le roy mon fils propre* benannte.

Die Positionierung der Mutter als quasi-Ehefrau deutete bereits die Rede des Kanzlers Michel de L'Hospital zum Herrschaftsantritt von Charles IX und der Übernahme der Regentschaft von Catherine de Médicis auf der Versammlung der Generalstände in Orléans 1560 an: »[I]l n'y a maison privée ou les freres soient si bien unis, accordans et obeissans a leurs peres, comme sont lesdits princes et seigneurs [*princes du sang* und weitere *grands*] avec le roy leur seigneur et entr'eux, n'ayans autre chose devant les yeux que de bien et fidelement servir ledit seigneur luy obeyr et a la roine sa mere«<sup>97</sup>.

93 COSANDEY, *La reine*, S. 142; DIES., *Puissance maternelle*, S. 6. Zur Symbiose SHADIS, *Berenguela of Castile's Political Motherhood*, S. 339.

94 COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 397. Zu Anne de Beaujeu und Louise de Savoie auch DAVID-CHAPY, *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 707: »[C]'est presque l'idée d'une Royauté en deux personnes qui émerge car la régente se veut au cœur de l'État, en totale fusion avec le prince«.

95 Siehe Abb. 2 in Kap. 2.4.5.

96 Zum *grand voyage* ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 80; Jean BOUTIER, Alain DEWERPE, Daniel NORDMAN, *Un tour de France royal. Le voyage de Charles IX (1564–1566)*, Paris 1984.

97 L'HOSPITAL, *Discours*, S. 71.

#### 4. Nähren und Weitergeben

L'Hospital setzte hier den König mit dem Vater gleich – ein übliches Element der zeitgenössischen politischen Theorie, das sich unter anderem prominent bei Jean Bodin fand –; interessant ist jedoch, dass die Königinmutter im gleichen Atemzug genannt wird. Sie ist zugleich die Mutter des Königs, wie auch Mutter seiner Kinder – mithin quasi seine Ehefrau, Teil elterlicher Autorität. Die Mutter konnte also dem König gegenüber zugleich Ehefrau werden, war somit selbst Königin. Dies unterschied sie fundamental von der Position einer Favoritin oder Ministerin. Und die Idee war nicht ganz neu: Bereits Louise de Savoie und François I<sup>er</sup> wie auch die Regentin Anne de Beaujeu und ihr Bruder Charles VIII hatten sich als königliches Paar verstanden<sup>98</sup>.

Im Fall Catherine de Médicis inszenierten nicht nur Rechtsgelehrte wie L'Hospital und zahlreiche Zeremonien Mutter und Sohn als königliches Paar; auch die Briefe selbst dienten als Zeugnisse einer solchen Nähe und formulierten so in der Praxis eine Konzeption von Königsherrschaft, in der die Königinmutter untrennbar mit dem König verbunden war. Die nächsten überlieferten Briefe von Catherine an Charles IX stammen aus dem Jahr 1569, der Zeit des dritten Religionskrieges (1568–1570)<sup>99</sup>. Während dieser Zeit war die Königinmutter offenbar zum ersten Mal für längere Zeit von ihrem Sohn getrennt. Charles war zu diesem Zeitpunkt 19 Jahre alt und seine Mutter war nach wie vor seine wichtigste Ratgeberin. Ihre Briefe sind weiterhin mit praktischem Wissen und Handlungsanweisungen gefüllt, Medien einer Praxis des Nährens. Dennoch scheint die Position der Königinmutter sich geändert zu haben, so dass die Zusammenarbeit mit ihrem Sohn mehr in den Vordergrund trat. Charles' zunehmende Selbstständigkeit zeigt sich auch in seinen eigenen Briefen an den Gesandten am spanischen Hof Fourquevaux, in denen die zuvor immer enthaltene *contresignature* 1569 zunehmend wegfiel<sup>100</sup>.

Im Zentrum von Catherines Briefen stehen militärische Informationen und Anweisungen, die einerseits aus pragmatischen Gründen für die Beteiligten notwendig waren und andererseits für das Verhandeln sozialer Beziehungen des französischen Adels im 16. Jahrhundert – und für Königinmutter und König, wie wir hier sehen – eine wichtige Rolle spielten<sup>101</sup>. Der Austausch von Informationen ist dabei nicht als einseitiger Vorgang zu verstehen, sondern war

<sup>98</sup> DAVID-CHAPY, *Le gouvernement*, S. 18; DIES., *Anne de France, Louise de Savoie*, S. 231–255.

<sup>99</sup> Zum dritten Religionskrieg (1568–1570) siehe die Überblickskarte bei HOLT, *The French Wars of Religion*, S. 71.

<sup>100</sup> *Lettres de Charles IX*.

<sup>101</sup> NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 92.

zugleich immer mit einem Wahrheitsanspruch verbunden<sup>102</sup>. Militärische Informationen und Strategien erscheinen uns zunächst eher als männlich konnotiert; zumindest gehörten sie nicht zu den traditionell mit der Königin assoziierten Themen wie Frieden und häusliche Organisation<sup>103</sup>. Tatsächlich waren sie jedoch weniger geschlechtlich markiert, als man annehmen könnte, und nehmen in der Korrespondenz Catherines einen großen Raum ein. Es zeigt sich, dass eine Königinmutter und Witwe in ihrer Ratgeberposition unabhängiger von geschlechtsspezifisch konnotierten Vorstellungen agieren konnte als eine verheiratete Königin.

Catherine de Médicis befand sich im Sommer 1569 mit einem kleineren Gefolge bei einem Teil der königlichen Truppen, während der Hof bei Charles IX geblieben war; ähnlich hatte ihr Ehemann Henri II es früher gehandhabt<sup>104</sup>. Ihre Briefe aus dieser Zeit offenbaren das strategische Wissen und die militärischen Kompetenzen der Königinmutter, die den Überblick über die Truppenbewegungen der Katholiken und Protestanten hatte und beständig von allen Seiten informiert wurde. Aus der Zeit vom 3. bis zum 20. Juni 1569 sind neun Briefe überliefert, die größtenteils in Limoges verfasst wurden; die Königin schrieb ihrem Sohn in diesem Zeitraum fast jeden Tag und hielt ihn beständig auf dem Laufenden («Je vous avertiré de jour en jour de cet qui aviendra»<sup>105</sup>). Es handelte sich bei den Briefen also um eine Form von kontinuierlicher »politischer Tageskorrespondenz«<sup>106</sup>, die teilweise mehrmals am Tag ergänzt wurde, bevor sie einem Boten mitgegeben wurde: »[J]’ay retenu ce courrier jusques au lendemain après disner, affin de pouvoir vous escrire ce qui avoit esté fait ceste nuit«<sup>107</sup>. Die Korrespondenzen enthielten Informationen darüber, wo sich die eigenen Truppen befanden, wie viel Munition zur Verfügung stand und welche militärischen Operationen geplant waren («Demayn nos deux armaye cet [se] joundront ensemble à Sainte-Beuvyt, et le lendemain nous voyrons

<sup>102</sup> »[T]out cet que je vous mende ayst vray«, Catherine an Charles IX, 13.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 246. Zu Informationen vgl. MORSEL, »Brief« und »schrift«, S. 308f., der den Zusammenhang von Informationsaustausch und Macht betont.

<sup>103</sup> Zu den Themen der Königin COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 6.

<sup>104</sup> ZUM KOLK, *Catherine de Médicis et l’espace*, S. 57.

<sup>105</sup> Catherine an Charles IX, 11.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 244.

<sup>106</sup> HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 314.

<sup>107</sup> Catherine an Charles IX, 9.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 243. Es war üblich, dass ein oder zwei Sekretäre den König während eines Feldzugs begleiteten. Vgl. MICHAUD, *La grande chancellerie*, S. 232. Der Königinmutter standen ebenfalls ständig Sekretäre zur Verfügung.

tout en bataille<sup>108</sup>), welche Gefangenen man gemacht hatte<sup>109</sup> und wo sich die gegnerische Armee aufhielt: »La royne de Navarre marche aveques l'amiral et sont anuit arrivés à Chaleu et ayle vient coucher à Rochefort troys lieux d'isi«<sup>110</sup>. Zugleich waren diese Informationen beständig mit konkreten Handlungsanweisungen der Königinmutter an Charles IX verbunden, die von ihrem strategischen Wissen zeugen und es zugleich an ihren Sohn weitergaben, der lernen sollte, wie ein König einen Krieg zu führen hatte. Er solle La Charité und Sancerre einnehmen lassen und Boten schicken, so Catherine, und es wäre gut, einen mutmaßlichen Spion gefangen zu nehmen und nach Paris zu schicken, so dass man vieles von ihm erfahren könne<sup>111</sup>. Oft wurden solche Handlungsanweisungen in eigenhändigen Postskripten bekräftigt, erhielten also einen hervorgehobenen Ort im Brief. Neben diesen militärischen Vorgaben richtete Catherine ihre Sorge in einem Schreiben vom 20. Juni 1569 explizit auf Charles' Herrschaftsposition und das Verhalten eines Königs, der sich auch als solcher behaupten sollte: »Si le duc de Nagère vient, fayste luy conoystre que n'estes un enfant et luy faystes bonne chère avec la magesté et grace d'un roy de vint ans, car vous y estes«<sup>112</sup>, schrieb Catherine; Charles sei schließlich ein König von 20 Jahren und damit kein Kind mehr, dies sollte er auch zeigen. Die Vermittlung von Herrschaftswissen im Brief zielte immer auch auf die Positionierung des Sohnes als König – in diesem Fall gegenüber einem Gesandten des spanischen Königs, der Druck ausübte, den Hugenotten gegenüber hart durchzugreifen.

Die so deutliche Anweisung der Mutter kontrastierte jedoch mit Rechtfertigungen ihrer eigenen Position, die in den Briefen von 1569 immer mehr in den Vordergrund traten. Am 12. Juni hielt Catherine de Médicis es offenbar für

<sup>108</sup> Catherine an Charles IX, 3.6.1569, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 255.

<sup>109</sup> »Chombert que j'é nourri page a prins un prisonier qui est celuy qui nous ha dist tout cet que je vous ayscrips, qui a nom Mayson et Normant, et parant d'un qui estoit à feu Monsieur de Guise, et porte dus [deux] escherpe, une noyre et une joune [jaune], pour se qu'il aysté à cete faction«, Catherine an Charles IX, 13.6.1569, *ibid.*, Bd. 3, S. 247.

<sup>110</sup> Catherine an Charles IX, 9.6.1569, *ibid.*, S. 243. Jeanne d'Albret war nach dem Tod ihres katholischen Mannes zu einer führenden Figur der protestantischen Gruppierungen geworden.

<sup>111</sup> *Ibid.* Ähnliche Anweisungen finden sich zahlreich in allen Briefen vom Juni 1569; Catherine an Charles IX, 12.6.1569, *ibid.*, S. 246: »Faytes le prendre et envoyé le à Paris et an mayn seure et l'on saré de luy beaucoup de chauses que vous pouront cervyr à mon aupinion«.

<sup>112</sup> Catherine an Charles IX, 20.6.1569, *ibid.*, S. 254. Die neue Positionierung von Charles IX äußerte sich auch darin, dass er seit Februar 1569 teilweise Gesandte ohne seine Mutter empfing. Vgl. Susan DORAN, Elizabeth I and Catherine de' Medici, in: Glenn RICHARDSON (Hg.), »The Contending Kingdoms«. France and England, 1420–1700, Aldershot 2008, S. 117–132, hier S. 118.

notwendig, ihr Handeln in einem langen Brief grundsätzlich zu rechtfertigen und Charles daran zu erinnern, dass sie schließlich seine Mutter sei<sup>113</sup>. Die Rückschläge, die die königliche Armee zu verzeichnen hatte, seien nicht der Fehler seines Bruders Henri und auch nicht der ihre, schrieb die Königinmutter. Dass sie nicht für Fehlschläge verantwortlich sei, war durch die Korrespondenz auf die Distanz schwer zu vermitteln. Die räumliche Entfernung zwischen Mutter und Sohn wurde zum Problem, so dass Catherine sich wünschte, Charles könne mit eigenen Augen sehen, welche Anstrengungen seine Leute für ihn auf sich nähmen<sup>114</sup>. Diese Anerkennung wünschte sich die Königinmutter jedoch nicht nur für die Leute des Königs, sondern auch für sich selbst:

Je say bien que vous dirés qu'i [qu'il] ne tient à vous que ne lé voyés, et que cet je regardès que à conplayre à vostre volonté pour avoyr vostre bonne grase, à quelque pris [prix] que cet feut, que le vous consellerès, mès yl fault que pansiés que je vous suis mère et que je regarde à cet qui peult avenir et que ryen ne vous peult aulter [ôter] set beau royaume que Dieu vous ha donné tent que demeurés en vie, quelque forteune qui aviegne.

Sie wisse, dass Charles annehmen würde, dass sie ihre Ratschläge nur erteile, um ihm zu gefallen und in seiner Gunst zu sein, aber er müsse bedenken, dass sie seine Mutter sei und deshalb darauf schaue, was passieren könne und dass man ihm sein Königreich nicht nehmen würde. Hier wurde die Herrschaftsposition der Königinmutter als Ratgeberin prekär, und zwar in einem Moment der Krise der Königsherrschaft, als ihre Anweisungen, so schien es zumindest Catherine, vom Sohn nicht mehr akzeptiert wurden. Eine Infragestellung der die Briefe unterzeichnenden »bonne et affectionnée mère« und der Mutter-Sohn-Symbiose war gleichzusetzen mit einer Gefährdung von Catherines Herrschaftsposition<sup>115</sup>. Die Äußerung »je vous suis mère« zielte deshalb darauf ab, die Position der Mutter als derjenigen, die die Interessen ihres Sohnes und nicht die eigenen im Sinn haben sollte, zu behaupten. Deutlich wird dabei, dass die Mutter-Sohn-Beziehung im Brief reproduziert werden musste und nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden konnte. Eine spezifische Konnotation der *mère* wird im Folgenden noch deutlicher:

113 Catherine an Charles IX, 12.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 245f. Die folgenden Zitate stammen aus diesem Brief.

114 Den Wunsch nach einer persönlichen Begegnung formulierte Catherine einen Tag später: »[J]e ne veulx léser passer une ceule aucasion que ne vous fase sovenir de moy et ne vous tiegne averti de tout cet que c'est fayst et pasé en cete vostre armaye, enn'atendant que je aye le chemin auvert pour povoir retourner vous trover, cet que je désire infiniment«, Catherine an Charles IX, 13.6.1569, *ibid.*, S. 246.

115 CRAWFORD, Catherine de Médicis, S. 669.

#### 4. Nähren und Weitergeben

[V]ous conestré un jour tou le monde et voyrés que je vous suis mère et non maratre. Je ne vous le dis pas pour doucter que ne me conoyssiés tieule [telle], car je m'aseure et de l'amour et aubéissance que m'avés tousjour portaye, mès c'et pour vous refréchrir la meymoire que cet que je vous conseil [conseille] et foy's c'et pour vostre conservation et de vostre royaume qui est vostre honneur, come le conoystrés à la fin de tout cesi et que je n'ay ni aultre but, ni fin que sela et la prise de la Chérité ayst de très grande importance.

Hier stellte Catherine die Mutter der *marâtre* gegenüber: die Stiefmutter, die nicht-leibliche Mutter der Kinder; ein Begriff, der zudem die negative Konnotation einer Rabenmutter bzw. einer unvollständigen Mutter hatte<sup>116</sup>. Durch die Gegenüberstellung im Brief und das Aufrufen der Liebe wurde zugleich die leibliche Bindung der Königinmutter zum Sohn reproduziert, die damit Legitimität und Autorität beanspruchte. Obwohl sie sich seiner Liebe und seines Gehorsams sicher sei, betonte Catherine, dass ihre Ratschläge und ihr Handeln sich nur auf die Bewahrung von Charles IX und seines Königreiches richteten (und somit auch auf seine Ehre). Die enge Verknüpfung der Person des Königs mit seinem Herrschaftsgebiet war schon in Charles' Bestätigung der Autorität seiner Mutter hervorgehoben worden (»tant pour mon particulier que pour tout le bien de mon royaume«). Sie ist im Kontext mütterlicher Regentschaft lesbar, in der Vormundschaft und Administration des Königreiches zusammenfallen: Die Person des Königs und seine Herrschaft waren untrennbar, genauso wie dementsprechend Königinmuttersein Autorität über beides umfasste. In einem Postskriptum verließ die Königinmutter der Symbiose und leiblichen Verbindung noch Nachdruck, indem sie Charles aufforderte, sich in der Abschiedsformel nicht mehr mit der Klientenbezeichnung *serviteur* zu benennen – die unausgesprochene Alternative dazu war die Positionierung als Sohn.

#### 4.2.3 Catherine, Charles und Henri. Prekäre Positionen und ein Familienoberhaupt

Die teils prekäre Position der Königinmutter hing nicht zuletzt damit zusammen, dass sie sich 1569 nicht nur Charles gegenüber verhalten musste, sondern

<sup>116</sup> NICOT, Le Thresor, übersetzt *marastre* als *noverca*, *matrastra* (Stiefmutter). Zum negativen Stereotyp der Stiefmutter, die nicht fähig ist, ihre Stiefkinder zu lieben, ISABELLE CHABOT, Matrigne. Le altre madri dei Fiorentini (secc. XIV–XV), in: ELISABETTA INSAVATO u. a. (Hg.), Tra archivi e storia. Scritti dedicati ad Alessandra Contini Bonacossi, Bd. I, Florenz 2018, S. 65–89. Chabot erklärt die semantische Herabsetzung: »[S]i carica di una valenza morale negativa con la terminazione -aster, -astra che fa della seconda moglie di un padre vedovo una donna che ›non ha le caratteristiche‹ della madre. Una madre sminuita, quindi« (S. 65).

auch gegenüber ihrem jüngeren Sohn. Henri d'Anjou, der nur 15 Monate jünger war als Charles, war 1567 zum Generalleutnant des Königs ernannt worden und auf diese Weise sichtbar in die Regierung integriert<sup>117</sup>. Im März 1569 hatte die königliche Armee bei Jarnac gesiegt, im Oktober 1569 erfolgte dann ein weiterer Sieg über die protestantischen Truppen bei Montcontour. Auch wenn vor allem der Marschall von Tavannes verantwortlich für die militärischen Erfolge zeichnete, machte sich Henri d'Anjou 1569 zunehmend einen Namen als militärischer Führer, was ihn bei den ultrakatholischen Akteuren als vielversprechende Figur erscheinen ließ<sup>118</sup>. Nach dem Sieg von Jarnac wurde die Rivalität der Brüder anscheinend am Hof offensichtlich, wo Henri (zum Missfallen seines Bruders) eine zentrale Position einnahm und im Gegensatz zu Charles schon in jungen Jahren eine feste Entourage um sich scharte. Zudem wurde Henri von den Zeitgenossen als Favorit (*mignon*) seiner Mutter beschrieben, aus deren Getreuen sich auch der Rat des Prinzen zusammensetzte<sup>119</sup>. Die exklusive Mutter-Sohn-Symbiose mit Charles IX und die damit verbundene Autorität Catherines waren somit in Gefahr. Die Vermittlung zwischen den beiden Söhnen, das Austarieren der Beziehungen untereinander und zur Mutter schlägt sich in den Briefen nieder.

Die Briefe von Catherine de Médicis an Charles IX deuten die Konkurrenz der Brüder an. Hier beteuerte die Königinmutter, dass Henri nur im Sinne seines Bruders handle, »n'ayent aultre chause en la teste et au cœur que de vous satisfayre et fayr chause qui vous souit agréable«<sup>120</sup>. Mit Kopf und Herz sollten dem Bruder gleich beide zentralen Körperteile der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen politischen Körpermetaphorik gehören, Sitze von Seele, Vorstellungskraft, Liebe und Emotionen, so konzeptionierte es Catherine in Briefen<sup>121</sup>. Auffällig ist, dass Henri in Briefen an Charles als »vostre frère« stets in Beziehung zum König gesetzt wurde, während Catherine eine eigene Verbindung mit

117 Der Titel *lieutenant du roi* bezeichnete die Person, die in Abwesenheit des Königs das Königreich regierte. DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 27.

118 HOLT, The French Wars of Religion, S. 69; JOUANNA, La France, S. 456.

119 LE ROUX, La faveur, S. 89, 128. Die Rivalität äußerte sich z. B. darin, dass der König 1569 seinem Bruder androhte, ihm seinen Vertrauten und Präzeptor Carnavalet zu entziehen. Vgl. *ibid.*, S. 106. Marguerite greift den Diskurs von Henri als Lieblingssohn der Mutter in ihren Memoiren auf und datiert seine Erhebung in die Favoritenposition (auf ihre Kosten) ebenfalls auf das Jahr 1569: »Depuis ce jour-là, elle [Catherine] alla toujours me diminuant sa faveur, faisant de son fils son idole, le voulant contenter en cela et en tout ce qu'il désirait d'elle«, Marguerite de Valois, Mémoires et discours, S. 61.

120 Catherine an Charles IX, 18.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 253.

121 Grundlegend LE GOFF, Head or Heart?; vgl. Takashi SHOGIMEN, »Head or Heart?« Revisited. Physiology and Political Thought in the Thirteenth and Fourteenth Centuries, in: History of Political Thought 28/2 (2007), S. 208–229.

dem jüngeren Sohn in den Bezeichnungen vermied, so dass die brüderliche Verbindung gestärkt und zugleich der Verdacht, sie könne Henri bevorzugen, entkräftet wurde. Hier zeigt sich die politische Bedeutung scheinbar rein formaler Kleinigkeiten im Brief. Stattdessen betonte die Königinmutter wieder einmal ihre Uneigennützigkeit; Henri sei ein Werkzeug zur Bewahrung der Herrschaft von Charles und es gehe ihr um die brüderliche Liebe: »[C]elle qui ne désire rien tant que vous voir ours [hors] de tant de calamités et vous voyr continuer l'amour que tous deus vous portés«<sup>122</sup>. Diese Liebe – nicht nur zwischen Mutter und Sohn, sondern auch zwischen den Brüdern – war die Voraussetzung für das erfolgreiche Teilen von Informationen in Briefen, das während des Krieges so notwendig war. Catherine de Médicis nahm dabei eine Vermittlerposition zwischen den Brüdern ein und gab Informationen, die sie von Henri erhalten hatte, an den König weiter<sup>123</sup>. In diesem Zusammenhang managte sie auch den Austausch von Gaben zwischen den Brüdern, die in bestimmten Situationen zu einem zentralen Medium verwandtschaftlicher Beziehungen werden konnten. So schrieb sie an Charles IX, dass Henri nach dem Empfang eines nicht näher benannten Präsentes versichert habe, er werde sein Leben für den Bruder geben<sup>124</sup>. Für die Königinmutter selbst diente das Senden von Gaben an den König in dieser Zeit als Rechtfertigung und Manifestation ihrer eigenen Position bei den königlichen Truppen, indem sie ihm beispielsweise Pistolen und Fahnen schicken ließ, die Gefangenen abgenommen wurden<sup>125</sup>. Briefe und Gaben waren zugleich sichtbare Medien der Zusammengehörigkeit von Mutter und Söhnen, die man Zweifeln zeigen und vorlesen konnte.

Einige Jahre später, während der Belagerung von La Rochelle, gibt die Korrespondenz von Catherine de Médicis und Henri d'Anjou wiederum Einblick in die Transmission von Herrschaftswissen von der Königinmutter und Charles IX an Henri, da dieser nun von Mutter und Bruder getrennt war. Von Januar bis Juli 1573 war der Herzog von Anjou nochmals als Generalleutnant des Königs direkt in den vierten Religionskrieg involviert, als er die Belagerung der protes-

<sup>122</sup> Catherine an Charles IX, 18.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 253. Vgl. Catherine an Charles, 12.6.1569, *ibid.*, S. 245: »[V]ous mestre en repos par le moyen de vostre frère«.

<sup>123</sup> Vgl. z. B. Catherine an Charles IX, 9.6.1569, *ibid.*, S. 242f. Henri d'Anjou und Charles IX schrieben sich jedoch auch direkt. Siehe Henri d'Anjou an Charles IX, 14.6.1569, in: LHIII, Bd. 1, S. 107f.; zahlreiche Schreiben von Charles IX an Henri d'Anjou in BNF Ms., NAF 6002.

<sup>124</sup> Catherine an Charles IX, 12.6.1569, in: LCM, Bd. 3, S. 245.

<sup>125</sup> Catherine an Charles IX, 20.6.1569; 13.6.1569, *ibid.*, S. 253f., 246f.

tantischen Hochburg La Rochelle anführte<sup>126</sup>. Catherine und Charles schickten Henri Briefe, in denen die physische Nähe zwischen dem König und seiner Mutter durch die gemeinsame Korrespondenzstätigkeit (»Je signe cete lettre pour le Roy, car yl s'et alé coucher«<sup>127</sup>) und die Handlungsanweisungen an den Sohn bzw. Bruder beständig reproduziert wurde. Die Ratschläge Catherines an Henri richteten sich zunächst auf die militärische Strategie, mit Liebe und Gewalt zugleich vorzugehen, »par amour et par force«<sup>128</sup>, und betonten immer wieder die Notwendigkeit, die Stadt einzunehmen. Charles bezog seine Anweisungen vor allem darauf, dass Henri sich mit seinen Räten besprechen und ihren Meinungen folgen sollte; er suchte also Henris Handlungsspielräume einzuschränken<sup>129</sup>. Zugleich offenbaren Charles' Schreiben, wie er seinen Bruder einzubinden versuchte, indem er ihm Dubletten seiner empfangenen und versandten Briefe schickte<sup>130</sup>.

Schon im Juni 1573, noch während der Belagerung, erhielt der französische Hof die Nachricht von der Wahl Henris zum König von Polen<sup>131</sup>. Für die Königinmutter war diese neue Situation der Anlass, beiden Söhnen in Briefen klarzumachen, was nun von ihnen erwartet würde: »[J]e m'aseure que ne faudrés à leur [den polnischen Gesandten] bien recommander vostre frère et leur aseurer de vostre bonne volanté enver heulx et le royaume de Pologne«, schrieb sie an Charles IX, da sie es für notwendig erachtete, dass der König die Unterstützung für seinen Bruder sichtbar zeigte<sup>132</sup>. Henri wiederum hatte sie schon vor der Wahl aufgefordert, darauf zu achten, dass er nicht zu hart gegenüber den Hugenotten erscheine, da dies seiner Sache in Polen schaden könne – dort gab es eine große und einflussreiche protestantische Minderheit, die seine

<sup>126</sup> Pierre CHEVALLIER, *Henri III*, Paris 1985, S. 172–174. In dieser Zeit wurden acht Angriffe auf die Stadt geführt, die alle scheiterten. Nach der Wahl Henris zum König von Polen wurde die Belagerung durch Verhandlungen beendet, die der Stadt freie Religionsausübung garantierten.

<sup>127</sup> Catherine und Charles IX an Henri d'Anjou, 25.–30.3.1573, in: LCM, Bd. 4, S. 188.

<sup>128</sup> Catherine an Henri d'Anjou, 25.2.1573, *ibid.*, S. 172.

<sup>129</sup> Charles IX an Henri d'Anjou, o. D., BNF Ms., Fr. 3193, fol. 129r; [Jan. 1573], BNF Ms., 500 Colbert 1, fol. 121r. Vgl. zahlreiche Kopien von Briefen von 1573 in BNF Ms., NAF 1241, zur Belagerung von La Rochelle.

<sup>130</sup> Vgl. z. B. Charles IX an Henri, 21.1.1573, *ibid.*, fol. 13r.

<sup>131</sup> Der Thron der Wahlmonarchie Polen war seit Juli 1572 vakant. Catherine de Médicis konnte sich in Verhandlungen gegen die Habsburger behaupten, die einen Sohn des Kaisers wählen lassen wollten. Vgl. CHEVALLIER, *Henri III*, S. 171.

<sup>132</sup> Catherine an Charles IX, 14.11.1573, in: LCM, Bd. 4, S. 265. Zugleich trat in den Briefen an Charles jedoch zunehmend die Sorge um seine Gesundheit in den Vordergrund, die Catherine durch medizinische Ratschläge bewahren wollte. Charles war im Laufe des Jahres 1573 an Tuberkulose erkrankt.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Wahl verhindern konnte, und die Belagerung von La Rochelle durch Henri war aus dieser Sicht nicht gerade vorteilhaft<sup>133</sup>. Nach der Wahl und der Belagerung richteten sich die Ratschläge an den neuen König von Polen auf seine zukünftige Positionierung: Er solle an alle Gegner seiner Wahl schreiben, dass ihnen ihr Verhalten in Zukunft nicht schaden würde; und die Soldaten vor La Rochelle sollten bald abgezogen werden, so Catherine – Maßnahmen, die dem Sohn den Umgang mit seinen »Feinden« als Herrschertugend verdeutlichten<sup>134</sup>. Besonders wichtig war der Königinmutter, dass sich ihr Sohn sofort sichtbar als König positionierte, damit man ihn auch als solchen akzeptierte (»ne fault plus fayre difficulté de vous fayre apeler roy«) – Charles IX gegenüber müsse er dabei jedoch nach ihren Anweisungen vorgehen:

[E]t se volés par modestie et monstrier au Roy plus de révérence que lui volés porter de ne rien fayre que par son comendement et vous enn escripré un mot que l'on pouré voyr, et panse que cera le milleur; et luy manderés aprè que, ynsin que volés tenir de luy cet honneur, que ne l'avés voleu accepter ne vous y feyre nomer qu'y ne le vous ay commendé. Vous savés bien que c'et chause qui luy playré ynfiniment<sup>135</sup>.

Hier nahm Catherine als Mutter wiederum die Position der Vermittlerin zwischen den Brüdern ein. Am Hof müsse Henris Respekt vor der Autorität seines Bruders mit einem Brief sichtbar gemacht werden, »so dass man es sehen kann«. Brüderliche Eintracht in Briefen war eben keine Privatsache, sondern diente der Sichtbarkeit von Loyalität. Diese Verbindung war umso wichtiger, als Charles IX im selben Jahr seinen Bruder Henri d'Anjou in *lettres patentes* zu seinem Nachfolger erklären ließ, sollte er ohne einen Sohn sterben. Diese Option wurde immer wahrscheinlicher, da sich sein Gesundheitszustand stark verschlechterte. Da Henri jedoch zum König von Polen gewählt worden war, befand sich auch der jüngste Bruder François d'Alençon in der Position eines potentiellen Thronfolgers, vor allem angesichts der Vorbehalte eines großen Teils des Hochadels gegenüber Henri, der als militant katholisch eingeschätzt wurde<sup>136</sup>. Die brieflichen Anweisungen der Königinmutter dienten also zugleich dazu, Henri d'Anjou als Thronfolger zu positionieren. Sie erscheinen ebenso wie die Schreiben an Charles IX als eine Form der Prinzenerziehung im

<sup>133</sup> »Donné-vous garde de mestre Aymont, le jésuiste, car yl [il] escript partout que vous avé promis de aystirper [extirper] tous ceulx qui ont jeamès [jamais] ayté hugenos [...]. Ces bruis là font gren mal à toutes les afeyres [affaires] qui cet présentet«, Catherine an Henri d'Anjou, 30.5.1573, *ibid.*, S. 225.

<sup>134</sup> Catherine an Henri d'Anjou, 9.6.1573, 3.7.1573, *ibid.*, S. 228f., 240f.

<sup>135</sup> *Ibid.*, S. 229.

<sup>136</sup> JOUANNA, La France, S. 498f.

Sinne von Fürstenspiegeln. Briefe waren dabei nicht so festgeschrieben und öffentlich wie ein gedrucktes Traktat, konnten zugleich aber am Hof so sichtbar werden, dass verschiedene Faktionen die Positionierung der Königinmutter in schriftlicher Form sahen.

Die Korrespondenz zwischen Catherine de Médicis und ihren beiden Söhnen lässt die Königinmutter nicht nur als Ratgeberin, sondern in der Position eines Familienoberhauptes erscheinen, das die Kommunikation kanalisierte und für ihre und zwischen ihren Söhnen nach Lösungen suchte. Diese Position ist bislang vor allem für den Vater in fürstlichen Familien untersucht worden. Mütter konnten jedoch – so der Tenor vieler Studien – nach dem Tod des Vaters als Witwe an diese Stelle treten<sup>137</sup>. Für eine solch zentrale Position, wie sie Catherine de Médicis in der Kommunikation der französischen Königsfamilie einnahm, war der Tod des Vaters die Voraussetzung. Man kann im Fall einer Königinmutter dennoch nicht von einem Vaterersatz sprechen: Denn anders als der Vater stand sie außerhalb der Sukzession, konnte mithin ihren Söhnen die Herrschaft nicht streitig machen<sup>138</sup>. Zwar stellte sich Catherine de Médicis, wie wir gesehen haben, teilweise in eine Linie mit den Königen, aber ihre Handlungsspielräume ergaben sich in diesem Fall gerade aus dem Ausschluss von der Sukzession und der gleichzeitigen engen, teils symbiotischen Bindung an die königlichen Söhne. Ihre Autorität beruhte nicht zuletzt auf dem vierten Gebot, das von Kindern verlangte, Vater *und* Mutter zu ehren<sup>139</sup>. Ein Bezug auf den Vater war dafür nicht notwendig.

### 4.2.4 Henri III. Herrschaft als gemeinsames Werk von Mutter und Sohn

Ende des Jahres 1573 verließ der König von Polen Frankreich, nur um sich ein halbes Jahr später bereits wieder auf den Rückweg zu machen. Der Tod von Charles IX im Mai 1574 wird in der historischen Forschung meist als Wendepunkt für die Position der Königinmutter betrachtet, die ihren Standort als *chef de famille* und Regentin aufgegeben habe, um für den neuen König Henri III

<sup>137</sup> NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 16; STEINBERG, Hiérarchies, S. 154; Claire DOLAN, Le notaire, la famille et la ville. Aix-en-Provence à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle, Toulouse 1998, S. 111.

<sup>138</sup> Ich habe diese These bereits in einem Aufsatz entwickelt: Julia HEINEMANN, Une famille royale sans père. La mère et le père absent dans les lettres de Catherine de Médicis à ses enfants (1560–1589), in: Aude-Marie CERTIN (Hg.), Formes et réformes de la paternité à la fin du Moyen Âge et au début de l'époque moderne. Frankfurt a. M. 2016, S. 171–189.

<sup>139</sup> DOYON, À l'ombre du père«?, S. 3.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Platz zu machen<sup>140</sup>. Wenn man die Briefe Catherines an ihren Sohn nach dem Tod von Charles betrachtet, zeigt sich jedoch ein anderes Bild: Ein beständiges Unterweisen im Sinne einer Prinzenziehung, das ebenso wie im Fall von Charles auf die Positionierung des Sohnes als König zielte und die Königinmutter als Ratgeberin Gestalt annehmen ließ. Henri erhielt mehr Briefe von ihr als alle anderen Kinder der Königin (dies legt zumindest die Überlieferung nahe). Die Korrespondenz zeigt, wie in der Kommunikation mit Briefen die verwandtschaftliche Verbindung zwischen Mutter und Sohn verhandelt und zugleich Herrschen als gemeinschaftliches Projekt konzipiert wurde.

Henri war schon das Objekt von mütterlichen Handlungsanweisungen in Briefen gewesen, als er noch Herzog von Anjou war. Anhand der Belagerung von La Rochelle wurde dies bereits deutlich; die Ratschläge Catherines finden sich jedoch schon in den ersten überlieferten Briefen an den Sohn. Zwischen November 1567 und Februar 1568, als Henri während des zweiten Religionskrieges zum ersten Mal als Generalleutnant des Königs im Einsatz war, hatte seine Mutter ihm praktische Anweisungen über den so wichtigen Umgang mit Briefen, Boten und Informationen im Krieg geschickt<sup>141</sup>. Henri selbst hatte seitdem in mehreren Briefen bestätigt, die Ratschläge seiner Mutter anzunehmen und nach ihrem Befehl zu handeln. Und nicht nur das, er gab mütterliche Ratschläge zur Klientelpolitik auch an seinen älteren Bruder, den König, weiter: »[F]aictes les biens par vos mains et que yl n'y haist que vous et la Roine qu'il obligent les personnes par honneurs et charges: car syl vous les laissez obliger a autres Dieu veuille que vous an trouviez bien! Sa tousiours esté le consceyl que vous a donnai la Roine, nostre mere, qui est le vray consceyl«. Diesen *vray consceyl* der gemeinsamen Mutter hatte Henri scheinbar so verinnerlicht, dass er das erlangte Wissen wiederum kurz vor dessen Tod mit dem Bruder teilte – die Mutter wurde so in Briefen vom Sohn sichtbar als einzig wahre Ratgeberin positioniert<sup>142</sup>. Wenn man davon ausgeht, dass Henris Brief im königlichen Rat vorgelesen wurde, lässt sich dies auch als Affront gegen dessen Mitglieder verstehen, die sich als die wahren Ratgeber des Königs sahen.

Auf den Ratgebe-Praktiken konnte Catherine de Médicis nun aufbauen, als sie nach Charles' Tod den neuen König in Briefen zu formen suchte. Dennoch mussten die Anweisungen situativ ständig wiederholt und aktualisiert werden. Der Brief, in dem die Königinmutter Henri über den Tod seines Bruders unter-

<sup>140</sup> ZUM KOLK, *Catherine de Médicis et l'espace*, S. 59; WANEGFFELEN, *Catherine de Médicis, Épilogue*.

<sup>141</sup> Siehe die Briefe von Catherine an Henri d'Anjou von November 1567 bis Februar 1568, in: LCM, Bd. 3. Die Königinmutter erklärte dem Sohn z. B., wie man Boten zu bezahlen habe – nämlich zuerst nur für den Hinweg.

<sup>142</sup> Henri d'Anjou an Charles IX, 12.1.1574, in: LHIII, Bd. 1, S. 324.

richtete, ist zugleich ein politisches Lehrstück über den Umgang mit der delikaten verwandtschaftlich-herrschaftlichen Situation – Henri befand sich als französischer König außerhalb seines Herrschaftsbereichs und musste Paris erreichen, bevor sein jüngerer Bruder François die Gelegenheit ergreifen konnte, sich als neuer König zu installieren<sup>143</sup>. Das Schreiben vom 31. Mai 1574 beginnt mit einer langen Beschreibung von Charles' Tod, in der Catherine die Nähe zwischen Mutter und Sohn besonders hervorhob – seine letzten Worte seien »[e]t ma mère« gewesen<sup>144</sup>. Die Verbindung und Freundschaft (*amitié*) der beiden führte deshalb dazu, dass der König seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung des Königreiches und die Justiz zu übernehmen, bis Henri aus Polen zurück sei. Während so die Mutter-Sohn-Symbiose als emotionale und physische Nähe (»me pria de l'embrasser«) nochmals reproduziert wurde und die Herrschaftsposition Catherines legitimierte, wurde im Moment der Sukzession diese Position zugleich offensichtlich so heikel, dass sie Charles' Nachfolger – und dessen Gefolge – ausführlich begründet werden musste. Henri III antwortete darauf, indem er seiner Mutter in Briefen aus Krakau unbegrenzte Regierungskompetenzen übertrug, die sogar den Verkauf von Teilen der (eigentlich unveräußerlichen) Krondomäne erlaubten<sup>145</sup>. Catherine übertrug in ihrem Brief die exklusive Verbindung und Liebe zu Charles direkt auf Henri (»vous sçavez combien je vous aime«), der sich möglichst schnell auf seine riskante Reise durch Europa begeben sollte, denn Catherine könne es nicht ertragen, noch einen Sohn zu verlieren: »[S]i je vous venois à perdre, je me ferois enterrer avec vous toute en vie«. Catherine verband so den Tod des Sohnes mit ihrem Tod als Königinmutter, was nicht nur die Relationalität, sondern die mit physischen Konsequenzen und Unsicherheit verbundene Untrennbarkeit beider Figuren im Kontext königlicher Herrschaft aufzeigt.

Die brieflichen Anweisungen Catherines, die die Sicherheit des Sohnes gewährleisten sollten, zeugen von einem Wissen über die politischen Konstellationen in Europa, zielten aber auch schon darauf, die Zukunft des Königs zu gestalten. Sie wies ihren Sohn darauf hin, dass er sich nicht von den Interessen seiner Entourage leiten lassen solle: »[N]e vous laissez aller aux passions de vos serviteurs, car vous n'êtes plus Monsieur qui faille dire je gagneray ceste part, affin d'estre le plus fort«. Hier zeigt sich eine Konzeption königlicher

143 Es war in der Frühen Neuzeit nicht üblich, dass der französische König sein Land verließ, es sei denn, er befände sich im Krieg. JOUANNA, *La France*, S. 7. Zu François siehe Kap. 5.2.

144 Catherine an Henri III, 31.5.1574, in: LCM, Bd. 4, S. 310. Hier auch die folgenden Zitate (S. 310–312).

145 COSANDEY, *La reine*, S. 323. Diese Kompetenz war sehr weitreichend und ungewöhnlich für eine Regentin.

Herrschaft, die auf dem Ausbalancieren verschiedener Interessen, einem ausgeglichenen Beziehungsmanagement und der Neutralität des Königs beruhte, wie sie auch große Teile des katholischen und protestantischen Adels forderten, die die königliche Klientelpolitik kritisierten. Henri war als »Monsieur«, also als ältester Bruder des Königs, bislang immer eng von Favoriten umgeben gewesen – eine Praktik, die er allerdings auch als König nicht aufgeben würde. Die Königinmutter jedoch beharrte im Brief auch für Henris Entourage sichtbar darauf, dass er als König niemanden bevorzugen und die Rivalitäten der Favoriten ihn nicht beeinflussen dürften. Ihre eigene Herrschaftspraxis bezog sich, so Crouzet, meist auf zeitgenössische Ideale der Regierungskunst wie Mäßigung, Geduld und Verhandlung<sup>146</sup>. Catherines Wissen über Personen und Beziehungen sollte dafür sorgen, dass der König nicht unbedacht handelte: »[J]e vous prie, ne donnez rien que vous ne soyiez icy, car vous sçaurez ceulx qui vous auront bien servy ou non; je les vous nommeray et monstreray à vostre venue«. Die Königinmutter verband sich selbst mit einem praktischen Erfahrungswissen, das dem Sohn so implizit abgesprochen wurde. Auch was die Finanzen anging, hatte sie den Überblick: Nichts an Ämtern und Ländereien dürfe vergeben werden, die Krone brauche die Einnahmen daraus selbst. Die von den üblichen Formeln abweichende Abschiedsformel schließlich reproduzierte wieder eine enge verwandtschaftliche Verbindung durch die besondere Auszeichnung der Mutter als »Vostre bonne et affectionnée mère, s'il y a jamais au monde«.

Der eindringliche Brief von Catherine de Médicis erzielte Wirkung, denn Henri bestätigte in einem Schreiben vom 22. Juni, dass er die Anweisungen seiner Mutter befolge (»suyvant le commandement que vous m'avez fait par vos lettres«; »[j]e suivray aussi vostre advis«); er sei schon unterwegs<sup>147</sup>. Auch würde er keine Ämter und sonstigen Zuwendungen ohne den Rat Catherines vergeben. Henri kündigte zudem an, dass er seine Herrschaft mit seiner Mutter zusammen gestalten wolle, indem er schrieb, das Zusammentreffen mit ihr sei der Beginn des Werkes, »le commencement de l'œuvre«. Königsherrschaft als Gemeinschaftswerk von Mutter und Sohn – dieses Bild vermittelten die Briefe nicht nur zu Beginn, sondern bis kurz vor Catherines Tod. Allzu häufig werden solche Mutter-Sohn-Beziehungen durch die implizite Einordnung verwandtschaftlicher Beziehungen als privat nach wie vor als »weibliche Einfluss-

<sup>146</sup> CROUZET, *Le haut cœur*.

<sup>147</sup> Henri III an Catherine, 22.6.1574, in: LHIII, Bd. 1, S. 357–359. Hier auch die folgenden Zitate.

nahme« auf »männliche Politik« interpretiert<sup>148</sup>. Stattdessen verstanden und entwarfen Catherine de Médicis und Henri III hier Königsherrschaft als kollaborativen Prozess. »Je suis votre fils qui vous a tousjours obei et je suis plus resolu et dedié que jamais. [...] France et vous vaillent mieux que Pologne«, schrieb Henri und bestätigte so die herausgehobene Position seiner Mutter in Relation zum Königreich. Die Verbindung von kindlichem Gehorsam mit der Herrschaftsposition der Königinmutter lässt den König geradezu als Produkt der Ratschläge seiner Mutter erscheinen. Die Abschiedsformel Henris reproduzierte die Auszeichnung in derjenigen seiner Mutter: »Vostre tres humble et plus que tres obeissant fils et serviteur«.

Zur etwa gleichen Zeit wurde die erzieherische Tätigkeit Catherines nicht nur im Brief an den Sohn demonstriert, sondern auch in einem ebenfalls als Brief bezeichneten Gedicht, das der Hofdichter Jean-Antoine de Baïf 1575 unter dem Titel »Epistre au Roy, sous le nom de la Roynne sa Mere: Pour l’instruction d’un bon Roy« publizierte. So wurde am französischen Hof die »Pflicht« der Königinmutter zur Unterweisung des Königs und der damit verbundene Platz ihrer Ratschläge in seinem »Herzen« – und somit im Leib – hervorgehoben<sup>149</sup>. Briefe mussten manchmal mit anderen Medien ergänzt werden, um eine größere Sichtbarkeit zu erreichen. Als Henri III schließlich aus Polen zurückgekehrt war, richteten sich die brieflichen Ratschläge der Mutter auf die Aufrechterhaltung seiner Herrschaft. Besonders zu Beginn scheint Henri III sich regelmäßig nach dem Essen mit seiner Mutter zu Beratungen zurückgezogen zu haben. Sie zog sich während seiner gesamten Herrschaft niemals auf einen Wittwensitz zurück, sondern behielt ihren Platz am Hof, war also Henri immer wieder physisch nah. Die Zusammenarbeit zwischen der Königinmutter und ihrem Sohn bestand dabei allerdings zunehmend in einer Arbeitsteilung, die Catherine die Position einer mobilen Beraterin und Stellvertreterin des Königs in Verhandlungen zuwies, die zum Kolk mit der Rolle der Minister im 17. Jahrhundert vergleicht<sup>150</sup>. Im Licht der Mutter-Sohn-Symbiose, ob in und mit Briefen oder in physischer Anwesenheit, scheint diese Charakterisierung jedoch nicht ganz treffend. Die »Mutter-Gesandte«, die sämtliche Korrespondenzen ihres

148 Am Beispiel von Alessandra Strozzi hat Ann CRABB, *How to Influence Your Children. Persuasion and Form in Alessandra Macigni Strozzi’s Letters to Her Sons*, in: COUCHMAN, CRABB (Hg.), *Women’s Letters*, S. 21–41, die Anweisungen einer Mutter an ihren Sohn über die Distanz als Einflussnahme mit Briefen interpretiert.

149 Jean-Antoine DE BAÏF, *Epistre au Roy*, in: DERS., *Œuvres complètes*, S. 236–245.

150 ZUM KOLK, *Catherine de Médicis et l’espace*, S. 54, 59. Der englische Botschafter Paulet berichtete Elisabeth I. 1578: »[Y]t is not to be doubted but that all things passe at her [Catherines] pleasure, w[hi]ch she doth nowe effectuate by shiftes, pollicie, stryving, and the mediation of her trustie frindes«, zit. nach ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 99.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Sohnes als Kopie erhielt, schickte Henri beständig Anweisungen und politische Ratschläge, die weit über die Position eines Ministers hinausgingen. Dazu gehörte auch, den König nach seiner Eheschließung mit Louise de Vaudémont darauf hinzuweisen, dass er schnell für eigene Nachkommen sorgen solle:

[J]e suis arivée en cet lieu [Amboise] et y é trouvé vostre niepse [nièce] la plus jolie qu'il est posible de voyr et Charle si beau que je ne fest [fais] depuis que suis arrivée que le vous suhayter [souhaiter] et plect à Dieu que enn usiés dejeà un tiel [tel]: et ne fault pas dire que n'ann avés trové la fason; car y [il] fault trover et au plus tost si vous plect [plaît]<sup>151</sup>.

Das Zeugen von (männlichen) Kindern, die die Patriline fortführen würden, war eine Notwendigkeit, die Catherine in ihren Briefen an die Söhne selten so explizit vermittelte. Die Mutter entwarf hier eine Zukunft über das Zeugen von Nachkommen<sup>152</sup>.

Allerdings geriet die Weitergabe militärischen und strategischen Wissens schnell wieder in den Vordergrund: Der Konflikt mit François d'Alençon im Herbst 1575 und Frühjahr 1576, der in den fünften Religionskrieg gipfelte, brachte eine altbekannte Konstellation zwischen Mutter und Brüdern wieder hervor, nur dass sich Henri nun in der Position des Königs befand. Die Briefe von Catherine aus dieser Zeit zeugen wie bereits 1569 von einer Mischung konkreter Ratschläge und Anweisungen mit Rechtfertigungen der eigenen Position und Intention, denn die Königinmutter befand sich teilweise in Verhandlungen mit François. Sie habe Angst, Henri III mit zu vielen Briefen zu belästigen, schrieb Catherine de Médicis, aber sie müsse ständig informiert sein:

Comendé que l'on me mende coment vos afayre vont; ce n'et pas pour les controler, mès s'et pour avoyr l'ayse, s'il vont bien et ayder à portet vostre ennuy, s'ils vont mal et ausi pour savoyr celon cela, comen je me douys [dois] conduire; car depuis que je suys partie je ne sé ni se Monsieur de Guise ayst défest, coment l'on dist, ni se Poetié [Poitiers] ay pris, coment yl s'aseuret, ne ryen alla fin non plus cet j'étoys aveques vostre frère<sup>153</sup>.

Das Teilen von Wissen funktionierte in dieser Zeit nur noch einseitig, da Henri seine Mutter offensichtlich nicht immer auf dem Laufenden hielt; zugleich bestand die Gefahr, dass ihre Kommunikation als Kontrolle und damit unzulässige Einmischung ausgelegt würde. Es gab eine (ungeschriebene) Grenze der

<sup>151</sup> Catherine an Henri III, 25.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 158. Die Nichte ist Marie Élisabeth, die Tochter von Charles IX, die 1578 starb; Charles der natürliche Sohn.

<sup>152</sup> MORMICHE, Devenir prince, S. vii.

<sup>153</sup> Catherine an Henri III, [26.9.1575], in: LCM, Bd. 5, S. 140.

Instruktion und Intervention der Königinmutter, deren Überschreiten ihre Legitimation in Frage stellte.

Solche Beteuerungen gingen jedoch Hand in Hand mit der fortwährenden Erziehung, die in Korrespondenzen inszeniert wurde. Am 5. Oktober 1575 schrieb die Königinmutter einen langen eigenhändigen Brief an den Sohn, in dem sie die Grundlinien der Politik darlegte (»fayre la pays [paix], cet povons [si pouvons], et ne la faysant, que soyés si fort de jéans [gens] et d'argent, que ne vous soyés endormi, en cet pendent que je travalle ysi, faystes travailler tout le monde au vous aystes pour cet deus ayfays [effets] de l'arjeant [l'argent] et dé jéans«) und Henri im Postscriptum aufforderte, das Schreiben den Mitgliedern seines Rates zu zeigen<sup>154</sup>. Anweisungen wie »Vous estes le maistre, faictes vous obéir«<sup>155</sup> zeugen von einer zentralen und akzeptierten Autoritätsposition der Mutter in den Jahren nach der Thronbesteigung Henris und von ihrem Anliegen, über die Korrespondenz einen König zu produzieren, der die Herrschaft der Königsfamilie auf Dauer sichern würde. Die Tatsache, dass solche Schreiben nie nur der König selbst zu Gesicht bekam, sondern mindestens Teile seines Rates, macht dies zu einem sichtbaren Konzeptionieren von Herrschaft durch die Königinmutter, die darin einen zentralen Platz beanspruchte.

Die Praktiken wandelten sich jedoch Ende der 1570er Jahre, als die Position der Mutter gegenüber ihrem Sohn prekärer wurde und mehr als zuvor der Rechtfertigung bedurfte, was zugleich dem Muttersein in Briefen deutlichere Konturen gab. Aufschlussreich dafür ist die Kommunikation zwischen Catherine de Médicis und Henri III von Mai 1578 bis März 1579, während Catherines Reise in den Süden des Königreichs und der Verhandlungen mit Henri de Navarre. Diese Korrespondenz verdeutlicht die Grundzüge politischen Handelns, die die Königinmutter an ihre Königs-Söhne vermittelte, nochmals exemplarisch. Catherine de Médicis begab sich auf die Reise in den Süden (Languedoc, Guyenne, Navarra), um das königliche Friedensedikt von Poitiers (Oktober 1577) durchzusetzen und ihre Tochter Marguerite wieder mit deren Ehemann Henri de Navarre zusammenzubringen; sie verhandelte dafür mit dem König von Navarra und den Gesandten der protestantischen Städte, um im Februar 1579 den Vertrag von Nérac abzuschließen<sup>156</sup>. Für die Königsherrschaft war dies ein signifikanter Moment, ging es doch abermals darum, welche Zugeständnisse der König den Protestanten zu geben bereit war und wie er seine Herrschaftsposition verstand. Die königlichen Verwandten waren in Gestalt von Henri de Navarre und Marguerite eng mit den unterschiedlichen Interessen

<sup>154</sup> Catherine an Henri III, 5.10.1575, *ibid.*, S. 149.

<sup>155</sup> Catherine an Henri III, 15.5.1576, *ibid.*, S. 198.

<sup>156</sup> JOUANNA, *La France*, S. 560f.; zur Korrespondenz von Catherine de Médicis mit Henri III in dieser Zeit siehe CROUZET, »A strong desire«.

#### 4. Nähren und Weitergeben

der Gruppierungen verflochten. Catherine informierte vor diesem Hintergrund ihren Sohn Henri III täglich in langen, durchkomponierten Schreiben detailliert über ihr Vorgehen: wen sie wo getroffen habe, was gesagt wurde, was sie denke usw. Die Briefe erinnern zum Teil an Verhandlungsprotokolle, so genau wird darin Bericht erstattet. Zudem schickte die Königinmutter Henri häufig Abschriften ihrer Briefe an andere Adressatinnen und Adressaten. Vom König hingegen sind aus dieser Zeit sehr viel weniger Briefe an Catherine erhalten, was wohl nicht nur an Überlieferungslücken liegt, wie die häufigen Aufforderungen seiner Mutter, er möge doch endlich schreiben, nahelegen<sup>157</sup>. Catherine hatte jedoch mit ihrer engen Vertrauten und Hofdame Louise de Clermont eine regelrechte Stellvertreterin in physischer Nähe zum König; ihr schrieb sie 1579: »[G]overnés le Roy, la Royne, son frère et le conseil«<sup>158</sup>, delegierte also ihre mütterliche Autorität am Hof und im königlichen Rat. Die lange Abwesenheit der Königinmutter musste kompensiert werden, und zwar durch eine Person, die so vertraut war, dass Henri III selbst sie tatsächlich im Brief als »ma mère« anredete<sup>159</sup>.

Die Korrespondenz mit dem Sohn nutzte Catherine de Médicis, um die Grundpfeiler ihres Verständnisses königlicher Herrschaft und des dazugehörigen Beziehungsmanagements erneut darzulegen: Das oberste Ziel des Königs sei die Friedenssicherung, und sie selbst verpasse keine Gelegenheit, um dieses Ziel zu erreichen. Ein dauerhafter Frieden und der damit verbundene Weg der Mäßigung und zumindest partiellen Toleranz der reformierten Religion waren bereits beim Friedensedikt von Amboise (1563) Catherines Ziele gewesen; dieses Ideal vertrat sie auch noch in den Jahren nach der Bartholomäusnacht. Geduld und geschickte Verhandlungen seien der beste Weg dahin, so vermittelte Catherine es ihrem Sohn, wobei besonders eine funktionierende Justiz und die Sicherung der Grenzen nach außen zentral seien. Zudem sei ein starkes Auftreten des Königs vonnöten, um seine Herrschaft zu behaupten<sup>160</sup>. Ein Lehrstück waren die Briefe der Königinmutter an Henri III dabei vor allem im

<sup>157</sup> Über Henri III ist auch bekannt, dass er sich häufig über längere Zeit vom Hof und den politischen Geschäften zurückzog und schlecht erreichbar war. Vor allem für die ältere Forschung war dies ein Grund für ein negatives Urteil über Henris politische Fähigkeiten. Vgl. Nicola M. SUTHERLAND, Henri III, the Guises and the Huguenots, in: Keith CAMERON (Hg.), *From Valois to Bourbon. Dynasty, State, and Society in Early Modern France*, Exeter 1989, S. 21–34.

<sup>158</sup> Catherine an Louise de Clermont, [April 1579], in: LCM, Bd. 6, S. 339.

<sup>159</sup> Henri III an Louise de Clermont, o. D., BNF Ms., Fr. 3387, fol. 36r. Der König unterzeichnete sein Autograf dementsprechend als »V<sup>re</sup> meilleur et plus affectionné comme filz«.

<sup>160</sup> »Touteffois il vaudroit tousjours mieulx que luy [Graf Johann Kasimir von Pfalz-Simmern] et ses forces fussent dehors que dedans vostre royaume, car telles gens n'y

Umgang mit Personen und Beziehungen, der von Beginn an ein Schwerpunkt des Nährens der Kinder gewesen war. Ein Beziehungsmanagement, wie Catherine es verfolgte, basierte dabei auf dem sorgfältigen Austarieren von Interessen. Sie setzte auf unvorhergesehene Belohnungen für Personen, die sich loyal gezeigt hatten, ohne dafür etwas vom König zu erwarten; dies hatte sie bereits Charles IX in ihren Grundlagen königlicher Herrschaft vermittelt<sup>161</sup>. Henri III hingegen umgab sich weiter mit Favoriten und erregte so den Unmut großer Teile des Hochadels, dessen Kritik Catherine hier im Vorhinein zu entkräften suchte. Die Erziehung durch die Königinmutter stieß außerhalb des Papiers an ihre Grenzen. Zentral für Catherines Form des Beziehungsmanagements war auch der richtige Umgang mit Briefen, den sie wiederum in Briefen auch an Henri III vermittelte. Eigenhändigkeit als politisches Werkzeug, das Verbindlichkeit erzeugt, wurde zum Bestandteil mütterlicher Handlungsanweisungen<sup>162</sup>. Catherine schickte zudem mehrfach *mémoires* mit Namenslisten derjenigen Personen, die einen Brief des Königs erhalten sollten. Zugleich sandte sie ihm ausformulierte Briefe ohne Anrede und Adressat (*en blanc*), die er wiederum ausfüllen und an Personen seiner Wahl weiterschicken sollte<sup>163</sup>. Die Briefpraxis selbst demonstrierte das gemeinsame »Werk« von Königinmutter und König.

Die Vermittlung solcher Wissensbestände zeichnete die Königinmutter-Königssohn-Beziehung aus und reproduzierte sie zugleich stetig. Dennoch war die Königinmutter darauf bedacht zu betonen, dass sie nicht eigenmächtig, sondern stets in Konsultation mit dem königlichen Rat handelte und die Briefe des

font que troubler les provinces«, Catherine an Henri III, 14.–15.11.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 120; »[V]ous ferez pareillement régner vostre justice, comme je say que c'est le plus grand désir qu'aiez: aussy fairez vostre devoir«, Catherine an Henri III, 17.11.1578, *ibid.*, S. 123; »leur direz [...] que voulez aussy que vostre édict de paciffication soit inviolablement gardé par tout le royaume, ce que vous avez bien voullu dire de vostre propre bouche, affin qu'ils ne le puissent ignorer«, Catherine an Henri III, 7.5.1578, *ibid.*, S. 42. Vgl. CROUZET, »A strong desire«, S. 103f.; JOUANNA, *La France*, S. 405, 416; DINGEL, Katharina von Medici, folgt der üblichen Interpretation, hinter Catherines Ideen das Konzept der Staatsräson zu sehen.

<sup>161</sup> Siehe die Briefe von Catherine an Henri III, 29.10.1578, 11.10.1578, 17.11.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 89–96, 67–79, 123.

<sup>162</sup> Catherine an Henri III, 4.10.1578, *ibid.*, S. 50–56. Vgl. auch den Brief vom 24.10.1578, in dem Catherine einen eigenhändigen Brief von Henri für den König von Navarra fordert (*ibid.*, S. 85). Schon Charles IX hatte sie vermittelt, dass eigenhändige Schreiben ein wichtiges Mittel seien, um Bindungen und Verbindlichkeiten zu erzeugen: Catherine an Charles IX, [Aug. 1571], *ibid.*, Bd. 4, S. 59.

<sup>163</sup> Z. B. Catherine an Henri III, 7.5.1578, 29.9.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 18–21, 40–45.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Königs dort laut vorlesen lasse<sup>164</sup>. Die Verhandlungssituation und die räumliche Distanz zwischen Mutter und Sohn mit ihren kommunikativen Eigenlogiken und potentiellen Störungen resultierte im Bedürfnis nach einer stärkeren Öffnung der Kommunikation sowie immer wieder in Rechtfertigungen Catherines, auch wenn Henri III seinerseits mehrfach in Briefen betonte, dass er die Arbeit seiner Mutter schätze und auf ihre Expertise vertraue (»je suis certain que vous y faites tout ce qu'il est possible et plus que je ne sçaurois souhaiter«); sie sei besser informiert als jeder andere (»les pratiques qui se font tous les jours dedans mon royaume soubz son nom, dont, Madame, vous estes mieulx informee que nulle autre«) und er selbst eher ratlos: »[I]l fault que je confesse que je me trouve en une extreme perplexité, ne sçachant quel party prendre ne a quoy me resouldre pour remedder aux inconvenients tres dangereux qui nous tallonnent a cause de telle incertitude«<sup>165</sup>. Die erklärte Unwissenheit des Sohnes stärkte den Wissensvorsprung der Mutter. Dennoch war Catherines Position immer wieder prekär, so sehr, dass sie ihren vollen Körpereinsatz »de cœur et d'âme« und ihren einzigen Wunsch, dem Sohn den Frieden zu bringen, immer wieder betonen musste<sup>166</sup>. Zugleich reagierte sie auf diese Weise brieflich auf Anfeindungen, die stets gegen die Person der Königinmutter grassierten.

Die Verbindung von Mutter und Sohn blieb bis zu Catherines Tod bestehen<sup>167</sup>. Wenngleich die physische Nähe nicht so eng gestaltet wurde wie bei Charles IX und Henri bereits seit 1575 mit Louise eine Ehefrau hatte, war die Einbindung der Königinmutter in die Königsherrschaft stets präsent. Eine von Henri III erlassene Hofordnung von 1585 ist aufschlussreich, die der Königinmutter nicht nur ein Apartment in größtmöglicher Nähe zu denen von König und Königin zuwies, sondern auch ihren besonderen Status (außerhalb der üblichen Restriktionen für Höflinge) hervorhob, »pour l'honneur, révérence et sin-

<sup>164</sup> Catherine an Henri III, 2.10.1578, 8.11.1578, *ibid.*, S. 46–50, 109–112. Auch Charles IX gegenüber hatte die Königinmutter während des Krieges betont, dass sein Rat immer anwesend sei: Catherine an Charles IX, 11.6.1569, *ibid.*, Bd. 3, S. 244.

<sup>165</sup> Henri III an Catherine de Médicis, 28.6.1578, in: LHIII, Bd. 4, S. 30–32. Henri gestand Catherine auch weitgehende Vollmachten zu, z. B. den Einsatz militärischer Gewalt: »Madame, si pour la reprinse de ladicte place [La Réole] vous avez besoing d'emploier le canon et user de force, je vous prie de disposer entièrement de toutes choses selon que vous congnoistrez estre nécessaire, mesmes d'espargner les deniers de mes receptes«, Henri III an Catherine, 5.12.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 408.

<sup>166</sup> Catherine an Henri III, 2.2.1579, *ibid.*, S. 246.

<sup>167</sup> Auch in den letzten Jahren vor ihrem Tod bat Henri III noch um mütterlichen Rat, siehe Henri III an Catherine, [Jan. 1587], *ibid.*, Bd. 9, S. 430–434. Vor allem während der Verhandlungen mit der Katholischen Liga 1585 spielte sie eine zentrale Rolle, vgl. z. B. Catherine an Henri III, 24.4.1585, *ibid.*, Bd. 8, S. 260f.

gulière amitié que Sa Majesté luy porte, et aussi la Roynne sa femme, pour n'estre tous trois qu'une mesme chose«<sup>168</sup>. Durch die einzigartige Liebe wurden König und Königin, aber zugleich auch die Königinmutter zu einer »Sache«, was auf ihre geteilte Ausübung von Herrschaft hinwies. Aus der Mutter-Sohn-Verbindung einerseits und dem königlichen Ehepaar als ein Fleisch andererseits entstand eine Symbiose von Königinmutter, König und Königin, die in dieser Konzeption königlicher Herrschaft untrennbar zusammengehörten. Die praktizierte und beschworene »Trinität«<sup>169</sup> von François I<sup>er</sup>, Louise de Savoie und Marguerite de Navarre mit dem geteilten Herz klingt hier an und zeugt von einem reproduzierten Verständnis der Monarchie als inkorporiert in ausgesuchten Verwandten, das zugleich gegenüber Personen mit Anspruch auf Ratgeber-tätigkeit oder Teilhabe wie den *princes du sang* exklusiv wirkte.

### 4.2.5 Die Mutter des Königreichs

»Ô Roine *Caterine*, Mere du peuple et de nos Rois«, so deklamierte der Hofdichter Jean-Antoine de Baïf 1567 bei Festlichkeiten im Pariser Palast der Guise<sup>170</sup>. Die Königin als Mutter des Königreichs – dieses Motiv war nicht nur für Catherine de Médicis präsent, sondern in der frühneuzeitlichen französischen Monarchie ein übliches legitimatorisches Argument von Königinnen bzw. Königinmüttern<sup>171</sup>. Bereits während Charles' Herrschaft wurde Catherine bei *entrées* als Mutter des Königs und des Königreichs begrüßt. Auch im Rahmen von Parlamentssitzungen und *lits de justice* war diese Positionierung der Königinmutter präsent – die Rechtsgelehrten und Parlamentsregister sprachen von »la Roynne nostre mère«<sup>172</sup>. Und zur Eröffnung der Generalstände von Blois erklärte Henri III im Oktober 1588 die eingangs zitierte zentrale Position seiner Mutter als seine Gebäerin und als Exempel, um daraus zu schließen, »qu'elle

<sup>168</sup> Les Règlements faits par le Roy, le premier jour de janvier mil cinq cens quatre-vingt-cinq, lesquels il est très résolu de garder, et veut désormais estre observez de chacun pour son regard, in: Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, Bd. X, hg. von L. M. CIMBER, 1836, S. 301–310, hier S. 310. Dazu LE ROUX, La faveur.

<sup>169</sup> DAVID-CHAPY, Le gouvernement, S. 18.

<sup>170</sup> Jean-Antoine DE BAÏF, A la Roine mere du Roy, in: DERS., Œuvres complètes, S. 473 (Hervorh. i. Orig.).

<sup>171</sup> Für einen kurzen Überblick COSANDEY, La reine, S. 69f.; zu Marie de Médicis MCCARTNEY, Bodies Political, S. 88.

<sup>172</sup> Zu den *entrées* HOOGVLIET, Princely Culture, S. 190; MCCARTNEY, Bodies Political, S. 84 (Zitat).

ne doit pas seulement avoir le nom de Mere de vostre Roy: mais aussi de Mere de l'Estat & du Royaume«<sup>173</sup>.

Die Briefe von Catherine de Médicis und teilweise auch von Henri III griffen diese Verortung der Königinmutter in der Königsherrschaft Ende der 1570er Jahre vermehrt auf, während der physischen Trennung von Mutter und Sohn und der Verhandlungen mit Henri de Navarre. Catherine übertrug darin ihre Mutterschaft auf eine noch größere Kinderschar, die durch die Untertanen des Königs repräsentiert wurde. Die Königinmutter entstand so in Relation zu allen Untertanen und in einer vereinigenden Funktion für das Königreich. Ihrem Sohn gegenüber betonte sie immer wieder ihre mütterliche Uneigennützigkeit, um die eigene Herrschaftsposition zu rechtfertigen; sie beklage sich nicht und bleibe standhaft in den Verhandlungen, denn sie bekomme »beaucoup de consolation du contentement que je veoy par toutes vos dépesches que vous avez de mon labeur«<sup>174</sup>. Der Lohn für ihre »Anstrengungen« – ein Begriff, den Henri III 1588 während der Generalstände ebenfalls mit seiner Mutter in Verbindung brachte – war die Zufriedenheit des Königs, für die sie immer bereit sei, »Herz und Seele« einzusetzen: »[C]ar, oultre que c'est mon devoir, il n'y a en ce monde rien que je désire tant que de veoir vostre royaume en paix et repos, avec le contentement que je vous désire et souhaite«<sup>175</sup>. Der Einsatz für den Sohn war also eine mütterliche »Pflicht«<sup>176</sup>. Catherines Autorität reichte dabei so weit, dass sie ohne Rücksprache mit dem König in den Verhandlungen mit Henri de Navarre und den Protestanten auftreten könne, wie sie dem vicomte de Turenne, einem zentralen calvinistischen Akteur und Freund von Henri de Navarre und François d'Alençon, deutlich gemacht habe (»m'ayant donné si ample charge et pouvoir pour cela, qu'il ne faudroit point renvoyer vers vous et que ce ne seroit que temps perdu, sachant certainement que vous estiez ferme là«)<sup>177</sup>.

<sup>173</sup> La Harangue faite par le Roy Henry Troisieme, S. 4r–v. Dazu GELLARD, Une reine épistolaire, S. 167. Vgl. auch die Formulierungen in der Leichenpredigt für die Königinmutter: Oraison funèbre, in: LCM, Bd. 9, S. 498.

<sup>174</sup> Catherine an Henri III, 4.12.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 152. Zum Begriff *labeur* Kap. 5.2.4. CROUZET, »A strong desire«, S. 104, sieht dieses Zurückstellen der Eigeninteressen als rhetorisches Mittel, Emotionen bei Henri III zu erzeugen. Zentral erscheint mir der Stellenwert als Argument für mütterliche Regentschaft.

<sup>175</sup> Catherine an Henri III, 2.2.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 246f.

<sup>176</sup> »[J]e vous parle la vérité et d'affection comme je la vous doibz«, Catherine an Henri III, 24.6.1579, *ibid.*, Bd. 7, S. 28.

<sup>177</sup> Catherine an Henri III, 4.2.1579, *ibid.*, Bd. 6, S. 249. Der vicomte de Turenne, Henri de la Tour d'Auvergne, war ein Protestant und enger Vertrauter des Königs von Navarra und zugleich ein entfernter Verwandter Catherines über ihre Mutter Madeleine de la Tour d'Auvergne.

Die Autorität der Königinmutter musste nach allen Seiten immer wieder neu konfiguriert und verteidigt werden. In einem langen Schreiben an Henri vom 8. und 9. Februar 1579, zu Beginn der Verhandlungen, wurde sie nochmals genauer umschrieben als »Ehre, die Mutter des Königs zu sein«: »[C]onsidérant que ma présence (ayant l'honneur d'estre vostre mère) y aporteroit beaucoup d'auctorité«. Die verwandtschaftliche Relation reichte aus der Perspektive Catherines als Basis von Autorität völlig aus – sie war sozusagen die Verfassungsgrundlage ihrer Position. An dieser Stelle wurde die Mutterschaft dann auf das gesamte Königreich übertragen: »[L]eur [den Protestanten] dirois aussy que, sans avoir esgard à mon aage ny à la longueur du chemin et à la rude saison, mais pour le grand désir que j'avois d'estre mère de tous vos subjectz, j'estois venue en ce pays pour faire exécuter l'Edict«<sup>178</sup>. Die Aufgabe der Mutter des Königreichs war eben die *nourriture* aller Untertanen-Kinder, die Catherine hier betonte und im Brief sichtbar auch für den königlichen Rat hervorhob. Henri bestätigte noch Jahre später diese Stellung seiner Mutter in einem Brief, in dem er die mütterliche Liebe als Medium und Grundlage von Autorität ins Zentrum stellte: »[P]our vostre singuliere et incomparable affection au bien de mon royaume, duquel, comme de moy, vous estiez vrayement mere très bonne et utile«<sup>179</sup>.

Crouzet hat die Ehre und das Muttersein gegenüber den Untertanen als Bestandteile einer »feminine identity« und als Basis der diplomatischen Rolle der Königinmutter beschrieben<sup>180</sup>. Es handelte sich hier jedoch nicht nur um eine diplomatische Rolle, sondern um eine Positionierung der Königinmutter innerhalb der französischen Monarchie als Mutter der Untertanen analog zum zeitgenössischen Konzept des Vater-Souveräns. Die Übertragung der Beziehung auf »alle Untertanen« erinnert an Bodins nur wenige Jahre zuvor entworfenen Konzept von der *république* als »droit gouvernement de plusieurs mesnages«<sup>181</sup> mit dem König in der Vaterposition. Eine zentrale Position der Mutter war darin vom Autor allerdings nicht vorgesehen, denn Bodin vermied es in seiner Theorie, Mütter zu thematisieren, und konzentrierte sich auf die Unterordnung der Ehefrau. Im 15. Jahrhundert wurde bei mehreren Autoren (wie Christine de Pizan und Alain Chartier) die Gleichsetzung des Königreichs mit einer Mutter, die ihre Kinder nährt – *nourrit* – populär<sup>182</sup>. Hier lässt sich ein politisches Konzept sehen, das in Briefen aufgegriffen wurde. Das zur Zeit von Catherine de

178 Catherine an Henri III, 8. u. 9.2.1579, *ibid.*, S. 255.

179 Henri III an Catherine, [Jan. 1587], *ibid.*, Bd. 9, S. 431.

180 CROUZET, »A strong desire«, S. 113.

181 BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 1, S. 27.

182 DELOGU, *Allegorical Bodies*, S. 147.

Médicis von verschiedenen Akteuren und an verschiedenen Orten (von denen die Briefe wie gezeigt nur einer waren) formulierte Konzept der Mutter des Königreichs widerspricht jedenfalls der für die politische Theorie der Zeit angenommenen Verdrängung der Ehefrauen und Mütter aus der Monarchie, wie sie beispielsweise Doyon argumentiert hat<sup>183</sup>. In der Praxis war die Königinmutter integraler Bestandteil von Königsfamilie und Königsherrschaft, und zwar nicht nur durch ihre Ehe mit dem (verstorbenen) König und das Gebären, sondern auch durch die *nourriture* der Kinder.<sup>184</sup> Genauso wie das Vaterbild des Königs eine auf Liebe beruhende Bindung an die Untertanen suggerierte, zeugte die Korrespondenz Catherines von einer ebensolchen Liebe und darauf beruhenden Autorität<sup>185</sup>. Diese Konzeption war durch die Briefe und andere Medien sichtbar: Die Mutter der Untertanen legitimierte sich durch die beständig in Briefen reproduzierte *nourriture* ihrer leiblichen Kinder, allen voran den als exklusive Beziehung konzipierten Söhnen – denn König und Königreich waren in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts nicht zu trennen<sup>186</sup>. Sie konnte so ihre Autorität weit über die Regentschaft hinaus behaupten. Ein einseitiger Fokus auf politische Theorien der Rechtsgelehrten verstellt den Blick für diese ins Werk gesetzte, schriftlich konzeptionalisierte Figur der Königinmutter als integralen Bestandteil der Königsherrschaft in Relation zu allen Untertanen, an das spätere Regentinnen anknüpfen konnten.

### 4.3 Töchter aus der Ferne als Königinnen positionieren

Welche Rolle spielten die Töchter im Rahmen der Weitergabe von Herrschaftswissen? Die leiblichen Töchter von Catherine de Médicis erhielten Briefe ihrer Mutter, die mit Ratschlägen und Handlungsanweisungen gefüllt waren. Eine *nourriture* mit Briefen und die damit produzierte Bindung von Mutter und Kin-

<sup>183</sup> DOYON, À »l'ombre du père«?, S. 2.

<sup>184</sup> Ich widerspreche damit teilweise einer von Cosandey und Du Crest vertretenen These, dass eine Positionierung der Mutter des Königreichs vermieden wurde bzw. nur auf die Reproduktionsfähigkeit der Königin und ihre Position als Ehefrau des Königs verwies. COSANDEY, *La reine*, S. 69f.; DU CREST, *Modèle familial*, S. 94.

<sup>185</sup> MCCARTNEY, *In the Queen's Words*, S. 207, spricht von einem »communal kinship« zwischen der Königin und ihren Untertanen während der Religionskriege; sie erkennt in der Position als Mutter von König und Königreich eine »fundamental importance« für die Monarchie. Ich schließe mich ihrer Kritik an: »That few modern historians acknowledge the meta-generational history of maternal devotion in recounting the political history of Catherine de Médicis' regency governments has diminished the richly variegated history of political discourse«, DIES., *Bodies Political*, S. 81, 87.

<sup>186</sup> COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 393.

dern beschränkten sich nicht auf die Söhne. Sie unterschied sich jedoch inhaltlich von der Korrespondenz mit den Königen – Transmission von Herrschaftswissen war zumindest teilweise geschlechterspezifisch geprägt. Während von den Schreiben an Marguerite nur wenige und an Claude<sup>187</sup> gar keine überliefert sind, bietet die Korrespondenz der Königinmutter mit ihrer ältesten Tochter Élisabeth einen gut dokumentierten Fall. Als einzige Schwiegertochter tritt Maria Stuart in den Fokus der Anweisungen Catherines, während an Elisabeth von Österreich und an Louise de Vaudémont vermutlich keine Briefe überliefert sind. Im Folgenden untersuche ich die Korrespondenzen im Hinblick auf die Positionierung von Königinmutter und Töchtern durch das Nähren mit Briefen.

#### 4.3.1 Ein Kind in eine Königin verwandeln. Élisabeth

Élisabeth (1546–1568) wurde 1559 im Rahmen des Vertrages von Cateau-Cambrésis die dritte Ehefrau des spanischen Königs Philipp II. Der Vertrag sollte den spanisch-französischen Konflikten ein Ende setzen, die während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in sechs Kriegen um die Vormacht in Europa geführt wurden, vor allem um die Ansprüche auf der italienischen Halbinsel<sup>188</sup>. Das Funktionieren der Ehe war so von Beginn an von erheblichem politischen Gewicht. Die Vermählung fand im Juni 1559 *per procurationem* in Notre-Dame statt und im November begann die dreizehnjährige Braut ihre Reise nach Spanien, die zugleich das Ende ihrer Kindheit bedeutete: Während sie am französischen Hof noch mit ihren Puppen gespielt hatte<sup>189</sup>, musste sie als Königin von Spanien ihrem eigenen Hofstaat vorstehen, ein gutes Verhältnis zum Ehemann pflegen und möglichst schnell die neue Etikette des spanischen Hofes lernen. Catherine de Médicis setzte in ihren Briefen an die Tochter alles daran, Élisabeth von einem Kind in die spanische Königin zu verwandeln und erteilte ihr ständig Anweisungen und Ratschläge. Dazu spannte sie ein regelrechtes Infor-

<sup>187</sup> Dies ist ein Überlieferungsproblem. Die erhaltenen Schreiben von Claude an ihre Mutter nehmen häufig Bezug auf Vorgaben und Informationsgesuche Catherines (vgl. Claude an Catherine, o. D. [1561?], BNF Ms., Fr. 6609, fol. 12v: »[G]e ne veus fillir ausi a vous mander que monsieur mon mari ma di que ma bele mere [Christine von Dänemark] lui a parle par pleusieurs fois«. Zu Schreiben von Claude, Claudes Ehemann Charles und ihrer Schwiegermutter Christine von Dänemark siehe auch BNF Ms., NAF 21602. Zu Marguerite [Kap. 5.1](#).

<sup>188</sup> Für einen Überblick zum Verhältnis der Valois und Habsburger im 16. Jahrhundert JOUANNA, *La France*, S. 179–183; zur Perspektive Philipps II. MARKUS REINBOLD, *Jenseits der Konfession. Die frühe Frankreichpolitik Philipps II. von Spanien, 1559–1571*, Ostfildern 2005.

<sup>189</sup> ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 9.

#### 4. Nähren und Weitergeben

mationsnetz um ihre Tochter – in die Kommunikation eingebunden waren die französischen Botschafter bei Philipp II., Élisabeths Hofdamen und zahlreiche Reisende zwischen den Höfen (»j’entendeu par d’aucoun qui sont veneu d’Espagne«<sup>190</sup>). Élisabeth ist somit zugleich ein gutes Beispiel für das Verhandeln verwandtschaftlicher Beziehungen über den Einbezug zahlreicher Dritter, denn auch wenn die Korrespondenz zwischen Mutter und Tochter immer wieder Intimität suggerierte, war ihr Publikum deutlich größer<sup>191</sup>.

Der fest installierte französische Botschafter am spanischen Hof (bis 1562) Sébastien de L’Aubespine, Bischof von Limoges und zugleich Bruder von Claude de L’Aubespine, Catherines Sekretär, spielte dabei in den ersten Jahren eine zentrale Rolle<sup>192</sup>. Beide waren enge Vertraute der Königinmutter und hatten eine Schlüsselposition in der Kommunikation mit ihrer ältesten Tochter, die Catherine nach der Eheschließung nur ein einziges Mal wiedersah. Sie führte neben der Korrespondenz mit dem Botschafter, die auch Philipp II. zugänglich war, einen geheimen Briefverkehr mit Limoges, der über dessen Bruder Claude de L’Aubespine lief<sup>193</sup>. Die Korrespondenz mit Élisabeth lief parallel zu diesen Kommunikationsformen bzw. wurde aufgrund der notwendigen Geheimhaltung teilweise durch sie ersetzt: »Je an ayscri à l’ambassadeur tout set que je an né aprins [ce que j’en ai appris]; qui sera cause que ne vous en manderé daven-tage«<sup>194</sup> ist eine Äußerung, die sich in ähnlicher Weise in den Briefen von Catherine an Élisabeth wie auch in den Antworten der Tochter zahlreich findet. Limoges hatte auch eine Mittlerposition als Stellvertreter des mütterlichen Rates an Élisabeth: »Pour se, je vous prie, suyvent ce que vous en dyra l’évesque de Lymoges«, schrieb Catherine, und: »[S]eulement je vous priré que vous governiés en set fayst selon l’avis et conseil [conseil] de l’ambassadeur«<sup>195</sup>. Zugleich hatte Limoges wie auch die ihm nachfolgenden Gesandten von der

190 Catherine an Élisabeth, [10.11.1560], in: LCM, Bd. 1, S. 152. Zur Korrespondenz von Catherine und Élisabeth aus emotionsgeschichtlicher Perspektive BROOMHALL, »My daughter, my dear«.

191 Im Vergleich dazu wird deutlich, wie wichtig ein Eindruck unmittelbarer Kommunikation zwischen Mutter und Königsson als Schlüsselbeziehung war.

192 SUTHERLAND, *The French Secretaries*, S. 112f.; WANEGFFELEN, *Catherine de Médicis*, S. 198f. Es waren noch weitere Mitglieder der Familie de L’Aubespine in diplomatischen Funktionen für die französische Königsfamilie tätig. 1562 wurde Limoges zurückgerufen und durch Saint-Sulpice ersetzt, der eine ähnliche Funktion erfüllte.

193 SUTHERLAND, *The French Secretaries*, S. 112f.

194 Catherine an Élisabeth, [4.3.1561], in: LCM, Bd. 1, S. 589. Vgl. auch »Vous entendré l’aucasion de la veneue de set porteur ysi et de son retour par le évesque de Limoge, qui me garderé vous en fayre rediste« (Catherine an Élisabeth, [Jan. 1561], *ibid.*, S. 576).

195 Catherine an Élisabeth, [4.3.1561]; Catherine an Élisabeth [Ende Jan. 1561], *ibid.*, S. 590, 576.

Königinmutter Instruktionen bekommen, Élisabeths Verhalten genau zu überwachen und sie in ihrer neuen Position als Königin anzuleiten. Jean de Saint-Sulpice, Gesandter von 1562 bis 1565, fasste dementsprechend in seinem »Résumé de la mission« für seinen Nachfolger Fourquevaux seine Tätigkeiten zusammen. Darunter fiel die Aufgabe, Élisabeth die »Wahrheit« über alles zu berichten, damit diese Philipp II. davon erzählen könne<sup>196</sup>. Catherine dankte Limoges in einem Schreiben vom Juli 1560 (also bereits vor Beginn ihrer Regentschaft) für seine Informationen »de toutes choses qui passent à l'entour de la Reyne ma fille et me découvrir de toutes ses actions [...] et de sçavoir qu'elle s'y comporte de telle façon que tant luy [Philipp II.] que ses principaux ministres en ayent tant de contentement et de satisfaction«<sup>197</sup>. Der Informationsaustausch richtete sich also vor allem darauf, Élisabeths Position am spanischen Hof zu sichern und auszugestalten; die entscheidenden Personen, die dabei im Fokus standen, waren Philipp II. und dessen Minister. Die Königinmutter war deshalb stets bemüht, Élisabeths Vertrauen zur Vermittlerfigur aufrechtzuerhalten (»nostre ambassadeur, le quel, je vous aseure, vous dyré tourjour la verité«<sup>198</sup>).

Die Handlungsanweisungen und Ratschläge, die die Beziehung zwischen Catherine de Médicis und ihrer ältesten Tochter prägten, richteten sich, anders als in der Korrespondenz mit Charles IX und Henri III, in der die Vermittlung militärischer Strategien eine wichtige Rolle spielte, auf das Verhalten am Hof, die Ehe und das Verhältnis zu Philipp II. sowie den Umgang mit dem Körper – Themen, die jedoch nicht weniger politische Relevanz hatten als Armeen und Friedensverhandlungen. Im Fall Élisabeths ist zudem auffällig, welchen Stellenwert Gaben für die Verhandlung der verwandtschaftlichen Beziehungen einnahmen, die sonst in den brieflichen Mutter-Kinder-Beziehungen eine eher untergeordnete Rolle spielten. Catherine de Médicis sandte ihrer Tochter Stoffe, Pferde und Windhunde, die als Ehrengaben besondere Anerkennung ausdrückten<sup>199</sup>. Bei diesem Austausch ging es jedoch nicht nur um die Dinge an sich, sondern auch darum, überhaupt etwas auszutauschen und so Reziprozität und

196 »Résumé de la mission de Jean de Saint-Sulpice en Espagne, à partir d'avril 1562 jusqu'en mai 1565: principaux buts poursuivis par l'ambassadeur et résultats atteints«. Edmond CABTÉ (Hg.), *Ambassade en Espagne de Jean Ebrard, seigneur de Saint-Sulpice, de 1562 à 1565, et mission de ce diplomate dans le même pays en 1566*, Albi 1903, S. 1–7.

197 Catherine an Limoges, 28.7.1560, in: LCM, Bd. 1, S. 142.

198 Catherine an Élisabeth, [März 1561], *ibid.*, S. 581.

199 Zum Gabentausch zwischen Fürstinnen Giulia CALVI, Introduction, in: DIES. (Hg.), *Women Rulers*, S. 1–15, hier S. 11; HOLZAPFL, *Fürstenkorrespondenz*, S. 317; RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 219.

#### 4. Nähren und Weitergeben

eine beständige Kommunikation aufrechtzuerhalten<sup>200</sup>. So forderte die Königinmutter Élisabeth explizit auf, selbst bestimmte Dinge zu schicken<sup>201</sup>. Innerhalb dieses Autauschs konnten auch Personen den Charakter einer Gabe erhalten, indem beispielsweise bewährte Bedienstete von Hof zu Hof geschickt wurden. Die Bitte, die Zufriedenheit mit dem Geschenk zu bestätigen (»Je vous prie me mander quant y [die Gärtner] seront arivés et si vous satysfayront, car je l'ay désiré byen fort«) und es als Zeichen der »Liebe« anzunehmen (»mès puisqu'ele [das Zimmermädchen] le veult, je vous prie la retenir an vostre servise, pour l'amour de moy et du servise qu'ele me fayst très agreable«), zeigt deutlich den bindenden Charakter der gesandten Personen, die als Gabe eine Möglichkeit der Festigung verwandtschaftlicher Beziehungen, ja der handfesten Demonstration von Liebe und Nähren aus der Ferne bieten konnten<sup>202</sup>.

Eine besondere Rolle in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter spielte dabei das Versenden von Porträts. Catherine de Médicis ließ ihre Kinder häufig malen, vor allem durch den Hofmaler François Clouet<sup>203</sup>. Schon im Kleinkindalter forderte sie vom Kinderhof Porträts der Söhne und Töchter an, die sie dann teilweise an andere Höfe versandte<sup>204</sup>. Nachdem Élisabeth verheiratet war, schickte die Königinmutter ihr Porträts ihrer Geschwister und von sich selbst, zuerst als Zeichnungen, auf die später Gemälde der Familienmitglieder folgen sollten<sup>205</sup>. Die repräsentative und symbolische Funktion von Porträts ist bereits gut untersucht. In den Briefen wird deutlich, dass sie für das Verhält-

<sup>200</sup> Gabriele JANCKE, Daniel SCHLÄPPI, Ökonomie sozialer Beziehungen. Wie Gruppen in frühneuzeitlichen Gesellschaften Ressourcen bewirtschafteten, in: *L'Homme* 22/1 (2011), S. 85–97, hier S. 88.

<sup>201</sup> Catherine an Élisabeth, [April 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 593: »M'anvoyés aussi heun lyst de reseuil, de même seluy que anvoyastes à Monsieur le cardynal; et ausy dé gans de mesme lé dernier que m'avés envoyés, comme Montréal vous dira«.

<sup>202</sup> Catherine an Élisabeth, [Sept. 1560], [Feb. 1564], *ibid.*, S. 565; Suppl. Bd. 10, S. 128. Vgl. zum Personenaustausch mit Empfehlungsschreiben RUPPEL, »Das Pfand und Band aller Handlungen«, S. 219.

<sup>203</sup> Beispiele bei Alexandra ZVEREVA, *Portraits dessinés*, S. 106–111. Vgl. DIES., »Par commandement et selon devys d'icelle dame«: Catherine de Médicis commanditaire de portraits, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 215–228, hier S. 228. Zur riesigen Porträtsammlung von Catherine de Médicis Alexandra ZVEREVA, *La galerie de portraits de l'hôtel de la Reine*, in: *Bulletin monumental* 166/1 (2008), S. 33–41. Zum Austausch von Porträts ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*.

<sup>204</sup> Z. B. Catherine an Monsieur d'Humières, 4.5.1548, in: LCM, Bd. 1, S. 23f.

<sup>205</sup> Catherine an Élisabeth [Juli 1561], *ibid.*, S. 600–602. Vgl. den Bericht von Élisabeths Hofdame Claude de Vauperges an Catherine, 1.1.[1561], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 807: »Ele les [die Zeichnungen] a fait metre totes an son cabinet, la vostre la première, et totes les otres après; tous seus qui lé voient ne se povent soler de les regarder et dire qui sont beos [beaux]«.

nis der Valois und Habsburger, beispielsweise für mögliche Eheanbahnungen, besondere Bedeutung hatten<sup>206</sup>. Wichtiger noch war der Königinmutter allerdings, das Porträt ihrer Tochter zu erhalten. Obwohl eine spanische Hofmalerin mehrere Porträts von Élisabeth anfertigte, die an den französischen Hof gesandt wurden, schickte Catherine selbst einen Maler zu ihrer Tochter, der mit einer Zeichnung zurückkommen sollte. Sie schrieb dazu, sie wolle die Tochter wenn schon nicht real, dann wenigstens im Bild sehen<sup>207</sup>. Porträts dienten dazu, Nähe und auch repräsentative Präsenz (denn Bilder konnte man gut zeigen) einer Tochter herzustellen, die man jahrelang nicht mehr sah. Sie waren jedoch noch mehr, denn sie zeigten mit Élisabeth eine Nachfahrin der Königinmutter, die diese im Bauch getragen und anschließend geformt hatte; die *nourriture*, die Élisabeth nicht nur am Kinderhof, sondern weiter durch Briefe in sich aufnahm, manifestierte sich im abgebildeten Körper der spanischen Königin, der so als ein sichtbares Vermächtnis der Königinmutter betrachtet werden konnte<sup>208</sup>.

In den Vordergrund der mütterlichen Ratschläge in Briefen trat zunächst die Position Élisabeths am Hof, da aufgrund der Jugend der neuen Königin zu Beginn noch keine sexuelle Beziehung zu Philipp II. bestand. Während Catherine genauestens über den Alltag ihrer Tochter informiert war – welche Kleider sie trug, wann sie aufstand, was sie gegessen hatte, womit sie ihre Zeit verbrachte, wen sie traf<sup>209</sup> –, richteten sich ihre Anweisungen vor allem auf den Umgang der Tochter mit den Hofdamen. Élisabeths Hofstaat (*maison*) war zu

<sup>206</sup> Zur symbolischen Markierung einer Fürstenfamilie durch spezifische Merkmale in Porträts am Beispiel der Medici Heather L. SALE HOLIAN, *Family Jewels. The Gendered Marking of Medici Women in Court Portraits of the Late Renaissance*, in: *Mediterranean Studies* 17 (2008), S. 148–173. Vgl. Élisabeths Beschreibung der Reaktionen am Hof auf Porträts, die Catherine de Médicis geschickt hatte, in *Élisabeth an Catherine*, [1560], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 805f.

<sup>207</sup> »Je suis bien ayse que ayés reseu le tableau, et atans an grant devotyon le retour [de set] peyntre, pour vous avoir au moyns en pinteure, puisque je ne puis avoyr encore le byen de vous voyr«, Catherine an Élisabeth, [Feb. 1564], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 128. Zur spanischen Hofmalerin PARKER, *Imprudent King*, S. 160.

<sup>208</sup> SCHULTE, »Madame, Ma Chère Fille«, beschreibt frappierend Ähnliches für Maria Theresia und ihre Tochter Marie-Antoinette, deren Porträt die Mutter beständig einforderte, um »das Ergebnis der Verwandlung des kindlich-natürlichen Körpers der österreichischen Prinzessin in den politischen Körper der Dauphine von Frankreich [zu] sehen« (S. 163).

<sup>209</sup> Hector de La Ferrière hat in seinem ersten *rapport* aus St. Petersburg Auszüge aus einem undatierten *journal* einer nicht näher bezeichneten Hofdame abgedruckt, die einen tagebuchähnlichen Bericht über Élisabeth an die Königinmutter schickte: LA FERRIÈRE, *Deux années*, S. 17–21. Vgl. vom Januar 1560 (datiert auf 1559): »Relation de se qui se passa depuis l'arrivée de la reine à Pied-de-Port jusques à Pampelune, in: *Négocia-*

#### 4. Nähren und Weitergeben

Beginn des Jahres 1560 nach spanischem Vorbild konstituiert worden und bestand aus französischen wie spanischen Hofdamen. Unter den französischen Damen nahm Madame de Clermont (Louise de Bretagne) den ersten Platz ein, die auch die Gouvernante der jungen Königin war und das Privileg hatte, in ihrem Zimmer schlafen zu dürfen; zugleich war sie eine wichtige Informantin von Catherine de Médicis. Madame de Vineux (Claude de Vauperges), eine andere Hofdame und enge Vertraute von Élisabeth, neidete Madame de Clermont offenbar ihre Position und es kam zu Auseinandersetzungen um die Nähe zur Königin<sup>210</sup>. Ein Jahr nach der Hochzeit, im November 1560, trat der Konflikt zum ersten Mal offen zu Tage und Catherine schrieb Briefe an beide Hofdamen und wies ihre Tochter selbst zurecht: »[Q]ue Madame de Vineulx veolt [veut] à toutte forse entrer à vos afayres, set que je trove merueilleuxsement mauvès [mauvais] [...] suivés set que je vous dis au partir, car vous savés coment y [il] vous ynporteret«<sup>211</sup>. Es wird deutlich, dass die Nähe bzw. Distanz zu Élisabeth, um die die französischen Hofdamen konkurrierten, von zentraler Bedeutung für die Position der Tochter am spanischen Hof war. Catherine war dementsprechend bemüht, Élisabeth aus der Ferne ihren Platz am Hof – und damit zugleich als Königin und im Verhältnis zu ihrem Ehemann – zuzuschreiben, denn sonst »tous les Ayspagnol et vostre mari mesme s'en moquet«. Das Verhalten Élisabeths und ihre Nähe zu einer erfahrenen Hofdame, an der sie sich orientieren konnte, anstatt sich »wie ein Kind« aufzuführen, sollte ihre Herrschaftsposition als Königin definieren und festigen, wie Catherine ausführte:

[A]u lieu que vous tenés et heoù [où] vous aystes, sela [die Bevorzugung von Madame de Vineux] syet [sert] très mal, et monstre trop de avoyr encore de l'anfant, d'entretenir et fayre cas, devient lé jeans [gens], de vos filles. Quant vous aystes seule en vostre chambre, en privé, pasé vostre temps et vous jouays [jouez] avecques aille [elle] et touttes; et devant lé jeans faistes cas et bonne chère à vostre cousine et à Madame de Clermont, et les entretenés et croyés les; car y [elles] sont toutte deus sages<sup>212</sup>.

tions, lettres et pièces diverses«, S. 187–194. Als Schreiberin kann Madame de Clermont vermutet werden. Zur Kleidung von Élisabeth siehe SYLVÈNE ÉDOUARD, *Le costume d'Élisabeth de Valois, reine d'Espagne, vers 1560*, in: *Cour de France.fr.* (2012), <http://cour-de-france.fr/article2178.html> (23.4.2019).

<sup>210</sup> Zur *maison* der spanischen Königin und zum Konflikt siehe ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 15f.; DIES., *Le corps d'une reine. Histoire singulière d'Élisabeth de Valois, 1546–1568*, Rennes 2009, S. 63–65; BROOMHALL, »My daughter, my dear«, S. 550f.

<sup>211</sup> Catherine an Élisabeth, [10.11.1560], in: LCM, Bd. 1, S. 152. Anweisungen, die Madame de Vineux betreffen, finden sich auch in den Briefen vom 4.3.1561 und vom April 1561.

<sup>212</sup> Catherine an Élisabeth, [10.11.1560], *ibid.*, S. 153. Der Begriff *privé* bezeichnet hier mit dem Schlafzimmer der Königin einen weniger leicht zugänglichen Raum.

Es wird deutlich, dass das Problem aus Sicht der Königinmutter in einem unreifen Verhalten der Tochter lag, die als Königin nicht mit Rivalitäten ihrer Hofdamen konfrontiert sein sollte. Catherine de Médicis selbst war nie am spanischen Hof gewesen, dessen Etikette strenger war als die französische<sup>213</sup>. Sie hatte jedoch auch die Erfahrung gemacht, als junge Braut an einen fremden Hof zu kommen, und war zudem bestens über den spanischen Hof informiert. Die Königinmutter nährte, gab Herrschaftswissen und Erfahrung weiter, indem sie im Brief den höfischen Raum ihrer Tochter strukturierte. Die Anweisungen, sich nicht wie ein Kind zu verhalten und keine Rivalitäten durch Favoriten zu gestatten, erinnern dabei an die Korrespondenz mit Charles IX und Henri III – wer hier die Autoritätsposition innehatte, das vereindeutigten die Briefe. Dabei machte Catherine klar, dass Élisabeth und sie kaum unabhängig voneinander handeln konnten, sondern weiterhin verbunden waren. Alles, was die Tochter und deren Untergebene taten, »berührte« auch die Mutter<sup>214</sup>. Der Vorfall um die Hofdamen war zugleich ein Anlass, die Position der Mutter als uneigennützigste Person zu definieren, die nur das Glück ihrer Tochter wolle, während diese im Gegenzug wiederum Gehorsam und Liebe schuldete: »[F]austes set que je vous mende, si vous volés que je saye [sois] contente de vous et que je vous ayme, et que je croy que me aymés coment devés, vous aystent set que je vous suys, et ne désirent ryen pluls en set monde que vous voyr si eulreuse [heureuse] que gai, toute vostre vye aystre [être] contente: s’et vostre bone mère«<sup>215</sup>. »Ce que je vous suis« – »was ich euch bin« – das war die »gute Mutter«, die aus diesem Grund zu Handlungsanweisungen berechtigt war und sich zugleich durch das Teilen ihres Wissens erst zeigte. Die Figur der Königinmutter entstand hier in der Kommunikation im Verhältnis zur ältesten Tochter und spanischen Königin, der sie Ratschläge gab.

Élisabeth selbst wollte die Nähe zu Madame de Vineux nicht missen, obwohl sie ihrer Mutter schrieb, dass sie sich an Madame de Clermont halten würde<sup>216</sup>. Catherine löste den Konflikt schließlich, indem sie Madame de Clermont zu sich an den Hof zurückrief. Élisabeths Haushofmeister, der Herzog von Alba, hatte bei Limoges darauf gedrungen und die Königinmutter war zudem in Sorge, dass man die Hofdame für ihre Spionin halten könnte, so dass Philipp II.

213 ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 6, 10.

214 Catherine an Limoges, 10.11.1560, in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 704f.: »[C]’est une chose qui touché à la royne ma fille et à moy«.

215 Catherine an Élisabeth, [10.11.1560], in: *LCM*, Bd. 1, S. 153.

216 »[A]ussy ne voureège [voudrais-je] oublier à vous dire comme je suis tenue à madame de Clermont«, Élisabeth an Catherine, [1560], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 703f.

#### 4. Nähren und Weitergeben

sich von seiner Frau entfernen würde<sup>217</sup>. Ihre Einmischung in den Konflikt sollte deshalb auch geheim bleiben und Élisabeth sollte behutsam vorgehen, wie Catherine ihr in einer Lektion in höfischem Verhalten und Dissimulation deutlich machte:

[A]fin que, san fayre semblant que pansyés qu'ele [Madame de Clermont] s'an deuvest venyr, que comandyés à madame de Vyneulx d'antrer an vos afayres et luy donnyés la cherge [charge] de vos bagues, dysant que, d'aultent qu'ele couche en vostre chambre, et que avés coneu coment ayille [elle] vous ayst [est] fydèle, que vous le volés, et ne communiqués à personne sesi que à l'ambasadeur, qui vous consellera coment vous y conduyrés<sup>218</sup>.

Da eine zu starke, sichtbare Anbindung Élisabeths an ihre Herkunftsfamilie am spanischen Hof verdächtig und unerwünscht war, galt es, Teile der mütterlichen Ratschläge im Verborgenen auszuüben. Königinmuttersein gegenüber der Tochter geriet an eine Grenze, wenn ein anderer Hof und ein anderer Herrscher betroffen waren. Élisabeth war an einer Schnittstelle positioniert, in der sie sich zu verschiedenen Seiten verhalten musste.

#### 4.3.2 Die Relationalität einer Tochter. Ehe als Allianz zweier Königreiche

Im Zentrum der Briefe stand immer wieder das Thema Ehe – sowohl Élisabeths Verhalten gegenüber ihrem Ehemann und ihrer Herkunftsfamilie als auch ihre Funktion in der Anbahnung weiterer Ehen für ihre Geschwister. Während die historische Forschung nach wie vor oft davon ausgeht, dass adelige Frauen in der Frühen Neuzeit nach der Heirat ihr Haus verlassen würden, um in das des Mannes integriert zu werden, zeigt sich hier anhand von Élisabeth die Position der Tochter als Agentin der Herkunftsfamilie und Vertreterin der Valois am spanischen Hof<sup>219</sup>. Dies deutete sich bereits im oben zitierten Bericht des Gesandten an und wird in weiteren Instruktionen in diesem Zusammenhang

<sup>217</sup> »Je panse [...] qu'i vault mieulx que madame de Clermont s'an vyegne [s'en vienne] [...]; car je arés peur, si voyé que ladyste dame de Clermont demeuret encore, qui pensase que je la voleuse tenyr auprès de vous pour espion, et que cela feut cause que le Roy votre mari s'ettrangast de vous«, Catherine an Élisabeth, [4.3.1561], in: LCM, Bd. 1, S. 589. Vgl. ÉDOUARD, Corps de reine, S. 15. Der Herzog von Alba, Fernando Álvarez de Toledo, war eine zentrale Figur der Herrschaft Philipps II. und der spätere Statthalter der Habsburger in den Niederlanden.

<sup>218</sup> Catherine an Élisabeth, [4.3.1561], in: LCM, Bd. 1, S. 589.

<sup>219</sup> Zur Annahme eines Wechsels Christiane COESTER, Crossing Boundaries and Traversing Space. The Voyage of the Bride in Early Modern Europe, in: CALVI, CHABOT (Hg.), Moving Elites, S. 9–20, hier S. 9. Zur Agentin der Herkunftsfamilie CALVI, Intro-

deutlich: Der Botschafter solle »lui [Élisabeth] dire ce qu'elle devra dire à son mari pour le service du roi, son frère, et de la reine, sa mère« und dafür sorgen »qu'elle fasse démonstration d'aimer le roi son frère et la reine sa mère«<sup>220</sup>. Der spätere Gesandte Fourquevaux schrieb während seiner Gesandtschaft dementsprechend an die Königinmutter, dass es wichtig sei, Élisabeth zu verdeutlichen, dass ihre eigentliche, sichere Grundlage immer in ihrer Herkunftsfamilie liege: »[Q]ue Sa Majesté ait toujours devant ses yeux la memoire du lieu et sang dont elle sort et que c'est là où elle, après Dieu, doit fonder son plus certain appuy pour tout ce qui pourroit survenir«<sup>221</sup>. Blut wurde hier zu einem einseitigen Loyalitätsmarker, der mit Verpflichtungen und einer Positionierung in Konkurrenz zu anderen Beziehungen einherging. Die Briefe zwischen Mutter und Tochter waren aus dieser Perspektive stets Teil einer »außenpolitischen« Diplomatie.

Catherine de Médicis war an den meisten Eheanbahnungen ihrer Kinder beteiligt und oft die treibende Kraft dahinter. Élisabeth wurde nach ihrer Eheschließung in die Heiratspläne für ihre Geschwister eingebunden und erhielt so durch ihre Mutter Zugang zu einer wichtigen Herrschaftspraxis. Es handelte sich um die Pläne einer Ehe zwischen Charles IX und der ältesten Tochter Kaiser Maximilians II., Anna von Österreich, sowie zwischen Marguerite und Philipps ältestem Sohn Don Carlos<sup>222</sup>. Die Forschung hat in den letzten Jahren immer wieder betont, dass Ehen im dynastischen Europa soziales, kulturelles und politisches Kapital boten und dass Frauen dabei das »movable element in the construction of political power and in State formation processes« gewesen seien<sup>223</sup>. Beide hier angestrebten Ehen kamen letztlich nicht zustande, aber schon die Eheanbahnungen waren ein Kommunikationsanlass, der verwandtschaftliche Beziehungen herstellte und reproduzierte<sup>224</sup>. Bereits zu Beginn des Jahres 1561 hatte die Königinmutter für die jüngste Tochter Marguerite den ältesten Sohn von Philipp II., den kränklichen Don Carlos, ins Auge gefasst: »Il

duction (Moving Elites), S. 2. Ein Beispiel in diesem Zusammenhang ist Marguerite de Navarre, Schwester von François I<sup>er</sup>. Dazu MIDDLEBROOK, »Tout mon office«. Zur Kritik an der Forschung vgl. NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 13.

<sup>220</sup> Avertissements pour le successeur de l'ambassadeur (1562 oder 1565), in: CABIÉ (Hg.), *Ambassade*, S. 408–410.

<sup>221</sup> Fourquevaux an Catherine, 3.11.1565, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 1, S. 5.

<sup>222</sup> Zu den Ehen HEINEMANN, *Von Impotenz*. Vgl. zu den Eheverhandlungen zahlreiche Schreiben, Berichte und Vollmachten in *Lettres de Charles IX*.

<sup>223</sup> HOHKAMP, *Sisters, Aunts, and Cousins*; CALVI, *Introduction (Women Rulers)*, Zitat S. 11.

<sup>224</sup> Dazu grundlegend WILLASCH, *Verhandlungen*.

#### 4. Nähren und Weitergeben

m'a méné que le Prinse n'a plus la fièvre; si cela lui continue d'estre guéri, ne perdé pas l'aucasion de garder qu'i soit marié hà aultre femme que à vostre seur au à vostre belle-seur [Johanna, verwitwete Schwester von Philipp II.]«, forderte die Königin von Élisabeth. Sie begründete deren notwendigen Einsatz für diese Verbindung mit der Sicherung von Élisabeths eigener Position durch verwandtschaftliche Beziehungen im Fall des Todes von Philipp:

[E]t me sanble que y dévés mestre tous vos sin san [cinq sens], pour fayre l'eun au l'autre mariage; car aultrement vous seriés an danger d'estre la plus maleureuse du monde, si vostre mari venoyt à mourir, luy éstent Roy, coment yl seroit, si n'avez aypousé quelque femme qui feut heun vous-même, come seret vostre seur<sup>225</sup>.

Catherine rief eine enge verwandtschaftliche Bindung Élisabeths zu ihrer Schwester bzw. Schwägerin auf als »ihresgleichen«, »heun vous-même«, was die Vorstellung der untrennbaren Verbundenheit von Verwandten im Sinne eines Körpers diesmal als Argument im Kontext möglicher Allianzen zwischen den Habsburgern und den Valois evoziert. Sie verknüpfte die Zukunft ihrer Tochter aber zugleich eng mit der der französischen Königsfamilie: »S'et le myeux quy vous puyse avenir et à nous«<sup>226</sup>. Verwandtschafts- und Zugehörigkeitskonzeptionen waren in diesem Sinne flexibel anpassbar. Catherine integrierte die Tochter anhand der Transmission von Beziehungs- und Heiratswissen in die Herrschaftspraxis – verwandtschaftliche Bindung und Erziehung in Briefen gingen Hand in Hand.

Der imaginierte Todesfall Philipps II. trat zu Lebzeiten Élisabeths nicht ein und die Handlungsanweisungen Catherines an Élisabeth betrafen vor allem das Verhältnis ihrer Tochter zum Ehemann. Die Allianz mit dem spanischen König und der damit verbundene Frieden waren weit über ihre Regentschaft hinaus ein wichtiges Anliegen der Königinmutter; sie waren der Zweck der Eheschließung gewesen, so dass Élisabeth in Spanien den Namen »Isabel de la Paz« bekam<sup>227</sup>. Schon kurz nach der Geburt der Tochter hatte die Mutter deren

<sup>225</sup> Catherine an Élisabeth, [Ende Jan. 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 576. Vgl. zur selben Thematik auch die Briefe vom 4.3.1561 und vom April 1561. Don Carlos starb bereits 1568. Als Grund für die angestrebte Ehe wird auch die von den Guise geplante Verheiratung von Maria Stuart mit Don Carlos genannt. Vgl. Serge BRUNET, »De l'Espagnol dedans le ventre!« Les catholiques du Sud-Ouest de la France face à la Réforme (vers 1540–1589), Paris 2007, S. 122. Zur geplanten Ehe von Charles IX mit Anna von Österreich siehe Catherine an Élisabeth, [24.8.1563], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 109f.

<sup>226</sup> Catherine an Élisabeth, [April 1561], *ibid.*, Bd. 1, S. 594. Vermutlich war die Intention dabei, eine mögliche Heirat des potentiellen nächsten spanischen Königs mit der englischen Königsfamilie zu verhindern, die Frankreich isolieren könnte.

<sup>227</sup> ÉDOUARD, Corps de reine, S. 25.

Funktion als »Knoten« zum Schmieden von Allianzen betont, wie sie ihrem Cousin, dem Herzog von Florenz, anlässlich der Ankündigung der Geburt schrieb: »J'espère que ce sera le neud pour former et assurer toutes les alliances en plus grande fermeté«<sup>228</sup>. Zu Beginn der 1560er Jahre war der Frieden zwischen den spanischen Habsburgern und den Valois keineswegs gesichert; Limoges berichtete an Charles IX und Catherine, dass Philipp II. es als seine Pflicht ansehe, die katholische Religion im Zweifelsfall auch in Frankreich zu verteidigen<sup>229</sup>. Élisabeth wurde deshalb in den Briefen ihrer Mutter dazu angehalten, »sete amitié qui est entre ses deus roys« aufrechtzuerhalten und ihren Mann dahingehend zu beeinflussen: »[L]'espérance que je ay en vous, qui entretient le Roy vostre mari en la pays [paix] en laquelle le Roy vostre père a lésé set [ce] royaume aveques luy«<sup>230</sup>, so beschrieb Catherine den Platz, den sie ihrer Tochter als Garantin des von ihrem Vater Henri II erreichten Friedens zugedacht hatte. Die Nähe zum Ehemann bei gleichzeitig beibehaltener Bindung zur Herkunftsfamilie sollte das Ziel Élisabeths sein, um die zentrale Vermittlungsposition am spanischen Hof zu besetzen, die sie aufgrund ihrer sozialen Beziehungen als »sœur de l'un, et femme de l'autre«<sup>231</sup> innehatte. Sie solle sich bei ihrem Mann und seinen Untergebenen beliebt machen, schrieb Catherine und diktierte ihrer Tochter teilweise wörtlich, was diese ihrem Mann zu sagen hatte und worum sie für die Mutter bitten sollte<sup>232</sup>. Philipp II. wiederum verwies sie in den an ihn adressierten Briefen häufig auf die Korrespondenz mit Élisabeth, die diese ihm zeigen würde<sup>233</sup>. Catherine setzte bei einem Großteil der Briefe an ihre Tochter darauf, dass diese ihrem Mann die Schreiben zeigte oder vorlas<sup>234</sup>. Der Gesandte Saint-Sulpice schrieb 1563 an Catherine und Charles IX, es sei sinnvoll, immer zwei Briefe zugleich zu schicken, so dass Éli-

228 Catherine an Cosimo von Medici, 5.5.1545, in: LCM, Bd. 1, S. 10f.

229 June SHIMIZU, *Conflict of Loyalties. Politics and Religion in the Career of Gaspard de Coligny, Admiral of France, 1519–1572*, Genf 1970, S. 66.

230 Catherine an Élisabeth, [16.4.1562]; 19.12.1560, in: LCM, Bd. 1, S. 617, 569. Vgl. ÉDOUARD, *Le corps*, S. 171–173.

231 Catherine an Élisabeth, [Dez. 1565], in: LCM, Bd. 2, S. 330 (Übersetzung aus dem Span.).

232 Catherine an Élisabeth, [4.3.1561], *ibid.*, Bd. 1, S. 589. Vgl. SCHULTE, »Madame, Ma Chère Fille«, S. 165, die beschreibt, wie Maria Theresia ihrer Tochter einen Platz in der Familie am französischen Hof zuwies. Zur wörtlichen Rede z. B. Catherine an Élisabeth, [Juli 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 601f.

233 Z. B. Catherine an Philipp II., [Mai 1562], *ibid.*, S. 303. Vgl. die Rückbestätigung des Botschafters Fourquevaux »Lad. Dame envoya au Roy son mary, le quinzième du present, la lettre que Votre Majesté lui escrivoit«, 23.9.1567, in: *Dépêches de M. de Fourquevaux*, Bd. 3, S. 52.

234 Diese These vertritt auch BROOMHALL, »My daughter, my dear«, S. 552.

#### 4. Nähren und Weitergeben

sabeth Philipp einen von beiden zeigen könne<sup>235</sup>. Die oben zitierte Instruktion eines Gesandten für seinen Nachfolger führte aus, dass man Briefe an Élisabeth zuerst sichten solle, und wenn der Brief vorgelesen werden dürfe, diesen an Élisabeth weiterleiten solle, damit sie ihn Philipp zeige<sup>236</sup>.

Dabei war es aus der Perspektive der Mutter klar, dass Élisabeth niemals vollkommen in das ›Haus‹ ihres Mannes integriert werden würde, auch nicht nach Jahren am spanischen Hof. Um die verwandtschaftliche Verbindung zur Herkunftsfamilie zu reproduzieren und zu naturalisieren, griff Catherine de Médicis auf die von ihr sonst, wie wir gesehen haben, kaum genutzte Sprache des königlichen Blutes zurück, dessen verbindende Wirkung Élisabeths Loyalität prägen sollte. An den Gesandten Fourquevaux schrieb sie 1565, er solle ›faire entendre à la royne madame ma fille de ce dont je vous ay charge à vostre partement, ayant assez d'assurance qu'elle ne sçauroit pour chose qui advienne rien oublier de ce qui appartient au sang dont elle est sortie«<sup>237</sup>. Diesen Ausdruck des Blutes hatte der Gesandte dann, wie wir gesehen haben, sofort übernommen. Darüber hinaus betonte Catherine explizit mit Rekurs auf die Natur in einem Brief an Élisabeth, dass diese »come [...] ma fille, qui douint [doit] et pour nature et pour nostre contentement desirer de voyr continuer votre frere en l'amitié en quoy yl est aveque vostre mary«<sup>238</sup> sich für die Interessen ihrer Herkunftsfamilie einsetzen müsse. Die Natur verlangte im Sinne eines Naturgesetzes Loyalität zum Bruder und zur Mutter und war so wie auch das Blut ein politisches Argument.

Während das Blut in diesen Briefen für die Abstammung von den französischen Königen reserviert war, ist die Korrespondenz zwischen Catherine und Élisabeth geprägt von einer politischen Sprache, die deutlich auf die französisch-spanische Allianz ausgerichtet war und sich von anderen Briefen unterscheidet. Je nach Beziehung wurde in der Kommunikation die Sprache teilweise angepasst. Nicht nur wurden die Vorbilder François I<sup>er</sup> und Henri II von der Regentin Catherine de Médicis auffallend häufig als Garanten ihrer eigenen Politik erwähnt, sondern auch die Begriffe *maison* und *chrétienté* spielen eine

<sup>235</sup> Saint-Sulpice an Catherine u. Charles IX, 8.7.1563 (Exzerpt), in: CABÍÉ (Hg.), *Ambassade*, S. 135.

<sup>236</sup> *Avertissements pour le successeur de l'ambassadeur* (1562 oder 1565), in: CABÍÉ (Hg.), *Ambassade*, S. 408–410. Aufschlussreich ist auch eine eigenhändige Notiz von Philipp II. auf einem Schreiben Catherines an Élisabeth, das er als Kopie aufbewahren wollte, da er es für wichtig, jedoch nicht in seinem Sinne erachtete: »que me pareçe de importancia y no como yo la quixiera«, Notiz unter Catherine an Élisabeth, o. D., in: *Negociaciones*, Bd. 2, S. 258.

<sup>237</sup> Catherine an Fourquevaux, 28.11.1565, in: LCM, Bd. 2, S. 326.

<sup>238</sup> Catherine an Élisabeth, [Feb. 1564], *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 127.

wichtige Rolle. Während das Haus die Freundschaft (*amitié*) und Allianz (*alliance*) zweier Familienverbände suggerierte, war die Christenheit das verbindende Element einer katholischen Politik. Diese wollte die Königinmutter Philipp II. vermitteln, der aufgrund der Präsenz von Protestanten im königlichen Rat Zweifel hegte. Die spezifische politische Sprache prägte verwandtschaftliche Beziehungen. Der Tochter Élisabeth wurden dabei zugleich die mit diesen Begriffen verbundenen Konzepte als Herrschaftswissen vermittelt<sup>239</sup>.

Die Königinmutter selbst wiederum verband das Teilen von Wissen mit ihrer ältesten Tochter immer wieder mit ihrer eigenen Positionierung, so dass sie mehr als in den meisten anderen Korrespondenzen explizit über ihre Autorität schrieb. Denn die ersten Jahre von Élisabeths Ehe fielen mit Catherines Regentschaftsantritt zusammen und die Briefe waren für den spanischen König und seine Berater sichtbar. Die Position der Tochter sollte dazu dienen, Catherines eigenes Verhältnis zu Philipp II. zu verbessern (»vous avoyr prié me tenyr en la bonne grase deu Roy vostre mary et l'aseurer qu'i n'y tyendré jeamès personne qui l'ayme mieulx après vous que fayst«<sup>240</sup>) und ihre eigene Herrschaftsposition ihm gegenüber zu rechtfertigen und zu festigen. Zu Beginn ihrer Regentschaft im März 1561 schrieb sie beispielsweise: »[J]e vous prie en naseurer [en assurer] le Roy vostre mari sour moy[:] j'é asés de puissance«<sup>241</sup>. Selten beanspruchte die Königinmutter für sich selbst explizit *puissance*, *pouvoir* oder *autorité*, die normalerweise implizit in der Mutter-Figur integriert waren. Gegenüber Élisabeth, und damit gegenüber Philipp II., war es jedoch unerlässlich, auch im Brief als starke und verlässliche politische Partnerin zu erscheinen. Zudem war Catherines Position immer wieder so prekär, dass sie sie explizit beanspruchen musste. Die Königinmutter zog vor diesem Hintergrund wie schon in Briefen an Charles IX eine Linie von sich selbst und ihren Kindern zurück zu deren Vätern und Großvätern. Dabei erscheinen die Kinder, und zwar Mädchen wie Jungen, als verbindendes Element, »tenant la mesme forme de vyvre moy et mes enfans que aunt fayst lé Roys vos pères et grans pères, é n'é neule yntantyon de la changer«<sup>242</sup>. Die Königinmutter verortete den

239 Z. B. Catherine an Élisabeth, [Sept. 1560], in: *ibid.*, Bd. 1, S. 565: »[Q]ue puisqu'i veolt mentenir nostre mayson qu'i vous meyntyendré tourjour ausi en vostre contentement et grandeur«. Die Verbindung von Philipp II. zu seiner Frau und zu deren Herkunftsfamilie wird hier eins. Vgl. auch »il faut que vous meniez cette affaire si sagement que toute la chrétienté vous soit perpétuellement obligée, et particulièrement ces deux maisons; cela serait ausi un motif pour empêcher à jamais la guerre«, Catherine an Élisabeth, [Dez. 1565], *ibid.*, Bd. 2, S. 330.

240 *Ibid.* Vgl. »Ma fille ma mye, aseuré le et luy dystes que je ne le puis asés remersier de set qu'i fayst pour nous«, Catherine an Élisabeth, 9.5.1562, *ibid.*, Bd. 1, S. 310.

241 Catherine an Élisabeth, [März 1561], *ibid.*, S. 581.

242 *Ibid.*

#### 4. Nähren und Weitergeben

Ursprung ihrer Autorität somit wieder retrospektiv in den Kindern, die sie geschaffen hatte. Zugleich war sie die Garantin der Kontinuität und wurde in dieser Linie selbst zur französischen Königin.

Catherine positionierte sich jedoch nicht nur als Mutter von Élisabeth und deren leiblichen Geschwistern, sondern wie bereits beschrieben auch von Philipp II., wie sie bei jeder Gelegenheit betonte, wenn sie von »ses deuz roys de qui j'é l'hauneur d'estre mere«<sup>243</sup> sprach. Die Eheschließung der Tochter und die Weitergabe von Herrschaftswissen waren verbunden mit der Kreation neuer Verwandtschaft in Form von Philipp II. als Sohn, der wie alle Schwiegerkinder auf der sprachlichen Ebene nicht vom leiblichen Sohn unterschieden wurde<sup>244</sup>. Catherine bezeichnete sich als »mère comme moi de deuz rois, en la manière que Dieu et la nature me le commandent et me l'enseignent«<sup>245</sup>. Die Königinmutter erscheint so als diejenige, der Gott und die Natur (unfehlbare) Ratschläge gaben und die als Mutter wiederum den Söhnen und der Tochter Ratschläge gab. Dabei wurde sie auch zum Exempel in Ehefragen (»que je serve d'ésanple [d'exemple] que ne vous fyés tent en l'amour que vous porte vostre mari«<sup>246</sup>).

Diese Praktiken des Ratgebens und Anweisens waren in sehr konkrete politische Probleme und Konstellationen eingebettet. Catherine de Médicis teilte Informationen mit Élisabeth, um Gerüchte zu entkräften und eine schriftliche Kommunikation mit Wahrheitsanspruch zu schaffen (»je vodrés byen que tou deus ne creusiés toutes lé menteries que l'on vous mende d'ysi«<sup>247</sup>); Élisabeth wiederum berichtete ihrer Mutter, was sie sah und hörte. Am spanischen Hof befürchtete man zu Beginn der 1560er Jahre aufgrund der Berichte des Gesandten Chantonnay einen zu großen Einfluss der Protestanten auf Catherine und Charles IX, während die Guise als katholische Faktion von Philipp II. an Macht verloren<sup>248</sup>. Catherines Bemühungen richteten sich oftmals darauf, Chantonnay loszuwerden, dessen negativen Einfluss auf ihre Beziehung zum Schwiegersohn sie fürchtete: »Le Roy vostre mari ha ysi son enbasadeur qui se

243 Catherine an Élisabeth, [20.3.1563], *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 95.

244 Vgl. Kap. 3.2.1.

245 Catherine an Élisabeth, [Dez. 1565], in: LCM, Bd. 2, S. 330.

246 Catherine an Élisabeth, [7.12.1560], *ibid.*, Bd. 1, S. 568. Élisabeth bestätigte die Anweisungen ihrer Mutter und deren verpflichtenden Stellenwert im Brief: »Je vous dirés comme je suis la plus heureuse fame du monde; et ne tiens cet heur que de vous; aussy, madame, n'en saurois-ge avoir de plus grand que de pincer que j'aye cet honneur que vous me commandiés, et que je vous sache bien faire service, comme je suis obligée«, Élisabeth an Catherine, [1560], in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 703f.

247 Catherine an Élisabeth, [März 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 581.

248 SHIMIZU, *Conflict*, S. 52.

veolt mesler de toutes nos afayres [...] trové fason aveques luy et seus qui sont auprès de luy, de le fayre révoquer«<sup>249</sup>. Die junge spanische Königin sollte außerdem bei ihrem Ehemann darauf dringen, dass der neue Generalleutnant Antoine de Navarre die von der Königinmutter versprochene Entschädigung für die von den spanischen Habsburgern annektierten Gebiete bekomme, oder die Entfernung der Guise von der Regierung rechtfertigen<sup>250</sup>. Reden von Natur, Blut, Muttersein und Zusammengehörigkeit erscheinen in diesem Kontext als politische Argumente in diplomatischen Verhandlungen.

#### 4.3.3 Der Leib der Tochter als Objekt

Élisabeth war häufig krank und ihr Leib wurde von zahlreichen Ärzten, Hofdamen und Gesandten genauestens beobachtet. Catherine de Médicis konnte dies nur aus der Ferne über das Medium Brief verfolgen. Im September 1564 schrieb sie nach einer besorgniserregenden Krankheit Élisabeths, die ihr »extresme et ennuy et douleur«<sup>251</sup> bereitet hatte, einen längeren Brief an den Gesandten Saint-Sulpice. Sie beklagte sich, dass die Ärzte Élisabeth zur Ader lassen wollten: »[C]e que je vous prie bien remontrer de ma part ne faire pas, et de considerer que les corps naiz en France (comme est ladicte reine ma fille, de laquelle je congnois mieux l’humeur que personne) ne se peuvent de riens plus offenser que de tant de saignées«. Catherine vertrat hier den Anspruch, den Leib der Tochter besser zu kennen als irgendjemand sonst – die Königinmutter war diejenige, die sich mit französischen Leibern auskannte und insbesondere mit der Komplexion<sup>252</sup> ihrer Tochter. Niemand war in diesem Sinne dem Leib der Tochter mit seinen Säften und Leiden näher als die Mutter in der Ferne. Catherine

<sup>249</sup> Catherine an Élisabeth, [Aug. 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 604. Im Februar 1564 wurde Chantonnay schließlich abberufen.

<sup>250</sup> Zur Position von Antoine de Navarre und zur Forderung nach Restitution BRUNET, »De l’Espagnol dedans le ventre!«, S. 113–125. Vgl. Catherine an Élisabeth, [22.3.1561], in: LCM, Bd. 1, S. 590f.; Élisabeth an Catherine, o. D., BNF Ms., Fr. 3902, fol. 76r–80r, abgedruckt in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 841. Zur Befürchtung Catherines, dass die Guise, die ihre zentrale Position neben François II verloren hatten, für Unfrieden sorgen würden, siehe Catherine an Élisabeth, [März u. April 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 580–582, 592f., und Élisabeth an Catherine, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 847.

<sup>251</sup> Catherine an Fourquevaux, 30.8.1564, in: LCM, Bd. 2, S. 220.

<sup>252</sup> Die Komplexion verweist in der Humoralpathologie auf das Säfteverhältnis eines Körpers, das das Temperament und die möglichen Therapien bestimmte. »Humeur« ist in diesem Sinne – von lat. *humores* – zu verstehen. Dazu Valentin GROEBNER, *Das Wissen von der Bezeichnung der Körper. »Complexio« und die Kategorien der Personenbe-*

#### 4. Nähren und Weitergeben

setzte Briefe strategisch ein, um Zugriff auf diesen Leib zu erhalten: Sie informierte Saint-Sulpice, dass sie dem Arzt Vincent einen scharf formulierten Brief zum Thema geschrieben habe, über den er sich nicht sorgen solle, da er nur zum Vorzeigen an andere Ärzte sei, falls dies nötig werden solle<sup>253</sup>.

Der Leib der jungen Königin wurde also zum zentralen Objekt mütterlicher Ratschläge und Anweisungen in Briefen. Vor allem in Verbindung mit ihrer Ehe und mit der Erhaltung seiner Gesundheit und Schönheit war er von Bedeutung. Schulte hat den Stellenwert der auf den Körper gerichteten mütterlichen Aufmerksamkeit am Beispiel der Korrespondenz von Maria Theresia und Marie-Antoinette beschrieben<sup>254</sup>. Wenngleich dieser Fall etwa 200 Jahre später verortet ist und die Akteurinnen völlig andere, lassen einige Parallelen doch auf spezifische Handlungslogiken des Königinmutterseins im Zusammenhang mit dem Leib der Töchter schließen. Die Briefe zeugen von einem für uns fremden Umgang mit dem Körper. So war die Königinmutter über alle möglichen physischen Praktiken informiert und formte den Leib der königlichen Tochter wiederum durch ihre Ratschläge. Madame de Clermont berichtete in ihren regelmäßigen Briefen an Catherine de Médicis in allen Einzelheiten. Sie schilderte, dass die junge Königin womöglich unter Hämorrhoiden leide, aber durch Milch und Safran Erleichterung erhalten habe, oder dass sie so dick sei, dass ihr ihre alten Kleider nicht mehr passten – was aber nicht schlimm sei, da in Spanien dünne Frauen nicht so beliebt seien<sup>255</sup>. Die Königinmutter schickte bei Bedarf extra Ärzte vom französischen Hof, um über die Gesundheit ihrer Tochter zu wachen. Zudem sandte sie Medizin, zusammen mit genauen Anweisungen, wie Élisabeth diese anzuwenden habe. Madame de Clermont und der Botschafter Limoges wiederum erstatteten Bericht, ob die Tochter den Anweisungen folgte<sup>256</sup>. Als Élisabeth 1560 an Windpocken erkrankte, wurde allseits befürcht-

schreibung zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert, in: Achim LANDWEHR (Hg.), *Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens*, Augsburg 2002, S. 173–188.

<sup>253</sup> »J'en écris une lettre assez roidde à messire Vincent, son medecin, encores que je sache bien que c'est contre son opinion, dont vous lui direz qu'il ne se fasche point, car j'ai trop de contentement de lui; c'est seulement pour la pouvoir montrer aux autres medecins, s'il voit qu'il en soit besoin«, Catherine an Saint-Sulpice, 15.9.1564, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 143.

<sup>254</sup> SCHULTE, »Madame, Ma Chère Fille«.

<sup>255</sup> Zwei Briefe von Louise de Bretagne an Catherine, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 718, 810–812.

<sup>256</sup> ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 38. Vgl. z. B. Limoges an Catherine, 20.3.1561, in: LCM, Bd. 1, S. 589: »[J]e désirasse qu'elle se gouvernast un peu plus réglement à son vivre, non pas qu'elle ne soit sobre assez, mais se levant à heures incertaines, quelquefois comme elle est jeune et de bon appétit ne se peult se garder de manger outre les heures,

tet, dass sie Narben zurückbehalten könnte, was ihre Schönheit mindern und somit das Verhältnis zum Ehemann hätte gefährden können. Catherine de Médicis schickte einen Balsam und Élisabeth konnte zum Glück berichten, dass dieser zusammen mit etwas Eselsmilch gut helfe<sup>257</sup>.

Die mütterlichen Ratschläge, basierend auf dem medizinischen Wissen Catherines und ihrem Zugang zu Experten, sollten zusammen mit den von ihr entsandten Ärzten und der Arznei die Schönheit und körperliche Unversehrtheit der Tochter erhalten, die von politischer Relevanz war. Denn die Sorge der Königinmutter hing nicht zuletzt mit der Fähigkeit der Tochter zur Fortpflanzung zusammen. Königinmuttersein bedeutete hier, die Tochter als Königin durch die Förderung der Geburt eines Erben zu unterstützen. Das Gebären eines Kindes, am besten eines Sohnes, war für eine Königin die einzige Garantie, um ihre Position zu sichern<sup>258</sup>. Élisabeth war drei Jahre nach der Ankunft in Spanien zu Beginn des Jahres 1564 immer noch nicht schwanger geworden<sup>259</sup> und Catherine, die selbst zehn Jahre lang kinderlos geblieben war, wusste um ihre prekäre Situation. Bereits 1562 hatte sie Limoges ein Rezept für eine Medizin aus Eiern geschickt, die der Arzt der jungen Königin zubereiten sollte, da sie Catherine selbst sehr geholfen habe, um Kinder zu bekommen. Der Botschafter wiederum bestätigte den Stellenwert einer baldigen Schwangerschaft:

[P]our contenter tout le monde il ne luy faudroit entre autres choses que d'avoir ung enfant comme chascun désire. Je ne puis croire, Madame, que ce ne soit bientost, car elle est réglée en tout comme il fault, de bonne complexion et seine, et le roy son mary aussi, qui couche toutes les nuits avec elle. Je lui faits toujours continuer la recepte des œufs selon vostre lettre<sup>260</sup>.

ainsi que j'ay chargé son médecin vous escripre, afin qu'il vous plaise bien dire quelque petit mot«. Das Bedauern über den unregelmäßigen Tagesablauf lässt vermuten, dass es zu Catherines an die Kinder vermittelten Maximen gehörte, den Tag geregelt zu strukturieren, wie auch die Anweisungen an Charles IX über die Geschäfte des Königs nahelegen.

<sup>257</sup> Élisabeth an Catherine, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 812f. Vgl. ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 36.

<sup>258</sup> Vgl. COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 7.

<sup>259</sup> Im August 1564 erlitt Élisabeth ihre erste Fehlgeburt. Vgl. ÉDOUARD, *Le corps*, S. 211–213. Zu Catherines Sorge um eine Schwangerschaft der Tochter vgl. Susan BROOMHALL, »Women's Little Secrets«. *Defining the Boundaries of Reproductive Knowledge in Sixteenth-Century France*. Society for the Social History of Medicine Student Essay Competition Winner, 1999, in: *Social History of Medicine* 15/1 (2002), S. 1–15.

<sup>260</sup> Der Hinweis auf das Rezept in Catherine an Limoges, 18.5.1562, in: LCM, Bd. 1, S. 320; Zitat in Limoges an Catherine, o. D., in: LA FERRIÈRE, *Deux années*, S. 28.

#### 4. Nähren und Weitergeben

Die Information, dass der König jede Nacht bei seiner Frau schlafe, war zentral für die Sicherung der Reproduktion. Schon seit Beginn der Ehe hatten die Königinmutter und der spanische Hof darauf gewartet, dass Élisabeths Menstruation einsetzte, worüber eine ihrer Hofdamen schließlich im August 1561 Bericht erstattete. Auch über die Größe von Philipps Genitalien war seine Schwiegermutter informiert worden<sup>261</sup>. Ab 1564 war die Korrespondenz zwischen Élisabeth und Catherine stärker mit dem Wunsch gefüllt, »que je puise bientot avoyr set ayse que d'entendre que m'ayés fayste aussi bien grent-mere que vostre seur [Claude]«, den die Königinmutter durch konkrete, auf humoralpathologischen Vorstellungen beruhende Handlungsanweisungen zu fördern versuchte:

Ne mangé pas tent, sans vous promené, et ne faystes plus de colation, et vous couchés plus tot et vous levés plus matin; car je creyn que amasiés tent de humeurs mauvès, que sela soit cause de vous empecher d'avoir des enfans. [J]e vous prie prendre heun cristere et heune medesine, et après vous begner troy au quatre matyns et rans, et vous garder vous marfondre, et achever vos beyns le jour qu'il [Philipp II.] arrivera<sup>262</sup>.

Die Königinmutter geriet dabei zum Exempel. Nähren der Tochter sollte auf Nachahmen der Mutter beruhen. Catherine erklärte Limoges, dass Élisabeth sie selbst schwanger gesehen habe und ihrem Beispiel der häufigen Bewegung folgen könne<sup>263</sup>. Und Philipp II. erkundigte sich bei den französischen Gesandten nach Catherines Schwangerschaften, um Élisabeths Fehlgeburten einordnen zu können, und kam zum Schluss, dass seine Frau sich an ihrer Mutter orientieren solle<sup>264</sup>. Nicht nur hatte die Königinmutter also den Anspruch, die Komplexion der Tochter besser zu kennen als irgendjemand sonst. Hier zeigt sich zudem die Vorstellung, dass Mutter und Tochter sich in Leibesdingen ähnlich sind und dementsprechend die Mutter ein Vorbild sein kann. Die Transmission von körperbezogenem medizinischen Wissen zielte dabei auf die Fortpflanzung und die damit verbundene Sicherung der Zukunft der Tochter als Königin. Die Förderung von »reproduction as a political tool« und die Position von Töchtern als potentielle Mütter ist von Shadis am Beispiel von Berenguela von Kastilien

<sup>261</sup> Catherine an Madame de Clermont, 7.11.1560, in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 701f., mit der Bitte, dass Élisabeth »me mande incontinent que ces besongnes luy seront venues«. Zu Philipp II. Claude de Valpergue an Catherine, 31.1.1561, *ibid.*, S. 807f.

<sup>262</sup> Catherine an Élisabeth, [Feb. 1564], in: *LCM, Suppl. Bd. 10*, S. 127. Vgl. auch den Brief vom 6.–12.3.1564, *ibid.*, S. 130f.

<sup>263</sup> Catherine an Limoges, 5.10.1560, in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 611f.

<sup>264</sup> BROOMHALL, »Women's Little Secrets«, S. 13.

schon für das Mittelalter auf Mutterschaft und Regentschaft bezogen worden und kann hier auch für Catherine de Médicis und ihre älteste Tochter beobachtet werden<sup>265</sup>. Es ist offensichtlich, dass der Leib in seinen ganz konkreten Funktionen und Eigenschaften, dem Schmerz, der Fruchtbarkeit, der Bewegung, einen politischen Stellenwert hatte, der durch das Ratgeben der mütterlichen Leibes-Expertin aus der Ferne gestärkt werden sollte. Die Position der Königinmutter als Ratgeberin und Vorfahrin mit Erfahrungswissen (»prenés aygsample en moy«<sup>266</sup>) führte dazu, dass sie sich im Gegensatz zur Korrespondenz mit den Königssöhnen gegenüber der Tochter nicht für ihre Einmischung rechtfertigen musste. Sie war ein lebendes Exempel, ein zentrales Element zeitgenössischer politischer Theorien<sup>267</sup>. Ähnlich wie bei den Söhnen waren die Briefe so teilweise mit Schriften zur Prinzenziehung vergleichbar<sup>268</sup>. Dabei entstand durch die *nourriture* einerseits die Tochter als Königin am spanischen Hof und andererseits die Königinmutter selbst.

265 SHADIS, Berenguela of Castile's Political Motherhood (Zitat S. 336).

266 Catherine an Élisabeth, [Feb. 1564], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 127. Gegenüber Limoges äußerte sich die Königinmutter explizit über die Unerfahrenheit ihrer Tochter und die Annahme, dass Alter und Erfahrung zusammenhingen: »[P]our la jeunesse qu'elle ha elle ne peult pas avoir tant de cognoissance des choses du monde que l'eage et l'expérience luy pourront apporter«, Catherine an Limoges, 28.7.1560, *ibid.*, Bd. 1, S. 142.

267 Zu Machiavelli John D. LYONS, *Exemplum. The Rhetoric of Example in Early Modern France and Italy*, Princeton 1989, Kap. I. Im Anschluss an Claude BREMOND, Jacques LE GOFF, Jean-Claude SCHMITT, *L'«exemplum»*, Turnhout 1982, S. 27f., kann ein Exemplum verstanden werden als »un exemple vivant, une personne en tant qu'exemple« oder als Erzählung, »un récit, une histoire à prendre dans son ensemble comme un objet, un instrument d'enseignement«. Das Exemplum wird dabei selbst zu einem rhetorischen, narrativen Element und nicht nur zu einer Abbildung.

268 SCHULTE, *Der Körper der Königin*, S. 20, beschreibt am Beispiel der Schreiben Maria Theresias an Marie-Antoinette Briefe als »ein zentrales Medium ihrer Regierungstätigkeit, ihrer persönlichen Einflussnahme auf das Leben ihrer Kinder und ihrer Teilhabe daran«. Die Kaiserin habe darin in Form von Verhaltensanweisungen, die einer Prinzenziehung ähnelten, ihrer Tochter einen angemessenen Platz als Königin am französischen Hof zugewiesen, der die Balance zwischen Nähe und Distanz einhalten sollte. LONGINO FARRELL, *Performing Motherhood*, S. 17, spricht hingegen vom Spiegel, den die Mutter darstellte: »[T]he daughter was to be a reflection of her mother's behavior; and thus the mother in her daughter was to see an image of herself«. Eine solche einfache Spiegelung ist hier nicht zu erkennen, weil Positionen stark kontextabhängig waren.

## 4. Nähren und Weitergeben

### 4.3.4 Nähe und Bindung teilen und hierarchisieren. Die leiblichen Kinder als Geschwistergruppe.

Solche Praktiken waren eng mit der Herstellung von Nähe in Briefen verbunden. In der Kommunikation zwischen Catherine und Élisabeth spielte Liebe eine wichtige Rolle, die bestimmte Handlungserwartungen begründete. Élisabeth sei durch die Liebe zur Mutter an diese gebunden, forderte Catherine; deren Positionierung als geliebte Tochter (»en vous parlant come à ma fille, que je l'ayme«<sup>269</sup>) verband sich mit Handlungen, die sie von ihr erwartete: »Si vous volés que je ay repos et si m'aymés, m'amie, faytes tent enver vostre Roy et mari« schrieb Catherine, und: »[S]i vous voulez que je pense que vous m'aimez (comme devez), mandez-moi qui vous a dit ce mensonge«<sup>270</sup>. Die Gegenseitigkeit der verwandtschaftlichen Beziehung wurde dabei beständig betont (»vous aystent set que je vous suys«<sup>271</sup>) und kreierte Verpflichtungen. Die emotionale Nähe zwischen Mutter und Tochter korrespondierte mit der einzig der ältesten Tochter vorbehaltenen Bezeichnung als Freundin (»m'amie«) und führte dazu, dass Catherine auch ihre eigenen Sorgen beschrieb<sup>272</sup>.

Verbunden mit der Mutter-Tochter-Liebe ist jedoch der häufige Verweis auf »die Kinder«, der eine Gruppe von Geschwistern als Nachkommen der Mutter schuf, innerhalb derer Élisabeth verortet wurde. In der Korrespondenz mit Charles IX und Henri III tauchten angesichts der betonten Exklusivität der Beziehungen die Geschwister kaum auf – und wenn, dann als Konkurrenten. Dagegen glichen Mutter und Sohn einem Paar – ihre Beziehung war scheinbar isoliert von anderen Beziehungen. Élisabeth jedoch wurde nicht nur als Tochter, sondern stets mehrfachrelational auch als Schwester und Ehefrau positioniert. Hier zeigt sich die häufig beschriebene Position von Frauen an den Schnittstellen frühneuzeitlicher Verwandtschaftsordnungen. An Élisabeth schrieb die Königinmutter von der »conservation de mes enfans«<sup>273</sup>, so dass nicht nur die Thronfolger, sondern alle Geschwister in die Reproduktion von

269 Catherine an Élisabeth, [Juli 1561], in: LCM, Bd. 1, S. 601.

270 Catherine an Élisabeth, [22.3.1561]; [Dez. 1565], *ibid.*, S. 591; Bd. 2, S. 330.

271 Catherine an Élisabeth, [10.11.1560], *ibid.*, Bd. 1, S. 153.

272 »Dyeu me l'a [Henri II] haulté [ôté], et ne se contente de sela, m'a haulté vostre frère [François II] que j'é aymé come vous savés, et m'a laysée aveque troys enfans petyts, et en heun réaume [un royaume] tout dyvysé, n'y ayent heun seul à qui je me paise du tout fyer, qui n'aye quelque pasion partycoulyère [passion particulière]«, Catherine an Élisabeth, [7.12.1560], *ibid.*, S. 568.

273 Catherine an Élisabeth, [9.5.1562], *ibid.*, S. 310. Vgl. auch »dezirant que tous mes enfans souint prochement alyais [alliés] de lui [Philipp II.]«, Catherine an Élisabeth, 24.8.1563, *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 109.

Herrschaft integriert wurden. Dem offenbar von Élisabeth weitergegebenen Vorwurf, Catherine würde sich nicht genug um die jüngere Tochter Claude kümmern, begegnete die Königinmutter mit einer längeren Rechtfertigung:

Je ne sé [sais] qui vous a mandé tant de menterie, de dyre que je ne tenès conte d'elle ny de son mari; car tant s'an fault, qu'ele a heu plus de nouvelles de moy et de son frère, depuys la mort de mon fils, que n'an navest heu auparavant en tout le temps qu'el avest ayté toutes les deus fouys [foix] cheus aylle [chez elle], et si son oncle gouvernès; mès je suys sa mère et la vostre, qui vous fayré tousjour conestre à toute deus qu'i n'i a personne qui vous ayme tent à bocup près que je fouys [fais]. Pour se conèsés que l'on ne vous mande par delà que menterie, pour me fayre hayr [haïr], si l'on pouvet, et aystimer [estimer] de mauvèse nature, afin que l'on ne se fie pas ten [tant] en moy; pansant que se je falle à ma propre fille, quelle seuretè l'on pourré avoyr en moy?<sup>274</sup>

Besonders zu Beginn der Regentschaft war es für die Legitimation der Königinmutter essentiell, ihr Muttersein gegenüber all ihren Kindern herauszustellen, auch wenn davon in den Briefen an Charles IX nicht die Rede war, die stattdessen Exklusivität erzeugten. In den Schreiben an Élisabeth wurde hingegen Mutterschaft mit der Liebe gegenüber allen Kindern gleichgesetzt, wie die Natur es moralisch forderte. Ein Fehlen dieser Liebe zu einer anderen Tochter kam einem völligen Vertrauensverlust gleich, denn die relationale Figur der Königinmutter entstand im Verhältnis zu all ihren Kindern.

Élisabeth starb schließlich 1568 an den Folgen einer Fehlgeburt<sup>275</sup>. In den beiden vorangegangenen Jahren hatte sie jedoch zwei Töchter geboren, Isabella Klara Eugenia und Katharina Michaela. Zu Lebzeiten zeigte sich die Tochter in ihren Briefen den Ratschlägen ihrer Mutter gegenüber offen und wiederholte stets, dass sie sich daran halten werde und Catherine verpflichtet sei. Dabei schrieb sie jedoch nicht vom Ratgeben, sondern vom Befehlen der Königinmutter (»ie ne faudres point den faire comme vous me le commandes«<sup>276</sup>) und entzog sich so ein Stück weit Catherines eigener Deutung des Nährens. Élisabeths Briefe an Charles IX zeugen hingegen von Ratschlägen gegenüber ihrem jüngeren Bruder, die als eine Form von *mothering* interpretiert werden können, das die Königinmutter zugleich imitierte und stärkte<sup>277</sup>. Zu Beginn von Catherines Regentschaft für den minderjährigen Charles schrieb die selbst erst etwa vier-

<sup>274</sup> Catherine an Élisabeth, [Mai 1561], *ibid.*, Bd. 1, S. 597.

<sup>275</sup> Siehe ÉDOUARD, *Corps de reine*, S. 41f., zur Leidensgeschichte Élisabeths in ihrem letzten Lebensjahr.

<sup>276</sup> Élisabeth an Catherine, o. D. [Ende 1559], BNF Ms., Fr. 3902, fol. 92r.

<sup>277</sup> Longino Farrell hat am Beispiel der Sévigné-Korrespondenz gezeigt, wie mütterliche Praktiken zwischen Mutter und Tochter, als diese selbst Mutter wurde, in Briefen

#### 4. Nähren und Weitergeben

zehnjährige Élisabeth so an den zehnjährigen Bruder, er solle zu Gott beten, dass ihnen ihre Mutter erhalten bliebe, und auch wenn sie wisse, dass Charles stets gehorsam sei, »je vous ferés souvenir touttefois combien vous la devez aimer et honorer, puisque vous lui estes tenu de tout le bien et honneur que vous avez«<sup>278</sup>. Die Vorgaben, die Mutter zu lieben und zu ehren, ähneln nicht nur dem vierten Gebot, sondern auch den Aufforderungen der Königinmutter selbst. Und als Catherine de Médicis einige Jahre später krank war, wiederholte Élisabeth die Äußerung, dass die Ehre der Kinder von der Mutter komme, und beteuerte, sie selbst würde sofort Mann und Kinder verlassen, um zu ihrer eigenen Mutter zu kommen: »[I]e ne vous puyz nier que ie ne vous porte bien grande anvie a ce que vous pouvez estre aupres de la royne a la servir a ce besoing / car pour une telle aucasion ie lesseroyz [laisserais] marry [mari] et anfans et tout ce que iay an ce monde de bon ceur«<sup>279</sup>. Sie kontrastierte auf diese Weise ihr eigenes Muttersein und die Position der Königinmutter, wobei Letztere im Brief Charles (und damit auch Catherine) gegenüber als wichtigere Beziehung erhöht wurde. Auch wenn Élisabeths Handlungen häufig in ihrer Positionierung zumindest ambivalent waren – im Kontext der französisch-spanischen Beziehungen ergriff sie durch den Bezug auf Herz, Liebe und Ehre zumindest auf dem am französischen Hof sichtbaren Papier Partei für ihre Herkunftsfamilie, wie die *nourriture*, die sie erfahren hatte, es erforderte.

##### 4.3.5 Ratschläge für Maria Stuart. Muttersein und Sukzessionsordnungen

Als Objekt von Ratschlägen der Königinmutter an die Töchter gerät als einzige Schwiegertochter Maria Stuart in den Fokus. Es stellt sich grundsätzlich die Frage, ob Praktiken des Nährens und der Weitergabe von Herrschaftswissen auch im Verhältnis zu den Schwiegerkindern zu finden sind. Die ratgebende Mutter entstand in erster Linie in Relation zu den leiblichen Kindern, den Agnatinnen und Agnaten. Da an die Schwiegertöchter Élisabeth und Louise keine Briefe überliefert sind, ist Maria Stuart der einzige Fall einer Korrespondenz, die in Bruchstücken erhalten ist, und zwar nach dem Ende der Ehe mit François II. Die Briefe an die Schwiegersöhne enthalten mit Ausnahme von Henri de Navarre als *prince du sang* kaum Ratschläge; es ist zu vermuten, dass

übertragen und reproduziert wurden: LONGINO FARRELL, *Performing Motherhood*, S. 232–250.

<sup>278</sup> Élisabeth an Charles IX, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 802.

<sup>279</sup> Élisabeth an Charles IX, 29.3.[1567], BNF Ms., NAF 1469, S. 524.

dies einerseits eine Inferiorität des Empfängers<sup>280</sup> suggerieren würde (was beispielsweise im Fall von Philipp II. politisch unklug gewesen wäre) und andererseits Einblicke in Informationen geboten hätte, die Catherine de Médicis lieber für sich behielt, als sie mit anderen Herrschern zu teilen.

Maria Stuart (1542–1587) heiratete im April 1558 den französischen Thronfolger François und war von Juli 1559 bis zu dessen Tod im Dezember 1560 Königin von Frankreich<sup>281</sup>. Die Ehe hätte einem möglichen Erben sowohl die französische als auch die schottische Herrschaft gebracht und sollte François II bei einem möglichen Tod Marias zum König von Schottland machen<sup>282</sup>. Als sie im August 1561 den französischen Hof verließ, um nach Schottland zurückzukehren, hatte Maria 13 Jahre dort verbracht, da sie bereits als fünfjährige Verlobte des Thronfolgers 1548 nach Frankreich gekommen war, so dass sie ausreichend Gelegenheit hatte, ihre Schwiegermutter persönlich kennenzulernen. Die gemeinsame Zeit wurde auch von Catherine anerkannt, die noch 1583 schrieb, dass sie die dort gezeigte Zuneigung nie vergessen werde: »[J]e n'oblyré jamais l'amytié que m'avé par ayfest [effet] portée et montrée aystent en ce royaume«<sup>283</sup>. Maria Stuart war im Alter von sechs Tagen durch den Tod ihres Vaters Jakob V. Königin von Schottland geworden, das zunächst durch Regenten, ab 1554 durch Marias Mutter Marie de Guise, regiert wurde. Darüber hinaus hielt Maria Stuart zeit ihres Lebens Ansprüche auf den englischen Thron aufrecht, den seit 1558 ihre Cousine Elisabeth I. innehatte: Ihre Großmutter Margarethe war die ältere Schwester von Heinrich VIII. Und da Maria anders als Elisabeth katholisch war, gab es in England durchaus Unterstützer für diese Ansprüche<sup>284</sup>. Nach dem Tod von François II kehrte die katholische Königinwitwe also in das inzwischen mehrheitlich protestantische Schottland zurück, um dort ihre Herrschaft anzutreten. Anders als die meisten französischen Königinnen heiratete sie wieder, zuerst 1565 ihren Cousin und ebenfalls englischen Thronprätendenten Henry Stuart, Lord Darnley, und kurz nach dessen Ermor-

<sup>280</sup> Maria Stuart erhielt zum Beispiel briefliche Ratschläge ihrer Cousine Elisabeth I., was eine Gleichrangigkeit der beiden Königinnen negierte. Vgl. ALLINSON, *A Monarchy of Letters*, S. 82.

<sup>281</sup> Zu Maria Stuart siehe *ibid.*, S. 73–92; Alexander S. WILKINSON, *Mary Queen of Scots and French Public Opinion, 1542–1600*, Basingstoke 2004; René GUERDAN, *Marie Stuart. Épouse de François II*, Paris 2006; FINDLAY, »Highe excellente Queene«.

<sup>282</sup> Diese Regelungen waren Bestandteil des Ehevertrags, vgl. WILKINSON, *Mary*, S. 19.

<sup>283</sup> Catherine an Maria, 20.12.1583, in: LCM, Bd. 8, S. 162. Die Forschung zu Maria Stuart vermutet häufig eine starke Antipathie der Königinmutter ihrer Schwiegertochter gegenüber. Vgl. z. B. WILKINSON, *Mary*, S. 16.

<sup>284</sup> Rei KANEMURA, *Kingship by Descent or Kingship by Election? The Contested Title of James VI and I*, in: *Journal of British Studies* 52 (2013), S. 317–342; AXTON, *The Queen's Two Bodies*, Kap. 2.

dung 1567 den Earl of Bothwell, James Hepburn<sup>285</sup>. Aus der Ehe mit Lord Darnley entstammte ein Sohn, der spätere Jakob VI., der nicht nur König von Schottland, sondern nach dem Tod Elisabeths I. als Jakob I. auch König von England wurde. Maria Stuart wurde 1567 von einer Gruppe schottischer Lords gezwungen, als Königin von Schottland zu Gunsten ihres Sohnes abzudanken, während ihr Halbbruder und illegitimer Sohn von Jakob V., der Earl of Moray, Regent für seinen Neffen wurde. 1568 floh sie nach England; ihr Sohn blieb am schottischen Hof. Elisabeth I. ließ Maria angesichts ihrer Thronansprüche unter Hausarrest halten. In den folgenden Jahren gab es mehrere Versuche der Katholiken (zum Teil mit Unterstützung des spanischen Königs), Maria Stuart anstelle ihrer Cousine Elisabeth als englische Königin zu installieren – die Beteiligung Marias an den Komplotten ist umstritten. 1586 wurde die schottische Königin schließlich gefangen genommen, in einem Prozess des Hochverrats schuldig gesprochen und im Februar 1587 hingerichtet.

Maria Stuart hielt auch in den Jahren des Hausarrests eine Korrespondenz mit ihren Verwandten aufrecht – Briefe an Catherine, Charles IX, Henri III, Louise de Lorraine und Élisabeth sind überliefert sowie zahlreiche Schreiben an französische Gesandte und an Philipp II. Das Bezeugen durch Boten wurde für Maria zentral in ihren Versuchen, Unterstützung durch den französischen König und seine Mutter zu erhalten. Die Boten waren die Zeugen ihrer Lebensführung, ihres schweren Schicksals und ihrer Gefangennahme («celui qui vous pourra tesmoigner de ma prise»<sup>286</sup>). Die französischen königlichen Verwandten versuchten in den Jahren des Hausarrests zunächst zu vermitteln; Charles IX erklärte Elisabeth I., die Rechte seiner Schwägerin in Schottland behaupten zu wollen. Weder Catherine de Médicis noch ihre Söhne intervenierten jedoch aktiv in Form der von Maria geforderten französischen Truppen, da ein offener Konflikt mit der englischen Königin (die ein wichtiges Gegengewicht zu Philipp II. bildete) vermieden werden sollte<sup>287</sup>. Zudem ist nicht zu vergessen, dass

<sup>285</sup> CRAWFORD, Catherine de Médicis, S. 656, stellt fest, dass das Gewohnheitsrecht Königinnen eine Neuverheiratung nicht untersagte, diese aber selten war. Ein weiteres Beispiel ist Mary Tudor, die Witwe von Louis XII. Ebenso wie Maria Stuart hatte sie jedoch keine Kinder aus der vorherigen Ehe, so dass diesen auch kein Erbe streitig gemacht werden konnte. Elisabeth von Österreich und Louise de Vaudémont blieben beide Witwen.

<sup>286</sup> Maria an Catherine, 26.6.1568, in: LIMM, Bd. 2, S. 129.

<sup>287</sup> WILKINSON, Mary, S. 26; DORAN, Elizabeth I, S. 128. Vgl. Catherine an den Gesandten Mothe-Fénelon, 26.9.1570, in: LCM, Bd. 4, S. 4, er solle sich bei Elisabeth für Maria Stuart einsetzen »sans dire chose qui nous mette à la guerre«. Es war vor allem der französische Botschafter am englischen Hof Michel de Castelnau, der sich dort für Maria Stuart einsetzte, vgl. ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 90. Zu Maria als Guise-Tochter DORAN, Elizabeth I, S. 125.

Maria eine Tochter und Enkelin der Guise war, deren Einflussnahme in Schottland und England aus Sicht Catherines und ihrer Söhne unerwünscht war.

Maria Stuart stellte in ihren Briefen an Catherine de Médicis Nähe her, indem sie sich immer wieder explizit als Tochter positionierte und dies mit Ansprüchen verband, dass die Mutter sich deshalb um sie sorgen und kümmern müsse – sie forderte das Nähren und die damit verbundene Mutter-Tochter-Bindung also aktiv ein: »[M]ès que prendré tel soynge de moy et de ce qui me tousche, que bonne mère doyt et peult pour un de ses enfans, du ranc desquels je prans la hardiesse de me mètre, et pour l'amour du feu Roy vottre fils, et de la naturelle amitiay que je vous ay portée, à quoy je vous appelle vous mesmes à tesmoynge«<sup>288</sup>. Vorstellungen einer guten Mutter, die für ihre Kinder sorgte, waren hier verknüpft mit der Herstellung von Verwandtschaft über die gemeinsame Liebe zu einer dritten Person, dem Ehemann bzw. Sohn, und der daraus wiederum ›natürlich‹ entstehenden Freundschaft zur guten Mutter<sup>289</sup>. Gemäß der *una-caro*-Lehre war Maria ein Fleisch mit François geworden und deshalb ebenso Catherines Kind wie ihr verstorbener Ehemann. Dennoch zögerte die schottische Königin offensichtlich, dies ohne die sprachliche Distanzierung des Sich-in-den-Rang-einer-Tochter-Setzens (im Gegensatz zum Tochtersein) zu fordern. Sie führte dabei ihre Ansprüche auf Unterstützung durch Catherine explizit auf ihre *nourriture* am französischen Hof durch die Königinmutter zurück; diese konnte immer wieder erinnert und aufgerufen werden, um untrennbare Verbindungen aufzuzeigen<sup>290</sup>.

Aufgrund der wenigen überlieferten Schreiben Catherines an ihre Schwiebertochter sind allgemeinere Schlüsse über die Position der Königinmutter in Relation zu ihr kaum möglich. Allerdings schrieb sie im September 1581 einen langen Brief an Maria Stuart, in der sie dieser Ratschläge zum Umgang mit dem Sohn Jakob gab und ihr zugleich versicherte, ihr immer eine »bonne et affective mère« zu sein: Sie sehe, dass Jakob seiner Mutter Freundschaft entgegenbringe und sie anerkenne, deshalb müsse sie ihr sagen,

que devez par tous moyens le conserver en ceste bonne volonté et luy faire cognoistre combien l'aymez, et désirez qu'il ayt moien de se faire obéyr et aymer en vostre royaume, luy ostant toutes occasions, qu'il puisse penser qu'avez jallouzie de son auctorité, mais que par vous il y soit obéy comme vous mesmes, et à ceste occasion luy permettez ensemble avec vous se faire

288 Maria an Catherine, 30.4.1570, in: LIMM, Bd. 3, S. 43.

289 Maria hatte im Alter von fünf Jahren ihre eigene Mutter Marie de Guise verlassen, die zudem bereits 1560 starb.

290 Maria an Catherine, 26.6.1568, in: LIMM, Bd. 2, S. 128–130.

#### 4. Nähren und Weitergeben

appeler roy; ce que je pense qu'il le vous fera encores plus estre ce qu'il doit en vostre endroit<sup>291</sup>.

Catherine formulierte, dass die Mutter ihre Liebe zeigen und sich für eine Herrschaftsposition des Sohnes einsetzen solle; zu vermeiden sei auf jeden Fall eine Konkurrenz zwischen beiden, die als Eifersucht der Mutter interpretiert werden könnte – ein übliches Element der zeitgenössischen misogynen Schriften über Herrscherinnen. Als Lösung strebte sie stattdessen eine enge Verbindung von Mutter und Sohn an, wie sie selbst sie stets praktiziert hatte. Ein Teilen der Herrschaft, indem auch Jakob König wurde, würde ihn mehr noch als zuvor zu einem Sohn machen (»estre ce qu'il doit«). Erst im gemeinsamen Herrschen und durch das Königsein wurde aus dieser Perspektive ein Sohn geschaffen; König und Sohn bedingten sich gegenseitig. Hier wird explizit, wie sehr Verwandtsein und Herrschen in königlichen Familien ineinander übergangen, sich gegenseitig erst erzeugten. Auffallend ist zudem die Aussage, dass Jakob sich zusammen mit seiner Mutter König nennen lassen sollte, beide also Teil einer königlichen Figur wurden. Der Ratschlag an die Schwiegertochter wurde dabei gekennzeichnet als derjenige, den sie sich auch selbst geben würde, so dass die Königinmutter sich als Vorbild positionierte. Interessant sind die Anweisungen Catherines vor allem wegen der Rückschlüsse auf eine verwandtschaftliche Konzeption königlicher Herrschaft und der Position der Mutter als Teil des Königs, wie bereits die Korrespondenzen mit Charles IX und Henri III suggerierten. Die Königinmutter formulierte hier gegenüber Maria Stuart ihr Verständnis einer Königinmutter als Glied königlicher Herrschaft.

1581 gab es tatsächlich Grund zur Hoffnung, dass eine Annäherung zwischen Maria Stuart und ihrem Sohn stattfinden könnte, da der fünfzehnjährige Jakob sich weigerte, Elisabeths I. Briefe zu empfangen und stattdessen eine Korrespondenz mit seiner Mutter begann<sup>292</sup>. Im Januar 1581 hatte er Maria Stuart geschrieben, er wisse, dass sie ihm eine gute Mutter sei, und bat sie »to give me your good counsel and advice«, rief also ihre mütterliche Autorität auf. Maria hingegen ließ ihm durch den Herzog von Guise den (Catherines Ratschlag nicht ganz unähnlichen) Vorschlag unterbreiten, eine »association« zu begründen, so dass Jakob unter ihrer beider Namen regieren würde. Der Sohn antwortete im Mai 1581 mit der Bestätigung, dass seine Ehre von Maria komme und er sie als Mutter »anerkenne«: »I have never had nor will have other will than to recognize you as my mother and as the one from whom all the honor

<sup>291</sup> Catherine an Maria, [Sept. 1581], in: LCM, Bd. 7, S. 404.

<sup>292</sup> ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 170.

that I can receive in this world will come«<sup>293</sup>. Es ist nicht auszuschließen, dass Maria Stuart Kopien dieser Briefe an Catherine de Médicis und Henri III schickte und Catherines eben genannter Brief eine Reaktion darauf war. Die Ratschläge der Königinmutter dienten jedenfalls dazu, eine Mutter-Sohn-Bindung zu fördern, die Marias Position stützen würde<sup>294</sup>. Catherine selbst bezeichnete Jakob in Briefen als ihren Enkel bzw. Sohn und versuchte ihn so ebenfalls unter ihre eigene Autorität zu stellen<sup>295</sup>.

Die schottische Königin hatte ihren Sohn seit dem Säuglingsalter nicht mehr gesehen; er wurde im Haushalt des Earl of Mar bzw. Moray im protestantischen Glauben aufgezogen. Nach ihrer Flucht nach England bat Maria Stuart ihre Schwägerin Élisabeth darum, Jakob bei sich am spanischen Hof aufzunehmen und sich für eine Eheschließung zwischen ihm und einer der Infantinnen einzusetzen; auf diese Weise wolle sie ihm zu seinem und ihrem Recht verhelfen (»acquérir ce qui nous appartient«<sup>296</sup>). Offensichtlich ging es hier aber auch um den Anspruch, den Sohn konfessionell im eigenen Sinne zu positionieren. Aus der Distanz versuchte Maria, Einfluss auf seine Erziehung zu nehmen, aber je älter Jakob wurde, umso mehr entfernten sich Mutter und Sohn voneinander<sup>297</sup>. Marias Mutterposition in der Ferne bekam nicht zuletzt Konkurrenz durch die englische Königin Elisabeth I., Jakobs Patin<sup>298</sup>. Die Patenschaft schuf

<sup>293</sup> Jakob an Maria, 29.1.1581 (Übersetzung aus dem Frz.) u. 28.5.1581 (im Original verschlüsselt), in: Letters of King James VI & I, hg. von G. P. V. AKRIGG, Berkeley, Los Angeles, London 1984, S. 44f., 46f. Die Korrespondenz wurde durch einen Gabentausch begleitet: Maria sandte einen Ring und Jakob erwiderte das Geschenk durch einen Affen. Die Annäherung war vermutlich auch auf den Einfluss von Esmé Stuart, Earl of Lennox, zurückzuführen, der Ende 1579 aus Frankreich an den schottischen Hof kam und schnell ein Favorit Jakobs wurde. Vgl. *ibid.*, S. 44.

<sup>294</sup> Ähnliche Ratschläge finden sich auch in einem zugleich versandten Brief von Henri III an seine Schwester (*seur*) Maria Stuart: Henri III an Maria, [Sept. 1581], in: Relations politiques de la France et de l'Espagne avec l'Écosse au xvi<sup>e</sup> siècle. Papiers d'État, pièces et documents inédits ou peu connus tirés des bibliothèques et des archives de France, Bd. 3, hg. von Alexandre TEULET, Paris 1862, S. 120. Catherine konnte sich jedoch auf eigene Erfahrungen berufen, so dass man von einer Reproduktion mütterlicher Praktiken sprechen könnte.

<sup>295</sup> Siehe Tab. 1 im Anhang.

<sup>296</sup> Maria an Élisabeth, 24.9.1568, in: LIMM, Bd. 2, S. 186.

<sup>297</sup> 1570 schickte Maria Stuart Anweisungen an die Countess of Mar, dass Jakob Lesen und Schreiben lernen solle. ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 90. In ihrem letzten Brief vor der Hinrichtung an Henri III schrieb Maria schließlich »Quant à mon fils, je le vous recommande, autant qu'il le méritera; car je n'en puis répondre«, 8.2.1587, in: LIMM, Bd. 6, S. 493.

<sup>298</sup> 1594 wurde Elisabeth I. auch Patin von Jakobs Sohn Heinrich. ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 180.

eine verwandtschaftliche Beziehung, die in regelmäßigen Briefen seit 1583 ausgehandelt wurde und mehr und mehr die Form einer Mutter-Sohn-Verbindung annahm. Jakob war im August 1582 von einer Gruppe pro-englischer Adelliger entführt worden und schrieb unter Hausarrest zuerst der englischen Königin. Zugleich wurde die Frage der Sukzession in England akuter, da Elisabeth die Ehe mit Catherines Sohn François d'Anjou ausgeschlagen hatte<sup>299</sup>. Elisabeth I. gab Jakob in ihren Briefen Ratschläge und rekurrierte dabei auf ihre Mutterliebe; unterdessen adressierte er sie als »madame and mother«<sup>300</sup>. Die englische Königin erkannte Jakob zwar niemals in Urkunden oder ähnlichen Rechtsdokumenten als Thronfolger an, aber sie versicherte ihm seine Position in Briefen. Letztere erhielten hier im Rahmen der Sukzession den Status von Dokumenten mit rechtlicher Wirksamkeit<sup>301</sup>.

Eine solche Umwandlung einer indirekten Sukzession in ein Mutter-Sohn-Verhältnis konkurrierte nicht nur mit dem Muttersein Maria Stuarts, das Catherine de Médicis in Briefen durch ihre Ratschläge zu behaupten versuchte. Sie weist auch darauf hin, dass königliche Praktiken von Mutterschaft in einer frühneuzeitlichen Monarchie grundsätzlich von der jeweiligen Sukzessionsordnung abhängig waren: Während die französische Monarchie mit ihrer Lex Salica den Müttern angesichts ihres Ausschlusses von Erbe und Sukzession eine Schlüsselposition gab, waren Mütter, die aus eigenem Recht Königinnen waren, in kognatischen Sukzessionsordnungen durch ihren Herrschaftsanspruch potentielle Konkurrentinnen ihrer Kinder. Zugleich ermöglichte eine solche Sukzession wie im Fall von Elisabeth I. eine Konzeption der Weitergabe von Herrschaftsansprüchen als Mutter-Sohn-Folge<sup>302</sup>, während im Fall von Catherine de Médicis die Thronfolge der Söhne auf den Vater von der Mutter begleitet und gesichert wurde. Nicht zuletzt zeigt sich am Fall Maria Stuarts, Jakobs und Elisabeths I., wie unsicher Mutter-Sohn-Beziehungen sein konnten, bis hin

299 MUELLER, »To My Very Good Brother the King of Scots«, S. 1063.

300 Jakob an Elisabeth I., [3.8.1585], 19.8.1585, in: Letters of King James VI & I, S. 64–66. Vgl. ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 174–177.

301 MUELLER, »To My Very Good Brother the King of Scots«, S. 1071. Maria Stuart schrieb an ihre Schwägerin Élisabeth, sie befürchte, dass Elisabeth I. Jakob adoptieren wolle. Ein solch ungewöhnliches Vorgehen ist nirgends belegt. Vgl. Maria an Élisabeth, 24.9.1568, in: LIMM, Bd. 2, S. 186. Die Sukzession Jakobs ist ein interessanter und komplexer Fall. Zu den juristischen Diskussionen der Zeit in England KANEMURA, Kingship.

302 John CARMÍ PARSONS, Introduction. Family, Sex, and Power: The Rythms of Medieval Queenship, in: DERS. (Hg.), Medieval Queenship, S. 1–11, hier S. 7. Zur Problematik von Ehe und Mutterschaft für Königinnen aus eigenem Recht Bethany ARAM, Authority and Maternity in Late-Medieval Castile. Four Queens Regnant, in: Brenda BOLTON, Christine MEEK (Hg.), Aspects of Power and Authority in the Middle Ages, Turnhout 2007, S. 121–129, hier S. 129.

zur Negierung der verwandtschaftlichen Bindung; Maria Stuart drohte offenbar 1585, Jakobs Legitimität als Sohn abzuerkennen<sup>303</sup>. Eine Vorannahme biologischer Verwandtschaft würde solche Praktiken eher verschleiern, anstatt sie als Bestandteil von königlicher Herrschaftspraxis sichtbar zu machen.

Der Fokus auf die *nourriture* hat hier zugleich andere Mütter erkennbar werden lassen – Élisabeth und Maria selbst, aber auch die englische Königin Elisabeth I. Diese stellten dabei keine Konkurrenz für die Königinmutter Catherine de Médicis dar, da sie ihr ihre Schlüsselposition am französischen Hof nicht streitig machen konnten. Die beiden anderen Schwiegertöchter Elisabeth von Österreich und Louise de Lorraine hingegen hatten keine (erwachsenen) Kinder, so dass es in der engeren Version der französischen Königsfamilie keine weiteren Mütter neben Catherine gab – ein nicht unerheblicher Faktor für ihre Herrschaftsposition.

#### 4.4 Weitergeben von Besitz, Titeln und Herrschaftsansprüchen

Beschränkte sich das Nähren der außerhalb der Sukzession stehenden Königinmutter auf einzelne Gaben und immaterielle Dinge wie Ratschläge und Informationen in Briefen? Bislang waren Fragen von Besitz, Geld und Gütern selten ein Thema, denn sie wurden in der Korrespondenz zwischen Catherine de Médicis und ihren Nachkommen in der Regel nicht verhandelt. Über Geld wurde in erster Linie mit Gesandten und anderen Vermittlern geschrieben, selten jedoch zwischen Mutter und Kindern oder zwischen Geschwistern und Verschwägerten. Die Briefe lassen die darin konzeptionalisierten und ausgehandelten Beziehungen so geradezu immateriell erscheinen, als frei von Fragen von Besitz. Um Besitz- und Geldtransfers zwischen Verwandten zu rekonstruieren, sind Briefe nicht die geeignete Quelle. Sie zielten stattdessen darauf ab, die *nourriture* der Kinder sichtbar zu machen. Gütertransfers in verschiedenen Formen – als Apanage, Besitzweitergabe oder Mitgift beispielsweise – wurden jedoch an anderen Orten durchaus verhandelt. Diese Transfers von Gütern bestimmten die Gestaltung und Konstituierung sozialer Beziehungen innerhalb von Familien maßgeblich<sup>304</sup>. Es stellt sich somit die Frage, ob und inwiefern sich diese Beziehungen von denen der Briefe unterschieden. An dieser Stelle geht es nicht um eine umfassende Untersuchung der Besitzverhältnisse und Gütertransfers der französischen Königsfamilie: Stattdessen soll die Position der Mutter und ihrer Kinder innerhalb der Praktiken der Gütertransfers schlaglichtartig beleuchtet werden, um sie mit dem Bild der Briefe zu kontrastieren.

303 ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 168.

304 TEUSCHER, Male and Female Inheritance, S. 599f.

## 4. Nähren und Weitergeben

### 4.4.1 Praktiken des Gütertransfers zu Lebzeiten

Die Sukzessionsordnung der französischen Königsfamilie war eine streng patri-lineare Primogenitur, die Frauen von der Sukzession selbst wie auch von der Weitergabe dahingehender Ansprüche ausschloss. Davon unterscheiden muss man jedoch ein komplexes Patrimonium, ein Ensemble von Gütern der Königsfamilie, das sowohl Frauen als auch Männern zugänglich war bzw. von ihnen beigetragen wurde. In der Theorie war es so angelegt, dass es zwar wachsen konnte und sollte, niemals aber verkleinert würde<sup>305</sup>. Die jüngeren Söhne erhielten daraus eine Apanage, die Töchter eine Mitgift (*dot*) in Form von Geld. Auch die mütterlichen Güter sollten im Idealfall integriert werden, indem der älteste Sohn sie nach ihrem Tod erbte – die Ehefrau und Mutter wurde mitsamt ihrem Erbe von der französischen Krone absorbiert, so die Theorie<sup>306</sup>.

Schon bei einem ersten Blick auf die diversen Transfers unter Lebenden, wie auch zwischen Toten und Lebenden, erweist sich die Situation um einiges komplizierter. Die Königstöchter verzichteten im Ehevertrag auf jegliche Erbansprüche mütterlicher- wie väterlicherseits (eine auch im Reich seit dem Spätmittelalter übliche Praxis<sup>307</sup>) im Ausgleich für ihre Mitgift, die als Erbanteil verstanden wurde. Sie betrug in der Regel 400 000 Écus, die nicht nur auf einmal, sondern auch in Form von jährlichen Renten aus Teilen der Krondomäne gezahlt werden konnten. Diese wurden teilweise auch als Apanage bezeichnet<sup>308</sup>. Die Söhne bzw. Brüder des französischen Königs wiederum erhielten immer eine Apanage, die einerseits für einen angemessenen Lebensunterhalt sorgen sollte und ihnen andererseits einen Titel (z. B. *duc d'Anjou*) verschaffte. Die meist herzogliche Apanage war mit weitreichenden Rechten verbunden (wie z. B. die Rechtsprechung im Herrschaftsgebiet) und sollte die jüngeren

<sup>305</sup> COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 62f. Anders war die Situation im französischen Hochadel, wo die Sukzession im Fall eines fehlenden männlichen Erben auf eine Frau fallen konnte. STEINBERG, *Hiérarchies*, S. 150; Élie HADDAD, *Qu'est-ce qu'une »maison«?* De Lévi-Strauss aux recherches anthropologiques et historiques récentes, in: *L'Homme. Revue française d'anthropologie* 212/4 (2014), S. 109–138.

<sup>306</sup> COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 70.

<sup>307</sup> Karl-Heinz SPIESS, *Lordship, Kinship, and Inheritance among the German High Nobility in the Middle Ages and Early Modern Period*, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), *Kinship in Europe*, S. 57–75.

<sup>308</sup> COSANDEY, *Quelques réflexions*; DIES., *La reine*, S. 92f. François I<sup>er</sup> gab z. B. seiner Schwester Madeleine zur Eheschließung eine Pension von 10 000 Écus auf die Grafschaft Lavaur. CLOULAS, *Catherine de Médicis*, S. 31. Allriot stellt schon für das 13. und 14. Jahrhundert fest: »Théoriquement donc, il n'y a pas de femme qui soit apanagiste, la réalité est très différente«, ALLRIOT, *Filles de roy*, S. 7. Vgl. die zahlreichen Eheverträge in BNF Ms., Dupuy 701.

Söhne sichtbar in das königliche Patrimonium und die Königsfamilie integrieren. Sie verließ jedoch nie die Krondomäne und fiel nach dem Tod ihrer Nutznießer wieder an diese zurück<sup>309</sup>. Streng genommen handelte es sich um eine Form von Lehen, wie auch der in den Urkunden genutzte Begriff *bailler* (verleihen, verpachten) deutlich macht. In der Praxis war die Verteilung von Apanagen ein stetiger Prozess, in dem einzelne Apanagen ständig im Zusammenhang mit Positionsänderungen im herrschaftlich-familialen Gefüge neu vergeben, getauscht und erweitert wurden. Die Krondomäne, oder besser: die Einkünfte daraus, erscheint so wie eine große Verhandlungsmasse, mit der man ad hoc haushalten konnte. Zusätzlich zu den Apanagen erhielten die jüngeren Söhne bzw. Brüder in der Regel eine jährliche Pension – auch diese konnte bei Bedarf neu verhandelt oder bei finanziellen Schwierigkeiten oder Konflikten durch Einmalzahlungen ergänzt werden<sup>310</sup>.

Auch beim Witwengut (*douaire*) der französischen Königinwitwen, das in der Regel schon im Ehevertrag vereinbart worden war (meist ein Einkommen in Höhe von 60 000 Livres pro Jahr), handelte es sich im Grunde um den gleichen Komplex, der die Apanagen umfasste – konsequenterweise wurden Witwengüter teilweise auch als Apanagen bezeichnet und enthielten ähnliche Titel und Rechte. Beide, Witwengüter und Apanagen, wurden durch *lettres patentes* vergeben bzw. getauscht und angepasst<sup>311</sup>. Durch ihre Teilhabe am königlichen Patrimonium wurden so Töchter, nachgeborene Söhne und Königinwitwen an die Krone gebunden<sup>312</sup>. Kinderlose Königinwitwen, die das Königreich verlassen hatten, waren jedoch regelmäßig mit Schwierigkeiten konfrontiert, ihre Ansprüche durchzusetzen und das versprochene Einkommen zu erhalten, wie es sich bei Maria Stuart, Elisabeth von Österreich und später Louise de Lorraine erwies. François erhielt mehrfach Grafschaften und Herzogtümer als Apanage, die eigentlich Bestandteil der Witwengüter von Elisabeth und Maria waren<sup>313</sup>.

<sup>309</sup> COSANDEY, *La reine*, S. 97–99. Theoretisch konnten die Apanagen in männlicher Linie weitergegeben werden, blieben jedoch Teil der Krondomäne und fielen bei fehlenden Nachkommen oder durch den Fall der Krone an die Nebenlinie an die Krondomäne zurück.

<sup>310</sup> Zu François Mack P. HOLT, *The Duke of Anjou and the Politique Struggle during the Wars of Religion*, Cambridge 1986, S. 16.

<sup>311</sup> Vgl. z. B. BNF Ms., Fr. 2751, fol. 348r–353r (Kopie) zur Ergänzung der »Appanage« von Louise de Lorraine, 1592. Die *lettres patentes* mussten im Parlament registriert werden. COSANDEY, *La reine*, S. 89.

<sup>312</sup> Dies sah Bodin als Vorteil in der Stabilisierung königlicher Herrschaft. BODIN, *Les six livres*, Bd. VI, Kap. 5.

<sup>313</sup> Die Königinwitwen wurden durch andere Herrschaften entschädigt, protestierten aber regelmäßig gegen den erzwungenen Tausch. Siehe BNF Ms., Fr. 5944, fol. 79r–80r (Elisabeth); fol. 80v–86v (Maria Stuart) (1576). Zugleich wurden im Königreich in den

#### 4. Nähren und Weitergeben

Ein anders gelagerter Fall wiederum war die verheiratete Königin: Beim königlichen Ehepaar herrschte Gütertrennung, die im Ehevertrag festgelegt wurde<sup>314</sup>. Die Königin brachte eine Mitgift und gegebenenfalls ein Erbe mit, die im besten Fall bei ihrem Tod an ihren Sohn und damit an die Krondomäne fallen sollten. Nicht nur durch die Produktion eines physischen Erben und durch das Nähren der Kinder, sondern auch durch das Einbringen ihrer Besitz- und Herrschaftsnachfolge war die Königin ein Bestandteil der monarchischen Kontinuität – so die Idee der Rechtsgelehrten. Zugleich blieb sie durch die Gütertrennung eine Privatperson, die in diesem Sinne freier über Eigentum verfügen, erben und weitergeben konnte als der König selbst, der theoretisch selbst nur Nutznießer der Krondomäne war<sup>315</sup>. Dies würde im Fall von Catherine de Médicis noch Folgen haben, die dem beschriebenen Ideal der Vergrößerung der Krondomäne zuwiderliefen.

Doch zunächst zu den Besitzverhältnissen der Königinmutter zu Lebzeiten: Als einzige Tochter von Lorenzo de' Medici behielt sie Ansprüche auf das Herzogtum Florenz, während sie diejenigen auf das Herzogtum Urbino im Ehevertrag<sup>316</sup> zugunsten von Papst Klemens VII. abgetreten hatte, gegen eine Zahlung von 30 000 Écus. In Rom gehörte die Villa Medici zu ihrem Erbe. Hinzu kamen eine Mitgift von 100 000 Écus sowie Schmuck und Kleidung im Wert von knapp 30 000 Écus. Mütterlicherseits bekam Catherine de Médicis die Grafschaften Auvergne und Lauraguais und die Baronie de la Tour übertragen<sup>317</sup>. Insbesondere die Auvergne war vermutlich ein gewichtiger Grund für die Eheschließung gewesen, handelte es sich doch um eines der letzten unabhängigen Lehen des französischen Königreiches, mit jährlichen Einkünften in Höhe von etwa

1560er Jahren mehrere Edikte erlassen, die die Rechte von Witwen auf Eigentum einschränkten: so ein Edikt über die Neuerheiratung von Witwen (1560), das die Übertragung von Besitz auf den Ehemann anstelle der Kinder aus erster Ehe einschränkte, und das »Edit des mères« (1567), das Mütter vom Erbe ihrer Kinder ausschloss. WARNER, Widows, Widowers.

**314** Ausführlich beschrieben ist diese Situation anhand von Catherine de Médicis bei COSANDEY, *Quelques réflexions*. Die Königsfamilie fiel in solchen Ehe- und Erbschaftsfragen unter die *coutume* von Paris.

**315** COSANDEY, *La reine*, S. 84–87. Vgl. HOTMAN, *Francogallia*, S. 247–253. In diesem Sinne war die französische Königin ein typischer Fall des »Gaststatus der güter- und erbrechtlich nicht integrierten Ehefrau«, die NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 12, als »Strukturmerkmal der fürstlichen Familie« bezeichnet.

**316** *Contrat de mariage de Catherine de Médicis, reine de France*, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 478–486.

**317** Es gibt bislang keine systematische Untersuchung des Besitzes von Catherine de Médicis. Den besten Überblick bietet Chantal TURBIDE, *Les collections artistiques de Catherine de Médicis*, Diss., Univ. Aix-Marseille I (2002), zum Erbe S. 15f.

100 000 bis 120 000 Livres. Erbe und Mitgift machten die Königin zu einer überaus reichen Frau<sup>318</sup>. Zusätzlich erhielt das Paar Henri und Catherine von François I<sup>er</sup> 50 000 Livres im Jahr; nach dem Herrschaftsantritt von Henri II bekam die Königin außerdem 200 000 Livres von ihrem Ehemann sowie in den 1550er Jahren die Schlösser Chaumont und Montceaux und die Grafschaft Meaux<sup>319</sup>. Nach dem Tod von Henri II konnte Catherine de Médicis schließlich über alle diese Güter frei verfügen, da sie nicht mehr unter der ehelichen Vormundschaft stand. Hinzu kam für die Witwe ein reiches Witwengut: eine jährliche Pension von 72 000 Livres, das Herzogtum Alençon sowie Einkünfte aus dem Herzogtum Valois und der Grafschaft Montfort-l'Amaury<sup>320</sup>.

Bereits zu Lebzeiten gab es mehrere vollzogene und versuchte Transfers zwischen der Königinmutter und ihren Kindern. 1569 gab Catherine de Médicis Montfort-l'Amaury wieder zurück, damit Henri d'Anjou es als Teil seiner Apanage erhalten konnte; 1573 ging die Grafschaft Meaux an François d'Alençon – jeweils im Tausch für Gegenleistungen<sup>321</sup>. In den *lettres patentes*, den Rechtsdokumenten, durch die der König Apanagen und sonstige Güter vergeben konnte, wurden zudem Transfers an seine Brüder in der Regel nicht nur durch die *fraternelle amitié* begründet, sondern auch durch den Rat seiner Mutter (und der *princes du sang*). In von Charles IX und Henri III unterzeichneten Dokumenten findet sich der Hinweis, die Vergabe geschehe »par la grande prudence de nostre tres-honorée Dame et mere« oder »ayant sur ce prins Lavis de nostre treshonorée Dame et mere«<sup>322</sup>. Die Erteilung von Apanagen reproduzierte so die in der brieflichen *nourriture* geschaffene Bindung zwischen Königinmutter und leiblichen Söhnen – es profitierten vor allem die jüngeren Brüder. Aber auch in die finanzielle Unterstützung, die einzelne Kinder in bestimmten Situationen benötigten, mischte sich die Mutter ein, wie der Fall Marguerites mit

<sup>318</sup> ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 64. Auch in der Leichenpredigt wurde das reiche Erbe Catherines betont: »L'espouse, douée de grandes richesses, asçavoir des contez d'Auvergne, de Lauraguais, seigneuries de Levroux, Doussenac, Boussac, Correges, Hondecourt et autres terres de valeur de cent ou six vingts mil livres de rente, qu'elle avoit eu par succession de sa mere, et encores pour son dot de la somme de six vingts mil escus, avec grande quantité de meubles riches et precieux, outre les grands biens, seigneuries et maisons, actions et pretensions qu'elle avoit en Italie«, Oraison funèbre, in: LCM, Bd. 9, S. 505.

<sup>319</sup> TURBIDE, *Les collections*, S. 19f.

<sup>320</sup> CLOULAS, *Catherine de Médicis*, S. 129. 1560 musste zudem die Mätresse von Henri II, Diane de Poitiers, das ihr vom König geschenkte Schloss Chenonceaux an Catherine abgeben, im Tausch gegen Chaumont.

<sup>321</sup> BNF Ms., Fr. 5944, fol. 120 (1569), 62r–64r. Vgl. BNF Ms., Dupuy 832, fol. 107 (1569), 35 (1573). Die Königinmutter erhielt u. a. 1569 das Herzogtum Orléans (*ibid.*, fol. 105).

<sup>322</sup> Z. B. BdA, Ms-4111, S. 274 (1566); BNF Ms., Fr. 5944, fol. 73r.

#### 4. Nähren und Weitergeben

ihren von der Mutter veranlassten Geldzahlungen zeigen wird<sup>323</sup>. Darüber hinaus hatte Catherine de Médicis mehrfach darauf hingearbeitet, den jüngeren Söhnen eine eigene Herrschaft zu verschaffen. Dies begann mit dem Königreich Polen für Henri, das nach seinem Thronantritt in Frankreich für den jüngeren François gesichert werden sollte. Ende der 1570er Jahre ergab sich mit Catherines möglichem Anspruch auf den Thron von Portugal eine weitere Option, die für François gedacht war<sup>324</sup>. Der durch die mütterliche Abstammung Catherines begründete Anspruch ließ sich jedoch nicht gegen den Schwiegersohn Philipp II. durchsetzen<sup>325</sup>.

So lässt sich hier im Kontrast zu den Briefen zunächst festhalten: Im Rahmen der Güterfragen und der mütterlichen Transfers zu Lebzeiten stand weniger der älteste Sohn und König im Fokus, sondern in erster Linie die jüngeren Söhne und ihre angemessene Versorgung. Erst der Witwenstatus brachte dabei einer königlichen Mutter einen größeren Handlungsspielraum – in Besitzfragen sind Mutterschaft und Witwenschaft aufs Engste verschränkt. Gütertransfers im Sinne der in Urkunden veranlassten Apanagen und Mitgiften konstituierten eine vergleichbare Version der Königsfamilie wie die durch die mütterliche *nourriture* ausgezeichnete: die Agnaten und Agnatinnen sowie die Königinwitwen. Es ist anzunehmen, dass durch das weitgehende Verschweigen von Besitz- und Geldfragen in Briefen mögliche Ansprüche verhindert werden sollten, die durch Briefe als Dokumente mit potentielltem Rechtswert konstituiert, aber nicht abgesichert werden konnten. Sie blieben den *lettres patentes* überlassen.

#### 4.4.2 Das Testament von Catherine de Médicis

Am 5. Januar 1589 starb die Königinmutter in Blois; am selben Tag wurde ihr Testament geschrieben, das sie aufgrund ihrer Krankheit schon nicht mehr selbst unterzeichnen konnte<sup>326</sup>. Das Dokument ist durch seine den Gedanken der Krondomäne, der Patrilinearität und einer entpersonalisiert gedachten

<sup>323</sup> Vgl. Kap. 5.1.3.

<sup>324</sup> CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 99; WANEGFFELEN, Catherine de Médicis, S. 63–65, 377; siehe Kap. 5.2.4.

<sup>325</sup> Siehe das Gutachten der Rechtsgelehrten in BNF Ms. Fr. 15526 und Dupuy 442. Catherines Mutter Madeleine de la Tour d’Auvergne stammte offenbar in direkter, jedoch z. T. weiblicher Linie von Robert von Portugal ab. Vgl. die Dokumente in LCM, Bd. 8, S. 381–407.

<sup>326</sup> Testament de la Roynne Mère, *ibid.*, Bd. 9, S. 494–498. Als Zeugen genannt wurden Henri III, Louise de Lorraine, Christine de Lorraine, der sieur de Ris (Claude de Faulcon, Präsident des Parlaments der Bretagne) und Catherines Kanzler Dupuy. Für eine umfassende Analyse COSANDEY, *Quelques réflexions*. Zu frühneuzeitlichen Testamenten Susan

Staatsräson entgegengesetzten Regelungen äußerst interessant. Es profitierten vor allem Catherines Enkelin Christine de Lorraine und Charles d'Angoulême, der illegitime Sohn von Charles IX. Als Witwe konnte Catherine de Médicis frei über ihr Eigentum verfügen. Zum Todeszeitpunkt waren nur noch zwei der zehn leiblichen Kinder am Leben, Henri III und Marguerite. Letztere hatte in ihrem Ehevertrag auf väterliche wie mütterliche Erbansprüche verzichtet und wurde im mütterlichen Testament nicht bedacht. Das gesamte Vermögen der Königin lässt sich nicht genau bestimmen; in einem undatierten, etwa 20 Jahre später verfassten *état des biens* wurde es auf 6 555 740 Livres geschätzt<sup>327</sup>.

Das Testament beginnt mit den üblichen Elementen (hier einer Bestattung in Saint-Denis, dem Seelenheil, der Versorgung der Armen und der Zahlung der Schulden). Dann rückt vor allem Christine de Lorraine (1565–1637) in den Vordergrund, die älteste Tochter von Catherines mittlerer Tochter Claude und deren Ehemann Charles III de Lorraine. Das Ehepaar hatte neun Kinder, von denen sieben das Erwachsenenalter erreichten, aber keiner dieser anderen Enkel tauchte in Catherines Korrespondenz, als Empfänger von Gütern oder in ihrem Hofstaat auf. Einzig Christine, die von der Historiografie meist als Liebling der Königinmutter beschrieben wird, sticht heraus. Es gibt keine überlieferten Korrespondenzen zwischen Catherine und Christine, dies ist aber darauf zurückzuführen, dass die beiden fast immer zusammen waren. Christine war spätestens seit dem Tod ihrer Mutter 1575 bei Catherine de Médicis am Hof aufgewachsen und offenbar eine enge Vertraute<sup>328</sup>. In Briefen bezeichnete die Königinmutter ihre Enkelin als »ma fille la princesse de Lorraine« und hob sie damit – wie schon bei ihren spanischen Enkelinnen gesehen – in den Rang einer Tochter<sup>329</sup>. In Catherines Galerie von Verwandten in ihrem Pariser *hôtel de la Reine* war Christine als einzige von Claudes Kindern porträtiert<sup>330</sup>. Im Testament wurde der Gütertransfer durch die enge Freundschaft und das Näheren der Enkelin »wie eine eigene Tochter« begründet: »[P]our la bonne amitié

RICHTER, Fürstentestamente der Frühen Neuzeit. Politische Programme und Medien intergenerationeller Kommunikation, Göttingen 2009, die die Dokumente als Form politischer Kommunikation und des Transfers von Herrschaftswissen liest – mithin den von mir analysierten Briefen nicht unähnlich.

327 TURBIDE, *Les collections*, S. 28.

328 CLOULAS, *Catherine de Médicis*, S. 356. Siehe einen Brief von Christine (Chrétienne) an Henri III, o. D., BNF Ms., NAF 21602, S. 139 (Kopie) zum Gesundheitszustand der Königinmutter.

329 Z. B. Catherine an Henri III, 24.4.1585, in: LCM, Bd. 8, S. 260f.; Catherine an Villeroy, [Juni 1587 oder 1588], *ibid.*, Bd. 9, S. 360. Christine hatte offenbar ein eigenes Zimmer in Catherines Pariser *hôtel de la Reine*, so im Inventar verzeichnet bei BONNAFFÉ (Hg.), *Inventaire*.

330 Dazu [Kap. 5.3.1](#).

qu'elle [Catherine] a et porte à Madame Chrestienne, ou Christine, née en 1565, princesse de Lorraine, sa petite-fille, pour l'avoir nourrie comme sa propre fille«. <sup>331</sup> So konstuierte die *nourriture* im Testament eine Mutter-Tochter-Verbindung mit Besitzansprüchen.

Diese besondere Nähe und auch die herausgehobene Stellung einer ältesten Tochter schlugen sich in den Gütertransfers nieder. Christine hatte schon vor dem Tod von ihrer Großmutter als Schenkung (*don de vivant/donations entre vifs*) materielle Dinge wie Möbel übertragen bekommen <sup>332</sup>. Hinzu kam bereits im Oktober 1587 die Grafschaft Lauraguais, die aus Catherines mütterlichem Erbe stammte und nun an ihre Enkelin transferiert wurde, unter der Voraussetzung, dass diese sich nach dem Willen des Königs verheirate <sup>333</sup>. Die genannte, 1587 bereits geplante Eheschließung Christines spielte auch eine besondere Rolle im Testament von Catherine de Médicis, denn ihre Enkelin heiratete kurz nach dem Tod der Königin Ferdinand von Medici, Großherzog der Toskana. In ihrem Testament vermachte Catherine ihrer Enkelin ihre gesamte väterliche Herrschafts- und Besitznachfolge in Italien, inklusive der Ansprüche auf das Herzogtum Urbino, die sie damals im Ehevertrag abgetreten hatte. Hinzu kamen ihr Palast in Paris und die Hälfte aller beweglichen Güter (u. a. Schmuck, Porträts und Teppiche) <sup>334</sup>. Auf diese Weise fielen das italienische Erbe der Königin und ihre dortigen Ansprüche nicht an die Krondomäne, sondern gingen durch die Eheschließung der Enkelin zurück an die Medici. Diese waren als Referenzen in der Korrespondenz mit den Kindern völlig abwesend gewe-

<sup>331</sup> Testament de la Roynne Mère, in: LCM, Bd. 9, S. 495.

<sup>332</sup> TURBIDE, Les collections, S. 316–319, anhand des *inventaire de meubles* von Christine de Lorraine.

<sup>333</sup> Chrestienne de Lorraine grande Duchesse de Toscane accepte le don du comté de Lauraguais, BNF Ms., Fr. 2746, fol. 280r–281v (Kopie). Vgl. die Edition in LCM, Bd. 9, S. 471f.

<sup>334</sup> »[T]ous et chascuns biens, droits, noms, raisons et actions qu'elle a et luy appartient en quelque façon et maniere que ce soit au pays d'Italie, mesmes la somme de deux cent mil escus pistoles, provenant de la vente par elle faicte à Mons<sup>r</sup> le Grand-Duc de Toscane des biens situés et assis en la Toscane, ensemble le droit qu'elle a et peut pretendre au duché d'Urbain, et, outre cela, sa maison et palais qu'elle a en la ville de Paris, appartenances et dependances, avec la moitié de tous et chascuns des meubles, cabinets, bagues et joyaux«, Testament de la Roynne Mère, *ibid.*, S. 495.

sen<sup>335</sup>. Christine wurde zu einer überaus reichen Erbin, deren Mitgift die einer königlichen Prinzessin, nicht einer Herzogin von Lothringen war<sup>336</sup>.

Der andere große Empfänger war Charles d'Angoulême, der »natürliche Sohn« von Charles IX, wie er im Testament bezeichnet wurde. Charles erhielt nicht nur die andere Hälfte der beweglichen Güter der Königinmutter, sondern auch ihre gesamte mütterliche Herrschafts- und Besitznachfolge, das hieß vor allem die Grafschaft Auvergne<sup>337</sup>. Diese wertvolle Herrschaft ging damit ebenfalls nicht an die Kronmäne, sondern an einen nicht sukzessionsfähigen Nachkommen, so dass sie theoretisch auch später nicht an die Krone fallen konnte<sup>338</sup>. Darüber hinaus erhielten zahlreiche Damen und sonstige Angehörige des Hofstaats Geldbeträge. Die kinderlose Königin Louise de Lorraine,

**335** Catherine hatte seit 1560 einen Prozess mit Margarethe von Parma geführt, Witwe Alexanders von Medici, die Teile von Catherines Erbe in Rom und der Toskana beanspruchte. Die Königin gewann den Prozess, konnte die Entscheidung aber gegen Margarethe und später Franz von Medici nicht durchsetzen. Die Übertragung an Christine und die Ehe lösten das Problem, indem beide Seiten mit ihren konkurrierenden Ansprüchen vereint wurden. Zu den Medici siehe [Kap. 5.3.1](#).

**336** COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 69. Teilweise lassen sich einzelne Stücke aus dem Erbe Catherines in Florenz nachweisen, so z. B. Porträts von Henri II und Catherine, ein Helm von Henri II (den Ferdinand und sein Sohn auf Porträts trugen), eine gläserne Vase mit den Wappen der Valois und der Medici und zahlreiche Wandteppiche. Es wäre interessant, der Symbolkraft der Dinge nachzugehen. Siehe Cristina ACIDINI LUCHINAT, Mario SCALINI (Hg.), *Les trésors des Médicis. La Florence des Médicis, une ville et une cour d'Europe*, Paris 1999; Sara MAMONE, *Caterine de' Medici regina di Francia e lo spettacolo tra due patrie*, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 113–134. COSANDEY, *Les régences*, S. 359, interpretiert das Erbe Christines durch Catherine nicht nur materiell, sondern als »circulation des pratiques politiques«, denn Christine war an der Erziehung von Marie de Médicis beteiligt. Zur Erziehung Christines in Herrschaftsfragen durch Catherine Kerrie-rue MICHAHELLES, *Apprentissage du mécénat et transmission matrilinéaire du pouvoir. Les enseignements de Catherine de Médicis à sa petite-fille Christine de Lorraine*, in: Kathleen WILSON-CHEVALIER (Hg.), *Patrones et mécènes en France à la Renaissance*, Saint-Étienne 2007, S. 557–582.

**337** »[L]es comtés de Clermont et d'Auvergne, avec les baronnies de la Tour et de la Chaise, leurs appartenances et deppendances, et generalmente tout ce qui luy appartient et peut appartenir audict pays d'Auvergne, comme aussi elle lui donne et legue le comté de Lauragais, ses appartenances et deppendances avec la Lande-Maige de Carcassonne et resve [Rente] de quatre deniers pour livre de ladicte senechaussée de Carcassonne, ensemble la Lande-Maige et resve de Beziers et les moulins de Baignaux«, *Testament de la Roïne Mère*, in: LCM, Bd. 9, S. 496. Hier ist die Grafschaft Lauraguais wieder aufgeführt, die Übertragung an Christine wurde also entweder nicht vollzogen oder rückgängig gemacht.

**338** Henri III bestätigte die Übertragung an Charles d'Angoulême mit einer *lettre patente*, BNF Ms., Clairambault 637, fol. 286r. Die Strategie ging jedoch letztlich nicht auf. Marguerite focht das Testament 1606 aufgrund der Annullierung ihrer Ehe an und

auch im Testament Catherines *filie*, bekam das von der Königinmutter häufig genutzte Schloss und die Herrschaft Chenonceau mitsamt der darin vorhandenen Möbel – eine Gabe, die vermutlich auch von emotionalem Wert war. Auch diese konnte also nicht mehr an die Krondomäne fallen.

Und was blieb für Henri III? Er wurde im Testament als »seul et unique heritier« bezeichnet. Technisch gesehen war er also der einzige, der tatsächlich erbt, während die anderen Eigentum übergeben und hinterlassen (*donner et leguer*) bekamen<sup>339</sup>. Theoretisch wäre er so in der Lage gewesen, alle übertragenen Güter einzuziehen, falls die Empfängerinnen und Empfänger sie nicht beanspruchten oder annehmen konnten. Sein Erbe wurde sehr unspezifisch benannt als »tous ces autres biens, en quelque part qu'ils soyent assis et situés, droits, noms, raisons et actions«. Tatsächlich handelte es sich wohl hauptsächlich um Schulden<sup>340</sup>. Dabei spezifizierte Catherine de Médicis explizit, dass das Erbe ihrem Sohn als Privatperson (»comme à personne privée«) zufallen und somit ebenfalls niemals an die Krondomäne fallen sollte (»sans qu'ils puissent estre dicts unis et annexés à la couronne de France«)<sup>341</sup>.

Wieso dieser offensichtliche Versuch, jegliches Erbe von der Krone fernzuhalten? Es war wie gesagt nicht unüblich, dass die Krondomäne durch Eheschließungen vergrößert wurde, prominent beispielsweise im Fall von Anne de Bretagne. Im Idealfall sollte der älteste Sohn alles erben; tatsächlich profitierten besonders jüngere Söhne häufig vom mütterlichen Erbe. Selbst wenn Königinnen im Ehevertrag auf ihr Erbe verzichteten, blieben potentielle Ansprüche im Gedächtnis, die bei passender Gelegenheit eingefordert werden konnten<sup>342</sup>. Zum Zeitpunkt der Testamentverfassung – und bereits in den Jahren zuvor –

erhielt die Grafschaft Auvergne aus dem mütterlichen Erbe zugesprochen. Sie bestimmte einen Sohn von Henri IV, den späteren König Louis XIII, zu ihrem Erben, so dass die Auvergne mit dessen Herrschaftsantritt an die Krondomäne ging. COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 70.

<sup>339</sup> Karin GOTTSCHALK, *Erbe und Recht. Die Übertragung von Eigentum in der frühen Neuzeit*, in: Stefan WILLER, Sigrid WEIGEL, Bernhard JUSSEN (Hg.), *Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur*, Berlin 2013, S. 85–125, hier S. 90, hat auf die Notwendigkeit hingewiesen, den uneindeutigen Begriff des Erbens zu historisieren, da in Mittelalter und Früher Neuzeit eine »ganze Skala von Verfügungs- und Übertragungsrechten« existierte. Die Vorstellung eines Erbese im Sinne einer umfassenden Übertragung des gesamten hinterlassenen Vermögens gab es hingegen nicht.

<sup>340</sup> In der Historiografie kursiert die Angabe von Brantôme, dass es sich um die hohe Summe von 800 000 Écus handelte. TURBIDE, *Les collections*, S. 26.

<sup>341</sup> Testament de la Royne Mère, in: LCM, Bd. 9, S. 497.

<sup>342</sup> COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 64f. Henri II hatte als Prinz von seiner Mutter Claude de France geerbt und u. a. von diesen Einkünften gelebt. TURBIDE, *Les collections*, S. 16.

zeichnete sich jedoch ab, dass mit dem kinderlosen Henri III der letzte von Catherines leiblichen Nachkommen französischer König sein würde<sup>343</sup>. Stattdessen erschien ihr Schwiegersohn, der protestantische Henri de Navarre, als Thronfolger immer wahrscheinlicher. Cosandey interpretiert das Testament deshalb als Zeichen einer Trennung zwischen den politischen Interessen der Krone, die hier nicht mehr berücksichtigt wurden, und den »intérêts dynastiques des Valois« bzw. den »intérêts particuliers d'une épouse royale«. Auf diese Weise seien die französischen und italienischen Güter jeweils in ihrer »Blutlinie« geblieben, die Ehe zwischen Catherine und Henri II gütertechnisch rückgängig gemacht und eine »conception strictement familiale et lignagère du patrimoine« offenbart worden<sup>344</sup>. Festzuhalten ist, dass sämtliche Güter von sukzessionsfähigen Personen (Agnaten) und damit von der Krone ferngehalten wurden. Zugleich gingen sie an Personen, die der Königinmutter vermutlich nahestanden. Es ist jedoch kein Bezug auf Blut erkennbar, denn die Königinmutter konnte in der Konzeption des 16. Jahrhunderts weder mit Charles noch mit Louise eine Blutsverwandtschaft beanspruchen. Allerdings ist auffällig, dass Catherine ihre eigene väterliche und mütterliche Herrschafts- und Besitznachfolge wieder auftrennte und so zwei getrennte Linien rekonstruierte. Tatsächlich scheint es sich um eine sehr eigene, auf eine entferntere Zukunft gerichtete Strategie zu handeln, die weder mit dem Bild der durch die Briefe konstituierten bilateralen Kinderschar noch mit dem Nähren leiblicher Kinder zu tun hatte. Das Testament erzeugt ein anderes Bild von Verwandtsein: Es war kein Dokument von Integration in eine königliche Patrilinie, sondern von einer Königinwitwe, die frei über ihr Eigentum verfügte und sich güterrechtlich nicht in die französische Königsfamilie inkorporieren ließ, deren Interessen sie seit 55 Jahren zu vertreten beanspruchte. Vor allem der Bezug zur Herkunftsfamilie, der in den Briefen an die Kinder abwesend war, geriet in den Fokus, denn mit Christine profitierten vor allem die Medici. Die Briefe selbst erscheinen im Vergleich noch stärker als Element der Herrschungspraxis: Hier positionierte sich die Königinmutter in der gelebten Herrschaftsreproduktion an eine Gruppe von Kindern mit dem König im Zentrum.

343 Diese Befürchtung formulierte Catherine in einem Brief an Bellièvre vom 11.6.1584 bereits nach dem Tod von François: »[S]i je luy [Henri III] voyois des enfans, comme j'espère en Dyeu qu'il aura, ce me serèt une grande consolation et pour tout ce royaume que, outre mon mal, je resens ancote cetuy-là qu'il pouroit avoir en finissant cete race«, LCM, Bd. 8, S. 190.

344 COSANDEY, *Quelques réflexions*, S. 67–69.

#### 4.5 Briefe als »nourriture«

Eine Königin in der frühneuzeitlichen französischen Monarchie stillte und umsorgte ihre Säuglinge in der Regel nicht. Sie war in diesem Sinne kein *nurturer* für ihre kleinen Kinder, war meist physisch abwesend, während andere Personen für die Sozialisation der Kleinsten sorgten. Und dennoch konnte sie als gute Mutter gelten. Der Fall Catherine de Médicis zeigt, wie erst mit dem Älterwerden der Kinder Muttersein in direkter Beziehung mit den Kindern sichtbar wurde. Briefe waren der Ort, an dem nun ein Nähren in Form einer Transmission von Herrschaftswissen durch die Mutter stattfand und inszeniert wurde. Denn die Briefe waren immer wieder am Hof sichtbar und können als ein Genre politischer Theorie in der Praxis, der Prinzenenerziehung bzw. Fürstenspiegel, verstanden werden. Sie wirkten als politische Schreiben, die die Sichtbarkeit verwandtschaftlicher Beziehungen und deren Spezifität erst hervorbrachten: die königliche Mutter, die nährte – die königlichen Kinder, die *nourriture* empfangen oder beanspruchten – und die dadurch inkorporierten Verbindungen zwischen Verwandten. Die Ratschläge, Anweisungen und Informationen der Königinmutter, ja die Briefe selbst wurden dabei zur *nourriture* der Kinder. Diese wurde eingepägt im Leib und erzeugte und reproduzierte untrennbare Bindungen und sich auf Gegenseitigkeit und Liebe berufende Beziehungen untereinander<sup>345</sup>. So wurden auch Mutter und Kinder stetig in einem kommunikativen Prozess aneinandergebunden, der von situativen, beziehungsabhängigen Aktualisierungen und Wiederholungen von Anweisungen geprägt war, die Herrschen als soziale Praxis konstituierten und reproduzierten<sup>346</sup>. Entscheidend für die je nach Adressatin und Adressat teilweise unterschiedlichen Wissensinhalte in Briefen war dabei nicht nur das Geschlecht der Kinder, sondern auch ihre Herrschaftsposition – ob als Herrschende aus eigenem Recht (Maria Stuart, Charles IX) oder mehrfach relational als Ehefrau/Schwester/Tochter bzw. jüngerer Bruder/nachgeborener Sohn/potentieller Thronfolger (Élisabeth, Henri d'Anjou). Während bei der Tochter Élisabeth der Zugriff auf den Leib zwar aus der Distanz, aber mit großem Nachdruck erfolgte, war bei den Söhnen die physische Nähe neben den Briefen von zentraler Bedeutung. Im Fokus stand insbe-

<sup>345</sup> Vgl. zur Perpetuierbarkeit von Bindungen durch *nourriture* den Brief zur Geburt eines Sohnes von Karl Emanuel an Catherine, 17.4.1588, BNF Ms., NAF 22804, Nr. 45 (Kopie aus St. Petersburg), S. 16: Er wolle »l'avertir de son acouchement d'ung fil a ce matin, estant areu ung tres-humble serviteur de plus a voz Mal<sup>tez</sup>, qui sera, Dieu aidant, norry en la mesme devotion at affection treshumble que le pere et la mere portent a V. M.«

<sup>346</sup> Zu dieser Perspektive auf die soziale Praxis FREIST, Diskurse – Körper – Artefakte, S. 19.

sondere das Beziehungsmanagement, für das sich die Königinmutter als Expertin präsentierte.

Die königlichen Söhne und Töchter erscheinen so als Produkte und Erben der Ratschläge der Königinmutter, die sie als ihre herrschaftstragenden Nachkommen positionierte. Die Kinder blieben immer Kinder ihrer Mutter, sie lernten nie aus, so dass die Bindung zur Königinmutter zentral blieb. Sie wurde durch das fortdauernde Nähren immer wieder neu inkorporiert. Dies ist das Bild, das die Briefe vermitteln. So konnte auch Henri III in der eingangs zitierten Rede seine Mutter als Schöpferin für sein Königsein aufrufen – nicht nur durch die Geburt, sondern durch ihr Beispiel und ihren Rat. Eine moderne *Nature-versus-nurture*-Vorstellung verdeckt dabei die hier praktizierte enge Verflechtung von *nourriture* und Natur. Königinmuttersein zeichnete sich in der Praxis nicht nur durch das Gebären von Nachkommen, sondern durch ihr Formen, ihre *nourriture* als Herrschaftsträger und -trägerinnen aus<sup>347</sup>. Auf diese Weise positionierte sich Catherine de Médicis als Ratgeberin und Vorfahrin mit Erfahrungswissen und begründete ihre eigene Legitimation stets neu – war die Erziehung des Thronfolgers doch eine ihrer zentralen Aufgaben und Ausdruck elterlicher Autorität im Sinne des vierten Gebots. In der Forschung beschriebene Beispiele von Müttern in Mittelalter und Früher Neuzeit, die ihren Kindern gegenüber erzieherische, ratgebende Funktionen übernahmen (oftmals durch Briefe), lassen darin eine Handlungslogik (verwitweter) mütterlicher Königinnen, Fürstinnen und Regentinnen sehen, die auf die Reproduktion der Herrschaft abzielte und zugleich eine grundlegende Legitimation mütterlicher Autorität darstellte<sup>348</sup>. Für eine so starke Fokussierung der *nourriture* auf die Mutter war der Tod des Vaters eine Voraussetzung.

Gegenüber anderen Ratgebern des Königs wie den *princes du sang*, denen angesichts ihrer eigenen Herrschaftsansprüche stets mit Misstrauen begegnet

<sup>347</sup> Eine ähnliche Positionierung arbeitet Cosandey für Louise de Savoie heraus: »[M]ère du roi, grand-mère des enfants de France, belle-mère de la reine Claude et, depuis 1514, mère adoptive en quelque sorte de celle-ci, Louise apparaît à la fois comme mère spirituelle et mère charnelle de tous les membres de la famille royale«, COSANDEY, *La reine*, S. 283.

<sup>348</sup> Auch auf den frühneuzeitlichen Adel generell könnte eine solche Annahme übertragen werden. Vgl. die Beobachtung von LONGINO FARRELL, *Performing Motherhood*, S. 234: »As a widowed mother, Sévigné has exercised significant power over her daughter, deciding the nature of her education, arranging her marriage, binding her to and training her through the epistolary exchange«, ROGGE, »mutterliche liebe«, S. 238, sieht hingegen den größten Unterschied in der Korrespondenz von Müttern und Vätern darin, dass Herrschaftssicherung in den mütterlichen Briefen keine Rolle spiele, was an den unterschiedlichen dynastischen Rollen liege. Der Blick auf die Transmission von Herrschaftswissen zeigt hier ein ganz anderes Bild.

wurde, hatte die Königinmutter in der französischen Monarchie dabei den Vorteil, dass ihre Nähe zum König keinen Nachteil darstellte, sondern im Sinne der einer Mutter zugeschriebenen Uneigennützigkeit geradezu gefordert war. Ihre Ratgeberposition wurde im Zusammenhang mit Charles' Volljährigkeit im Parlament registriert. Die Symbiose, die König und Königinmutter in ihrer teilweise einem Ehepaar ähnlichen Konstellation in Briefen und durch die physische Nähe eingingen, zeugte von einer mütterlichen Position, die nicht vor schnell mit Favoriten und Ministern gleichgesetzt werden kann. Sie ermöglichte der Königinmutter, in Briefen ihre Fürsorge vom König auf die Untertanen zu übertragen. Die Korrespondenzen zeigen, wie die Autoritätsposition der Königinmutter als Ratgeberin und Exempel so immer wieder aufs Neue vereindeutigt und verschriftlicht wurde – und werden musste. Diese in Briefen sichtbare Form der Verbindungen zwischen Mutter und Kindern grenzte andere Ratgeber aus, die in der politischen Theorie im Spätmittelalter, aber auch noch im 16. Jahrhundert beispielsweise bei Claude de Seyssel, als wichtige Elemente königlicher Herrschaft betrachtet wurden. Insofern formulierten und praktizierten die Briefe eine eigene Konzeption der Königsherrschaft, die auf eine enge Gruppe herrschaftstragender Verwandter – Königinmutter und leibliche Kinder, also Agnatinnen und Agnaten (und gegebenenfalls Schwiegertöchter) – abzielte. Die in Briefen erschrübene und praktizierte Konzeption ist weder mit dem sogenannten mittelalterlich-feudalen Modell königlicher Herrschaft mit einem großen Rat gleichzusetzen noch mit der frühneuzeitlichen absolutistischen Zuspitzung auf die Figur des Königs, wie die Entwicklung in der Forschung idealtypisch beschrieben worden ist<sup>349</sup>. Transmissionen in Form von *nourriture* konstituieren stattdessen am Beginn der Frühen Neuzeit Königsherrschaft als kollaborativen Prozess und die Monarchie als Projekt einer spezifischen Version der Königsfamilie, die aus Mutter und leiblichen Kindern bestand. Die Transfers von Gütern und Titeln zu Lebzeiten hoben größtenteils dieselbe Gruppe hervor, wurden jedoch mit anderen Medien verhandelt. Das Testament der Königinmutter bricht dann mit dieser Form des Verwandtseins.

Wiederum lassen sich implizite Referenzen an die christlichen Figuren Maria und Anna erkennen, die bereits im letzten Kapitel dargelegt wurden. Wenngleich die Figur Marias in der ikonografischen und literarischen Inszenierung nach Louise de Savoie verschwand, um erst mit Marie de Médicis und Anne d'Autriche wieder prominent zu werden, wie Cosandey argumentiert<sup>350</sup>, riefen die Praktiken der Transmission von Herrschaftswissen sowohl Maria als auch Anna in ihren erzieherischen Funktionen für Jesus respektive Maria als

<sup>349</sup> GIESEY, *The Juristic Basis*, S. 4; COSANDEY, *Préséances*; JACKSON, *Peers*.

<sup>350</sup> *Ibid.*, S. 284. Zur Dominanz von Vorstellungen heiliger Mutterschaft anhand von Maria im 16. Jahrhundert MATTHEWS GRIECO, *Ange ou diablesse*, S. 198.

Bilder hervor. Auch die Mutter-Sohn-Symbiose als Paar, in dem die Mutter Autorität über die Quelle ihrer Autorität hatte, kann als Referenz an Jesus und Maria verstanden werden. Diese Konstellation vermittelten die Briefe, die damit zugleich ein Bild königlicher Herrschaft schufen, das während der Religionskriege an die katholische Liturgie erinnerte. Königsherrschaft verstanden Catherine de Médicis und Henri III in diesem Sinne als ein gemeinsames Werk von Mutter und Sohn in enger Zusammenarbeit und (physischer) Symbiose; König und Königinmutter konnten in den Briefen geradezu zu Teilen *einer* königlichen Figur werden. Dem ältesten Sohn als König kam in diesem Sinne eine Schlüsselposition zu.

Während Söhnen und Töchtern teilweise geschlechterspezifisches Herrschaftswissen vermittelt wurde, bewegte sich Catherine de Médicis über mögliche Geschlechtergrenzen hinweg. Ihr Status als Königinmutter ermöglichte Handlungsspielräume, die kaum mit dem Geschlecht begründet werden können. Die Figur der Königinmutter entstand hier vielmehr in Relation zu den Herrschaft ausübenden Nachkommen, zum Witwenstand, zum Alter und zum Erfahrungswissen – Königinmuttersein ist insofern aus verwandtschaftlicher Perspektive nicht einfach als Form weiblicher Macht zu erfassen<sup>351</sup>. Durch die Erziehung in Briefen positionierte sich Catherine de Médicis nicht nur im Rahmen einer Tradition mütterlicher Erziehung und als Garantin und Vermittlerin der Kontinuität der Patriline, sondern handelte und verortete sich teilweise auch wie ein König selbst, indem sie sich in eine Linie mit den französischen Königen und deren Nachkommen stellte. Dementsprechend standen im Fokus ihrer Ratschläge auch vor allem die Agnaten und Agnatinnen (im Verständnis des 16. Jahrhunderts). Der in der Forschung konstatierte Wandel in der Konzeptionierung von Verwandtschaft hin zur stärkeren Betonung von (Patri-)Linearität integrierte so die Königinmutter zentral in die Reproduktion von Herrschaft. Wenngleich die gemeinsame *nourriture* auch Schwiegerkinder und Verschwägerter aneinanderband, positionierte sich die Königinmutter hier relational vor allem zu ihren leiblichen Kindern, als deren Schöpferin sie sich in ihren Schreiben verstand. Während physische Verbindungen über den Bauch und die Liebe auf andere Personen übertragen werden konnten, wurde die leibliche Mutter in Briefen über Praktiken des Ratgebens und Unterweisens, durch die inkorporierte *nourriture*, als Teil der königlichen Patriline verortet, ohne dass über Blut, Bauch oder *race* geschrieben worden wäre.

Die Liebe mit ihren naturrechtlichen und herrschaftlichen Implikationen zeigte sich dabei aus Perspektive der Erziehung mit Briefen abermals als zent-

<sup>351</sup> Zu dieser These auch SHADIS, Berenguela of Castile's Political Motherhood, S. 350f. Zum Beispiel Elisabeth I. ALLINSON, Conversations, S. 136. Zur Relativierung von Geschlecht durch Verwandtschaftsordnungen CARSTEN, After Kinship, S. 71–75.

#### 4. Nähren und Weitergeben

ral<sup>352</sup>. Zugleich war sie immer eine Gratwanderung: Eine Mutter konnte zuviel lieben und so ihre Kinder im Kleinkindalter umbringen, wie Catherines Warnung an Marguerite de Valois zeigte, oder ihre Söhne kontrollieren, wie die Beteuerungen an Henri III offenbarten; oder sie liebte ein Kind zu wenig und verlor daraufhin jegliches Vertrauen, wie die Verteidigung Catherines gegenüber einer Vernachlässigung Claudes deutlich machte<sup>353</sup>. Die einer Mutter im 16. Jahrhundert unter anderem in Regentschaftsdiskursen zugeschriebene Uneigennützigkeit, die der »Discours merveilleux« Catherine abgesprochen hatte, musste dementsprechend in der brieflichen Praxis immer wieder neu hergestellt werden<sup>354</sup>. Die Grenzen einer legitimen Herrschaftsausübung der Königinmutter wurden situativ gezogen und die Briefe waren dabei immer auch eine Reaktion auf bzw. Vorwegnahme von Anschuldigungen, die auf eine Infragestellung dieser Position zielten. Die Schreiben der Königinmutter und ihrer Nachkommen konturierten damit die Figuren in ihrer Legitimität. Dies zeigt zugleich den grundsätzlich prekären Status einer Königinmutter, die ohne die Akzeptanz ihrer Söhne und Töchter und die *nourriture* aller leiblichen Kinder ihre Existenz verlor. Durch das Briefeschreiben konnte sie ihre Autorität behaupten: Die verflochtene Konzeptionierung und Reproduktion von Herrschaft, Legitimität und Verwandtsein erforderte beständige Arbeit.

<sup>352</sup> Zu Liebes-Argumenten in Regentschaftsdiskursen außerhalb der französischen Monarchie Pauline PUPPEL, »Das kint ist mein und gehet mir zu hertzen«, Die Mutter: Landgräfin Anna von Hessen. Herzogin von Mecklenburg (1485–1525), in: Heide WUNDER, Christina VANJA, Berthold HINZ (Hg.), Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen und seine Residenz Kassel, Marburg 2004, S. 45–56, hier S. 51f.; MITCHELL, Habsburg Motherhood, S. 190.

<sup>353</sup> Zu »Liebes-Exzessen« als Gefahr COSANDEY, Puissance maternelle, S. 6. Siehe z. B. Catherine an Élisabeth, 9.5.1562, in: LCM, Bd. 1, S. 310: »[D]é chause que ne vous ouse [ose] ayscripre [écrire] pour le soupeson [soupçon] que l'ons ha que je l'ayme trop«.

<sup>354</sup> Zu Mutterschaftsdiskursen MATTHEWS GRIECO, Ange ou diable, S. 197. Zur Uneigennützigkeit als Voraussetzung für mütterliche Regentschaft bzw. Vormundschaft PARSONS, Introduction. Family, Sex and Power, S. 6; CALVI, Rights and Ties, S. 152.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln. Ehre, Haus und Staat

*Relatives live each other's lives and die each other's deaths.*  
Marshall SAHLINS, *What Kinship is*, S. 2

*La chose entiere estant inseparable  
Rend temoignaige à elle trop louable:  
L'esprit vivant en ung corps triformé  
Est bien heureux en tel temps estre né*  
François I<sup>er</sup> an Marguerite, Epistre 13, in: *Poésies du roi François I<sup>er</sup>*, S. 77

»Ma fille la royne de Navarre, pour laquelle, avec ces nouveaulx troubles, je recois tant d'ennuiz, que j'en suis cuidé mourir«<sup>1</sup>, schrieb Catherine de Médicis 1585 über sich und ihre Tochter Marguerite, die gerade ihren Ehemann auf recht spektakuläre Weise verlassen hatte und auf eigene Faust durch das Königreich reiste. Der Ärger und Schmerz durch die Tochter kann zum Tod führen. Was hatte der Konflikt mit und die fehlende Nähe zu ihrer Tochter mit ihrem eigenen Tod, dem Ende der Existenz der Königinmutter zu tun?

Die Geschichten der beiden jüngsten leiblichen Kinder Catherines, François d'Alençon und Marguerite de Navarre, besitzen viele dramatische Elemente: Sex, Verrat, Enttäuschungen, Eifersucht, Gewalt und gescheiterte Ehen, um nur einige zu nennen. Während François' Leben in der Forschung geradezu als Inbegriff des Scheiterns eines talentfreien, aber ehrgeizigen Jünglings gilt, wurde Marguerite spätestens mit Alexandre Dumas' Roman »La Reine Margot« (1844–1845) zu einem sexualisierten Mythos der tragischen Prinzessin, deren Liebschaften sie ins Unglück stürzten. Der Königssohn führte zeitweise Krieg gegen seinen älteren Bruder und versuchte, in den Niederlanden als Unterstützer der protestantischen Provinzen zu einer eigenen Herrschaft zu kommen. Die Königstochter heiratete 1572 in der später wegen der darauffolgenden Massaker der Bartholomäusnacht als »Pariser Bluthochzeit« berühmt gewordenen Eheschließung den Hugenotten Henri de Navarre, um während der Religions-

1 Catherine an Villeroy, 22.5.1585, in: LCM, Bd. 8, S. 291.

kriege zwischen den konfessionellen Parteien zu vermitteln. Bis heute ist sie das Objekt mehr oder weniger wissenschaftlicher Biografien, die versuchen, die Frau hinter der Legende zu finden – Marguerite de Valois wird als Diplomatin, Mäzenin und Gelehrte (sie war unter anderem mit Montaigne gut bekannt), als strenge Katholikin oder gar als Feministin *avant la lettre* betrachtet<sup>2</sup>.

Hier geht es mir jedoch um etwas Anderes. Wir haben gesehen, wie durch briefliche Anreden Nachkommen in eine bilaterale Kinderschar von Catherine de Médicis integriert wurden, wie unter anderem durch den Bezug auf den mütterlichen Bauch und die Liebe Schwiegerkinder integriert sowie die *propres enfants* als leibliche Kinder konzipiert wurden und wie die Königinmutter ihre Kinder durch die in Briefen praktizierte *nourriture* an sich band. In den Korrespondenzen mussten diese Mutter-Kinder-Beziehungen immer wieder neu sichtbar gemacht werden. Doch was passierte im Konflikt, wenn doch die Königinmutter und ihre Söhne und Töchter eigentlich in Liebe leiblich verbunden sein sollten? Ich werde zeigen, dass Distanzierungen, Konflikte, Brüche in Briefen eben auch physisch konzipiert wurden – sie taten weh, drohten mit dem Tod, verursachten Leiden und Anstrengung<sup>3</sup>. Hier gerät also anhand von Fragen der Zugehörigkeit und des Konflikts die in Briefen festgehaltene Somatisierung der verwandtschaftlichen Beziehungen in den Blick.

Die Frage nach den Konflikten bezieht sich auf zwei zentrale, aufeinander bezogene Probleme: Einerseits ist zu klären, inwiefern Königinmuttersein gegenüber allen Nachkommen und die Einbindung aller Kinder in die Herrschaftspraxis zur Legitimation der Königin beitrug – nicht zuletzt angesichts der verbreiteten Tendenz der Forschung, Regentschaft im Sinne der Primogenitur einzig auf das Verhältnis zwischen Mutter und ältestem Sohn und König zurückzuführen<sup>4</sup>. Andererseits geht es hier um ein übergeordnetes Problem,

2 Madeleine LAZARD, Jean CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), Marguerite de France, reine de Navarre et son temps, Agen 1994. Ich nutze die umfassende wissenschaftliche Biografie von Éliane VIENNOT, Marguerite de Valois. »La reine Margot«, Paris 2005. Biografische Informationen sind, sofern nicht anders angegeben, daraus entnommen. Zu Mythos und Historiografie siehe *ibid.*, S. 10 u. 2. Teil, sowie DIES., La légende de la reine Marguerite, ou Le pouvoir des femmes en question, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), Marguerite de France, S. 311–328.

3 Der gemeinsam empfundene Schmerz zwischen Verwandten war keine ungewöhnliche Konzeption: Ähnlich beschreibt Philipp II. den von der Tochter auf den Vater übertragenen Schmerz in seinen Briefen an seine Töchter. Lettres de Philippe II à ses filles, z. B. S. 91. Im Sinne der Humoralpathologie ist das auch darauf zurückzuführen, dass negative Emotionen wie Zorn und Angst sich leiblich manifestieren und Krankheiten auslösen können. Vgl. RUBBLACK, Erzählungen.

4 COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 395: »[L]a principauté de la maison comprend désormais l'enfant-roi«.

nämlich das des Verhältnisses des Einzelnen zum Ganzen in der Königsherrschaft: Im Vordergrund standen bislang vor allem einzelne Beziehungen. Hier stellt sich nun verstärkt die Frage, wie und zu wem oder was Zugehörigkeiten hergestellt und ob und wann dabei Gruppen konstruiert wurden. Analytische oder historische Begriffe wie das Geschlecht, das Haus oder die Königsfamilie weisen nicht auf natürliche oder objektive Entitäten hin, sondern sind selbst Ergebnis von (kommunikativen) Handlungsprozessen – die unter anderem von Schriftlichkeit abhängen<sup>5</sup>. Die forschungspraktisch manchmal notwendige Verwendung dieser Begriffe birgt die Gefahr, ihre Herstellung zu verschleiern. Die kürzlich von Sahlins unternommene, diesem Kapitel vorangestellte Definition, Verwandtschaft als eine Form der auf Gegenseitigkeit beruhenden Existenz (»mutuality of being«) zu verstehen, die sich darin zeige, dass »relatives live each other's lives and die each other's deaths« oder dass »kinsmen are members of one another« kann in diesem Sinne nie vorausgesetzt werden<sup>6</sup>. Das eingangs zitierte Gedicht von François I<sup>er</sup> an Marguerite de Navarre, das im Rahmen geteilter Herrschaft physische Verbundenheit, den *corps triformé* aus König, Königinmutter und Königsschwester, aufruft, kann nicht einfach als Beschreibung gelesen werden, sondern als Form der Beschwörung und Herstellung dieser Verbundenheit. Die forschungsleitende Frage ist dann, wie es überhaupt dazu kommt, dass eine Form von Gegenseitigkeit und Teilhabe in der Praxis hergestellt wird, wann sie scheitert oder gar nicht gewollt ist und welche Gruppen entstehen.

Welches Bild königlicher Herrschaft und der Königsfamilie entstand also in Konflikten? Ich möchte zeigen, dass in den Briefen von Catherine de Médicis und ihren leiblichen Kindern Konzeptionen der Königsfamilie als leiblicher Herrschaftskörper evoziert wurden, in dem die einzelnen Glieder alle als miteinander verbunden, als interdependent verstanden wurden. Brüche waren deshalb schmerzhaft und schon der Verlust eines einzigen dieser Glieder wurde zum Problem – sowohl für die Legitimation der Königinmutter, die sich als Verantwortliche für den Zusammenhalt verortete, als auch für die Königsherrschaft generell, die in Briefen als auf einer notwendigen organischen Einheit von König, Königinmutter und den leiblichen Kindern beruhend entworfen wurde.

Die Verwandtschaftsforschung betont die Entstehung so genannter Abstammungsgruppen im Adel des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit,

5 Dazu reflektiert MORSEL, *Geschlecht*, S. 261, 315. Vgl. Lynne BOWDON, *Redefining Kinship. Exploring Boundaries of Relatedness in Late Medieval New Romney*, in: *Journal of Family History* 29/4 (2004), S. 407–420, hier S. 408 zur Fluidität von Familien und Haushalten.

6 SAHLINS, *What Kinship is*, S. 2, 231.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

das heißt die Familie oder Dynastie wurde über Generationen hinweg als vertikale Achse konzipiert<sup>7</sup>. Innerhalb dieser Abstammungsgruppe waren die einzelnen Familienmitglieder verortet<sup>8</sup>. Eine zentrale Frage, die man sich dabei immer wieder stellt, ist die des Verhältnisses von übergeordneten »Interessen der Dynastie« gegenüber den »persönlichen Bedürfnissen« der Individuen<sup>9</sup>. Zahlreiche Studien zu adeligen und fürstlichen Familien in Spätmittelalter und Früher Neuzeit haben gezeigt, wie die Einführung der männlichen Primogenitur mit der damit verbundenen Frage der Abfindung der Töchter und jüngeren Söhne beständig zu Konflikten (Streit, Gewalt, Isolation) führte, die systemimmanent waren. Denn auch wenn, wie im Fall der französischen Monarchie, die Primogenitur schon im Mittelalter faktisch etabliert war, waren alle Geschwister, Jungen wie Mädchen, qua Geburt Herrschaftsträgerinnen und -träger und hatten Ansprüche wenn nicht auf die Sukzession als König, so doch auf Besitz, Titel und finanzielle Unterstützung. Die historische Verwandtschaftsforschung fragt dementsprechend danach, wie mit diesen strukturellen Problemen umgegangen wurde, wobei sie das Ziel dynastischer Einheit und Einigkeit mehr oder weniger ungefragt voraussetzt<sup>10</sup>. Angesichts der Allgegenwärtigkeit solcher Konflikte stellt sich jedoch vor allem die Frage, wie sie den »Handlungszusammenhang«<sup>11</sup> Verwandtschaft und damit die Herrschaftspraxis prägten: Konflikte machen Kommunikationspraktiken und Handlungsoptionen der Beteiligten sichtbar und stellten oftmals Zugehörigkeit und soziale Beziehungen erst her; sie konnten gewissermaßen Bewegung in verwandtschaftlich-herrschaftliche Konstellationen bringen oder Brüche zementieren. Solidarität – zu wem oder was, kann man sich allerdings fragen – und Konflikte waren sozusagen zwei Seiten einer Medaille. Die Annahme konstanter Anstrengung, um eine »Spaltung« zu verhindern und so die Herrschaftsreproduktion zu sichern, hat schon Bourdieu auf Beziehungsarbeit zurückgeführt: »C'est seulement au prix

7 SABEAN, *Descent*, S. 163.

8 Zum französischen Adel NASSIET, *Parenté, noblesse et États dynastiques*, S. 29: »Les nobles se concevaient avant tout comme membres d'un groupe, leur lignée, qui en quelque sorte le transcendait. C'est l'appartenance à leur lignée qui les situait socialement et qui, lors d'un conflit ou d'un choix fondamental, dictait leur motivation«.

9 Jörg ROGGE, *Herrschaftsweitergabe, Konfliktregelung und Familienorganisation im fürstlichen Hochadel*. Das Beispiel der Wettiner von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 2002, S. 215, 352.

10 Die Zielsetzung von Einheit war vor allem eines der Ergebnisse der vielzitierten Studie von SPIESS, *Familie und Verwandtschaft*; übernommen als Grundannahme wurde es z. B. von FOUQUET, *Fürsten unter sich*, S. 175; ROGGE, *Herrschaftsweitergabe*; NOLTE, »Ir sey ein frembs weib«, S. 16. Zur »Gefahr« durch eine hohe Kinderzahl WEBER, *Dynastiesicherung*, S. 101.

11 HOHKAMP, *Eine Tante für alle Fälle*, S. 168.

d'un travail constant que les forces de fusion (affectives notamment) parviennent à contrecarrer ou à compenser les forces de fission«<sup>12</sup>. Ich betrachte hier Konflikte nicht nur als Gefahr, sondern als immanenten Bestandteil und Resource verwandtschaftlicher Beziehungen. Sie offenbarten die Dynamik der Beziehungen und der damit verbundenen Herrschaftskonzeptionen und lassen die Spezifität des Mediums Brief in diesem Kontext herausarbeiten. Briefe erlaubten es, Konflikte teilweise zu verdecken und spezifische Aspekte sichtbar zu machen, die ein Bild der Königsfamilie und der Königsherrschaft konturieren. Zugleich erlaubten sie es, Uneinigkeit auszuhalten und zu moderieren.

Für das Verhandeln von Konflikten innerhalb adeliger bzw. fürstlicher Familien werden dabei in der Forschung vor allem zwei Positionen als zentral betrachtet: Zunächst die des Vaters, der als Familienoberhaupt das Zentrum des Beziehungsnetzes war und die einzelnen Beziehungen der Familienmitglieder zu ihm und untereinander regelte; Sablonier bezeichnete ihn am Beispiel der aragonesischen Königsfamilie als »zugleich staatliches wie familiäres Beziehungszentrum«<sup>13</sup>. Zugleich scheint das Vermitteln gerade in patrilinearen Verwandtschaftsordnungen der Frühen Neuzeit oftmals eine spezifisch weibliche Aufgabe gewesen zu sein: Mütter eigneten sich dafür besonders, weil sie ihren Kindern durch ihre Position außerhalb der patrilinearen Gütertransfers nicht das Erbe streitig machen konnten. Dies wird häufig als Quelle mütterlichen Einflusses gesehen oder als Inbegriff ihrer »liminalen« Rolle zwischen Verwandtschaftsverbänden<sup>14</sup>.

Die hier untersuchten Konflikte vermitteln ein anderes Bild: Die Königinmutter agierte im kommunikativen Zentrum und in enger Verbindung mit dem König innerhalb der Patriline. Wie sie und die anderen Akteurinnen und Akteure verortet werden können, was dies für ihre Herrschaftsposition bedeutete und welches Bild der Königsherrschaft in Konflikten entstand, werde ich im Folgenden untersuchen. Auffällig ist dabei nicht zuletzt, wie sich im Zusammenhang von Konflikten sowohl Kommunikationspraktiken wandelten als auch die politische Sprache in Briefen. Die sonst meist handlungszentrierte Sprache verlagerte ihren Schwerpunkt stärker von Verben auf Substantive. So erscheinen Begriffe wie Ehre, Haus und Staat in den Briefen sehr viel promi-

12 BOURDIEU, *Stratégies*, S. 11. Vgl. GUERREAU-JALABERT, *Observations*, S. 424f.

13 SABLONIER, *Die aragonesische Königsfamilie*, S. 316; zum Familienoberhaupt v. a. NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«.

14 So z. B. PARSONS, WHEELER, *Introduction*, S. xivf.; CRABB, *How to Influence*, S. 25; ANTENHOFER, *Letters*, S. 105; NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 16. Interessant auch die Beobachtung bei SABLONIER, *Die aragonesische Königsfamilie*, dass ein jüngerer Bruder als Geistlicher (und ebenfalls ohne Erbensprüche) die Vermittlerrolle einnehmen konnte.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

nenter. Die Konflikte gruppierten sich darum, wurden über solche Konzepte verhandelt, die im Streit von unterschiedlichen Akteuren verschieden aufgeladen, gebraucht und bewertet wurden. Die Begriffe wurden zum Gegenstand von Auseinandersetzungen darüber, was Verwandtsein bedeutete und wie eine königliche Schwester oder Mutter sein sollte. Konflikte erschienen dabei mal stärker, mal weniger stark an der sprachlichen Oberfläche. Als Mediatoren der hier untersuchten Konflikte treten neben den Briefen vor allem Gesandte und Vermittler in den Vordergrund, die sehr viel stärker als üblicherweise sichtbar als Akteure an der Kommunikation beteiligt waren. Sie ergänzten und überlagerten teilweise völlig die direkte Korrespondenz zwischen den Verwandten. Dabei spielten auch die Positionen der Personen im Raum und die geografische Nähe und Ferne zueinander eine wichtige Rolle.

Die Konflikte, die die meisten Spuren (sprachlich und im Gebrauch der Medien) in den Briefen der französischen Königsfamilie hinterlassen haben, betreffen wie gesagt – angesichts der bisherigen Forschungsergebnisse wenig überraschend – die beiden jüngsten Kinder von Catherine de Médicis, Marguerite und François. Es geht dabei vor allem um die Jahre zwischen 1575 und 1585, in denen der fünfte bis siebte Religionskrieg stattfand. Kriegerische Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung; die Beteiligten waren ständig unterwegs und kommunizierten über Briefe und Boten. Die Konflikte involvierten dabei immer mehr als nur zwei Personen, sie waren eine öffentliche Familienangelegenheit und untrennbar mit den politisch-religiösen Konflikten der Zeit verbunden. Die Konfliktlinien, -themen und -konstellationen sind sehr komplex. Es geht mir im Folgenden einerseits darum, den Verlauf der Konflikte nachzuzeichnen und dabei einzelne Kulminationspunkte zu rekonstruieren. Andererseits stehen die Konstellationen und Standorte der einzelnen Akteure im Zentrum, vor allem die Position der Königinmutter, wobei zugleich die Medialität des Streits immer wieder zentral ist.

### 5.1 »Ce que vous estes«. Konkurrierende Zugehörigkeiten von Marguerite

»Ce que vous estes« – was Marguerite ist, das war Aushandlungssache und Streitpunkt verschiedener Akteurinnen und Akteure in Briefen. Die jüngste Tochter (1553–1615) von Catherine de Médicis und Henri II erlangte ebenso wie ihre Mutter vor allem im 19. Jahrhundert literarische Berühmtheit. Sie selbst schrieb jedoch auch, nicht nur zahlreiche Briefe, sondern als einzige der Verwandten ihrer Generation auch Memoiren, weitere Prosatexte und

Gedichte<sup>15</sup>. Sie stand damit in einer Tradition dichtender Tätigkeit, die in den vorherigen Generationen – beispielsweise bei François I<sup>er</sup>, Louise de Savoie und Marguerite de Navarre – gepflegt worden war. Die Königstochter gab das »Heptaméron« ihrer Namensvetterin und Großtante Marguerite de Navarre neu heraus<sup>16</sup>. Die Sprache ihrer Briefe unterscheidet sich mit ihrem blumigen bis dramatischen Tonfall auffällig von den anderen und zeugt von einem ganz eigenen Umgang mit dem Medium<sup>17</sup>.

Marguerite hatte seit 1572 als Ehefrau des protestantischen Henri de Navarre eine schwierige Position inne, sowohl im Rahmen der politisch-religiösen Auseinandersetzungen als auch in verwandtschaftlichen und ehelichen Konflikten. Beide Seiten – die Bourbon und die Valois – hatten offenbar Hoffnungen in die Ehe gesetzt, um Machtkämpfe für sich zu entscheiden<sup>18</sup>. Die Ehe blieb kinderlos und wurde schließlich 1599 annulliert, nachdem das Paar bereits seit 1585 getrennt gelebt hatte. Marguerite begann Mitte der 1570er Jahre, sich den zwischen Protestanten und Katholiken vermittelnden *malcontents* und ihrem jüngeren Bruder François anzunähern – scheinbar noch ohne dass es deshalb zu größeren oder zumindest sichtbaren Problemen mit ihrem Bruder Henri III und ihrer Mutter kam. Als ihr Ehemann Anfang 1576 nach vier Jahren mehr oder weniger freiwilligen Aufenthalts am Hof geflohen war, hielt Henri III die Königin von Navarra zunächst als »Geisel« zurück<sup>19</sup>. Während dieser Zeit tauchten erste Gerüchte ihrer ehelichen Untreue auf, wobei es ist sicher kein

15 Marguerite stellte in ihren rückblickend 1594 in Usson verfassten Memoiren ein ständiges Konkurrieren der königlichen Geschwister um die Aufmerksamkeit ihrer Mutter dar, die diese zugleich fürchteten. Das Bild der Königinmutter ist ambivalent: Einerseits habe diese ihr eigenes Leben immer für die Bewahrung ihrer Kinder und des Staates eingesetzt; andererseits wird sie abwertend als »cette Romaine« bezeichnet: Marguerite de Valois, *Mémoires et discours*, S. 54, 76. Die Memoiren wurden erst 1628 publiziert. Vgl. die Einleitung dazu von Viennot; EKMAN, »Satisfaite de soy en soy mesme«, S. 40; Jean GARAPON, *Une autobiographie dans les limbes. Les Mémoires de la reine Marguerite*, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), *Marguerite de France*, S. 205–216. Zu Marguerite als Literatin Éliane VIENNOT, *Entre dissidence politique et dissidence littéraire. Le dialogue Marguerite de Valois-Brantôme*, in: *Les Dossiers du Grihl* 1 (2013), S. 2–11, <https://dossiersgrihl.revues.org/5890> (23.4.2019).

16 MIDDLEBROOK, »Tout mon office«; VIENNOT, *La transmission*, S. 97.

17 Es ist naheliegend, dass die schwierige Korrespondenz zwischen Marguerite und ihrer Mutter auch auf sehr unterschiedliche Kommunikationsstile zurückzuführen ist.

18 Zur Hoffnung, dass Marguerite Hugenottin wird, Jeanne d'Albret an Henri de Navarre, 21.2.1572, in: *Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, S. 340.

19 Henri de Navarre überlebte das Massaker an den Hugenotten während der Bartholomäusnacht, konvertierte zum katholischen Glauben und blieb bis 1576 am königlichen Hof. Nach seiner Flucht nach Südfrankreich konvertierte er wieder zum reformierten Glauben.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Zufall war, dass es sich bei den angeblichen Liebhabern (Le Guast und Bussy) um zwei Favoriten des jüngeren Bruders François handelte<sup>20</sup>. Marguerite begann anschließend, als aktive Vermittlerin zwischen den Brüdern Henri III und François in Erscheinung zu treten; im Sommer 1577 reiste sie in die Niederlande, um dort François' Kandidatur auf eine Herrschaftsposition in den protestantischen Provinzen zu unterstützen. Erst Ende des Jahres 1578 kehrte Marguerite schließlich zu Henri de Navarre an den Hof in Nérac zurück – zusammen mit Catherine de Médicis, die dort einen Friedensvertrag mit den Protestanten aushandelte und zugleich ihre Tochter wieder mit ihrem Schwiegersohn zusammenbrachte<sup>21</sup>. Aus dieser Zeit sind die ersten Briefe an und über Marguerite überliefert. Es sind insgesamt nur vier Schreiben der Königinmutter an ihre jüngste Tochter erhalten, dagegen 26 von Marguerite an ihre Mutter und noch sehr viel mehr, in denen Marguerite und ihre Angelegenheiten (*affaires*) thematisiert wurden<sup>22</sup>.

### 5.1.1 Tochter, Schwester, Ehefrau und Katholikin oder Dienerin, Kreatur und Leidende? Widerstreitende Verortungen

Wenngleich die geringe Anzahl überlieferter Briefe an Marguerite wohl nicht einem tatsächlichen Mangel an Kommunikation entspricht, da Catherine de Médicis häufig erwähnte, sie habe ihrer Tochter geschrieben, stellt sich die Situation anhand der Überlieferung so dar, dass man eher *über* Marguerite sprach und weniger *mit* ihr. Die Schreiben Catherines an Henri III aus den Jahren 1578 und 1579, als sie sich bei den Protestanten im Süden des Königreichs befand, beteuern gegenüber dem König immer wieder, wie sehr seine Schwester sich in seinem Sinne bei ihrem Ehemann einsetze: »[L]es bons offices que fait ma dicte fille envers son mary«<sup>23</sup>. Marguerite reiste zwischen ihrer Mutter und ihrem Ehemann hin und her, schrieb Letzterem im Auftrag Catherines Briefe und versuchte ihn zu überzeugen, die geplante Friedenskonferenz nicht in seiner Residenz Nérac, sondern im neutraleren Port-Sainte-Marie stattfinden zu lassen – jedoch ohne Erfolg. Die Briefe der Königinmutter stellten immer

<sup>20</sup> In der französischen Forschung werden die Affären Marguerites als Tatsache angesehen. Vgl. VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 104f.

<sup>21</sup> Zu den Verhandlungen mit Henri de Navarre siehe auch Kap. 4.2.5.

<sup>22</sup> Vermutlich sind aufgrund der Flucht Marguerites aus Nérac 1585 viele ihrer Briefe verloren gegangen.

<sup>23</sup> Catherine an Henri III, 21.–24.1.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 233. Vgl. auch »que ma fille la royne de Navarre fait tousjours les meilleurs offices en toutes ces affaires pour le bien de vostre service«, Catherine an Henri III, 25.11.1578, *ibid.*, S. 134.

wieder Nähe zwischen Bruder und Schwester her, indem sie zu Zeugen von Marguerites schwesterlichem Einsatz für den König wurden. Dies vermischte sich mit den religiösen Konflikten, in denen die Königin von Navarra auf der Seite der Katholiken positioniert wurde, die sie dem Ehemann gegenüber repräsentierte. So schrieb Henri III an seinen Schwager, für ein Gelingen des Friedens sei die Gegenwart seiner Schwester essentiell, denn »tous lesdicts catholiques ayans a present les yeulx fichez sur elle, pour l'esperance qu'ils ont conceue d'obtenir ceste grace par son intercession«<sup>24</sup>. Die Königstochter wurde zum Pfand konfessioneller Parteien, deren Hoffnungen sie erfüllen sollte.

Marguerites Verpflichtung, so vermitteln es die Briefe von Catherine und Henri III, galt in erster Linie dem König, der Königinmutter und den Katholiken, nicht ihrem Ehemann. Bereits der Fall der ältesten Tochter Élisabeth hat gezeigt, dass von einem Verlassen der Herkunftsfamilie durch eine Eheschließung im Sinne eines Wechsels der Zugehörigkeit zu Verwandtschaftsgruppen im Fall von Catherine de Médicis und ihren Kindern nicht die Rede sein kann, wenn man die Briefpraxis betrachtet<sup>25</sup>. Töchter wurden stattdessen als Agentinnen und Vermittlerinnen verstanden, deren Aktivitäten durch die Mutter angeleitet wurden. Dies musste Henri III jedoch laufend bestätigt werden – »aussy ne doubtè-je pas qu'elle n'ayt fait et face ce qu'elle a peu envers son mary«<sup>26</sup>, so Catherine –, so dass die Bindung der Schwester beständig reproduziert wurde. Ihre Taten und ihre Emotionen (Marguerite sei »fort triste et faschée«<sup>27</sup>, beteuerte die Königinmutter gegenüber Henri III), die in Briefen berichtet wurden, mussten ständig neue Beweise dafür liefern. Diese Beteuerungen erinnern an die Versicherungen der Königinmutter an Charles IX einige Jahre zuvor, sein jüngerer Bruder Henri würde immer alles nur für ihn tun. Die notwendige Nähe zum König war nicht geschlechts- oder altersspezifisch, sondern schloss alle seine Geschwister mit ein – und die Königinmutter war die Verantwortliche, um die Bindungen zu reproduzieren.

Zugleich musste Marguerite jedoch die Nähe zum Ehemann aufrechterhalten, um Ergebnisse erzielen zu können. Die Sitzordnung der Verhandlungen in Nérac machte räumlich sichtbar, wie Henri de Navarre durch seine Schwiegermutter und seine Ehefrau zum »richtigen« Handeln bewegt werden sollte: Er saß zwischen den beiden<sup>28</sup>. Die Briefe lassen dabei die Königinmutter als dieje-

24 Henri III an Henri de Navarre, [15.6.1579], in: LHIII, Bd. 4, S. 215.

25 Zu Élisabeth Kap. 4.3, dort auch zur Forschung zu Eheschließungen als »rites de passage«.

26 Catherine an Henri III, 4.10.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 51.

27 Catherine an Henri III, 13.–14.2.1579, *ibid.*, S. 262.

28 So schrieb zumindest die Königinmutter in einem ihrer detaillierten Berichte an Henri III, 8. u. 9.2.1579, *ibid.*, S. 254–257.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

nige erscheinen, die alle Beziehungen anleitete und kanalisierte. Sie sagte Marguerite, dass und wie sie ihrem Ehemann schreiben sollte (»qu'elle en escripvit d'affection à son mary«), während sie zugleich Henri III aufforderte, persönlich an seine Schwester zu schreiben, da dies einiges erleichtern würde<sup>29</sup>. Catherine bezeichnete dabei Marguerite gegenüber dem König fast ausnahmslos als »ma fille la royne de Navarre«, so dass ihre mütterliche Autorität und die Beziehung zur Tochter immer wieder bestätigt wurden. Sie war schließlich diejenige, deren Reise in den Süden nicht nur den Zweck der Durchsetzung des Friedensedikts hatte, sondern zugleich, das Ehepaar Navarra wieder zusammenzuführen: »L'occasion de mon voyage estoit que, amenant ma fille la royne de Navarre à son mary, vous [Henri III] aviez desire aussy que je fisse executer l'édict, considérant que ma presence (ayant l'honneur d'estre vostre mère) y aporeroit beaucoup d'authorité«<sup>30</sup>. Frieden – zwischen Protestanten und Katholiken wie zwischen Marguerite und Henri de Navarre – war eine Aufgabe, die Catherines Positionierung als Königinmutter bestätigte. Dementsprechend dienten die Versicherungen gegenüber Henri III, dass Marguerite alles in ihrer Macht Stehende tat, um bei der Aufgabe zu helfen, nicht zuletzt der Rechtfertigung der mütterlichen Position in diesem Zusammenhang: Sie erscheint in den Briefen als diejenige, die Aufgaben erteilt (»je luy ay donné charge«), die explizit etwas sagt und befiehlt oder der die Tochter versprochen hat, ihre Pflicht zu tun: »(comme elle doibt), a fait tout ce bon office, comme aussy elle me l'avoit promis«<sup>31</sup>.

Die dadurch ständig neu schriftlich hergestellte Bindung von Mutter und ältestem Sohn bzw. König als Schlüsselbeziehung unterschied sich wiederum von den Anweisungen der Königinmutter in ihrer direkten Kommunikation mit der Tochter: Hier musste sich Catherine de Médicis nicht rechtfertigen, ihr Autoritätsanspruch gegenüber Marguerite war eindeutig<sup>32</sup>. Sie wurde dabei wiederum durch ihre Ratschläge zum Exempel: Die ersten beiden überlieferten Briefe der Königin an ihre jüngste Tochter sind vom August 1579 und fordern diese auf, sich als Vermittlerin zu Henri de Navarre zu betätigen, der sich weigerte, die ihm für sechs Monate garantierten *places de sûreté* der Protestanten zurückzugeben. Catherine argumentierte zunächst mit der Nähe Marguerites

<sup>29</sup> Catherine an Henri III, 24.10.1578, 8.8.1579, *ibid.*, S. 85; Bd. 7, S. 74.

<sup>30</sup> Catherine an Henri III, 8. u. 9.2.1579, *ibid.*, Bd. 6, S. 254.

<sup>31</sup> Catherine an Henri III, 4.1.1579; 6./8.5.1579, *ibid.*, S. 200, 358.

<sup>32</sup> Das Hierarchisieren solcher Beziehungen – zum Sohn und zur Tochter – erscheint auch in einem Brief von Catherine an ihre Vertraute Louise de Clermont, in dem sie von ihrem Mitleid mit Marguerites Trauer über ihre Abreise schrieb, dem sie ihren eigenen Trost durch das baldige Wiedersehen mit dem König gegenüberstellte (8.5.1579, *ibid.*, S. 360).

zu ihrem Ehemann, die sie einerseits die Nachteile seines Fehlverhaltens spüren lassen werde (»Il n'en peult avoir mal que il ne vous touche«), die andererseits jedoch noch positiv verstärkt werden könne, wenn sie ihm als Vermittlerin den ehrenvollen Weg aufzeige: »[L]ui faire faire ce qui est de sa promesse et de son devoir, honneur et réputation [...] qu'il aura occasion de vous aymer et remercier d'avoir cru vostre conseil«<sup>33</sup>.

Marguerite sollte also ihrem Gatten das (königinmütterliche) Ehrverständnis aufzeigen. Ehre (*honneur*) war ein häufiger Begriff in den Korrespondenzen der französischen Königsfamilie, der hier jedoch seine spezifische Wirksamkeit im Konflikt entfaltete. Ehre kann als Konzept mit zahlreichen, wandelbaren Attributen verstanden werden, das grundsätzlich relational war und persönliche und kollektive Ebenen miteinander verknüpfte. Ehre war ein persönliches wie auch ein familiales Gut, an dem alle Anteil hatten, das aber auch von Jedem bewahrt oder beeinträchtigt werden konnte, wie wir sehen werden<sup>34</sup>. Insbesondere zwischen Herrschenden war sie mit einem reziproken Einhalten von Versprechungen verbunden<sup>35</sup>.

Als eine Woche später der Konflikt erneut zu eskalieren drohte und ein weiterer Krieg immer wahrscheinlicher wurde<sup>36</sup>, schrieb Catherine wiederum ihrer Tochter; diesmal stand jedoch deren Zugehörigkeit zur Königsfamilie im Vordergrund. »[N]e fault-il pas perdre courage et fault que usiez de l'auctorité de ce que vous estes«<sup>37</sup>, forderte die Königin. »Ce que vous estes« bezog sich dabei nicht auf Marguerites Rolle als Gemahlin des Königs von Navarra, sondern auf ihre mehrfachrelationale Qualität als Prinzessin durch Geburt, Tochter und Schwester von Königen. Die langfristige Bedeutung der Herkunftsfamilie als Quelle der eigenen Ehre und des eigenen Status für verheiratete Söhne und Töchter stellte auch Ruppel in ihrer Untersuchung zu Geschwisterbeziehungen

33 Catherine an Marguerite, 20.8.1579, *ibid.*, Bd. 7, S. 93.

34 Linda A. POLLOCK, Honor, Gender, and Reconciliation in Elite Culture, 1570–1700, in: *Journal of British Studies* 46 (2007), S. 3–29; Courtney THOMAS, »The Honour & Credite of the Whole House«. Family Unity and Honour in Early Modern England, in: *Cultural and Social History* 10/3 (2013), S. 329–345; Heinz-Dieter HEIMANN, Adels Herrschaft und Adelskultur in Beziehungsweisen. Zur Einleitung, in: DERS. (Hg.), *Adelige Welt*, S. 9–16. Grundlegend für die französische Adelskultur im 16. Jahrhundert: NEUSCHEL, *Word of Honor*.

35 ALLINSON, *Conversations*, S. 143.

36 Im November 1579 begann der siebte Religionskrieg, der ein Jahr dauerte. Zu den Ereignissen von 1579 HOLT, *The French Wars of Religion*, S. 99–101.

37 Catherine an Marguerite, 28.8.1579, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 447.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

im reichsfürstlichen Adel im 17. Jahrhundert fest<sup>38</sup>. Die verwandtschaftliche Positionierung sollte Marguerite im Konfliktfall gegenüber ihrem Ehemann Autorität verleihen: »[Q]ue le roy de Navarre vostre mari vous fait cet honneur de vous tant aymer et recongnoistre ce que vous estes«. Dies ging bis hin zur Annahme, die Tochter müsse ihren Gatten »regieren« (»le gouverner«), wie Catherine an Henri III berichtete<sup>39</sup>.

Navarre sei schließlich nicht nur selbst König, sondern solle sich verhalten »comme officier de la couronne et serviteur du Roy«<sup>40</sup>; die doppelte Stellung des Königs von Navarra als souveräner Herrscher einerseits und Untertan bzw. Lehensmann des Königs andererseits (in seinen südfranzösischen Herrschaftsgebieten wie Foix und Albret) wurde im Konfliktfall im Sinne der Inferiorität ausgespielt. Marguerites verwandtschaftliche Position war in dieser Perspektive wichtiger als Navarres Stellung als *prince du sang* und Schwager des Königs. So formulierte es 30 Jahre später auch der Rechtsgelehrte Loyseau, als er sich mit der Position der Prinzessinnen in der französischen Monarchie auseinandersetzte:

Quoi qu'il en soit, il est tout certain, que ni elles, ni les autres Princesses ne perdent point leur rang & qualité de Princesses, pour estre mariées à gens de moindre qualité, parce que la Principauté est une qualité pardessus toutes les autres [...]: & d'ailleurs cette qualité est si illustre qu'elle communique sa splendeur à ce qui se joint à elle, plutôt que de perdre son lustre & son éclat par l'approche d'une lumière moins forte<sup>41</sup>.

Als Königstochter konnte Marguerites »Licht« in dieser Logik nicht von einem schwächeren Licht verdunkelt werden; stattdessen strahlte sie immer heller. Catherine de Médicis argumentierte in ihren Briefen ähnlich, indem sie die Autorität ihrer Tochter behauptete. Ehre war jedoch etwas, das einer Ehefrau nicht zuletzt durch das Verhalten des Ehemannes ihr gegenüber zuteilwurde, also ein grundsätzlich relationales Gut, wie Catherine es definierte. Letztlich ging es dabei um ganz konkrete Anliegen wie Marguerites Einsatz für ein Tref-

38 RUPPEL, Verbündete Rivalen, S. 66. Vgl. THOMAS, »The Honour & Credite«, S. 330, zur frühneuzeitlichen Vorstellung von Ehre als »rooted in lineage«. Eine Ausnahme bilden laut Ruppel Fälle, in denen Frauen durch Heirat rangmäßig aufgestiegen seien. Catherine de Médicis wäre ein solcher Fall, was mit ihrem weitgehenden Schweigen über ihre eigene Herkunft korrespondiert.

39 Catherine an Henri III, 6./8.5.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 358.

40 Catherine an Marguerite, 28.8.1579, *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 448. Zur Position von Navarre im Königreich siehe [Kap. 3.1](#).

41 LOYSEAU, *Le Livre des Ordres & simples Dignitez*, Kap. VII: Des Princes, Nr. 12, S. 43.

fen zwischen Henri de Navarre und Marschall Biron, dem Kommandanten von Henris Provinz, der eine Zusammenkunft verweigerte.

In den Briefen von Catherine de Médicis an Marguerite wurde besonders die Zugehörigkeit zum König als Bruder (»Roy vostre frere«) herausgestellt, die Catherine auch Henri III gegenüber betont hatte. Diese Verbindung wurde beständig kommuniziert und erinnert; sie war mit bestimmten Positionierungen und Handlungsanweisungen und dem mütterlichen Vorbild verbunden. Die Königin erklärte Marguerite, dass sie zeigen müsse, »que vous estes sa sœur catholique, desirant le bien et la conservation de tous les catholiques et bons subjects«. Die Stellung als Schwester des Königs verknüpfte sie untrennbar mit der konfessionellen Zugehörigkeit, die in der Praxis immer wieder behauptet werden musste: »[Q]ue vous envoieez quelqu'un catholique, dependant de vous«, schrieb Catherine, und: »[I] fault que celluy que vous envoieez soit homme de qualité«<sup>42</sup>. Verwandtschaftliche Bindung zeigte sich einerseits in der religiösen Zugehörigkeit und andererseits als politisches Konzept für praktisches Handeln<sup>43</sup>. Die Königinmutter betonte mehrfach die Verbindung von Marguerites sichtbarer Zugehörigkeit zur Königsfamilie bzw. zu ihrem Bruder mit dem »Frieden« und »bien de ce royaume«<sup>44</sup> – beides gehörte zusammen, der Bruder war nicht abstrahierbar vom König und damit vom Königreich. Die Erwartung, dass ihre Tochter dieser Verpflichtung gegenüber dem König und zugleich gegenüber dem Königreich nachkommen werde, wurde von Catherine sehr klar kommuniziert: »[J]e sçay combien devez desirer cette observation de la paix, et pour celles je m'asseure que ce moi en et d'autres, sy en sçavez quelques meilleurs, vous ne les obmettez, comme aussi de mon costé je n'oubliera rien envers le Roy mon filz, ny ailleurs, où je penseray pouvoir servir«<sup>45</sup>.

Sie selbst verortete sich so immer wieder als Vorbild, das sich durch größtmögliche Nähe zu Tochter und Sohn zugleich auszeichnete, so dass ihre Handlungsoptionen aus der Schlüsselposition als Mutter aller Kinder resultierten. Briefe waren die sichtbaren Medien dieser Autorität und Verbindung, bei der alle Beteiligten die meiste Zeit räumlich getrennt waren und Catherine de Médicis das kommunikative Zentrum bildete. Sie war also nicht nur der gebä-

42 Catherine an Marguerite, 28.8.1579, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 447f.

43 RUPPEL, Verbündete Rivalen, S. 220; HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 315, spricht von »einem politischen Loyalitäts- und Gegenseitigkeitskonzept [...], das praktisch universell eingesetzt werden kann und muß, um die eigene Position als Übereinstimmung mit universellen Normen fürstlichen Verhaltens darzustellen«. Ein solches Konzept war jedoch immer auch streitbare Verhandlungssache und durchaus nicht universell, wie wir hier sehen.

44 Catherine an Marguerite, 28.8.1579, in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 448.

45 Ibid.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

rende Bauch und die formende Ratgeberin, sondern auch diejenige, die im Konflikt alle zusammenhielt, indem sie die Ehre verwaltete. Sie bezog ihren Schwiegersohn dabei mit ein, indem sie versicherte, neben ihr sei niemand außer ihrer Tochter so sehr an seinem Wohl und seiner Ehre interessiert<sup>46</sup>. Die Königinmutter beanspruchte das Monopol der Ehrdefinitionen, um alle ihre Nachkommen unter ihre Autorität zu integrieren. Denn Ehre bzw. ihre Verletzung oder Verteidigung konnte im 16. Jahrhundert für Katholiken wie Protestanten immer auch eine Grundlage für Gewalt und Rebellion werden, die sich gegen die Königsherrschaft richteten – was es zu vermeiden galt<sup>47</sup>.

Die Briefe von Marguerite bilden einen inhaltlichen und sprachlichen Kontrast zu dem Bild, das Catherine de Médicis von der Bindung der Tochter an König und Königinmutter zeichnete. Es wird sich beim Blick auf die Kommunikation am Ende der 1570er und in den 1580er Jahren zeigen, dass das Zeigen von familialen Konflikten im Brief zu einem politischen Instrument werden konnte – Marguerite nutzte Briefe sehr eigenständig, um Konflikte offensiver auszuhandeln und ihre eigene Zerissenheit sichtbar zu machen.

Die Königin von Navarra versicherte ihrem Bruder und ihrer Mutter zwar beständig ihren Gehorsam, setzte dabei aber weniger auf Bezeichnungen der Verwandtschaft denn auf die Positionierung als Dienerin oder sogar *creature*, wie sie in Klientelbeziehungen üblich war. Das höfische Ideal des Dienens war der Zugang zur Königinmutter, die auf diese Weise eher als Patronin erscheint. Durch die Formulierungen wurde zwar zugleich deren vergleichsweise größere Ehre anerkannt<sup>48</sup>, Catherines beständige Selbstverortung als Mutter aller Kinder jedoch umgangen. Die Dienerin (Marguerite unterschrieb ihre Briefe in der Regel als *servante, fille/seur et sujete*) überlagerte in Briefen immer wieder die Schwester und Tochter: Gegenüber Henri III bezeichnete sich Marguerite selbst als »une très humble servante que vous honorez du nom de votre bonne sœur«<sup>49</sup> – zur Schwester wurde sie nur durch die Gnade ihres Bruders, nicht aus einer eigenen Qualität heraus. Diese Positionierung unterschied sich deutlich von der durch Catherine vorgenommenen Festschreibung des *ce que vous estes* als durch Geburt erlangten Status, der ein bestimmtes Verhalten und die Nähe zu Mutter und Bruder zwingend nach sich zog. Dies kann man einerseits als Vermeidung von mit Verwandtschaftsbezeichnungen verbundenen Ansprüchen einer hierarchisch Unterlegenen interpretieren, andererseits jedoch auch

<sup>46</sup> Catherine an Henri de Navarre, 17.8.1579, *ibid.*, Bd. 7, S. 87f.

<sup>47</sup> Dazu NEUSCHEL, *Word of Honor*, S. 204: »Honor was a claim to the privilege of legitimated violence«.

<sup>48</sup> *Ibid.*, S. 119.

<sup>49</sup> Marguerite an Henri III, [Aug. 1579], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 110.

als Weigerung der Tochter, die mütterliche Herrschaftskonzeption anzuerkennen und im Brief für Catherines und Henris Entourage sichtbar zu reproduzieren.

Die unterschiedlichen Deutungen bezogen sich auch auf den Ehrbegriff: Während die Königinmutter in ihren Schreiben situationsabhängige Quellen von Ehre – der Ehemann, ein konkretes Verhalten oder die Königsfamilie – definierte, bezog sich Marguerite immer wieder auf ihre Mutter: So dankte sie für die Ehre, die ihr als Kreatur der Mutter zuteilwurde (»l'honneur quil vous a toujours pleu me faire davoit soin de moi comme de votre creature et tres humble servant«<sup>50</sup>). Sie lebe nur, um Catherine einen Beweis ihres Gehorsams zu geben, den diese doch bitte mit Anerkennung honorieren sollte. Unterordnung und Demutsgesten wiederholten sich in Briefen an Mutter und Bruder immer wieder. Marguerite schrieb so ihre eigene Deutung der sozialen Beziehungen fest.

Dabei griff sie schon Ende der 1570er Jahre sehr viel stärker auf Vermittler und Fürsprecher am Hof zurück, als es umgekehrt ihre Mutter und ihr Bruder taten, was mit ihrer schwächeren Position korrespondierte. Früh rückte der vielbeschäftigte Diplomat und enge Vertraute von Catherine de Médicis und Henri III, Pomponne de Bellièvre, in eine Schlüsselposition für die Kommunikation mit der Königin von Navarra, die ihrerseits offenbar von seiner Intervention eine Stärkung ihrer Position erwartete. So äußerte Marguerite gegenüber der Königinmutter, dass Bellièvre ihr Hoffnung gegeben habe, sie stehe weiterhin in ihrer Gunst<sup>51</sup>. Nicht unwichtig war dabei, dass Bellièvre ab 1577 als *sur-intendant des finances* die Aufsicht über die königlichen Finanzen innehatte, so dass die Königstochter sich mehrfach an ihn wandte, um ihr Einkommen aus den zu ihrer Mitgift gehörenden Herrschaftsgebieten zu sichern oder eine Reise durch den König bezahlen zu lassen<sup>52</sup>. Auch Catherines enge Vertraute und Hofdame Louise de Clermont, duchesse d'Uzès wurde von Marguerite dazu angehalten, die Gnade (*bonne grace*) von König und Königinmutter immer wieder zu vermitteln: »Je vous supplie, parlant a la roine ma mere, faites luy resouvenir de ce que je luy suis et quele ne me veulle randre si miserable, maiant mise au monde, que gi demeure privée de sa bonne grase et de sa protection«<sup>53</sup>. Solche direkten Einforderungen einer Pflicht der leiblichen Mutter (die sie »auf die Welt gebracht« hatte, also die Existenz der Tochter verantwortete) zu

50 Marguerite an Catherine, [26.4.1581], *ibid.*, S. 166.

51 Marguerite an Catherine, [8.11.1581], *ibid.*, S. 198.

52 Einige Ländereien waren von Protestanten besetzt, so dass Marguerite ihre Zahlungen daraus nicht erhielt. Vgl. Marguerite an Bellièvre, 10.1.1579, 30.5.1579, *ibid.*, S. 84f., 105.

53 Marguerite an Louise de Clermont, [Sommer 1580], *ibid.*, S. 155.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Schutz und Fürsorge kommunizierte Marguerite niemals direkt, sondern über eine Vermittlerin. Die explizite Betonung der Position als leibliche Tochter kontrastiert dabei mit der von Marguerite in der direkten Korrespondenz mit der Mutter eingenommenen Position als *servante* und *creature*. Es scheint, dass es sich hier nicht nur um ein Entziehen aus der Einverleibung durch die Königinmutter handelte, sondern dass aus der hierarchisch niedrigeren Position heraus Verwandtsein nicht so offensiv beansprucht werden konnte – und wenn, dann über eine Vermittlerfigur. Catherine de Médicis hingegen verzichtete Marguerite gegenüber häufig auf den Herrschaftstitel *madame* zugunsten der Verwandtschaftsbezeichnung *ma fille*, was wiederum zwischen Herabsetzung und Zeichen von Nähe changierte.

### 5.1.2 Der Staat als Besitz und die Königinmutter

Im November 1579 begann der siebte Religionskrieg, der auch als *guerre des amoureux* bekannt wurde – die Hugenotten Théodore Agrippa d'Aubigné und Maximilien de Béthune, Männer des Königs von Navarra, nannten ihn so in Anspielung auf vermeintliche Liebesabenteuer von Marguerite und ihren Hofdamen in Nérac. Der dortige Hof war im Sommer 1579 zu einem Zentrum der Gelehrten und für ausschweifende Festlichkeiten geworden<sup>54</sup>. Tatsächlich war der Auslöser für erneute bewaffnete Auseinandersetzungen die Einnahme der Stadt La Fère in der Picardie gegen den Widerstand der Katholiken durch deren protestantischen Gouverneur Henri de Condé (*prince du sang* und Cousin von Henri de Navarre) – es kam zu einem erneuten Krieg zwischen den Hugenotten und der königlichen Partei<sup>55</sup>. Interessant ist jedoch, dass zu diesem Zeitpunkt bereits Marguerites Verhalten als Ehefrau stärker in den Fokus, ja geradezu zum Symbol geriet, während in den Briefen mögliche Affären nicht thematisiert wurden – ein schriftliches Festhalten solcher Vorwürfe war zu vermeiden.

Für die Königin von Navarra jedenfalls wurde das Balancieren der verschiedenen Zugehörigkeiten zunehmend zum Problem. Ihre Briefe zeugen zunächst von einem wiederholten Einsatz dem Bruder gegenüber für ihren Ehemann (»vous supplier très humblement, Monseigneur, croire que son

<sup>54</sup> JOUANNA, *La France*, S. 569; VIENNOT, *Marguerite de Valois*, S. 159. Es gab das Gerücht, dass Marguerite eine Affäre mit ihrem Cousin mütterlicherseits Henri de la Tour d'Auvergne, vicomte de Turenne, habe. *Ibid.*, S. 171, zu einem Bericht des Gesandten der Medici aus der Toskana.

<sup>55</sup> KNECHT, *The French Civil Wars*, S. 217.

[Navarres] intention ne tend qu'à l'entretènement de la paix«<sup>56</sup>); auch Henri de Navarre vermittelte seinem Schwager das Bild eines Arbeitspaares mit seiner Frau<sup>57</sup>. Im April 1580 aber brachte eine Aktion des Königs von Navarra Marguerite in Schwierigkeiten: Er reiste aus Nérac ab und nahm, offenbar ohne seine Frau vorher zu informieren, mit Waffengewalt die katholische Stadt Gourdon in Südwestfrankreich und einige andere Orte für die Protestanten ein – als Argument diente ihm dabei, dass Marguerites Mitgift nicht vollständig an ihn ausbezahlt worden sei<sup>58</sup>. Aufschlussreich für den Konflikt sind vor allem die Kommunikationswege: Henri de Navarre verfasste einen Brief an Marguerite, in dem er an die Einheit ihrer Herzen und Wünsche und die Gegenseitigkeit ihrer Freundschaft und Verpflichtungen appellierte und sie bat, ihm seine Taten nicht übel zu nehmen, denn er sei dazu gezwungen worden, »contrainct par la nécessité, sans vous en avoir rien dict«<sup>59</sup>. Marguerite leitete diesen Brief unverzüglich an ihre Mutter und ihren Bruder weiter; er sollte zum Beweis werden für ihre Unschuld als Unwissende:

[P]ar la lestre quil [Henri de Navarre] ma escrite, laquele janvoie au roi et a vous, Madame, par Laburte, pour an voir les aucasions que je ne veux desfandre ou blamer, mes [mais] bien vous temongner, Madame, lesxtreme desplaisir que cete nouvele si soudaine ma aporté, [...] il faut que je reconnoise mon malheur, qué si grant que de navoir peu anpaicher [empêcher] un si triste actidant [accident], [...] an un tel esvenemant, le respait et lobisanse [l'obéissance] que je dois au roi et a vous, Madame, joint a lafection que je dois av[o]ir au repos de cet Estat, combateroit an mon ame avec lamitié et fidelité a quoi je suis obligée au roi mon mari, ce qui me comande de partisiper a tou-

56 Marguerite an Henri III, [30.7.1579], in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 106. Auch für ihre Schwägerin Catherine de Bourbon fungierte Marguerite als Fürsprecherin gegenüber der Königinmutter, z. B. im Zusammenhang ihrer Pension vom König: »Je masure, Madame, [...] que lamitié quelle [Catherine] me porte et les bons ofises que je resoio dele seront ancores reconnus de vous pour la gratifier an ce quele dessire«. Marguerite an Catherine, [Jan./Febr. 1580], *ibid.*, S. 126.

57 »[N]ous avons escrit, ma femme et moy, et pryé quelques ungs de vostre conseil de nous venir trouver«, Henri de Navarre an Henri III, 4.2.1580, in: LMIV, Suppl. Bd. 8, S. 164.

58 HOLT, *The French Wars of Religion*, S. 118. Marguerites Mitgift war vor der Hochzeit ein Thema auch in Briefen gewesen, da Catherine de Médicis offenbar bemüht war, die Kosten möglichst gering zu halten: »Le conte de Rets [Retz] et moy nous fayron vostre ménage, de fason que vous voyré qu'ele [Marguerite] sera honnorablement aultent que ses seurs et ne sera pas si cher«, Catherine an Charles IX, [Aug. 1571], in: LCM, Bd. 4, S. 59. Dies spricht für eine eher nachrangige Position der Jüngsten im Vergleich zu ihren älteren Schwestern. Offenbar waren dann auch tatsächlich nur Teile ihrer Mitgift ausbezahlt worden, wie VIENNOT, *Marguerite de Valois*, S. 135, andeutet.

59 Henri de Navarre an Marguerite, [10.4.1580], in: LMIV, Bd. 1, S. 285.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

tes ses afflictions. [...] je vous supplie tres humblemant, Madame, vous resouvenir de ce que j'ai cet honneur de vous estre, et ne meslongner de votre bonne grace<sup>60</sup>.

Tränen, Trauer und Unglück verpackte sie hier in einen expressiven Brief an die Königinmutter, der darauf zielte, nicht von ihr mit dem Verhalten des Ehemannes identifiziert oder dafür verantwortlich gemacht zu werden. Dabei standen sich Gehorsam zu König und Königinmutter und Zuneigung zum Staat einerseits (alle drei gehörten zusammen!) und Freundschaft und Treue zum Ehemann andererseits gegenüber – sie führten einen Kampf in Marguerites Seele. Konkurrierende Zugehörigkeiten sowohl zu einer König-Mutter-Staats-Symbiose wie auch zum Gatten konnten gegeneinander ausgespielt und als große Belastung kommuniziert werden. Wechselnde und multiple Loyalitäten waren jedoch in der französischen Adelskultur des 16. Jahrhunderts üblich, wie Neuschel gezeigt hat. Allianzen waren wandelbar und hingen in erster Linie von konkreten Handlungen ab, weniger von einem abstrakten Konzept von Loyalität über lange Dauer<sup>61</sup>. Wurde hier angesichts zweier als fundamental betrachteter sozialer Beziehungen, der Ehe und der Mutter-Tochter- bzw. königlichen Geschwister-Beziehung, eine Grenze überschritten? Oder handelte es sich um ein rhetorisches Mittel zur Rechtfertigung? Im Brief jedenfalls neigte sich die Waage zur Mutter, die Marguerite bat, sie weiterhin als Tochter («das, was ich die Ehre habe, Euch zu sein») in ihrer Gunst zu erhalten. Bereits zu Beginn des Krieges war Marguerites zentrales Argument die Ehre gewesen, die ihr durch die Hilfe der Mutter – und eben nicht des Ehemannes – zuteilwürde<sup>62</sup>.

Dem Bruder Henri III gegenüber formulierte die Königin von Navarra ihren Zwiespalt noch drastischer: Sie hasse ihr Leben wegen all des Schmerzes. »[D]’un côté, je balance l’honneur et le respect que je vous porte avec ce que je désire, comme je dois, votre repos et l’heureuse conservation de votre Etat; [et] j’ai d’autre part, comme je dois aussi, l’amour et l’affection que je porte au roi mon mari, à quoi mon honneur et réputation me rendent obligée«, so schrieb Marguerite<sup>63</sup>. Dieses »Balancieren« konnte von Briefen dokumentiert werden

60 Marguerite an Catherine, [April 1580], in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 136.

61 NEUSCHEL, Word of Honor, S. 17–23. Neuschel geht so weit zu sagen, dass »Loyalty [...] is not a useful means to characterize or even idealize nobles’ behaviour« (S. 17).

62 »[M]es aferes qui sont an si mauves estast [mauvais état] qui lont bien besoin que me fasies cet honneur de mi secourir; mes [mais] il nest moins eutile pour le service du roi«, Marguerite an Catherine, [15.11.1579], in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 114.

63 Marguerite an Henri III, [April 1580], *ibid.*, S. 137.

und war vermutlich auch im königlichen Rat sichtbar, der Henri bei seinen nächsten Schritten beriet. Wieder wurden hier Zugehörigkeiten gegenübergestellt – Ehre und Respekt verbunden mit dem Bruder und dem Staat, und zugleich Liebe und Ehre verbunden mit dem Ehemann. Der Staat konnte also sowohl mit der Königinmutter als auch mit dem König verbunden werden und verpflichtete auch die Königstochter; er erscheint so als familiales Gut, das Marguerite durch ihr Verhalten zu schützen verpflichtet war. Ehre wurde dabei situationsgebunden mit der verwandtschaftlichen Zugehörigkeit oder mit der Ehe assoziiert, was zu einem Konflikt führen konnte, wenn beide Seiten unterschiedliche Ziele anstrebten.

Marguerites Schreiben erzielte zunächst Wirkung: Catherine de Médicis antwortete ihr, dass sie sicher sei, dass ihre Tochter nichts von Henri de Navarres Vorhaben gewusst hatte. Zugleich sollte Marguerite in ihrer mehrfachrelationalen Position als Ehefrau und Königstochter handeln, denn sie müsse die Konsequenzen von Navarres Handeln mittragen: »Faites-lui congnoistre le tort qu'il se fait«<sup>64</sup>. Marguerite wiederum hatte in einem am selben Tag verfassten Schreiben bereits ihren Standort gewechselt und erschien nun wieder als Verteidigerin ihres Gatten, dessen Worte sie aufgriff, als sie von der Lösung sprach, zu der ihr Ehemann gezwungen worden sei (»forsé par la nesesité«). Zugleich appellierte sie an ihre Mutter als diejenige, die das Königreich schon mehrfach vor Übeln bewahrt hatte: Die mütterliche Liebe zum Staat und die mütterliche Liebe zu den Verwandten, also den Kindern (*les votres*), rief Marguerite in einem Atemzug auf, um Catherines Schutz zu erwirken: »Je vous supplie donc tres humblemeant, Madame, tant pour lafection que vous aves a la conservation de cet Estast que pour le bien que vous dessires aux votres, vous i vouloir anploier«<sup>65</sup>. Aus der Perspektive der Tochter war die Königinmutter durch die Liebe sowohl mit den Kindern als auch mit dem Staat untrennbar verbunden, sie rekurrierte also auf ein Bild, das Catherine de Médicis selbst von sich entworfen hatte und das in anderen Medien beschworen wurde: die Mutter des Königreichs<sup>66</sup>. An dieser Stelle kam jedoch mit dem Staat ein neuer Begriff hinzu – sonst war meist die Rede vom *royaume* oder der *couronne*.

Erst im 16. Jahrhundert wurde der Staat auch in der politischen Theorie langsam – unter anderem durch den Einfluss Machiavellis – ein Begriff, der neu

64 Catherine an Marguerite, 21.4.1580, in: LCM, Bd. 7, S. 254.

65 Marguerite an Catherine, [21.4.1580], in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 140f.

66 Dazu Kap. 4.2.5. Letztlich war die Königstochter dann selbst an der Aushandlung eines Friedens beteiligt, als sie ihren jüngeren Bruder François, der als Vermittler eingesetzt wurde, zu den Verhandlungen zwischen der königlichen und der protestantischen Partei begleitete: VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 174f.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

nicht nur den Stand (ebenfalls *état*) des Herrschers bezeichnete, sondern eine abstrakte, mit dem Gemeinwohl verbundene Institution bzw. das Königreich und die königliche Herrschaft selbst<sup>67</sup>. Im französischen Königreich des 16. Jahrhunderts hatte *état* immer diese changierende Doppeldeutigkeit von Status und Staat, wobei *république* und *royaume* die häufigeren Begriffe waren, um das gesamte Gemeinwesen zu bezeichnen<sup>68</sup>. In der Formulierung *état du roi* waren so zugleich die königliche Würde bzw. Majestät und der politische Körper zusammengefasst<sup>69</sup>. Der Eintrag *estat* in Nicots »Thresor de la langue francoyse« von 1606 beginnt mit dem Hinweis auf das lateinische *status*, um dann auf den *estat du royaume* als *status regni* und auf Rang und politische Hierarchien zu verweisen – zeugt also von einem Fokus auf der Status-Bedeutung, die es zugleich leichter machte, vom Staat in der Possessivform zu sprechen. Die Etablierung des Staates als ein abstrakter und von der Person des Königs wie auch von der einfachen Repräsentation aller Untertanen getrennt zu denkender, eigener Akteur geschah in der deutschsprachigen politischen Theorie erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Deutsche Fürsten verstanden sich immer weniger als Besitzer, dafür zunehmend als Beschützer des Staates – der Begriff zeugt in diesem Sinne, so der Tenor der Forschung, von einer Trennung zwischen den Interessen der Krone und den Interessen der Dynastie, verband sich also mit der Idee einer Staatsräson<sup>70</sup>. Für die französische Monarchie konstatiert die Forschung in dieser Zeit allerdings eher eine Identifikation des Staates mit dem König im Zusammenhang einer absolutistischen, dynastisch-persönlich gedachten Konzeption der Königsherrschaft<sup>71</sup>.

Die Briefe der Königsfamilie rund um den Fall Marguerite zeugen nun weder von einem rein abstrakt gedachten Staatsbegriff, den man unabhängig von der Person des Königs oder der Königsfamilie denken könnte, noch von

67 ROWEN, *The King's State*, S. 27: »[T]he term ›state‹ split into two meanings. One, building upon the abstract implications of the word, reinforced the office theory by emphasizing the ethical functions of the state; the other, bringing forward the institutional character of the state, made of it something that could be externalized not as an abstract purpose but as a tool men used to achieve their actual goals«. Zum Staat als Besitz siehe auch [Kap. 1.3.1](#). Vgl. SKINNER, *Die drei Körper*, S. 17; S. 9 zur Kontingenz des Staats-Begriffs, der nicht klar mit einem politischen Konzept assoziiert werden konnte.

68 Vgl. COLLINS, *Dynastic Instability*.

69 JOUANNA, *Le devoir de révolte*, S. 290f.

70 Dazu zentral Robert von FRIEBURG, *Luther's Legacy. The Thirty Years War and the Modern Notion of »State« in the Empire, 1530s to 1790s*, Cambridge 2016, der mit einem Fokus auf protestantische Territorien die komplexen Entwicklungen aufzeigt.

71 COSANDEY, *L'absolutisme*, 44. Dagegen argumentiert FRIEBURG, *Luther's Legacy*, S. 31, dass im französischen Königreich Krone und Dynastie nie deckungsgleiche Ideen wurden.

einer totalen Verschmelzung von König und Staat: Stattdessen standen alle – der König, die Königinmutter, die Königstochter – in einer Beziehung zum Staat, sie waren mit ihm verbunden, mussten ihn lieben. Zugleich erscheint der Staat im Sinne eines Besitzes, der zuerst dem König gehörte – »votre Etat« schrieb Marguerite an Henri –, aber über die Verflechtungen auch der ganzen Königsfamilie.

Während der Religionskriege war der Staat ein durchaus streitbares Gut: Im französischen Adel des 16. Jahrhunderts war die Auffassung, dass König und Krone – als Symbol des politischen Körpers bzw. des Staates – nicht verwechselt werden dürften, weit verbreitet<sup>72</sup>. Hotman verwandte in seiner »Francogallia« 1573 einige Anstrengung darauf, zu erklären, dass das französische Königreich unter keinen Umständen als Patrimonium des Königs verstanden werden dürfe: »[T]hough, by a wider interpretation, one may say of public property that in a sense it belongs to the prince [...] it is at his disposal but it is not his property [...] in the kingdom of France the succession is neither hereditary nor patrimonial but a straightforward succession«<sup>73</sup>. Bodin dagegen bezog in seiner »République« die Souveränität niemals auf das ganze Gemeinwesen, sondern immer allein auf die Person des Herrschers<sup>74</sup>. König Henri III selbst vermied häufig die Verwendung des Begriffs *bien public* und nutzte *état* in seinen Briefen wie in seinen Adressierungen der Generalstände stets mit Possessivpronomen<sup>75</sup>: Der Staat war sein Besitz, und dabei verbanden sich persönlicher Status und Staat im Sinne des Gemeinwesens. Diese patrimoniale Konzeption des Staates als persönliches und familiales Erbe wurde in den Briefen Marguerites, Catherines und Henris sichtbar gemacht. Der Schachzug von Henri de Navarre, die nicht ausgezahlte Mitgift Marguerites als Rechtfertigung des praktizierten Anspruchs auf Teile des Königreichs zu nutzen, zeugt ebenfalls von dieser Vorstellung eines familialen Patrimoniums, aus dem in diesem Fall materielle Tranchen herausgetrennt werden konnten<sup>76</sup>. Über ein Konzeptionieren des Staates in Briefen entstand so eine Version der französischen Königsfamilie, in der der

72 JOUANNA, *Le devoir de révolte*, S. 292f.

73 HOTMAN, *Francogallia*, S. 253.

74 FRIEDEBURG, *Luther's Legacy*, S. 28

75 Dazu COLLINS, *Dynastic Instability*, S. 99. FRIEDEBURG, *Luther's Legacy*, S. 3f., beschreibt eine sehr ähnliche Praxis für die deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts: »If the term ›state‹ was used at all, it [...] addressed the demesne-holdings of a prince, the villages, lands and towns subject to him in tenant status«.

76 Als König Henri IV würde er dann jedoch die semantische Verschiebung von *mon État* zu *l'État* machen. Dazu COLLINS, *Dynastic Instability*, S. 100; FRIEDEBURG, *Luther's Legacy*, S. 31.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

König, seine Mutter und seine Geschwister, und je nach Perspektive auch der potentielle Thronfolger, eine Beziehung zum Staat hatten.

### 5.1.3 Vorstellungen eines Ganzen? Ehre und das Haus

Neben dem Staat erschien bislang die Ehre zentral in den Korrespondenzen zwischen Marguerite, Catherine und Henri III. In Konflikten wurde um die Ehre gestritten und es stellte sich immer wieder die Frage, woher die Ehre kam, wer daran Anteil hatte und welche Verpflichtungen damit einhergingen. Um Zugehörigkeiten und Verbundenheit zu erzeugen, spielte sie eine zentrale Rolle. Es ist die Frage, inwiefern so nicht nur einzelne Beziehungen verhandelt wurden, sondern ein Ganzes erzeugt wurde, eine durch Ehre verbundene Gruppe. Hinzu kam mit erneuten Konflikten in den Briefen auch das Haus als Verhandlungsgut und als variable politische Entwürfe von Catherine, Henri de Navarre und Henri III.

Die Eheprobleme zwischen Marguerite und Henri de Navarre spitzten sich in den Jahren nach 1580 zu und wurden zu einem Ehr-Problem für die mit ihnen verbundenen Verwandten. Bereits im siebten Religionskrieg war eine deutlich komplexere Gemengelage aus Katholiken und Protestanten, Provinzen und Königshof, sozialen Gruppen und vielen weiteren Faktoren auf die Ehe des Königspaars von Navarra zugespitzt worden. Ein Jahr später wurde dann Marguerite mehr und mehr von einer Vermittlerin zum Ehemann (als primärem Konfliktgegner) zu einem Problem an sich. Sie hatte die Zeit von 1578 bis 1582 zwar hauptsächlich mit ihrem Mann zusammen verbracht, ihre Hoffnungen auf Nachwuchs erfüllten sich jedoch nicht. Ende 1580 lernte sie den Großstallmeister ihres Bruders François, Jacques de Harlay, seigneur de Champvallon, kennen, mit dem sie eine (platonische?) Liebesbeziehung begann<sup>77</sup>. Für Henri de Navarre sind zahlreiche Geliebte relativ sicher belegt<sup>78</sup>. Letzteres stand jedoch nicht unbedingt in Widerspruch mit einer Ehe – anders als bei Ehefrauen, deren Untreue sehr viel stärker sanktioniert wurde<sup>79</sup>. In gelehrten und religiö-

<sup>77</sup> Einige Liebesbriefe der beiden sind überliefert in Marguerite de Valois, *Correspondance*. Vgl. zum Liebesideal des Neoplatonismus VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 193.

<sup>78</sup> Jean-Claude CUGNET, *Dictionnaire Henri IV*, Paris 2007, S. 263–266, zählt 73 Mätressen und kurzzeitige Affären von Henri de Navarre bzw. Henri IV auf. Er hatte 13 überlebende und von ihm anerkannte illegitime Kinder (ibid., S. 258).

<sup>79</sup> Ein anderes bekanntes Beispiel ist Sophie Dorothea von Braunschweig Lüneburg, die Ende des 17. Jahrhunderts nach einer Affäre auf ein Landschloss verbannt und aus sämtlichen Familiendokumenten getilgt wurde. Frauke GEYKEN, *Sophie Dorothea*. Fol-

sen Diskursen des 16. Jahrhunderts war es vor allem die Ehefrau, die verantwortlich war für die familiäre Harmonie und das eheliche Glück<sup>80</sup>.

1582 kam es jedoch zu einem Vorfall, der die Grenzen ›legitimen‹ Ehebruchs durch einen Ehemann aufzeigte und zugleich die unterschiedlichen relationalen Positionen und Handlungsspielräume von Marguerite einerseits und der Königinmutter andererseits offenbarte. Im Juni gab es am französischen Hof einen Skandal: Henri de Navarre hatte seine Mätresse Françoise de Montmorency-Fosseux (genannt La Fosseuse), eine Hofdame Marguerites, geschwängert. Das allein wäre zwar unerwünscht, aber noch kein großes Problem gewesen. Schlimmer wog, dass der König von Navarra die Mätresse anschließend nicht fortgeschickt hatte, damit sie abseits vom Hof das Kind zur Welt bringen konnte, sondern sie an seiner Seite behalten wollte und seine Zuneigung zu ihr weiterhin öffentlich – das heißt vor der Hofgesellschaft – zur Schau stellte. Die kinderlose Marguerite, die mit ihrer Hofdame in einem Zimmer schlief, hatte schließlich offenbar Ende des Jahres 1581 bei der Totgeburt eines Mädchens assistiert<sup>81</sup>.

Anschließend reiste Marguerite zu ihrer Mutter an den königlichen Hof, während Henri de Navarre in die Gascogne zurückkehrte. Die Mätresse blieb zunächst im Gefolge der Königin von Navarra, wurde dann jedoch auf Veranlassung von Catherine de Médicis vom Hof geschickt<sup>82</sup>. Henri de Navarre forderte daraufhin seine Ehefrau offenbar durch einen Boten für alle sicht- und hörbar auf, diese Entscheidung rückgängig zu machen. Der Vorfall war Anlass genug für die Königinmutter, ihren Schwiegersohn schriftlich in die Schranken zu weisen und das Verhalten ihrer Tochter zu verteidigen, denn »vous n'êtes pas le premier mary jeune et non pas bien sage en telles chouses; mais je vous trouve le premier et le seul qui face, après un tel fet [fait] advenu, tenir tel langage à sa femme«<sup>83</sup>. In einem langen Brief tadelte sie Henri für sein Auftreten, erläuterte, wie ein anständiger Umgang mit Mätressen der Ehefrau gegenüber

gen des ehelichen Ungehorsams. Die Verbannung nach Ahlden, in: Mächtig verlockend. Frauen der Welfen. Éléonore Desmier d'Olbreuse, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg (1639–1722), und Sophie Dorothea, Kurprinzessin von Hannover (1666–1726), Celle 2010 (Ausstellungskatalog), S. 166–185.

<sup>80</sup> MATTHEWS GRIECO, *Ange ou diablesse*, S. 212, 216; COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 387.

<sup>81</sup> VIENNOT, *Marguerite de Valois*, S. 181.

<sup>82</sup> Das Rufen an oder Wegschicken vom Hof war ein wichtiges Herrschaftsinstrument, um Personen zu binden oder fehlende Gunst zu demonstrieren. 1575 hatte Catherine de Médicis in einer anderen Konstellation Marguerites angeblichen Liebhaber und den Favoriten von François, Bussy, vom Hof schicken lassen. VIENNOT, *Marguerite de Valois*, S. 107.

<sup>83</sup> Catherine an Henri de Navarre, 12.6.1582, in: LCM, Bd. 8, S. 36.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

aussehe (nämlich so, wie sich ihr eigener Gatte ihr gegenüber verhalten hatte), und wies ihn darauf hin, wie er sich als Ehemann und angesichts der Stellung Marguerites als Tochter und Schwester von Königen zu verhalten habe. Catherine beendete den Brief schließlich mit einem Hinweis auf ihre eigene mütterliche Position gegenüber Henri de Navarre, der hier durch den Ratschlag der Mutter wie ein nachgeborener Sohn behandelt wurde: »[C]omme mère qui vous ayme et désire vostre contentement, en vouloyr crére [croire] le conseil que vous en donne«.

Am selben Tag wie ihre Mutter schrieb auch Marguerite einen Brief an ihren Ehemann, in dem sie ihren Standpunkt deutlich machte und teilweise Formulierungen ihrer Mutter aufgriff<sup>84</sup>. Sie sei nur Henris »Befehl« gefolgt, habe seinem »Willen« gedient und empfinde für ihn nichts als »Liebe und Treue« und den »Willen, ihn zufriedenzustellen«. Die Versicherung, die Grenzen, die ihr ihr Geschlecht und der Ehestand setzten, niemals überschritten zu haben, war Marguerites Strategie, sich im Brief als liebende und pflichterfüllende Ehefrau in Beziehung zu ihrem Mann zu positionieren. Die Königstochter nahm jedoch auch Bezug auf ihre eigene Herrschaftsposition, die sie zu ihren ehelichen Pflichten ins Verhältnis setzte. Marguerite schrieb: »Vous dites, Monsieur, que se ne me sera james honte de vous conplaire. Je le croi ainsi, Monsieur, vous estimant si resonnable que ne me commandere[z] rien qui soit indigne de personne de ma calité ni qui inporte à mon honneur, ou vous aves trop dinterest«. Die enge Verbindung der Eheleute durch die gemeinsame Ehre wurde so zu einem zentralen Argument, das jedoch mit Marguerites Geburt als Königstochter verknüpft wurde<sup>85</sup>. Diese stand in Konkurrenz zum Status der dem Gatten untergeordneten Ehefrau und zeigte diesem damit Grenzen auf – ein Argument, das auf Catherine de Médicis zurückzuführen ist. Noch deutlicher formulierte Marguerite dies in ihrer klaren Weigerung, Henris Befehl hinsichtlich des Umgangs mit der Mätresse zu folgen:

Vous mescribes, Monsieur, que pour fermer la bouche au roi, aux roines [Louise und Catherine] ou a ceux qui man parleront, que je leur die que vous laimes, et que je laime pour cela. Cette response seroit bonne parlant dun de vos serviteurs ou servante, mes de votre mestresse! Si jestoie née de condition indigne de lhonneur destre votre fame [femme], cete response ne me seroit ma[u]vesse; mes estant tele que je suis, ele me seroit tres malseante; aussi manpaicheré [m'empêcherai] je bien de la fere.

<sup>84</sup> Marguerite an Henri de Navarre, 12.6.1582, in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 222–225.

<sup>85</sup> Forschungen zu Ehre gehen davon aus, dass der Ehrdiskurs Geburt und Vorstellungen von Blut und Abstammung einerseits mit erlernten Verhaltensidealen und Status andererseits verband: POLLOCK, Honor, S. 6.

Die Betonung »estant tele que je suis« war hier nun durch den Bezug auf die Geburt auch aus der Perspektive Marguerites selbst als Positionierung als Tochter und Schwester von Königen zu verstehen. Gegenüber dem Ehemann war sie keine Dienerin von König und Königinmutter, sondern als deren Schwester und Tochter integraler Bestandteil der Königsherrschaft.

Catherine de Médicis verfolgte in ihrem Brief eine noch weniger defensive Argumentationslinie. Die Königinmutter ermahnte ihren Schwiegersohn, sein Verhältnis zum König zu bedenken: »Et si yl [Henri II] estoit mon Roy et le vostre, et ceste-cy c'est sa fille, c'est la seur de vostre Roy, qui vous sert, quand l'aurés considérés, plus que ne pensés, qui vous ayme et honore, comme s'ele avoyt autant d'honneur de vous avoyr espousé que si vous fusiés fils de roy de France, et elle sa sugète«. Marguerite sei die Tochter und Schwester von Königen, Henri de Navarre hingegen sei eben nicht der Sohn des Königs von Frankreich und Marguerite aus diesem Grund eben nicht seine Untergebene. Im Konfliktfall waren es für Catherine de Médicis weniger die Ehe und das Geschlecht, die die Beziehung des Ehepaars von Navarra ausmachten, sondern ihre auf Verwandtsein beruhenden Herrschaftspositionen. Denn nur auf dieser Ebene war die Königstochter ihrem Ehemann (trotz seines Status als *prince du sang*) hierarchisch überlegen – sie war enger mit dem König verbunden als Henri. Im Konflikt zog die Königinmutter hier eine Grenze um die Königsfamilie als Gruppe, bestehend aus dem König, seinen leiblichen Geschwistern und ihr selbst. Aus ihrer Perspektive war dies auch die Handlungsgrundlage für den Schwiegersohn: »[M]ais ausi fault que faciés ce que devés, de l'aymer et estimer ce qu'elle est et vous est«. Diese letzte Formulierung, »ce quelle est et vous est«, bringt die relationale Positionierung in diesem Brief nochmals auf den Punkt: »Was sie ist« – nämlich eine Tochter und Schwester von Königen – und »was sie euch ist« – nämlich eine liebende und pflichterfüllende Ehefrau – waren die beiden relationalen Ebenen, die ein bestimmtes Verhalten des Ehemannes – einerseits Respekt und Gehorsam gegenüber dem König, andererseits eheliche Liebe – nach sich ziehen sollten. Beide Logiken konnte im Konfliktfall gegeneinander ausgespielt werden. Nicht zuletzt diente der Brief der Königinmutter dabei auch der eigenen Positionierung im Konflikt und im Verhältnis zu ihrem Schwiegersohn. Die abschließende Aufforderung an Henri de Navarre, ihrem Rat als Mutter zu folgen, verdeutlichte Catherines Anspruch, von ihrem Sohn Respekt zu erhalten, und integrierte ihn zugleich in ihre Kinderschar. Der Brief der Königinmutter war sicherlich Marguerite und vermutlich auch Henri III bekannt, außerdem war er wohl auch für die Entourage von Henri de Navarre gedacht.

In etwa zur gleichen Zeit wurde immer deutlicher, dass Marguerite als Vermittlerin gegenüber ihrem Ehemann nicht mehr wirksam war. Als dieser entgegen seiner Beteuerungen, zu ihr an den königlichen Hof zu kommen,

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

zurück in die Gascogne gereist war, schrieb sie ihm, dass sie auf diese Weise nichts mehr für ihn tun könne, denn man würde ihr nun nicht mehr glauben («consideres quele creance i [ils; Catherine und Henri III] pouront prandre au reste de mes paroles an se qui vous concernera!»<sup>86</sup>). Ihre Position am Hof wurde immer prekärer: Es kamen Gerüchte auf, die Königin von Navarra sei von ihrem Liebhaber Champvallon schwanger oder habe sogar heimlich entbunden. Im Mai 1583 forderte Henri III seine Schwester erstmals auf, den Hof zu verlassen und zu ihrem Ehemann zurückzukehren. Da Marguerite das Geld für eine Reise fehlte, ließ die Königinmutter, die sich bereits im Jahr zuvor bemüht hatte, ihrer Tochter Einkünfte zu vermitteln, Bellièvre 50 000 Livres an Renten an sie auszahlen<sup>87</sup>. Als der König nun noch verlangte, dass Marguerite sich von ihren beiden Favoritinnen Madame de Duras und Madame de Béthune trennte, reiste Marguerite schließlich ab – allerdings mit den beiden Hofdamen<sup>88</sup>. Anschließend eskalierte die Situation erstmals sichtbar, in dem Moment, als Henri III seine Schwester auf dem Weg anhalten, durchsuchen und die beiden Hofdamen zurück an den Hof nach Paris bringen ließ. Marguerite blieb anschließend für acht Monate im Nirgendwo stecken, weil Henri de Navarre sich weigerte, seine Gattin wieder in Empfang zunehmen – er verlangte vom König wegen des Affronts entweder Beweise für Marguerites Vergehen oder aber eine Entschuldigung und Erklärung ihrer Unschuld.

Im Oktober 1585 wurden mit dem bereits zuvor eingesetzten Gesandten Pomponne de Bellièvre und dem Marschall von Frankreich und Kommandant in Guyenne, Jacques Goyon de Matignon, zwei enge und langjährige Vertraute

<sup>86</sup> Marguerite an Henri de Navarre, [24.4.1582], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 213.

<sup>87</sup> VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 200, gibt an, dass es sich dabei um Geld handelte, das Catherine de Médicis Marguerite schuldete, geht aber nicht auf die Hintergründe ein. Vgl. ein Schreiben vom 10.5.1582 von Catherine an Matignon, in: LCM, Bd. 8, S. 26f., mit der Bitte, sich darum zu kümmern, dass der General von Gourges Blankoschreiben der dortigen Gerichte (sogenannte *élections*, zuständig für die Verteilung der Steuern der einzelnen Pfarrgemeinden) ausstelle an Marguerite, die bis zu 10 000 Écus wert sein sollten. VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 189, gibt an, dass Marguerite 1582 das Herzogtum Valois, die Städte Villers-Cotterêts, Creil, Crépi und Soissons sowie weitere Ländereien in der Nähe von La Fère (Picardie) bekam – hier handelte es sich wohl nicht zufällig um eine umkämpfte Region.

<sup>88</sup> VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 202, vermutet, dass die Hofdamen aufgrund ihres Wissens verdächtig wurden – sowohl über die Beziehung von Marguerite und Champvallon als auch über Marguerites Unterstützung ihres Bruders François in Flandern. Marguerite de Gramont war die Ehefrau von Jean de Durfort, vicomte de Duras, eines protestantischen Adligen aus dem Gefolge von Henri de Navarre. Vgl. LMIV, Bd. 1, S. 573, FN. LE ROUX, *La faveur*, S. 582.

der Königinmutter als Vermittler berufen<sup>89</sup>. Zugleich erschienen wieder Briefe als Mediatoren des Konflikts – alle Beteiligten (Marguerite, Henri de Navarre, Henri III und Catherine de Médicis) schrieben vor allem an Bellièvre, um ihre Standpunkte zu verdeutlichen. Während darin und in mündlichen Verhandlungen deutliche Forderungen gestellt wurden, blieb die familiäre Korrespondenz meist frei von konkreteren Inhalten: So schrieb Henri de Navarre in einem ausnehmend höflichen Schreiben an Henri III vom 12. August 1583 (also kurz nach Marguerites Reisetopp), er begrüße die Entscheidung, die beiden Hofdamen wegzuschicken »pour les causes pour lesquelles vous les avés jugées indignes d’approcher de vostre sang et maison«, und wünsche sich, dass seine Frau sehr bald zu ihm käme<sup>90</sup>. Hier zeigt sich bereits, dass sich mit der Verschärfung des Konflikts nicht nur die Kommunikationswege, sondern zugleich die Inhalte und nicht zuletzt die Sprache änderten: Neben der Ehre stand nun das Haus sehr viel stärker im Vordergrund. Das Haus (*maison*) war ebenso wie der Staat ein ansonsten selten verwendeter Begriff, was ihn hier umso auffälliger erscheinen lässt. Das Haus bezeichnete hier weder das Unter-einem-Dach-Wohnen oder einen Hofstaat noch eine wirtschaftliche Produktionseinheit (mit Subsistenzanspruch) im Sinne von Otto Brunners viel kritisiertem »Ganzen Haus«, sondern nach Haddad ein variables »ensemble de pratiques et de représentations«, die eng mit der Transmission von Herrschaft und der Sichtbarkeit und Reproduktion von Verwandtschaftsgruppen im Adel verbunden waren<sup>91</sup>. Um einen Namen, damit assoziierte Güter und einen Chef herum entstanden in der Frühen Neuzeit solche Häuser. Es handelte sich dabei nicht um stabile Entitäten; inwiefern hier vor allem die Patrilinie gemeint war, ist nicht immer eindeutig<sup>92</sup>.

89 Vgl. die »Instruction au s<sup>r</sup> de Bellièvre, conseiller au roy en son conseil d’estat et superintendant de ses finances, allant trouver le roy de Navarre de la part de sa majesté«, in: LCM, Bd. 8, S. 425–428.

90 Henri de Navarre an Henri III, 12.8.1583, in: LMIV, Bd. 1, S. 574.

91 HADDAD, Qu’est-ce qu’une »maison«?, Zitat S. 129; vgl. DESCIMON, Conclusion, S. 286; NASSIET, Parenté, noblesse et États dynastiques.

92 Der Begriff wurde in der französischen Monarchie erst im 15. Jahrhundert zu einer Bezeichnung für adelige Verwandtschaftsgruppen. Ende des 16. Jahrhunderts wurde im Adel eine patrilinäre Konzeption stärker herausgestellt, die mit einer Vorstellung von Zeitlichkeit verbunden war. Vgl. HADDAD, Qu’est-ce qu’une »maison«? Klapisch-Zuber hält für Florenz im Spätmittelalter fest: »Le mot *casa* désigne, aux xiv<sup>e</sup>–xv<sup>e</sup> siècles, la maison matérielle, le logement d’une unité domestique [...]. Mais il renvoie aussi à la représentation du groupe de parenté agnatique. La *casa* désigne alors l’ensemble des ancêtres morts et des membres vivants du lignage, de tous ceux qui sont porteurs d’un même sang et d’un même nom, qui revendiquent un ancêtre commun, héros éponyme dont le groupe a hérité son identité«. Häuser seien in dieser Vorstellung allein von Männern konstruiert worden: KLAPISCH-ZUBER, La »mère cruelle«, S. 1097. Maria Stuart setzte in einem Brief an Henri III zu seiner Eheschließung mit Louise de Lorraine wieder-

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Catherine de Médicis äußerte gegenüber Bellièvre, sie hoffe, dass Henri de Navarre seine Frau unverzüglich empfangen, denn es gehe um die »Ehre des ganzen Hauses«; einen Monat später befürchtete sie, »que nous rantrions en noz premières misères, à la ruyne de ce pauvre royaume menacé de toutes partz, et à l'infame trop grande de toute nostre maison«. Henri III wiederum schrieb am selben Tag direkt an den König von Navarra, er solle Marguerite behandeln »comme merite la maison d'où elle est issue«<sup>93</sup>. Dieses Haus, das es zu bewahren und respektieren galt, konnte verschiedene Größen annehmen und im Konflikt aus unterschiedlichen Perspektiven verschiedene Personen umfassen: Es gab das Haus im Sinne der engeren Königsfamilie Valois, das Henri III bemühte und dem Marguerite angehörte, Henri de Navarre jedoch nicht – er sollte aus Respekt vor diesem Haus, das seine Frau verkörperte, im Sinne des Königs handeln. Catherine de Médicis verfolgte eine andere Strategie, die sie schon im Konflikt um die Mätresse angewandt hatte: Das Haus im weiteren Sinne umfasste offenbar nicht nur auch sie selbst (»nostre maison«), sondern Henri de Navarre war wie seine Frau ein Teil davon – hier handelte es sich wohl um die Kapetinger insgesamt, zu denen der König von Navarra als *prince du sang* gezählt wurde<sup>94</sup>. Auf diese Weise integrierte die Königinmutter alle Beteiligten in ein Konzept vom Haus, das von allen mit ihren jeweiligen Handlungen bewahrt werden musste. Nicht zuletzt wurde so die Autorität der Königinmutter von den leiblichen Kindern auf einen Schwiegersohn ausgedehnt, die so alle Glieder eines Ganzen waren – des königlichen Hauses. Henri de Navarre selbst hatte im oben zitierten Schreiben gegenüber Henri III von »vostre sang et maison« gesprochen, sich also selbst davon distanziert, obwohl er als *prince du sang* galt. Bei Bedarf berief er sich jedoch auch auf den weiten Entwurf vom Haus, als er einige Jahre später die Hilfe Catherines für sich selbst

rum die *maison* mit der *race* gleich und verortete sich selbst darin: »[L]'honneur extrême qu'il vous a pleu de nouveau fayre à notre mayson, prenant une de leur race pour vottre famme«, 12.6.1575, in: LIMM, Bd. 4, S. 275.

<sup>93</sup> Catherine an Bellièvre, 26.12.1583; 26.1.1584, in: LCM, Bd. 8, S. 164f., 172; Henri III an Henri de Navarre, 26.12.1583, in: LHIII, Bd. 6, S. 174.

<sup>94</sup> Die Valois führten wie die Bourbonen, denen Henri de Navarre angehörte, ihre Abstammung auf die Kapetinger, und vor allem auf Louis IX zurück. Die Bourbonen waren die Nachkommen eines jüngeren Sohnes von Louis IX, Robert de Clermont. Zeugnis einer solchen weiten Definition bildet z. B. ein Schreiben von Charles IX an Philipp II. vom 24.7.1561, in: Negociaciones, Bd. 2, S. 288f., in dem er Antoine de Navarre als »de ma propre maison« charakterisiert, als er eine Rekompensation für die annektierten Teile Navarras fordert.

als eines der »enfants de la maison« beanspruchte<sup>95</sup>, für das er die Königinmutter verantwortlich zeichnete.

Die angegriffene Ehre einer Person konnte alle Personen des Hauses – wie auch immer man es gerade verstand – betreffen, das kollektive Gut musste von allen bewahrt werden und war umso konflikthanfälliger. Dies war weder spezifisch für die französische Königsfamilie noch für fürstliche Familien der Frühen Neuzeit, sondern wurde in Forschungen zu Ehrkonzepten im Adel auf breiter Ebene festgestellt<sup>96</sup>. Hier zeigt sich Ehre jedoch in Form von Interdependenzen, die bei Konflikten in Bewegung gerieten und ein ständiges Austarieren offenbarten, um Verbundensein zu schaffen: Catherine schrieb an Bellièvre, die Verzögerungstaktik »offence grandement le Roy monsieur mon filz et ne préjudice moings à la réputation de madicte fille«<sup>97</sup> – aus Henri de Navarres Verhalten resultierten die Beleidigung des Königs und die verletzte Ehre von dessen Schwester. In der Forschung wurde bereits kritisiert, dass Ehre bei Frauen vor allem auf eine Keuschheitspflicht reduziert wurde, während andere Zusammenhänge ignoriert wurden<sup>98</sup>. Interessant ist hier nun, dass im Brief weniger das sexuelle Verhalten Marguerites im Vordergrund stand als die sichtbare Distanz zu ihrem Ehemann, die als ehrenrührig empfunden wurde.

Die Deutungen der einzelnen Akteure gingen dabei wieder einmal auseinander: Marguerite wandte sich wie schon in den Jahren zuvor vor allem an ihre Mutter, der sie mit Briefen Gehorsam und Offenheit demonstrierte (»Jes-cris a la roine [...], suivant le conmandement quele ma fait de lui mander tout ce qui me survienderoit«<sup>99</sup>). Die Ehre, die sie aus ihrer Position als Tochter zog, war die Grundlage, um den mütterlichen Schutz und Hilfe im Umgang mit Henri III zu erhalten: »[J]e me jette à vos pieds«, schrieb Marguerite in ihrer üblichen bildlichen Sprache der Unterwerfung, »et vous supplie très humblement avoir pitié de ma trop longue misère, et, prenant la protection de votre

95 Henri de Navarre an Catherine, [Mitte Aug. 1585], in: LMIV, Bd. 2, S. 118: »[V]ous avez pris beaucoup de peine pour traiter et faire paix avec des estrangers [...] aussy vous n'aurés vous moindre soin des enfans de la maison. Car encores, Madame, que je merite que vous preniés ceste peine, je croy que j'en suis plus digne que ceux pour qui vous l'avés prise«.

96 POLLOCK, Honor, S. 18–20.

97 Catherine an Bellièvre, 26.1.1584, in: LCM, Bd. 8, S. 172.

98 POLLOCK, Honor, S. 18; THOMAS, »The Honour & Credite«, S. 331. Der übliche Topos bezieht sich auf die Keuschheit der Frauen und die Gewalt der Männer als Instrumente zur Bewahrung und Verteidigung der Ehre.

99 Marguerite an Bellièvre, [5./6.12.1583], in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 266f.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

créature«<sup>100</sup>. Wenngleich sie sich in den Jahren zuvor immer wieder der Mutter-Tochter-Bindung entzogen hatte, berief sie sich nun zentral darauf – und nicht auf die eheliche Beziehung, deren Rehabilitation Catherine und Henri III im Blick hatten. Henri de Navarre wiederum bezog in seinem Brief an Marguerite, als ein Treffen der Eheleute näher rückte, die gemeinsame Ehre auf ein sichtbares Zusammensein als Paar: »Il importe et pour vous et pour moy, qu'on veoye quand nous nous réassemblerons«<sup>101</sup>. Damit verbunden waren für den König von Navarra jedoch zugleich konkrete politische Forderungen: Die königlichen Garnisonen sollten sich aus den südfranzösischen Städten, die sie besetzt hielten, zurückziehen. Im April 1584 ging Henri III schließlich auf die Bedingungen ein, unter anderem, weil sein Schwager inzwischen seinerseits die Stadt Mont-de-Marsan besetzt hatte<sup>102</sup>. Ehe und Ehre und die damit verbundenen Zugehörigkeiten wurden zum Verhandlungsgut im politisch-religiösen Konflikt.

Während der Konflikt mit seiner Frau und deren Bruder und Mutter für den König von Navarra so letztlich die Möglichkeit bot, seine Position zu stärken und Forderungen zu stellen, waren Henri III und Catherine de Médicis sehr daran interessiert, die Situation von Marguerite, die offenbar für sie letztlich ein größeres Ehrproblem darstellte als für den Ehemann, schnell zu bessern. Marguerite zeigte sich in Briefen an Bellièvre sehr dankbar für die Intervention ihrer Mutter, der sie sehr verpflichtet sei aufgrund »du soin qui li [qu'il lui] plaît avoir de moi, et de lafection qui lui plaît me montrer«<sup>103</sup>. So konnten Konflikte zumindest zeitweise verwandtschaftliche Beziehungen stärken, indem sie verbindende Liebe offenbarten – zu einigen, nicht zu allen, denn Marguerite und Henri III sollten nie wieder ein gutes Verhältnis zueinander haben. Nach der erneuten Zusammenführung Marguerites mit Henri de Navarre im April 1584 zeigte sich dabei die Position der Königinmutter noch deutlicher, die versuchte, mit ihren Handlungsanweisungen an die Tochter für eine dauerhaftere Bindung zwischen den Ehegatten und Geschwistern zu sorgen. Ein sehr langer, eigenhändiger Brief an Bellièvre, in dem Catherine ihm für seine guten Dienste für »unser Haus und unsere Ehre« dankte, gab dafür konkretere Hinweise; das Schreiben und der Diplomat fungierten als Instrument, um das zukünftige Verhalten der Tochter zu bestimmen<sup>104</sup>. Bellièvre solle Marguerite ausrichten, so Catherine, dass sie sich mit den richtigen, also ehrenvollen Leuten umgebe –

100 Marguerite an Catherine, [1.–15.10.1583], *ibid.*, S. 256.

101 Henri de Navarre an Marguerite, o. D., in: LMIV, Suppl. Bd. 9, S. 191.

102 WANEGFFELEN, Catherine de Médicis, S. 384f.

103 Marguerite an Bellièvre, [März 1584], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 286.

104 Catherine an Bellièvre, 25.4.1584, in: LCM, Bd. 8, S. 181.

eine Anspielung auf die als so ehrenrührig empfundenen Hofdamen –, denn nicht nur die Lebensführung bestimme die eigene Ehre, sondern ebenso die Gesellschaft, in der man sich befinde. Als Vorbild sollte dabei die Königinmutter dienen, die sich durch den Einfluss anderer Leute nie etwas habe zuschulden kommen lassen. Interessanter noch ist die Argumentationsfigur, die die Positionen von Catherine und Marguerite kontrastiert: Die Königinmutter sei eine alte Witwe, die mittlerweile tun und lassen könne, was sie wolle – aber Marguerite sei die Tochter und Ehefrau eines Königs, die deshalb alles Unwürdige von sich weisen müsse:

[A]ystent cet que je suys, coneue par tout le monde, ayent véqueu [vécu] comment j'è jeusques en l'eage [l'âge] que j'è, je puyz parler et aller et anter [hanter] tout le monde, et qu'an sela ayle [elle] fase come moy; et, en mon eage, el en pourra fayre sans hofanse [offense] ni de Dyeu ni scandale du monde de mesme; mès aystent [étant] la fille du Roy, ayent aypouse [épousé] un prynse [prince] encore qui s'apèle Roy [...]; qui est cause que je dys que douyt rejeter tout cet que n'est digne d'estre auprès d'une sage et vertueuse prynsès [princesse], jeune et qui panse aystre [être], peult-aystre, plus belle que n'est.

Abermals sieht man, wie schon angesichts des Vorfalls mit der schwangeren Mätresse 1582, dass die unterschiedlichen Handlungsspielräume aus verschiedenen Positionen und Zugehörigkeiten resultierten: Marguerite war durch ihre Relationen als Tochter, Schwester und Ehefrau dreier Könige pluraler gebunden als Catherine, die einen einzigen Standort – den der Mutter – gegenüber all ihren Nachkommen bis hin zu den Untertanen des Königs einnahm und eine ganze Herrschaftskonzeption darauf aufbaute. Witwenstand und Alter wirkten verstärkend für Autorität und Handlungsspielraum. Allerdings hatte Marguerite durch ihre Geburt (»pour le lyeu dont ayl è naye [elle est née]«) bereits eine höhere Herrschaftsposition, als Catherine selbst sie als Ehefrau hatte, wie sie argumentierte, indem sie wiederum beide gegenüberstellte: Marguerite als Königstochter habe durchaus das Recht, sich über Henris Liebschaften mit ihren Hofdamen zu beklagen; sie müsse das sogar, sonst würde er denken, dass sie zufrieden damit sei und selbst das Gleiche tue<sup>105</sup>. Catherine hingegen habe Diane de Poitiers, die Mätresse ihres Mannes Henri II, immer gut behandeln müssen, was sie niemals getan hätte, wenn sie selbst eine Königstochter gewesen wäre, denn »jeamès [jamais] famme qui aymèt son mary n'èma [aima] sa puteyn«. Geburt erscheint als Voraussetzung von Autorität, die jedoch mit einer ehrenvollen Lebensführung und gutem Umgang kombiniert werden

105 Hier findet sich der einzige Hinweis auf mögliche Affären von Marguerite in allen von mir untersuchten Briefen.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

musste, um wirksam zu sein. Für die Königinmutter hingegen war die Mutterliebe (»l'afection de mère«) letztlich die Legitimation, um als Handelnde im Konflikt aufzutreten.

Wie die Liebe haben sich also auch Ehrverletzungen unter Verwandten (und Eheleuten) als ansteckend erwiesen; zugleich erzeugte die Ehre zusammen mit dem Haus untrennbare, interdependente Verbindungen<sup>106</sup>. Die Königinmutter beanspruchte in Briefen immer wieder die Definitionsmacht über die Ehre ihrer Kinder und Marguerite rief zugleich ihre Mutter als Quelle ihrer eigenen Ehre auf. Ähnlich hatte bereits Élisabeth den jungen Charles IX darauf hingewiesen, dass Catherine de Médicis von ihm geliebt und geehrt werden müsse, »puisque vous lui estes tenu de tout le bien et honneur que vous avez«<sup>107</sup>. Die Figur der Königinmutter wurde in Briefen also nicht nur zur Verwalterin der Ehre, sie war auch die Schöpferin und Quelle dieser Ehre, die sie ihren Nachkommen mitgab. Und ihr stand als Mutter Ehre zu, besagte doch das vierte Gebot, dass man Mutter und Vater ehren müsse<sup>108</sup>. So entstand das Bild eines Ganzen als durch Ehre verbundene, herrschaftstragende Gruppe – ein Haus mit variablen Größen, das vor allem durch die Königinmutter definiert und zusammengehalten wurde. Trotz des Königs Henri III erwies sie sich hier geradezu als Familienoberhaupt. Der drohende Bruch mit der Tochter würde schließlich offenbaren, wie schmerzhaft eine Verletzung dieses Ganzen sein würde.

### 5.1.4 Die Königinmutter als integratives Element und das Verschwinden der Tochter

Trotz der mütterlichen Ratschläge begann für Marguerite mit dem erneuten Zusammentreffen mit ihrem Gatten offenbar kein gutes Eheleben. Henri de Navarre hatte seit 1583 eine neue Mätresse, Diane d'Andoins, genannt Cori-

<sup>106</sup> Den Begriff der Interdependenzen übernehme ich aus Elias' Figurationsmodell. Er verweist auf die Vorstellung von »Herrschaftsgefügen« als dynamisches Geflecht voneinander abhängiger (interdependenter) Personen, eine Figuration, die die Handlungsspielräume der Einzelnen bestimmt. »Jedes Herrschaftsfeld läßt sich darstellen als ein Geflecht interdependenter Menschen und Menschengruppen, die in ganz bestimmter Richtung mit- oder gegeneinander agieren«, ELIAS, *Die höfische Gesellschaft*, S. 204.

<sup>107</sup> Élisabeth an Charles IX, o. D., in: *Négociations, lettres et pièces diverses*, S. 802. Vgl. Kap. 4.3.3.

<sup>108</sup> Zum mütterlichen Anspruch auf Ehre Lesley SMITH, *Who is my Mother? Honouring Parents in Medieval Exegesis of the Ten Commandments*, in: Conrad LEYSER, Lesley SMITH (Hg.), *Motherhood, Religion, and Society in Medieval Europe, 400–1400. Essays Presented to Henrietta Leyser*, Farnham 2011, S. 155–172.

sande, und mit ihr und seiner Schwester in Pau verbrachte er die meiste Zeit<sup>109</sup>. Mit dem Tod des jüngeren Bruders François im Juni 1584 verlor Marguerite zudem einen wichtigen Verbündeten gegenüber ihrer Mutter und ihrem Bruder; als jüngste Kinder waren die beiden zusammen in Amboise aufgewachsen<sup>110</sup>. Sie hatte sich Catherine gegenüber explizit mit ihrem Bruder solidarisiert, ihn in ihre Ansprüche an die Königinmutter als »gute Mutter«, für die Ehre und das Glück *aller* ihrer Kinder verantwortlich zu sein, mit eingeschlossen:

[J]e vous supplie tres humblemant, Madame, me vouloir continuer lhonneur de votre bonne grase, an laquelle tous ceux qui ont cet honneur de vous estre tels que je vous suis, fonde[n]t lespoir de leur bonne fortune, comme mon frere, qui a cet heure, recourt a votre bonté, aiant plus de besoin que james de votre aide et faveur. [...] Cest a vous, Madame, toute son esperanse. Je vous supplie tres humblemant, Madame, lui vouloir an cesi estre bonne mere, comme a lui et a nous tous vous laves tousjours esté an toutes aucasions<sup>111</sup>.

So wird immer wieder deutlich, dass die Königinmutter sich nicht nur selbst als integrativen Faktor für alle ihre Nachkommen positionierte, sondern auch von den Kindern als solcher beansprucht wurde, wenn sie Erwartungen kommunizierten. Die Briefe von Bellièvre an Marguerite zum Tod von François erinnern die Königstochter denn auch, dass sie den Tod des Bruders verschmerzen könne, indem sie die Hilfe ihrer Mutter annehme, die sich als »l'affection vrayement maternelle« zeige – die Königinmutter und ihre Liebe wirkten integrativ, um die Tochter als Teil des Ganzen, der Königsfamilie und der Königsherrschaft, zu erhalten. Diese Erhaltung der Tochter war für die Mutter wichtiger als das eigene Leben, wie Catherine formulierte, und damit verbunden war die Aufforderung Bellièvres, sich an die mütterlichen Anweisungen zu halten; er wurde auf diese Weise zum Stellvertreter der Königin<sup>112</sup>. Die Liebe als Kitt des Ganzen und der einzelnen Beziehungen, die ich bereits als Medium leiblicher Verwandtschaft identifiziert habe, verschwand jedoch im Folgenden aus den Briefen, als es zum Bruch zwischen den Eheleuten und sukzessive zu einer

109 VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 201.

110 So die Selbstdarstellung der Tochter: Marguerite de Valois, *Mémoires et discours*, S. 51.

111 Marguerite an Catherine, [18.2.1581], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 160f. Vgl. François an Marguerite, 18.4.1584, BNF Ms., Fr. 20434, fol. 114r.

112 Dazu Bellièvre an Marguerite, [25.6.1584, zwei Briefe], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 301–305.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

erneuten Eskalation der Ereignisse und einer zunehmenden Distanz, nun auch zwischen Mutter und Tochter, kam<sup>113</sup>.

Henri de Navarre wurde durch den Tod François' zum Thronfolger. Durch seine Weigerung zu konvertieren, die Bildung einer Katholischen Liga durch die Guise und die umstrittene Sukzession erschien Ende des Jahres 1584 ein erneuter Krieg immer wahrscheinlicher<sup>114</sup>. Die Beziehung zwischen Marguerite und ihrem Gatten war offenbar zunehmend distanziert. Am 19. März 1585 verließ Marguerite schließlich Nérac mit einem kleinen Gefolge und all ihrem Besitz und reiste bis in die katholische Stadt Agen in der Provinz Guyenne, die Teil ihrer Mitgift war. Als Argument diente die Angst, durch die Mätresse Corisande vergiftet zu werden<sup>115</sup>. Die Königinmutter erfuhr erst im Nachhinein, etwa zwei Wochen später, von Marguerites Vorgehen: Bellièvre schrieb aus Paris an Catherine, er habe von einem vorbeikommenden Kaufmann aus Toulouse erfahren, dass Marguerite in Agen sei und all ihre Güter mitgenommen habe<sup>116</sup>. Es war nun neben Bellièvre vor allem der Staatssekretär Nicholas de Neufville, sieur de Villeroy, der in einer Mittlerfunktion war und von der Königinmutter Anweisungen erhielt. Im Folgenden kann man beobachten, wie Catherine de Médicis anfangs noch versuchte, ihre Tochter wieder einzubinden, während Henri III schon lange nicht mehr direkt mit ihr kommunizierte und Marguerite nach 1585 auch aus der Korrespondenz zwischen Mutter und Sohn komplett verschwand, sozusagen unsichtbar wurde. Die Königin äußerte in ihren Schreiben aus dem Jahr 1585 beständig ihren Unmut über die Aktionen der Königin von Navarra (»je recois tant d'ennuiz«; »j'ay tant de déplaisir«; »[j]e suys ynfiniment fachée«)<sup>117</sup>. Es wird deutlich, dass eine endgültige Trennung der Tochter von ihrem Ehemann und damit auch von ihrer Mutter und ihrem Bruder die Herrschaftsposition der Königinmutter in Gefahr brachte: Sie habe große Angst, so Catherine, dass Marguerite ihr nichts mehr glauben würde – sie selbst würde an diesem Unglück sterben<sup>118</sup>. Abermals wurde die Existenz der Königinmutter mit der ihrer Kinder untrennbar verknüpft; nicht nur mit dem ältesten Sohn als König, sondern mit allen Kindern, die unter ihrer mütterlichen Autorität standen. Wir haben gesehen, dass Catherine ihre Nach-

113 GUERREAU-JALABERT, *Observations*, S. 421: »L'idée de l'unité a pour principal support l'amour, pensé comme ciment de toute relation sociale«.

114 Vgl. Kap. 3.1.2.

115 Bellièvre an Catherine, 5.4.1585, in: LCM, Bd. 8, S. 432; VIENNOT, *Marguerite de Valois*, S. 214.

116 Bellièvre an Catherine, 3.4.1585, in: LCM, Bd. 8, S. 431.

117 Catherine an Villeroy, 22.5.1585; Catherine an Bellièvre, 28.5.1585 u. [Dez. 1585], *ibid.*, S. 291; 300, 376.

118 Catherine an Villeroy, 22.5.1585, *ibid.*, S. 291f.

kommen als aus dem mütterlichen Leib gekommene Kinder konzeptionierte, deren Schöpferin sie war. Wenn die Integration aller Kinder fehlschlug, dann war diese Verbindung in Gefahr. So setzte Catherine de Médicis durch ihre Gesandten Hebel in Bewegung, um ihrer Tochter zu helfen und ihr finanziell unter die Arme zu greifen<sup>119</sup>. Marguerite hingegen ließ in Agen ein Regiment ausheben und lehnte das Angebot ihrer Mutter, sich in deren Schloss in Ibois in der Auvergne zurückzuziehen, höflich-distanziert ab: »Je remercie tres humblement votre magesté du chatau qui lui plait moferir. Je nan ai, Dieu mersi, point de besoin«<sup>120</sup>.

Henri III verfolgte eine andere Strategie als seine Mutter, was deren Position noch prekärer machte: Er befahl im September 1585 Matignon, der zuvor noch als Vermittler zu Marguerite tätig gewesen war, Agen einzunehmen. Marguerite floh darauf doch noch ins Schloss ihrer Mutter nach Ibois. Dort wurde sie vom Gouverneur der Auvergne, Canillac, festgesetzt und im Oktober 1586 nach Usson gebracht, wo sie anschließend unter Hausarrest gestellt wurde<sup>121</sup>. Aus dem Oktober 1586 sind zwei Schreiben von Marguerite überliefert, in denen sie nochmals ihre Ehre mit der der Mutter verband – und zugleich ihren nahen Tod, von dem sie sich überzeugt zeigte: »Sous son [Catherines] assurance et commandement, je m'étais sauvée chez elle; et au lieu du bon traitement que je me promettais, je n'y ai trouvé que honteuse ruine! Patience! Elle m'a mis au monde, elle m'en veut ôter«<sup>122</sup>. Da die Königinmutter die Schöpferin ihrer Kinder war, konnte sie sie auch vernichten, so Marguerite. Im Brief, den sie direkt an die Königinmutter schickte, wurde das Argument der verbundenen Ehre aller Glieder, das Catherine de Médicis selbst so prominent genutzt hatte, dann nochmals aufgegriffen, um Hilfe zu erbitten: Die Mutter müsse die Bewahrung ihrer Ehre doch wünschen, da sie so eng verbunden sei mit der ihren und der aller anderen Angehörigen (»toux ceux et celes a qui jai cet honneur d'apartenir«), vor allem jedoch ihrer Nichten. Hier dehnte die Tochter den Kreis über die Ehre noch weiter aus auf die folgende Generation – nicht zufällig vermutlich, weil Catherine ihre Enkelin Christine de Lorraine, die in ihrem Hofstaat aufgewachsen war, besonders protegierte. Henri de Navarre tauchte in dieser Gruppe nicht mehr auf. Abermals war die Ehre ein Mittel, um ein Ganzes

119 Vgl. die Schreiben von Catherine an Villeroy, 27.4.1585; an Bellièvre, 28.5.1585, *ibid.*, S. 265; 299f.

120 Marguerite an Catherine, [Okt. 1585], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 321.

121 VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 220–229; WANEGFFELN, Catherine de Médicis, S. 385; CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 521–526.

122 Marguerite an Antoine de Sarlan, Hofmeister der Königinmutter, [Okt. 1586], in: Marguerite de Valois, *Correspondance*, S. 324.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

aus Verwandten zu konstruieren, diesmal aus der Perspektive der Tochter<sup>123</sup>. Indem Marguerite dafür das Medium Brief wählte, schuf sie am Hof Sichtbarkeit für ihre Anliegen, während Catherine die Konflikte in Briefen gerade nicht sichtbar machen wollte und deshalb auf Gesandte zurückgriff. Marguerites Situation war tatsächlich mittlerweile äußerst prekär: Sie war in erheblichen finanziellen Schwierigkeiten, weil sie große Teile ihres Besitzes zurückgelassen hatte und aus ihrer Apanage keine Einkünfte mehr erhielt; ihren Schmuck hatte ihr Henri III abnehmen lassen. Schwerer wog jedoch noch die vom König angeordnete Festnahme und Exekution ihres angeblichen Liebhabers d'Aubiac, die einer öffentlichen Demonstration ihrer Untreue und damit einem unzweideutigen Ehrverlust gleichkam<sup>124</sup>.

Man könnte vermuten, dass anschließend der Bruch mit der Königinmutter und dem König vollkommen war. Die fast völlig fehlende Kommunikation suggeriert, dass Marguerite nun trotz ihrer Appelle an die gemeinsame Ehre über mehrere Generationen das gemeinsame Haus verlassen hatte. Tatsächlich erschien sie in Korrespondenzen nurmehr als Objekt von Anweisungen und Verhandlungen, nicht mehr als Akteurin. Ein letzter überlieferter Brief von Catherine an Marguerite vom Februar 1587 forderte die Tochter jedoch auf, »que vous serviez bien Dieu et que vous retournez à luy, et viviez comme devez, estant née telle que vous estes; ce sera une grande consolation à Vostre bonne mere«<sup>125</sup>. Die Geburt als »telle que vous estes« – die leibliche Tochter und Schwester – wurde von der Königinmutter nochmals festgeschrieben und mit einer ehrenvollen Lebensführung verbunden. Henri III wiederum, der sich zu dieser Zeit wieder seinem Schwager Henri de Navarre anzunähern begann, schilderte in einem Schreiben an seine Mutter, wie er die Zukunft von Marguerite und ihrem Gatten sah: Der König von Navarra dürfe nicht erwarten, dass er sie verstoßen dürfe, um eine andere zu heiraten; Marguerite solle an einem Ort verbleiben, wo er sie sehen könne, um eventuell noch Nachkommen zu zeugen (»d'en tirer des enffans«). Als *filles de France* seien ihre Nachkommen in einer besseren Position im Königreich. Wenn Henri Marguerite jedoch verstoße, habe er ihn zum »ennemy capital«<sup>126</sup>. Wenngleich ihr eigener Handlungsspielraum deutlich eingeschränkt war, blieb die Königstochter noch Teil der Königsherr-

<sup>123</sup> Marguerite an Catherine, [Okt. 1586], *ibid.*, S. 324.

<sup>124</sup> Jean de Lart de Galard, seigneur d'Aubiac, stammte aus altem Adel der Auvergne und war in Agen zu Marguerites Gefolge gestoßen. Die Exekution fand im November 1586 statt. VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 230.

<sup>125</sup> Catherine an Marguerite, [Febr. 1587], in: LCM, Bd. 9, S. 177. Vgl. dazu Catherine an Henri III, 18.2.1587, *ibid.*, S. 176.

<sup>126</sup> Henri III an Catherine, [Jan. 1587], *ibid.*, S. 430. Die Betonung der Rolle der Königstochter für den potentiellen Thronfolger ruft eine bereits durchgespielte Konstellation

schaft, zumindest als Option. Marguerite selbst scheint sich nicht mehr um ihre Zugehörigkeit zu Catherine und Henri III bemüht zu haben; sie wandte sich stattdessen an ihre Schwägerin und ihren Schwager und unterstützte die Katholische Liga<sup>127</sup>. Ihre Entscheidung, den Ehemann zu verlassen, und ihr Hausarrest hatte ihre Situation in dem Sinne vereindeutigt, dass sie keine Loyalitäten mehr balancieren musste, weder zum Gatten noch zu Bruder und Mutter. Sie richtete sich in Usson ein und kehrte erst 1605, Jahre nach dem Tod ihres Bruders und ihrer Mutter, an den Hof des Exmannes und nunmehr Königs von Frankreich zurück.

Neben den persönlichen Konsequenzen, die vor allem Marguerite tragen musste, und der wiederholt prekären Position der Königinmutter zeigt die Geschichte vor allem die Produktivität von Konflikten: Zugehörigkeiten und Konzepte wie die Ehre, das Haus und der Staat erscheinen als Ergebnisse von Verhandlungen und Streit verschiedener Akteurinnen und Akteure in Briefen. Die Positionen und Konstellationen waren immer in Bewegung, die verwandtschaftlichen Beziehungen erscheinen als dynamisches Gefüge. Gerade hier, im Konflikt, wurden Vorstellungen von einem Ganzen und einzelnen, interdependenten Teilen evoziert, die zugleich verdeutlichen, was der Verlust eines Gliedes für die Königinmutter bedeutete.

Ehre war ein alltäglicher Aspekt des Lebens in der Frühen Neuzeit, der in nahezu jeder sozialen Interaktion wirksam war<sup>128</sup>. Erst im Konflikt um Marguerite positionierte sich Catherine de Médicis in der Kommunikation jedoch als Hüterin und Verwalterin der Ehre, die eine Definitionsmacht gegenüber all ihren Kindern beanspruchte und auf diese Weise Autorität als Königinmutter erzeugte<sup>129</sup>. Dies korrespondierte mit dem für den Adel in der Frühen Neuzeit festgestellten Standort des männlichen Familienoberhauptes, das die Ehre aller Familienmitglieder überwachte<sup>130</sup>. Die Königinmutter verband ihre Nachkommen untereinander und zu sich selbst über Ehrkonzepte und wurde selbst zum Vorbild. Es ging dabei jedoch weniger um einen Gegensatz von Individuum und Dynastie – stattdessen entstand erst in der Praxis das Bild eines interdependenten

wieder auf: François I<sup>er</sup> heiratete die Tochter seines Vorgängers Louis XII, Claude de France.

<sup>127</sup> Marguerite wandte sich mit der Bitte um finanzielle Unterstützung an Philipp II. Von ihrer Schwägerin Elisabeth von Österreich, der Witwe Charles IX, erhielt sie vermutlich die Hälfte der Einnahmen aus deren Witwengütern. VIENNOT, Marguerite de Valois, S. 235f.

<sup>128</sup> POLLOCK, Honor, S. 9; THOMAS, »The Honour & Credite«, S. 329.

<sup>129</sup> Interessant sind die in dieser Hinsicht ähnlichen Ergebnisse von SHADIS, Berenguela of Castile's Political Motherhood, S. 337.

<sup>130</sup> THOMAS, »The Honour & Credite«, S. 333.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

ten Ganzen, das über die Ehre aus den Beziehungen der einzelnen Personen zueinander zusammengehalten wurde und an dem alle Teil hatten, auch wenn ihre Deutungen und Handlungsspielräume dabei verschieden waren, wie das Beispiel Marguerite gezeigt hat<sup>131</sup>. Zugleich wurde der Staat in Briefen im Rahmen von Konflikten bemüht, und hier zeigte sich die zentrale Stellung des ältesten Sohnes als König: Der Staat und das Königreich waren zuallererst sein Besitz. Allerdings wurde die Königinmutter durch ihre Verbindung zu ihm und die Liebe zu ihren Königskindern ebenfalls zur Bewahrerin des Staates. Diese Nähe konnte zu einer Symbiose werden – sie verkörperte so geradezu den Staat und die Königsherrschaft. Zugleich wurde die Tochter darin integriert, sie hatte Verpflichtungen und ein eigenes Interesse an diesem Staat. Der Begriff, der am stärksten mit der Herstellung eines Ganzen verbunden war, in dem einzelne Teile zusammenkamen, war jedoch das Haus. Das Haus als zeitgenössisches Element der politischen Theorie und der adeligen bzw. fürstlichen Repräsentation wurde im Konflikt zu einer Referenz in Briefen. Es umfasste im Entwurf der Königinmutter alle Nachkommen der königlichen Patrilinie, auch den Schwiegersohn und *prince du sang* Henri de Navarre und nicht zuletzt sie selbst («nostre maison»).

Die Ehre als Auszeichnung einzelner, miteinander verwobener Beziehungen, der Staat als Besitz und Verkörperung des Königs und damit auch seiner Mutter und das Haus als Entwurf eines integrativen Ganzen – all das wurde erst im Konflikt aufgerufen und erhielt sichtbare Konturen. Die Grenzen waren verhandelbar, wie der Fall Henri de Navarre zeigte. Die Briefe erzeugten auf diese Weise interdependente Verbindungen zwischen der Königinmutter und ihrem ältesten Sohn, aber auch der Tochter und dem Schwiegersohn und »allen Kindern« gegenüber. Muttersein war eine Ressource in diesen Konflikten, weil es zahlreiche Kinder unter sich vereinen konnte. Die Mutterliebe wirkte integrativ und legitimierend, konnte aber wiederum auch im Streit von verschiedenen Seiten beansprucht werden. Dieses Ganze, das durch Ehre, den Staat, das Haus und die mütterliche Liebe zusammengehalten wurde, konnte verletzt werden, wenn eine Tochter sich distanzierte, es tat der Königinmutter weh, als ob sie ein Körperteil verloren hätte. Die mangelnde Bindung und die Distanz einer Einzelnen, hier der Tochter, wurde zu einem Problem für die Legitimation der Königin, die sich als leibliche *genetrix* und Verantwortliche für den Zusammenhalt verstand: Der Verlust eines Gliedes dieses leiblichen Herrschaftskörpers

<sup>131</sup> Georg SIMMEL, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. von Otthein RAMMSTEDT, Frankfurt a. M. <sup>7</sup>2013, S. 602, spricht anhand der Ehre von der »gegenseitige[n] Selbstständigkeit der Teile, die das Ganze in seiner Form hält«. Zweck sei »die Erhaltung der Gruppe«.

kam einer Amputation gleich und damit dem Schmerz oder gar Ende der Existenz der Königinmutter.

## 5.2 Größe, Einheit und das Königreich. François

Während die Verwandtschaftsforschung mittlerweile die relative Benachteiligung von Frauen in Erbfragen und generellen Handlungsspielräumen hervorgehoben und zugleich ihre *agency* untersucht hat, bleibt sie bei jüngeren Söhnen häufig bei dem Befund stehen, diese hätten ebenfalls einen eher schlechten Stand gehabt. François d'Alençon bzw. d'Anjou war ein solcher Fall: Als jüngster Sohn war er in seinen Erbansprüchen, in der Wahl einer Ehefrau wie auch seines generellen Lebensweges eingeschränkt<sup>132</sup>. Für die Sukzession war er nur im Falle einer Kinderlosigkeit des Königs vorgesehen. Der jüngste Sohn der Königin wird in der Historiografie meist als besonders schwieriger Fall beschrieben. »All his political and military ambitions ended in tragic failure«<sup>133</sup>, konstatiert Holt. Zugleich hatte François jedoch eine Schlüsselposition inne, die ihm relativ große Handlungsspielräume verschaffte: Er war spätestens seit dem Herrschaftsantritt von Henri III 1574 der potentielle Thronfolger. Gegen Ende der 1570er Jahre wurde sein Gewicht als möglicher Nachfolger immer stärker, da er aufgrund von Henris Kinderlosigkeit immer noch der einzige legitime männliche Nachkomme in der Patrilinie der Valois war. Die Konflikte zwischen den Brüdern waren deshalb schwerwiegend und in ihrer Sichtbarkeit für François zugleich eine Waffe, um seine Ansprüche geltend zu machen. In der Verhandlung der Konflikte nahm Catherine de Médicis wiederum eine zentrale Position ein.

Ähnlich wie Marguerite erscheint François in der Überlieferung eher selten als Adressat von Korrespondenzen seiner Verwandten, schrieb selbst aber zahlreiche Briefe, vor allem an seine Brüder Charles IX und Henri III und an seine Mutter. Zugleich sind seine Schreiben, besonders in akuten Konfliktsituationen, so inhaltsleer wie keine anderen; es wird deutlich, dass Geheimhaltung und die räumliche und physische Nähe eine wichtige Rolle spielten und oft nicht durch Briefe kompensiert werden konnten. Zugleich offenbaren die Korrespondenzen rund um den Fall François am meisten über das Herrschaftsverständnis der Königinmutter und ihrer beiden Söhne und über die verschiedenen

<sup>132</sup> GUERREAU-JALABERT, *Observations*, S. 421, zur Erwartung der Unterordnung der jüngeren unter die älteren Kinder in mittelalterlichen Verwandtschaftsordnungen.

<sup>133</sup> HOLT, *The Duke of Anjou*, S. 1. Ähnlich argumentiert Frédéric DUQUENNE, *L'entreprise du duc d'Anjou aux Pays-Bas de 1580 à 1584. Les responsabilités d'un échec à partager*, Paris 1998.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Zugehörigkeiten, die auf dem Spiel standen. Sie waren innerhalb der politischen Debatten um gerechte Herrschaft und Widerstand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verortet. Und nicht zuletzt wird am Beispiel von François besonders deutlich, welche Bedeutung materielle Ansprüche und Besitztransfers für verwandtschaftliche Beziehungen und Königinmuttersein hatten.

François, im März 1555 als Hercule geboren – den Namen legte er 1566 ab, wie auch aus seinem älteren Bruder Alexandre später Henri wurde – taucht 1569 erstmals in der Überlieferung auf. Er war mit dem Großteil des königlichen Rates in Paris geblieben, während seine Mutter und seine beiden älteren Brüder im Rahmen des dritten Religionskrieges die Stadt verlassen hatten. Die zahlreichen Briefe, die er in jener Zeit an den König und die Königin schrieb, zeigen ihn einerseits wie auch die älteren Brüder zuvor als Objekt von Handlungsanweisungen der Mutter und zeugen andererseits von einer frühen Einbindung des Jüngsten in die alltäglichen Herrschaftsgeschäfte: Empfang von Gesandten, Versenden von Geld, Reaktionen auf Suppliken an den König – all diese Dinge managten Charles IX und Catherine über den 14-jährigen François (und die ihn umgebenden Berater), der ihnen fast täglich Bericht erstattete<sup>134</sup>. Ausnahmsweise wurde hier Geld zu einem Medium, das Mutter und Brüder aneinanderband – es signalisierte die vertrauensvolle Einbindung des Jüngsten in die Herrschaftspraxis. Anfang der 1570er Jahre begann François zudem, eine wichtigere Rolle am Hof zu spielen, wie auch sein Bruder Henri d'Anjou ein paar Jahre vor ihm: Er sammelte eine eigene Faktion um sich<sup>135</sup>. Sein Hofstaat war 1578 mit 1123 Personen der größte nach dem des Königs und bildete eine starke Grundlage für eine eigene Klientelpolitik<sup>136</sup>. Zentral für François' Position innerhalb der Königsfamilie wie auch am Hof war jedoch vor allem seine Rolle im Rahmen der politisch-religiösen Konflikte: Nach der Bartholomäusnacht war die aus Protestanten und gemäßigten Katholiken bestehende Partei der *malcontents* stärker geworden, die sich vor allem um die hochadeligen katholischen Brüder François de Montmorency und Henri de Montmorency-Damville scharten – Ersterer war auch François' Pate und zugleich Schwager, da er Diane de France geheiratet hatte. François selbst wurde spätestens während der Belagerung von La Rochelle 1573, die Henri d'Anjou als Figur der radikaleren Katholiken hervorbringen sollte, als Hoffnungsträger einer gemäßigten Politik der Toleranz gehandelt (wie sie auch Catherine de Médicis bis 1572

<sup>134</sup> BNF Ms., NAF 21094, NAF 1240 (Kopien aus St. Petersburg) enthalten zahlreiche solcher Schreiben von François.

<sup>135</sup> LE ROUX, *La faveur*, S. 90f.

<sup>136</sup> Mack P. HOLT, *Patterns of Clientèle and Economic Opportunity at Court during the Wars of Religion. The Household of François, Duke of Anjou*, in: FHS 13/3 (1984), S. 305–322, hier S. 308.

verkörpert hatte)<sup>137</sup>. Seine Position veränderte sich nochmals, als Henri 1573 König von Polen wurde, so dass nur François als potentieller Thronfolger am Hof zurückblieb, während sich die Gesundheit von Charles IX so verschlechterte, dass nicht mehr davon ausgegangen werden konnte, er würde noch einen Erben produzieren. Er forderte vom König wie zuvor Henri das Amt des Generalleutnants, das ihm jedoch verweigert wurde; stattdessen wurde er *chef du Conseil* und *commandant général de l'armée*<sup>138</sup>. Zum Generalleutnant wiederum ernannte Henri III Charles de Lorraine, einen Guise und somit Gegenspieler der *malcontents* und speziell der Montmorency. Ein erster Fluchtversuch vom Hof durch François und Henri de Navarre 1574, der vereitelt wurde, hing nicht zuletzt mit dieser Entscheidung und mit dem Versuch zusammen, den jüngsten Sohn anstelle von Henri d'Anjou als Thronfolger zu installieren<sup>139</sup>.

Doch erst 1575, als der neue König Henri III bereits wieder am Hof war, eskalierten die Ereignisse schließlich, so dass es zum offenen, bewaffneten Konflikt zwischen den Brüdern kam, in dem der Königinmutter einmal mehr die zentrale Vermittlerposition zukam. Noch auf dem Weg von Polen nach Frankreich als neuer König hatte Henri III François aus Venedig geschrieben, wie sehr er ihm zeigen wolle, dass er niemals einen besseren Bruder haben werde als ihn, so dass sie durch diese Nähe gemeinsam eins würden (»ne voullant estre qu'une mesme chose avesque, et pour n'estre plus que deux qui sommes si prouches«) – er erkannte so implizit François' Sukzessionsfähigkeit an<sup>140</sup>. In einem kurz darauf an Henri gesandten Brief betonte auch Catherine die brüderliche Liebe, die durch ihre eigenen Bemühungen gefördert worden sei, als sie François berichtet habe, wie sehr Henri ihn liebe<sup>141</sup>. Liebe, Freundschaft und Nähe führen zu einer Einheit, einer Verschmelzung von zwei Brüdern, hervorgerufen von der Königinmutter – dies wurde jedoch schon im folgenden Jahr in Frage gestellt.

Am 15. September 1575 gelang François, vermutlich mithilfe Marguerites, die Flucht vom Hof. Ein Großteil seines Hofstaates folgte ihm kurz darauf nach

<sup>137</sup> DERS., *The Duke of Anjou*, S. 7 und 30f. Während der Belagerung von La Rochelle kamen Gerüchte auf, dass Henri de Navarre und François d'Alençon, die beide Teil der königlichen Truppen waren, der Stadt gegen den Willen des Königs helfen wollten.

<sup>138</sup> CLOULAS, *Catherine de Médicis*, S. 312.

<sup>139</sup> Die vermutlichen Fluchthelfer La Mole und Coconas wurden hingerichtet: HOLT, *The Duke of Anjou*, S. 36, 42.

<sup>140</sup> Henri III an François, 24.7.1574, in: LHIII, Bd. 1, S. 364f. Vgl. Kap. 3.3.1. zum implizierten Sukzessionsanspruch in der Formulierung, eine Person mit dem König zu sein.

<sup>141</sup> »J'é monstré à vostre frère coment vous le aymés et le volés aymer; yl [il] a esté si ayse [aise] que je ne le vous saroyés asés [assez] dire«, Catherine an Henri III, [Aug. 1574], in: LCM, Bd. 5, S. 67.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Dreux, etwa 80 Kilometer westlich von Paris<sup>142</sup>. Der Königssohn begann, eigene Truppen zu sammeln, während Henri III einen offenen Konflikt zunächst zu vermeiden suchte; er entsandte seine Mutter zu Verhandlungen mit François. Bereits Ende September trafen sich die Königinmutter und ihr jüngster Sohn in Chambord. Zugleich sammelten sich an der Grenze zu den Niederlanden protestantische Truppen (u. a. deutsche Reiter, *reîtres*, aus der Pfalz) unter der Führung des wieder zum reformierten Glauben konvertierten Henri de Condé und Johann Kasimir von der Pfalz<sup>143</sup>; im Languedoc kämpften protestantische Truppen unter dem Katholiken Henri de Damville gegen königliche Truppen. Im November unterzeichneten Catherine de Médicis und François einen Waffenstillstand, der große Zugeständnisse an François enthielt. Als im Februar 1576 auch noch Henri de Navarre vom Hof fliehen konnte und François seine Truppen mit denen von Condé zusammenbrachte, geriet der König immer mehr in Bedrängnis; im Mai 1576 kam es schließlich zu einem Friedensvertrag, der sogenannten *paix de Monsieur*. Darin wurde den Protestanten weitgehend freie Religionsausübung zugestanden und die Anführer der *malcontents* erhielten sichere Orte, zahlreiche Zuwendungen und Ämter<sup>144</sup>. Der fünfte Religionskrieg unterschied sich jedoch vor allem deswegen von den vorherigen, weil sich die Konstellationen änderten: Erstmals kämpften Protestanten und moderate Katholiken aus dem Hochadel gemeinsam gegen den König. Jouanna bezeichnet diese Situation als sichtbare Krise des alten »Paktes« zwischen König und Adel<sup>145</sup>. Doch welche Rolle spielte François in diesem Zusammenhang und welche Position nahm die Königinmutter ein? Wie prägte der Konflikt die verwandtschaftlichen Beziehungen und das Bild der Königsherrschaft, das so gezeichnet wurde?

### 5.2.1 Unterschiedliche Konzeptionen von Königsherrschaft

Um die familiäre Korrespondenz einzuordnen, ist zunächst ein Blick auf die Begriffe nötig, die François zur Rechtfertigung seiner Taten in seinen Deklarati-

<sup>142</sup> Zu den Ereignissen 1575/76 CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 386–389; HOLT, The Duke of Anjou, S. 47–70.

<sup>143</sup> Die Truppen bestanden aus 9000 *reîtres*, 8000 Schweizer Söldnern, 2000 deutschen Infanteriesoldaten und 1000 wallonischen Infanteriesoldaten. HOLT, The Duke of Anjou, S. 62.

<sup>144</sup> Siehe die Ausführungen zu François' Apanage in [Kap. 5.2.2](#). Das Edikt führte in den folgenden Jahren immer wieder zu Widerstand einzelner Städte, Gouverneure und sonstiger Vertreter der ultra-katholischen Partei.

<sup>145</sup> JOUANNA, La France, S. 493.

onen und ersten Briefen an seinen Bruder und das Parlament von Paris verwendete. Direkt nach seiner Flucht schrieb François an Henri III, dass zwischen ihnen beiden die »amitié fraternele« herrschen müsse, die Natur und Geburt vorschreiben würden und die er immer angestrebt habe. Einmal mehr standen Natur und Geburt für etwas, das nicht verhandelbar war, und doch immer wieder verhandelt werden musste. Hier zielten sie, wie bereits für Henri de Navarre beobachtet, auf damit verbundene moralische und Herrschaftsansprüche ab. Mit der »brüderlichen Freundschaft« ist das Stichwort genannt, das in den folgenden Jahren für alle Beteiligten immer wieder zum angestrebten Idealbild des Verhältnisses zwischen dem König und seinem Thronfolger werden sollte, auch wenn sie darunter Verschiedenes verstanden. Bis zu seinem Tod beteuerte François stets, nur gehorsam gegenüber seinem Bruder sein zu wollen – ein Argument, das im Übrigen während der Religionskriege alle Angehörigen des Hochadels vorbrachten, wenn sie etwas gegen den Willen des Königs taten. Zugleich thematisierte der Brief jedoch François' Todesangst am Hof, der er sich durch die Flucht entziehen wollte<sup>146</sup>. Es war dabei nicht der König selbst, der beschuldigt wurde, sondern seine »pernitieux Ministres«, die François der königlichen Gunst entzogen hätten<sup>147</sup>. Mit ziemlicher Sicherheit wurde der Brief ebendiesen Ministern – Mitgliedern im königlichen Rat – vorgelesen. Die in diesem ersten Schreiben genannten Stichworte der Brüderlichkeit, der Todesangst und der bösen Minister wurden in der am 18. September 1575 publizierten Deklaration François' erneut aufgegriffen und um weitere zentrale Punkte ergänzt. Das Dokument war für ein noch breiteres Publikum gedacht (etwa für das Parlament, das bereits 1574 François' Mitregierung während Catherines letzter Regentschaft gefordert hatte<sup>148</sup>) und reiht sich mit seinen Argumenten und Begriffen in die politischen Debatten der Zeit über gerechte Herrschaft und Widerstand ein. Die bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts geführten Auseinandersetzungen der Gelehrten erhielten auf Seiten der französischen Hugenotten schon in den 1560er Jahren neue Konturen, mit dem Ziel der Verteidigung der »alten Ordnung« und des Gemeinwohls (*bien public*), bis hin zur Vorstellung, dass die Souveränität bei den Untertanen, nicht beim König liege – ein zentrales Argument der Monarchomachen<sup>149</sup>. Alle wichtigen

146 Angesichts der Bartholomäusnacht und zahlreicher Attentate während der Religionskriege erscheint die vor allem von Hugenotten geäußerte Angst vor Morden durchaus nicht aus der Luft gegriffen.

147 François an Henri III, [Sept. 1575], BNF Ms., Fr. 3959, fol. 19r–20v.

148 Brian SANDBERG, Iconography of Religious Violence. Catherine de Médicis's Art Patronage during the French Wars of Religion, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 91–112, hier S. 102.

149 Siehe Kap. 1.3.1. Grundlegend: JOUANNA, *Le devoir de révolte*.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Punkte, die in dieser Zeit unter Reformatoren und Rechtsgelehrten diskutiert wurden, fanden sich nun auch in François' Deklaration<sup>150</sup>:

Die Bewahrung des Königreichs, seiner Gesetze und Gewohnheiten, des öffentlichen Friedens (*repos public* oder auch *paix entre les sujets*) und der alten Privilegien und Freiheiten des Adels und des Klerus seien in Gefahr, so der Königssohn; François' Ziel sei es, dies zu verhindern, und er handele dabei so, wie seine Vorgänger schon gehandelt hätten (»nous n'entendons user ou nous ayder d'autres moyens que de ceux desquels nos predecesseurs se sont aidez«). Er konstruierte also eine Traditionslinie von sich zu seinen »Vorgängern« (den Königen oder den *princes du sang?*). Der Bezug zur Geschichte und zur Vergangenheit wurde auch bei den Monarchomachen zentral, die eine Vorstellung »ursprünglicher Freiheit« entwickelten, zu der sie zurückkehren wollten<sup>151</sup>. Damit verbunden war der häufig wiederholte Ruf nach einer Versammlung der Generalstände als Repräsentanten der alten Ordnung, deren Einberufung auch François in seinem Schreiben forderte. Insbesondere in der »Francogallia« François Hotmans spielten diese Stände eine zentrale Rolle<sup>152</sup>. Angesichts der Präsenz königlicher Favoriten im Rat, der oft nur in kleiner Besetzung zusammentraf, erschien eine Königsherrschaft, die auf dem König, dem großen Rat und den Generalständen zusammen beruhte, zunehmend als Gegenmodell absolutistischer Vorstellungen, das hier der Königssohn selbst vertrat. An den *mignons* von Henri III entzündeten sich seit Beginn seiner Herrschaft immer wieder Konflikte. Jouanna spricht von einem generellen Unbehagen des Hochadels am Hof über den immer schnelleren Aufstieg und Fall von Günstlingen und stetig wechselnde Klientelbeziehungen, die für Unsicherheit sorgten<sup>153</sup>.

Bei François kam noch hinzu, dass er selbst als »fils et frere de Roy« sehr unwürdig behandelt worden sei, obwohl er durch Geburt die »zweite Person« im Königreich sei – die Position als Thronfolger brachte ihn in eine besondere Lage, die mit Ansprüchen verbunden war, ohne dass diese hier konkreter genannt würden. Und nicht zuletzt machte ihn dies zu einem idealen Gegenpol der »Fremden«: Die Deklaration wies wie schon im Brief an Henri III die Verantwortung für die Flucht nicht etwa dem König zu, sondern den »estrangers

150 Declaration et Protestation que Monseigneur frere du Roy feit lors qu'il prit les armes en Septembre 1575, BNF Ms., Fr. 3959, fol. 22r–25r (Kopie).

151 JOUANNA, La France, S. 486. Teilweise war damit die Idee eines Vertrages verbunden, der zu Beginn zwischen König und Volk geschlossen worden war und dementsprechend eingehalten werden musste. So weit ging François jedoch nie.

152 HOTMAN, Francogallia, S. 233: »That the kings of Francogallia were constituted by the authoritative decision and desire of the people, that is, of the orders, or, as we are now accustomed to say, of the estates«.

153 JOUANNA, La France, S. 494.

qui se sont emparez du Roy et des principaux Estats et Gouvernemens du Royaume contre les Loix diceluy«. Abgesehen davon, dass es sich hierbei um ein übliches rhetorisches Mittel zur Vermeidung direkter Angriffe auf den König handelte, war dies eine zentrale Argumentationsfigur der *malcontents*, die sich gegen bestimmte, wenn auch selten beim Namen genannte Personen richtete<sup>154</sup>. Vor allem der Kanzler René de Birague<sup>155</sup>, der aus einer alten Mailänder Familie stammte, geriet in den Fokus der Kritik; aber auch der Marschall Albert de Gondi, duc de Retz, oder die Guise konnten in diese Kategorie fallen – Personen, die in der Gunst des Königs und der Königinmutter standen. Nicht zuletzt konnte sich diese Kritik auf Catherine de Médicis selbst beziehen, die im selben Jahr im »Discours merveilleux« als Italienerin, Machiavellistin und Usurpatorin des Throns bezeichnet wurde<sup>156</sup>. Die »Fremden« wollten gegen die alten Privilegien und Freiheiten des Adels kämpfen, so François' Deklaration, und sie seien im Übrigen »perturbateurs du repos public«. Der Königssohn konnte sich auf diese Weise, da seine Herrschaftsansprüche ja durch Geburt konstituiert waren, als Verteidiger aller »naturels François« positionieren – unabhängig von deren Religion, wie er betonte. Das Königreich war in dieser Deutung nicht konfessionell, sondern durch Geburt bestimmt. Die »fremden Minister« hingegen wurden mit der Tyrannenherrschaft in Verbindung gebracht, gegen die der jüngste Königssohn kämpfen müsse. Es ist nicht zu vergessen, dass ein solches Stichwort in den Diskussionen protestantischer Gelehrter ein Recht auf Widerstand legitimierte, notfalls mit Waffengewalt<sup>157</sup>.

Die Argumentationsfiguren und Begriffe aus François' Deklaration, die so eng mit den zeitgenössischen politischen Theorien der Monarchomachen und den Argumenten der *malcontents* korrespondierten, griff der Königssohn nochmals in einem Brief an Henri III Ende des Jahres 1575 auf, als er befürchtete, man habe versucht, ihn zu vergiften<sup>158</sup>. Auch hier betonte er wieder »le blasme que les Estrangers pourroient Imputer a cette nation francoise« – um im Gegenzug herauszustellen, dass dieser Vorfall Henri sicher besonders treffe,

154 Hotman entwickelte in der »Francogallia« (1573) die Theorie, dass Franken und Gallier schon in der Antike gemeinsam gegen die tyrannischen Römer gekämpft hätten – die Parallele zu einem Kampf für die »Freiheit«, gegen die »Italiener« am Hof, war offensichtlich. JOUANA, La France, S. 480f.

155 Kanzler von 1573 bis 1583. Jacqueline BOUCHER, Art. »Birague«, in: HDGR, S. 726–728.

156 Vgl. Kap. 1.3.2. Es ist insofern nur konsequent, dass Innocent Gentillet 1576 sein Buch »L'Anti-Machiavel« François widmete, während Catherine de Médicis häufig dem Vorwurf des Machiavellismus ausgesetzt war. JOUANA, La France, S. 533.

157 Ibid., S. 489.

158 François an Henri III, 27.12.1575, BNF Ms., Fr. 6547, fol. 35v–36v.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

weil er sich gegen »le plus proche de vostre sang« richtete. Das Blut wurde hier für François (wie schon die Natur und die Geburt) zu einem Medium der Zugehörigkeit, das jedoch zugleich immer Ansprüche transportierte – wiederum ohne diese konkret zu benennen.

Es ist kein Zufall, dass weder Henri III noch Catherine de Médicis in ihren Briefen die Argumentationslinien und Begriffe von François aus diesem Repertoire politischer Theorie aufgriffen. Bereits das Schreiben vom Staat als Besitz des Königs im Fall von Marguerite steht François' Formulierungen diametral entgegen. In einem Brief an seine Amtsträger in den Provinzen, kurz nach der Flucht des Bruders, rekurierte der König auf leibliche Empfindungen, indem er von seinem Schmerz (*douleur*) über François' Tat schrieb, obwohl er ihm doch immer nur die *amitié fraternele* entgegengebracht habe – die Trennung des Bruders, mit dem er eigentlich eins sein müsste, tut regelrecht weh<sup>159</sup>. Henri rief durch die somatischen Bezüge einen leiblichen Herrschaftskörper auf. Und in den Korrespondenzen zwischen der Königinmutter und ihrem jüngsten Sohn rückte abermals die Liebe als Bindeglied der Brüder untereinander, zur Mutter und zur Königsherrschaft ins Zentrum.

### 5.2.2 »San vous je ne veulx poynt aystre«. Der Tod der Königinmutter

François schrieb nach seiner Flucht vom Hof zahlreiche Briefe an seine Mutter, ohne etwas preiszugeben. Briefe mit dem Hinweis, der Bote werde mündlich ausführlicher berichten, wurden hin- und hergeschickt<sup>160</sup>. Bis zum Waffenstillstand im November geben François' Schreiben keinerlei Hinweise auf konkrete Forderungen – das Schriftmedium wäre dafür zu gefährlich gewesen. Die Briefe zeugen jedoch von etwas anderem, nämlich der Bewegung der Akteurinnen und Akteure im Raum und dem Problem, eine Begegnung zwischen der Königinmutter und ihrem Sohn herbeizuführen. François verließ nach kurzer Zeit Dreux und reiste weiter; die nächsten beiden Briefe nach seiner Abreise enthalten keine Datierung mit Ortsangabe, sollten also möglicherweise seinen genauen Aufenthaltsort nicht offenbaren. Ein Blick auf die übrigen Ortsangaben zeigt, dass Catherine de Médicis und François sich in relativ kurzem Abstand voneinander bewegten, bis sie schließlich Ende September aufeinandertrafen in Chambord. Zugleich sind François' Briefe (von Catherine sind keine Antworten überliefert) mit Äußerungen der Hoffnung gefüllt, seine Mutter bald zu treffen: Es wäre ihm eine Freude und eine Ehre, sie zu sehen, um ihr durch seine Gegenwart einen Beweis seiner Liebe (»preuve de laffection«) zu

<sup>159</sup> Lettre du Roy à la Noblesse de son Royaume, BNF Ms., Fr. 3959, fol. 21r–v.

<sup>160</sup> Siehe z. B. François an Catherine, [1575], BNF Ms., Fr. 6623, fol. 67r.

liefern, so schrieb François<sup>161</sup>. Die Briefe reichten nicht mehr aus, die Anwesenheit und physische Nähe zwischen Mutter und Sohn wurde im Konfliktfall unentbehrlich. Liebe konnte zwar hier in Briefen beschworen werden, bedurfte aber letztlich des physischen Kontakts. Diese leibliche Qualität der Liebe wurde in einem Brief von François noch deutlicher, als er sagte, er würde sich die Ehre, die Mutter zu sehen, mit seinem eigenen Blut teuer erkaufen<sup>162</sup>. Zugleich war die Distanz eine Strategie, um Zeit zu gewinnen. Häufig erklärte der Sohn, er habe leider weiterreisen müssen – er schien sich der mütterlichen Präsenz entziehen zu wollen<sup>163</sup>. Bereits in der Vergangenheit hatte die Königinmutter die physische Nähe zu ihrem Jüngsten gesucht, wohl um ihn unter Kontrolle zu halten<sup>164</sup>.

Diese Nähe wurde zum Problem, wenn sie mit der Nähe zum anderen Sohn, dem König, konkurrierte. Um die Königin im Konflikt mit François zu verorten, sind ihre in sehr viel größerer Zahl überlieferten Briefe an Henri III deutlich aufschlussreicher, denn hier wurde klar, in welche Schwierigkeiten sie ihr Muttersein gegenüber zwei Brüdern im Konflikt brachte. Während sich François physisch und inhaltlich mit seinen Korrespondenzen der Mutter entzog, enthalten die Schreiben von Catherine an ihren Sohn Henri äußerst detailreiche Beschreibungen, gepaart mit ausführlichen Rechtfertigungen ihres Handelns. Es wird deutlich, dass in dieser grundsätzlich prekären Situation die königinmütterliche Position noch prekärer würde, wenn die Nähe zum ältesten Sohn fehlen würde – niemals sonst äußerte sich Catherine de Médicis so explizit über die Prinzipien ihres Handelns und ihre Position innerhalb der Königsherrschaft. Dabei war die Sichtbarkeit der Briefe am Hof und im königlichen Rat zentral, denn sie dienten der Königinmutter als Legitimation eben dieses Handelns.

Catherine machte immer wieder deutlich, dass ihre Loyalität in erster Linie dem König gelte: Sie wisse, dass François' Angabe über die Anzahl seiner Soldaten nicht stimme, so die Königinmutter an Henri III. Sie habe dem Herzog von Montpensier (einem *prince du sang* und Getreuen Henris), der François treffen werde, gesagt, er solle den Worten des Jüngsten keinen Glauben schen-

161 François an Catherine, 22.9.[1575], *ibid.*, fol. 73r.

162 »[I]e lacheteroys au poys de mon propre sanc bien cher«. François an Catherine, 23.9.[1575], *ibid.*, fol. 77r, Ende des Briefes fehlt.

163 Siehe z. B. François an Catherine, 15.10.[1575], *ibid.*, fol. 120: Der Ort sei so unwirtlich, dass er weiter müsse, so François.

164 Nach Charles' Tod ließ Catherine François und Henri de Navarre im Louvre ganz in ihrer Nähe einquartieren: HOLT, *The Duke of Anjou*, S. 45.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

ken; und überhaupt sei François »pas sy saige [sage] que je le dezire«<sup>165</sup>. Zugleich betonte sie beständig ihren eigenen Einsatz für den ältesten Sohn – die räumliche Distanz und das Engagement beim Bruder machten dies notwendig. So hob sie hervor, dass es sich um den größten Dienst handle, den sie oder andere jemals für ihn geleistet hätten; etwas später schrieb sie sogar, dass niemals eine Mutter ihren Kindern einen größeren Dienst geleistet habe<sup>166</sup>. Das Vermitteln zwischen den Brüdern und das Bewahren der Herrschaft für den Älteren wurden so zu einer Leistung der Königinmutter und Legitimation ihrer eigenen Position. Alles, was sie wünsche, sei »le repos de ce royaume et vostre conservation et contentement« – und eben nicht die Bewahrung des Bruders. In diesem Sinne verortete sich Catherine de Médicis zentral innerhalb der Patrilinie, deren vertikale Integrität sie durch die Disziplinierung eines jüngeren Bruders sichern musste<sup>167</sup>.

Dazu musste die Königinmutter über jeden einzelnen ihrer Schritte in Briefen Rechenschaft ablegen und die Sekretäre fertigten *mémoires* von den Verhandlungen mit François an<sup>168</sup>. Doch die Briefe leisteten noch mehr: Sie wurden im Konflikt zu einem schriftlichen Beweis für den Körpereinsatz der Mutter bis hin zum Tod. Immer wieder schrieb Catherine an Henri III von ihrem Sterben, das riskiert werde. Sie wolle vor ihm sterben, sie wolle nicht mehr leben, »qeant ne seriés mon fils, que j'è plus aymé que moy mesme, cela me aublige à mourir«<sup>169</sup>. Die Liebe zu ihm sei übergroß, »vous ayste mon tout«<sup>170</sup>, so formulierte die Königinmutter. Wenn schon der Verlust der jüngsten Tochter einer Amputation gleichkam, bedrohte eine Distanzierung des Königs die Existenz der Königinmutter umso mehr. Seine Ablehnung und der

165 Catherine an Henri III, 23.9.1575; 6.10.1575; 28.11.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 138f., 149, 166.

166 »[L]e plus grent cervise que je vous ayst jeamès fayst et suys si glorieuse que je panse vous enn avoyr plus fayst que personne«, Catherine an Henri III, [26.9.1575], *ibid.*, S. 140; »plus grent servise que jeamès mère fist enfans«, Catherine an Henri III, 11.12.1575, *ibid.*, S. 177.

167 Hier widerspreche ich Calvis These, »how the position and role of women helped to temper the formal structure of the patrilineal system, breaking down its rigid construction by means of horizontal practices and behaviours«, CALVI, Rights and Ties, S. 147.

168 Catherine an Henri III, Mémoire, [Nov. 1575], in: LCM, Bd. 5, S. 166–169.

169 »[C]ar je veu mourir avent vous [...] quant ne m'aymerés plus [...] Je ne veu plus vivre; car je n'è jeamès voleu vivre depuis la mort du Roy vostre père, que pour vous servir et Dieu et vous le savés, je an sui sertayne«, Catherine an Henri, [26.9.1575], *ibid.*, S. 140; »[Q]eant ne seriés mon fils, que j'è plus aymé que moy mesme, cela me aublige à mourir«, Catherine an Henri, 26.9.1575, *ibid.*, S. 141.

170 Catherine an Henri III, 5.10.1575, *ibid.*, S. 147.

Verlust der Liebe kamen der Trennung und damit ihrem Tod gleich, so sehr war sie an ihn gebunden. Die Verbindung durch die mütterliche Liebe musste mit Briefen aufrechterhalten werden, die (wie für François in seinen Schreiben an Catherine) zum Beweis dieser Liebe wurden (»preuve de mon affection«)<sup>171</sup>. Sie konnten bezeugen, dass die Königinmutter *alles*, ihr Leben, ihren Leib und ihre Seele (»ma vye et mon corps et mon ame«), einsetzen werde, um ihren ältesten Sohn und seine Herrschaft zu retten<sup>172</sup>. Die Briefe schrieben diesen körperlichen Einsatz fest, nicht nur für den König und seine Mutter, sondern für ein breiteres Publikum, denn Catherine schrieb immer wieder, dass Henri ihre Briefe seinem Rat und weiteren Menschen am Hof zeigen solle. Sogar eine seltene Gabe schickte die Königinmutter im November während der Aushandlung des Waffenstillstands an ihren Sohn<sup>173</sup>. Es handelte sich um eine Geldbörse und damit um einen Gegenstand, der eng am Körper getragen wurde. Diese solle ihm Glück und Geld bringen und ihn so zum »Roy asoleu [absolu] san contredist« machen, schrieb Catherine de Médicis und griff so nebenbei einen wichtigen Begriff der politischen Theorie auf – allerdings nicht der Monarchomachen, sondern der Verfechter einer Stärkung königlicher Herrschaft<sup>174</sup>.

Für die Königinmutter wurde im Konfliktfall ihre Verbindung zu zwei Söhnen zum Problem, und das sehr viel mehr, als es bei Marguerite der Fall war, denn François war als Thronfolger und damit als Konkurrent des Bruders eine größere Gefahr und zugleich ein wichtigeres Glied des Herrschaftskörpers. Sie wolle für das Wohl des Königs sterben, nicht für das seines Bruders, so Catherine<sup>175</sup>. Hier wurde die Mutter-Beziehung zu François geradezu negiert, als ob ein Körperteil abgestoßen würde – Söhne waren eben nicht alle gleich. Zwar hatten grundsätzlich alle Kinder Anspruch auf die Liebe und den Schutz der Mutter, wie schon das Beispiel von Marguerite gezeigt hat. Catherine schrieb in diesem Sinne zur selben Zeit an ihre vertraute Hofdame, die verwitwete Herzogin von Guise Anne d'Este: Sie wolle »lui [François] remonstrer cet que je douis [dois], luy aystent mère, et désirent l'union de mes enfans et leur conservation et le repos de ce royaume«<sup>176</sup>. Letztlich hing Catherines Autorität aber immer stärker von ihrer Nähe zum König ab, wie sie diesem explizit erklärte:

171 Catherine an Henri III, 26.9.1575, *ibid.*, S. 141.

172 Catherine an Henri III, 11.12.1575, *ibid.*, S. 178.

173 Catherine an Henri III, 28.11.1575, *ibid.*, S. 166.

174 Das Wort »absolu« wurde im 16. Jahrhundert im politischen Diskurs noch sehr selten gebraucht: CROUZET, Langages, S. 107.

175 »[J]e voldrès aystre morte et vous voyr en pays, non pour le bien de vostre frere et de ceulx qui vous troublet, mès pour le vostre«, Catherine an Henri III, [April 1576], in: LCM, Suppl. Bd. 10, S. 406.

176 Catherine an Madame de Nemours, 22.9.1575, *ibid.*, Bd. 5, S. 138.

»[J]e pansé conserver [...] vostre aultorité et par consequant conserver moy-mesme mon aultorité et tout cet que me peult fayr vivre heureuse et contente; car san vous je ne veulx poynt aystre«<sup>177</sup>. Da der Begriff *aultorité* eng mit der Souveränität assoziiert war<sup>178</sup>, wurde so zugleich verschriftlicht, dass die Nähe zum ältesten Sohn einen Anspruch darauf begründete.

Dennoch war die Königinmutter der Knotenpunkt zwischen François und Henri III, die offenbar weniger Briefe untereinander austauschten, abgesehen von den ersten oben genannten Schreiben des Jüngsten. Und sie war auch diejenige, die beiden Söhnen Handlungsanweisungen erteilte. Der erste überlieferte Brief an François vom Juni 1576 forderte ihn auf, sich noch nicht von den Deutschen Reitern zu entfernen, um nicht für Unruhe zu sorgen<sup>179</sup>. Auch an Henri III schrieb sie, wie er mit François umgehen sollte (indem er ihm »belles paroles« sandte) und wie er sich als König behaupten sollte<sup>180</sup>. Henri wiederum erwiderte, dass er sich auf den »weisen und vernünftigen Rat« der Mutter verlasse, erkannte also Catherines Autorität an<sup>181</sup>. Ich habe bereits argumentiert, dass die Königinmutter sich auf Basis der königlichen Briefe und durch ihren Status als Mutter grundsätzlich zum Handeln legitimiert sah, und dies formulierte sie nicht zufällig im Zusammenhang des Konflikts mit François 1575<sup>182</sup>. Sie war es auch, die schließlich zuerst den Waffenstillstand (21. November 1575)<sup>183</sup> und dann den Friedensvertrag mit François aushandelte und schloss und somit den Konflikt vorerst beilegen konnte.

Mit Abschluss des Friedensvertrages wurde deutlich, dass es bei den Auseinandersetzungen noch um etwas anderes als die »fremden Minister« und die Generalstände, die Anerkennung als Königssohn und die weiteren politischen Forderungen der *malcontents* gegangen war, auch wenn die Briefe nichts davon festhielten – die Ansprüche waren wohl nur mündlich durch Boten thematisiert worden. Denn François erhielt im Zusammenhang der *paix de Monsieur* im Mai 1576 eine deutliche Erweiterung seiner Apanage. Dies soll nicht andeuten, dass die anderen Verhandlungspunkte angesichts der materiellen Fragen nur vorgeschoben waren. Aber Ansprüche auf Apanagen mitsamt der damit verbundenen Einkünfte, Titel und Rechte wie auch auf sonstige finanzielle Zuwendungen waren mit verwandtschaftlichen Beziehungen eng verflochten, auch

<sup>177</sup> Catherine an Henri III, [April 1576], *ibid.*, Suppl. Bd. 10, S. 407.

<sup>178</sup> DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 92.

<sup>179</sup> Catherine an François, 19.6.1576, in: LCM, Bd. 5, S. 205.

<sup>180</sup> Catherine an Henri III, 1.10.1575; 26.9.1575, *ibid.*, S. 145, 141f.

<sup>181</sup> Henri III an Catherine, 8.10.1575, in: LHIII, Bd. 2, S. 271.

<sup>182</sup> Vgl. Kap. 2.4.

<sup>183</sup> Articles de la trêve, 21.11.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 161–165.

wenn sie in Briefen keine Rolle spielten<sup>184</sup>. In den *lettres patentes*, den Rechtsdokumenten, durch die der König Apanagen und sonstige Güter vergeben konnte, wurden solche Transfers fast immer mit der auch in der Korrespondenz der Zeit prominenten *amitié fraternelle* begründet. Briefe und Urkunden ähnelten sich also in zentralen Verwandtschaftsbegriffen. Nach der Flucht von Henri de Navarre vom Hof im Februar 1576 schickte dieser zusammen mit François, Henri de Condé und Henri de Damville eine Delegation mit ihren Forderungen zum königlichen Hof; dazu zählte die freie Religionsausübung der Hugenotten genauso wie eine Erweiterung von François' Apanage<sup>185</sup>.

Der jüngste Sohn der Königsfamilie trug bis zu besagtem Friedensvertrag den Titel *duc d'Alençon*, entsprechend seiner Apanage. Im Februar 1566, am Ende des *tour royal*, den Catherine de Médicis mit Charles IX unternommen hatte, erhielten François und sein älterer Bruder Henri ihre Apanagen und die damit verbundenen Herzogtitel: Henri wurde duc d'Anjou und François duc d'Alençon<sup>186</sup>. Das Herzogtum Alençon in der Normandie war zunächst 1559 Teil des Witwengutes (*douaire*) von Catherine de Médicis geworden, die es zu Beginn ihrer Regentschaft an die Krondomäne zurückgab<sup>187</sup>. François erhielt 1566 zudem weitere kleinere Herrschaften, unter anderem Château-Thierry und Châtillon-sur-Marne, sowie eine jährliche Pension vom König<sup>188</sup>. Dazu kamen in den folgenden Jahren (1569, 1570, 1573, 1574) weitere Güter als Ergänzung der Apanage oder im Tausch gegen vorher zugeteilte Güter, die von anderen beansprucht wurden<sup>189</sup>. Im Rahmen der *paix de Monsieur* erhielt François nun eine große Erweiterung seiner Apanage um die Herzogtümer Anjou, Berry und

<sup>184</sup> Nach wie vor aktuell: Hans MEDICK, David Warren SABEAN, Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft. Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: DIES. (Hg.), Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984, S. 28–54. Auch SABLONIER, Die aragonesische Königsfamilie, S. 311, hielt schon fest, dass Konflikte zwischen Brüdern strukturell seien, denn: »Ein Eckpunkt der Geschwisterbeziehung ist hier wie überall die Erberei«. Für eine systematischere Betrachtung der Besitzverhältnisse und -transfers der französischen Königsfamilie Kap. 4.4.

<sup>185</sup> Zu den Forderungen HOLT, The Duke of Anjou, S. 62–64.

<sup>186</sup> Zugleich nahmen beide einen neuen Namen an, was für den symbolischen Wert des Erhalts von Apanagen spricht.

<sup>187</sup> CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 129.

<sup>188</sup> HOLT, The Duke of Anjou, S. 11f., 16. Hier findet sich auch eine Liste seiner Apanagen und der Einkünfte daraus (S. 219–221).

<sup>189</sup> Die Bände Ms. Fr. 5944 und Dupuy 832 der BNF sammeln *lettres patentes* bzw. Kopien derselben zur Vergabe und Ergänzung der Apanagen (erbliche wie nicht-erbliche) sowie der Schätzung des daraus zu ziehenden Einkommens. Hinzu kommen Ein-

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Touraine, dazu kamen eine jährliche Pension von 100 000 Écus und das Recht, in seinen Herzogtümern alle Ämter und Pfründen selbst zu vergeben<sup>190</sup>. Damit verbunden war der neue Titel des *duc d'Anjou*. Dies bedeutete eine massive Vergrößerung von François' Einkommen – 1579 beliefen sich allein die Einkünfte aus Berry auf knapp 158 000 Livres, während Alençon nur gut 25 600 Livres abwarf. Insgesamt kam François 1579 allein durch seine Apanage auf ein jährliches Einkommen von mindestens 654 835 Livres<sup>191</sup>.

### 5.2.3 Die »union« der Brüder und François' »grandeur«

Der fünfte Religionskrieg hatte François' Position im Königreich also zumindest finanziell deutlich verbessert, während für den König immense Kosten zu decken waren<sup>192</sup>. In den folgenden Jahren kam es nie wieder zum offenen kriegerischen Konflikt mit Henri III. Dennoch sorgte der jüngste Bruder immer wieder für Ärger, den besonders die Königinmutter auch sehr explizit in Briefen mitteilte und sichtbar machte – wo lag das Problem?

Für den Jüngsten mussten neben der finanziellen Ausstattung weitere Optionen gefunden werden, die ihm auf irgendeine Weise eine Partizipation an oder besser noch selbstständige Herrschaftsausübung verschaffen konnte. Für Auseinandersetzungen zwischen adeligen bzw. fürstlichen Brüdern hat die Forschung verschiedene Modi der Konfliktlösung aufgezeigt, die im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit eingesetzt wurden, um verwandtschaftliche Bezie-

sprüche (*acte d'opposition*) anderer Personen beim Parlament, die angaben, dass bestimmte Herrschaften schon an sie verliehen (*bailler*) seien bzw. Teil ihres Witwengutes (*douaire*) oder ihrer Mitgift (*dot*); so z. B. durch die Königinnenwitwen Maria Stuart und Elisabeth von Österreich gegen die Vergabe der Herzogtümer Berry und Touraine an François 1576, die Teil ihrer im Ehevertrag bestimmten *douaire* seien. Auch dazu [Kap. 4.4](#).

<sup>190</sup> BNF Ms., Fr. 5944, fol. 71v–78v (Kopie); Dupuy 832, fol. 49r–55v (Kopie). HOLT, *The Duke of Anjou*.

<sup>191</sup> *Ibid.*, S. 220. Hinzu kommen einige Herrschaften, deren Einkünfte Holt nicht ermitteln konnte, sowie die jährliche Pension vom König. Zum Vergleich: Bei der Wahl von Henri d'Anjou zum König von Polen gab Charles IX an, dass sein Bruder ein jährliches Einkommen von 300 000 Écus habe, also etwa 900 000 Livres. Insofern war François vermutlich nicht besser ausgestattet, als es sein älterer Bruder gewesen war.

<sup>192</sup> Laut CLOULAS, *Catherine de Médicis*, S. 395, ließ Charles de Lorraine seinem Schwager die riesige Summe von 2 000 000 Livres sowie Teile der lothringischen Kronjuwelen als Pfand für 100 000 Écus, um Teile der Kosten zu decken. Vgl. den Brief von Catherine an Henri III, 17.11.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 161, in dem sie ihren Sohn auffordert, beim duc de Lorraine und dem duc de Vaudémont (dem Vater der Königin Louise) um Geld zu bitten.

hungen zu moderieren und zugleich die Sukzession auf den ältesten Sohn zu konzentrieren: So wurden in einigen Familien Teilungen der Herrschaftsgebiete vorgenommen, in anderen wurden jüngere Söhne Geistliche, bekamen hohe Hofämter oder kamen durch Heirat zu eigener Herrschaft<sup>193</sup>. In der französischen Königsfamilie waren der geistliche Werdegang oder eine Teilung keine Option; in der Regel sollte die Apanage die Ansprüche der Jüngeren decken. François reichte dies jedoch offenbar nicht, und so standen in den nächsten Jahren zwei weitere Möglichkeiten im Raum: Eine Heirat mit der englischen Königin Elisabeth einerseits und eine souveräne Herrschaftsposition in den Niederlanden andererseits<sup>194</sup>. In den Korrespondenzen dieser folgenden Jahre bis zu François' Tod im Sommer 1584 war beides beständig Thema und führte durchaus nicht zu Einigkeit zwischen François, seiner Mutter und seinem Bruder. Zugleich war der beständig schwelende Konflikt immer wieder Anlass, die Beziehungen untereinander neu zu verhandeln und dabei Vorstellungen der Königsherrschaft schriftlich festzuhalten. Während Aspekte des ersten Konflikts der Jahre 1575 und 1576 wieder aufgegriffen wurden (Freundschaft, Liebe, Natur), traten zugleich neue Begriffe in den Vordergrund: die Einheit (*union*) der Brüder, die Größe (*grandeur*) des Jüngeren und das Verhältnis von Mutter und Söhnen zum Königreich (*royaume*).

Eine Eheschließung zwischen François und der über 20 Jahre älteren Elisabeth I. war bereits in den Jahren 1572/73 erstmals ins Gespräch gekommen und wurde zwischen 1578 und 1581 erneut aufgegriffen, scheiterte jedoch schließlich. Seit 1577 wurde François d'Anjou als möglicher Unterstützer der protestantischen Provinzen der Niederlande gehandelt, die gegen die Herrschaft des spanischen Königs Philipp II. rebellierten und in Kontakt mit den französischen Hugenotten und *malcontents* standen<sup>195</sup>. Anfang des Jahres 1578 nahmen spanisch-habsburgische Truppen Brüssel ein, während es zugleich am französischen Hof zu Auseinandersetzungen zwischen den Favoriten des Königs und denen seines Bruders kam; im Februar 1578 verließ François deshalb erneut ohne Erlaubnis des Königs den Hof und reiste in seine Apanage nach Angers. Die Königinmutter folgte ihm und versuchte in den folgenden Monaten, ihren jüngsten Sohn von einer Intervention in den Niederlanden abzubringen – ohne

<sup>193</sup> Teilungen gab es z. B. bei den Wettinern, vgl. ROGGE, Herrschaftsweitergabe, S. 318f. Siehe auch SABLONIER, Die aragonesische Königsfamilie, S. 308.

<sup>194</sup> Auch für Henri d'Anjou war ja noch etwas anderes gefunden worden: die Herrschaft in Polen.

<sup>195</sup> Bereits Coligny hatte eine Allianz mit Wilhelm von Oranien geschlossen. 1576 boten die Provinzen Seeland, Oranien und Holland François erstmals eine Herrschaftsposition an im Gegenzug für militärische Unterstützung. HOLZ, The Duke of Anjou, S. 73f.; JOUANNA, La France, S. 464.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Erfolg. Er begann, Truppen auszuheben, und reiste im Juli 1578 nach Mons; einen Monat später schloss er ein Abkommen mit den Generalstaaten, die ihm für die Bereitstellung von Soldaten und Pferden den Titel »Verteidiger der Niederlande« und einige Orte in ihren Provinzen anboten<sup>196</sup>. Doch schon Ende des Jahres musste François sein Vorhaben abbrechen, denn er hatte weder genug Geld noch genug Truppen; im März 1579 kam er an den Hof zurück. Zwischenzeitlich wurde der Bruder des Königs dann während der *guerre des amoureux* als Vermittler zwischen den protestantischen Truppen und der königlichen Partei eingesetzt und war an der Aushandlung des Friedens von Fleix beteiligt. In diesem Zusammenhang erhielt er schließlich auch das gewünschte Amt des Generalleutnants des Königs.

Doch bereits 1580 führte François erneut Verhandlungen mit den Vertretern der Generalstaaten, die ihm eine souveräne Herrschaftsposition anboten. Als im September 1580 der Vertrag von Plessis-lès-Tours zwischen den Vereinigten Provinzen der Niederlande und François d'Anjou unterzeichnet wurde, erhielt Letzterer den Status eines *prince et seigneur* der Niederlande. Die Königinmutter bemühte sich in den folgenden Jahren weiterhin, ihren Sohn von einem offenen Konflikt mit Philipp II. abzuhalten. Dennoch startete François im Sommer 1581 erneut eine militärische Kampagne in den Niederlanden, die Henri III heimlich finanziell unterstützte; er musste seine Intervention jedoch bereits im Herbst wiederum aus Geldmangel abbrechen. Im Februar 1582 erhielt er den Titel des Herzogs von Brabant<sup>197</sup>. Bis zum Ende des Jahres 1583 versuchte François wiederholt, Städte in den Provinzen einzunehmen, und scheiterte immer wieder am Widerstand der Bevölkerung, an Geldmangel (die Provinzen zahlten nie die versprochenen Summen und Henri III und Elisabeth I. ebenfalls immer nur kleinere Beträge) und an desertierenden Truppen. Catherine de Médicis reiste ihrem Sohn nochmals hinterher, traf ihn 1581 und 1583, um ihn zu einer Rückkehr an den Hof zu bewegen. Doch erst im Februar 1584 traf François am Hof wieder auf seinen Bruder, den König; vier Monate später starb er an Tuberkulose<sup>198</sup>.

Die Briefe des Königs und der Königinmutter aus diesen Jahren zielten vor allem auf die brüderliche Liebe und Freundschaft, die sie sichtbar beschworen. Dies erforderte Einvernehmen zwischen François und seinem Bruder, was zunächst auch durch das Handeln des Jüngeren demonstriert wurde: Er nahm als Kommandant der königlichen Truppen im Frühling 1577 die Stadt La Cha-

<sup>196</sup> CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 414–418; HOLT, The Duke of Anjou, S. 96–110. Vgl. Henri III an den französischen Botschafter in Rom, Louis d'Abain, 3.6.1578, in: LHIII, Bd. 4, S. 15–21, zum erneuten Konflikt mit François.

<sup>197</sup> HOLT, The Duke of Anjou, S. 128–166; CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 449–459.

<sup>198</sup> HOLT, The Duke of Anjou, S. 173–204.

rité ein<sup>199</sup>. Henri III entgegnete darauf in Briefen, dass er Gott bitte, die Person seines Bruders zu schützen, und betonte die »amitié et affection plus que fraternelle«, die er ihm entgegenbringe – diese sei groß und perfekt und ihm von der Natur in die Seele eingepägt (»empraincte«)<sup>200</sup>. Mit der Freundschaft und der Liebe wirkten hier zwei überlappende Beziehungsformen zusammen. Während Freundschaft tendenziell auch Gleichrangigkeit zwischen Herrschenden markieren konnte (und hier ging es wohl auch darum, dem Jüngeren Anerkennung zu zollen), war Liebe als Bindeglied aller verwandtschaftlichen Beziehungen konzipiert worden und besonders mit einer leiblichen Verbindung assoziiert, wie wir gesehen haben. Beide Beziehungsformen ergänzten sich, wurden durch den Verweis auf die Natur zu einer moralisch richtigen, gottgewollten, rechtmäßigen und auf Geburt beruhenden Verbindung und waren zusammen sogar »mehr als brüderlich«. War schon die Brüderlichkeit eine Idealform sozialer Beziehungen<sup>201</sup>, wurde diese durch die kommunikative Leerstelle (was heißt »mehr«?) zu einer unhintergehbaren Verpflichtung, die in den Briefen festgeschrieben wurde. Zugleich integrierte die brüderliche Liebe und Freundschaft François so in die Königsherrschaft selbst, die er durch sein Vorgehen stützte.

Auch die Königinmutter griff den Begriff der Freundschaft unter Brüdern auf, die »doibt estre, par raison et nature, entre le Roy vostre frère et vous«, wie sie François nach seiner ersten Rückkehr aus den Niederlanden brieflich in Erinnerung brachte<sup>202</sup>. Catherine hob in ihren Schreiben jedoch noch einen anderen Begriff hervor, der im Fall von François prägnanter wurde als alle anderen Konzepte der Zugehörigkeit (wie zum Beispiel Haus, Ehre und Staat): die Einheit, *union*, der Brüder. In ihm gingen auch die Freundschaft und Liebe auf. Die Einheit diente im 16. Jahrhundert grundsätzlich zur Beschreibung gerechter Herrschaft; so implizierte der *bien public* die Vorstellung einer Einheit von König und Untertanen, und der Kanzler Michel de L'Hospital hatte anlässlich der Generalstände im Dezember 1560 zu Beginn von Catherines Regentschaft erläutert, dass die Fundamente der Regierung auf »union, accord et con-

199 Ibid., S. 88f.

200 Henri III an François, 27.4.1577, Zitate 3.5.1577, in: LHIII, Bd. 3, S. 227f., 232.

201 Mit Verweis u. a. auf Ritter und Geistliche als »Brüder« Didier LETT, L'histoire des frères et des sœurs, in: Clio. Histoire, femmes et sociétés 34 (2011), S. 182–202, hier S. 186, <https://clio.revues.org/10308> (23.4.2019). Laut HOLZAPFL, Fürstenkorrespondenz, S. 316 »ermöglicht es das Wortfeld der ›Brüderlichkeit‹, eine strukturell begründete Problemsituation der Fürstenfamilie, nämlich die Schwierigkeit, Einvernehmen zwischen regierenden Brüdern zu erhalten, brieftheoretisch zu funktionalisieren und damit in der Kommunikation beherrschbar zu machen«.

202 Catherine an François, 24.3.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 315. Vgl. an Henri III, 30.11.1578, *ibid.*, S. 147: »[L]a bonne amitié que je veoy entre vous et vostre frère le duc d'Anjou«.

sentement de tand de princes et seigneurs« beruhten<sup>203</sup>. Hier geriet nun eine spezielle Form der Einheit in den Fokus, diejenige zwischen dem König und seinem Bruder und Thronfolger.

Die Königinmutter schrieb mehrfach von der »union du Roy vostre frère et de vous« und von der Freundschaft zwischen den beiden Brüdern, die nun glücklicherweise wiederhergestellt und in jedem Fall beibehalten werden müsse<sup>204</sup>. Diese »bonne et parfaicte union« würde dafür sorgen, dass alle Angelegenheiten in Zukunft besser laufen würden, nun, da beide Brüder »bien unyz« seien<sup>205</sup>. Die in den Briefen durch die Königinmutter beschworene Nähe und Gegenseitigkeit sollte also die Königsherrschaft stützen und sichern; sie schrieb an den König: »[I]l faut que vous et luy soyez tousjours ensemble bien unis, croyez que vos affaires et services, et les siennes pareillement, s'en trouveront beaucoup mieulx«<sup>206</sup>. Während Catherine sich selbst in Verhandlungen mit Henri de Navarre im Süden des Königreichs befand, fanden solche mütterlichen Ratschläge einen prägnanten Platz in ihren fast täglichen Briefen an Henri III.

Dabei handelte es sich nicht einfach um persönliche Auseinandersetzungen zwischen Familienmitgliedern. Denn die Briefe zeugten immer wieder von der Notwendigkeit der Sichtbarkeit der brüderlichen Einheit. Bereits während der ersten Verhandlungen mit François hatte die Königinmutter Henri III mehrfach aufgefordert, ihre Briefe anderen zu zeigen; die Schreiben wurden zusammen mit ihrer Positionierung als Mutter zu einer Legitimations- und Handlungsgrundlage. In den späteren Jahren des Konflikts erschien die Königinmutter in Briefen als diejenige, die für die Sichtbarkeit der Einheit, Liebe und Freundschaft von Henri und François und somit für die Integrität des leiblichen Herrschaftskörpers sorgte und ihren Kindern immer wieder klarmachte, wie zentral diese für die Stabilität der Herrschaft war. So forderte sie François auf, er solle »faire conoistre à tout le monde l'assurance que avez de l'amitié de vostre Roy et frère, et d'estre en sa bonne grace«; wichtig sei es auch, wie sie mehrfach betonte, dass seine potentielle Braut, die englische Königin, wisse, dass die Brüder eine Einheit (»ung ensemble«) seien<sup>207</sup>. Die symbiotische Bindung musste demonstriert, ständig reproduziert werden, und dafür reichten Briefe nicht immer aus. Auch dem König machte Catherine klar, dass die brüderliche Einheit, die königlichen Angelegenheiten und die englische Hochzeit

<sup>203</sup> L'HOSPITAL, Discours, S. 72. Zum *bien public* Moos, Das Öffentliche und das Private.

<sup>204</sup> Catherine an François, 23.12.1580, in: LCM, Bd. 7, S. 306.

<sup>205</sup> Catherine an Henri III, 25.3.1579, *ibid.*, Bd. 6, S. 319.

<sup>206</sup> Catherine an Henri III, 18.–20.5.1579, *ibid.*, S. 368.

<sup>207</sup> Catherine an François, 3.1.1581, 24.3.1579, *ibid.*, Bd. 7, S. 313, Bd. 6, S. 317.

voneinander abhingen. Sie schrieb an Henri III, dass der junge Bruder nur einige Tage an den Hof kommen müsse, dann zu ihr weiterreisen und anschließend in seine Apanage zurückkehren könne, denn »cela aporeroit ung bien incroyable à vos affaires et aux siennes aussy«. Die sichtbare physische Nähe der Brüder zueinander, aber auch zur Mutter, die François auch noch besuchen sollte, diente der Königsherrschaft – und auch der Eheschließung, weil man nicht davon ausgehen könne, dass Elisabeth jemals zustimmen würde, wenn sie nicht sehe, dass zwischen den Brüdern Freundschaft (»la bonne et vraye amitié«) sei<sup>208</sup>. Denn nicht zuletzt war die brüderliche Nähe die Voraussetzung für die Sukzession François', die gesichert werden sollte. Verwandtschaftliche Verbundenheit und Herrschaftsansprüche gingen Hand in Hand. Kurz darauf, im März 1579, kam François dann tatsächlich an den Hof, wo er mit großem Pomp und mehrtägigen Feiern empfangen wurde<sup>209</sup>. Die Integrität des durch die Brüder symbolisierten Herrschaftskörpers war (zumindest kurzfristig) wiederhergestellt. Die Königinmutter freute sich brieflich über die Ankunft ihres Jüngsten am Hof, die die perfekte Freundschaft der beiden Brüder bezeugen und den Frieden sichern würde<sup>210</sup>. Dies beförderte sie selbst, indem sie das Zusammentreffen möglichst Vielen bekannt machte; unter anderem schrieb sie an die Gouverneure der Provinzen<sup>211</sup>. Die brüderliche Eintracht zeigte, dass die königliche Autorität gesichert und respektiert war.

Im Gegenzug bedeutete sichtbarer Konflikt, oder besser sichtbare Uneinigkeit und Trennung der Brüder, die doch eigentlich eins sein sollten, immer eine Gefahr auch für die Position der Königinmutter als Verantwortliche nicht nur für eine Ökonomie der Ehre und für das Haus, sondern auch für die brüderliche

208 Catherine an Henri III, 15.3.1579, *ibid.*, S. 304.

209 Offensichtlich war François sich der Bedeutung seines Auftretens bewusst und nutzte sie, um weitere Privilegien auszuhandeln: So durfte er den Hof mit seiner gesamten Garde betreten, einige seiner Favoriten wurden Mitglieder im *Conseil privé* des Königs und er bekam zusätzlich 100 000 Livres. HOLT, *The Duke of Anjou*, S. 116.

210 Catherine an Henri III, 25.3.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 318–322.

211 Catherine an Henri de Montmorency-Damville, Gouverneur des Languedoc, 16.2.1579: »[V]ous voullant aussy bien advertir que mon filz le duc d'Anjou est de retour à Allençon, se deliberant de se conformer, comme aussy est-ce son devoir, à toutes les intentions et volontés du Roy, mondict S<sup>r</sup> et filz«; vgl. das Schreiben mit demselben Inhalt vom selben Tag an den Gouverneur der Haute-Auvergne, beide *ibid.*, S. 264f. Ein fehlendes Zusammensein der Brüder und ihre Vereinigung wurde tatsächlich von anderen Herrscherinnen und Herrschern registriert – so schrieb Karl Emanuel von Savoyen anlässlich von François' erneuter Rückkehr an den Hof 1584 an Henri III von seiner Freude »de la venue de Monsieur à la court le voiant par efet continuer au devoir et bonne volonté qu'il a vers V. M. J'écris a mon ambassadeur de se reiouir avec elle a mon nom de cet heurus et desiré succès«, Karl Emanuel an Henri III, 29.2.1584, BNF Ms., NAF 22804, nr. 45, S. 8.

Einheit. So versuchte diese auch dafür zu sorgen, dass potentiell gefährliche Briefe niemandem unter die Augen kamen oder besser noch ganz verschwanden, wenn sie ihrem Entwurf der Einigkeit von verbundenen königlichen Geschwistern widersprachen. Als François in einen Streit mit Ludovico Gonzaga, Herzog von Nevers, verwickelt war, den er der Ehrverletzung beschuldigte, versicherte Catherine de Médicis den Gesandten Villeroy und Bellièvre, niemand würde die Briefe ihres Sohnes jemals sehen<sup>212</sup>. Nachdem 1578 ein Brief von François über sein Vorhaben in den Niederlanden gedruckt worden war, forderte die Königin ihre beiden Söhne auf, anzuordnen, dass alle Exemplare heimlich verbrannt werden sollten<sup>213</sup>.

Aber was bedeutete Einheit konkret und was konnte François beanspruchen? Seit dem 13. Jahrhundert, so hat Lewis gezeigt, gab es in der französischen Monarchie die Vorstellung, dass Königlichsein sich auch auf die Brüder und Söhne des Königs erstreckte – ähnlich wie im Adel alle legitimen Kinder ebenfalls adelig waren. Nach Lewis waren so die Prinzen »heirs to portions of France, their father's estate«<sup>214</sup>. In diesem Sinne war die königliche Herrschaft etwas, das sich auf alle engeren (männlichen) Mitglieder der Königsfamilie erstreckte. Der Rechtsgelehrte Loyseau griff 1610 auf den Begriff der Souveränität zurück, um zu erklären, dass alle Söhne des Königs, und darüber hinaus auch die weiteren *princes du sang*, Anteil an der Herrschaft hätten: »Ce titre de *monsieur*, est d'avoir grands Officiers, qui sont marques de participation à l'honneur de la Souveraineté«. Je näher man mit dem König verwandt war, umso mehr Souveränität fiel auf einen selbst, so Loyseau: »[P]lus ils sont proches, plus ils sont illustres des rayons de la Souveraineté«<sup>215</sup>. Die Rechtsgelehrten waren sich jedoch in dieser Frage nicht einig: Nur wenig später, 1632, schrieb Cardin Le Bret in seinem Traktat zur Souveränität im Kapitel »Des Enfans & des Freres des Roys«, dass »ces tiltres ne leur donnent aucune part en la souveraineté durant la vie du Pere, ou du frere aîné« und dass die königliche Geburt und *nourriture* den jüngeren Brüdern zwar Respekt verschaffe, sie aber keinesfalls auf die gleiche Stufe wie den ältesten Sohn stelle<sup>216</sup>.

212 Catherine an Villeroy und Bellièvre, 4.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 314.

213 Catherine an Henri III, 26.1.1579, *ibid.*, Bd. 6, S. 235f. Es handelt sich vermutlich um die »[I]ettre contenant l'éclaircissement des actions et déportemens de Monsieur filz et frère du Roy, duc d'Anjou, d'Alençon, etc.« Dazu CROUZET, *Les guerriers de Dieu*, Bd. 2, S. 177, FN.

214 LEWIS, *Royal Succession*, S. 154–195, Zitat S. 192.

215 LOYSEAU, *Le Livre des Ordres & simples Dignitez*, Kap. VII: Des Princes, Nr. 12, S. 44 (Hervorh. i. Orig.).

216 LE BRET, *De la Souveraineté du Roy*, S. 25f. Vgl. COSANDEY, DESCIMON, *L'absolutisme*, S. 295.

Souveränität bzw. Anteilnahme an Herrschaft konnte also je nach Perspektive pluraler verstanden werden, als die spätere Verengung auf die ikonenhafte Figur des absolutistischen Königs nahelegt. In den Briefen wurde dies als politisches Konzept explizit formuliert und umgesetzt. Bereits François I<sup>er</sup> hatte in enger Verbindung zu seiner Mutter und seiner Schwester regiert<sup>217</sup>. In den Korrespondenzen von Catherine de Médicis und ihren Kindern war zwar nicht explizit von Souveränität die Rede, wohl aber von *grandeur*<sup>218</sup>. Es wird deutlich, dass einerseits der jüngste Sohn ein allseits anerkanntes Recht auf eigene Größe bzw. auf Anteilnahme daran hatte und dass andererseits die Unterordnung unter den König gefordert war. Die Königinmutter versuchte deshalb in Briefen, ihm beides zusammen klarzumachen.

Catherine betonte, dass François als Bruder des Königs (»le frère d'ung si grand Roy«) das Recht habe, »Größe« zu beanspruchen (»telle grandeur que justement pouvez désirer«), und versicherte ihm, »que nous voulons vostre conservation et grandeur«<sup>219</sup>. Wie diese Größe, eine königliche Würde, die doch irgendeine Form der Partizipation an bzw. Ausübung von Herrschaft beinhalten sollte, konkret aussehen könnte, blieb dabei unklar<sup>220</sup>. Klar war hingegen, dass *grandeur* relational vom Bruder und vom Königreich kommen werde und nicht aus eigenmächtigen Unternehmungen. Den König wiederum erinnerte seine Mutter daran, dass es durchaus vernünftig sei, für Größe und Zufriedenheit des Bruders zu sorgen – die Pflege der brüderlichen Verbindung wurde so zu einer Form von »Staatsräson«<sup>221</sup>. François erkannte die mütterliche Sorge um seine Größe in Briefen durchaus an (»vous désirez plus que nul aultre ma grandeur«<sup>222</sup>) und bat die Königin um Rat bei der Erlangung dieser Größe.

Das Gegenstück dieses Anspruchs, der auf der Verbindung zum königlichen Bruder basierte, bildete dann jedoch die Pflicht (*devoir*) und Verpflichtung (*obligation*) gegenüber Letzterem und damit zugleich dem Königreich

217 DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 261.

218 HUGUET, Dictionnaire, Bd. 4, verweist unter *grandeur* bzw. *grandesse* auf »grandeur morale, grandeur du rang«.

219 Catherine an François, 24.3.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 316.

220 Die Königinmutter schrieb z. B. »qu'aurez plus d'occasion de contentement« (ibid.) und versprach François, er werde »acquérir une gloire immortelle«, 23.12.1580, ibid., Bd. 7, S. 309. Auch Henri III äußerte sich in Briefen in dieser Hinsicht: »Je souhaiteray et favoriseray tousjours le bien, grandeur et contentement de mondict frere que j'ayme uniquement«, Henri III an Bellièvre, 3.8.1578, in: LHIII, Bd. 4, S. 51.

221 »[L]a grandeur et contentement de vostredict frère, auquel il est bien raisonnable d'aider«. Catherine an Henri III, 11.4.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 332.

222 François an Catherine, 21.3.1580, ibid., Bd. 7, S. 474, und BNF Ms., NAF 21094, II, S. 17.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

gegenüber. François erkannte diese selbst in Briefen mehrfach an – immer dann, wenn er nicht ganz im Einklang mit dem Willen des Königs handelte: er wisse, »que mon bien et grandeur depend de vostre prosperité«, schrieb er während der Verhandlungen mit Vertretern der Generalstaaten 1580 an Henri III. In einem Schreiben an das Parlament von Paris betonte er 1581 angesichts seiner erneuten Abreise in die Niederlande, er handele nicht aus Eigennutz, denn »il y a peu de mon particulier et beaucoup du service du Roy mon dict Seigneur et frere, et du bien de son Estat«<sup>223</sup>. Die Königinmutter betonte denn auch gegenüber dem König, sie bemühe sich, François zu verdeutlichen, »que sa grandeur dépend et ne peult estre que de la vostre«<sup>224</sup>. Wir kommen der Bestimmung der Größe also näher: Sie ist sozusagen eine kleinere Version der Größe des Königs, eine Teilhabe an dieser Größe als Glied der Königsherrschaft, mithin eine andere Art, die Verbundenheit der Brüder in den Mittelpunkt zu rücken. Catherine hatte tatsächlich einen Tag zuvor konkreter direkt an François von der »obligation que vous avez au Roy vostre frère« geschrieben, die verbunden sei mit »ne vouloir jamais faire chose qui puisse altérer l'amitié qui doit estre, par raison et nature, entre le Roy vostre frère et vous«<sup>225</sup>, das heißt, nicht in eigener Sache ohne Rücksicht auf den Bruder vorzugehen, an den man durch Natur und Geburt unbedingt gebunden sei. Henri III war für den Herzog von Anjou nicht nur Bruder, sondern zugleich auch König, stellte Catherine klar: »[C]ombien que vous ayez cest honneur que d'estre frère du Roy, vous estes néanmoings son subject, vous luy devez toute obéissance«<sup>226</sup>. In diesem Sinne war François seinem Bruder und König als jüngerer Sohn Unterordnung schuldig. Sein eigenmächtiges Vorgehen war also nicht legitim; stattdessen müsse er stets »den König« lieben und achten<sup>227</sup>.

Während die Königinmutter ihre Tochter im Konfliktfall eher über die Interdependenzen der Ehre, das Haus und den Bezug auf den Staat in die Königsherrschaft integrierte, hatten jüngere Brüder als potentielle Thronfolger

<sup>223</sup> François an Henri III, 21.3.1580, *ibid.*, S. 16; François an das Parlament, 20.5.1581, BNF Ms., Fr. 3959, fol. 74r–79v.

<sup>224</sup> Catherine an Henri III, 25.3.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 319.

<sup>225</sup> Catherine an François, 24.3.1579, *ibid.*, S. 315.

<sup>226</sup> Catherine an François, 23.12.1580, *ibid.*, Bd. 7, S. 308. Vor allem die Briefe des Gesandten Bellièvre weisen auf die Mühen hin, die mit der Integration des jüngsten Sohnes in die Königsherrschaft verbunden waren: Er befürchte, François werde sich an gefährliche Ratschläge halten; seine Ratgeber seien nicht für den Frieden; er sei nur sehr schwer von seinen Vorhaben abzubringen, wenn er sie sich einmal in den Kopf gesetzt habe, so Bellièvre an Catherine, 20.10.1580, 30.10.1580, 11.12.1580, *ibid.*, S. 451–454.

<sup>227</sup> Catherine an François, 3.1.1581, *ibid.*, S. 313: »ne pouvez que estimer et aymer le Roy«.

einen Anspruch auf einen Teil der königlichen Größe. Zugehörigkeiten in Konflikten waren in diesem Sinne geschlechtlich markiert – zwar wurden alle leiblichen Kinder als Glieder des leiblichen Herrschaftskörpers verstanden, aber ihre Verbindung war unterschiedlich konstituiert. Königinmuttersein und die damit verbundene Autorität nahm deshalb verschiedene Formen an. Briefe hatten die Funktion, diese Konzeptionen über Jahre sichtbar zu reproduzieren und zugleich situativ anzupassen.

#### 5.2.4 »Travail« und »labeur«. Die Königinmutter als Märtyrerin

Catherine de Médicis erschien in den Briefen an François und Henri III ebenso wie bei Marguerite als Managerin und Garantin der geschwisterlichen Verbindung, die eine Definitionsmacht über die einzelnen Beziehungen beanspruchte. Deutlicher noch wird ihre Positionierung, wenn man die Praktiken des mütterlichen Ratgebens genauer betrachtet, die die Kommunikation rund um den Fall François vor allem in den Jahren 1579 bis 1581 dominierten.

Die Königin verortete sich wie allen leiblichen Kindern gegenüber auch zu François als Vorfahrin mit Herrschaftswissen und als wohlmeinende Ratgeberin, an deren Richtlinien sich der Sohn halten sollte, wenn er sein Ziel (der Partizipation an bzw. Ausübung von Herrschaft) erreichen wollte. »Vous n'avez pas quasy de quoy faire monter à cheval ceulx desquelz vous entendez vous servir, et voulez aller combatre une armée hors du royaulme«<sup>228</sup>, führte sie ihm beispielsweise als militärische Strategin die Unsinnigkeit seines Unternehmens in den Niederlanden vor Augen. Er könne dort nur »toute défaveur, despense et honte«<sup>229</sup> erwarten. Dabei wies sie ihren Sohn auch immer wieder explizit auf ihre eigene Stellung hin und äußerte darauf basierend offene Kritik an seinem Verhalten: »[J]e vous prie considérer que je suis vostre mère, et vous souvenir que vous n'avez jamais receu que tout bien et honneur des recordz et conseilz que je vous ay donnez, et au contraire n'avez raporté que honte et dommage quand vous ne les avez embrassez«<sup>230</sup>. Der Rat der Mutter war der gute, im

<sup>228</sup> Catherine an François, 23.12.1580, *ibid.*, S. 307.

<sup>229</sup> So in einem Bericht der Königinmutter über ihre Verhandlungen mit François an den Gesandten Maintenon: »Mémoire baillé par la Royne, Mère du Roy, à Monsieur de Maintenon qu'elle a dépesché vers led. Seigneur«, 8./9.5.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 21–26.

<sup>230</sup> Catherine an François, 23.12.1580, *ibid.*, Bd. 7, S. 304. Vgl. hier auch »toutesfois le conseil du Roy, ny le mien ne vous manqueront jamais« und an François, 3.1.1581: »Je vous prie considérer bien comme je le prens«, *ibid.*, S. 313. François betonte im Gegenzug, den Rat der Mutter zu schätzen und zu befolgen: »[I]e desire vous randre toute ma vye d'obeisance et de servisse«, François an Catherine, 2.3.[1578], BNF Ms., NAF 21094, I, S. 17.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Gegensatz zu den in Briefen namenlosen Beratern, die immer wieder für schlechte Entscheidungen des Sohnes verantwortlich gemacht wurden und diese Nachricht vermutlich zu lesen oder hören bekamen. Als Mutter hatte Catherine de Médicis deshalb auch Anspruch auf ein Wissen über die »wahren« Intentionen von François<sup>231</sup>.

Dem selbstbewussten Einfordern, Kritisieren und Ratgeben gegenüber dem jüngeren Sohn stand die kompliziertere Kommunikation mit dem König gegenüber. Wenngleich nicht mehr, wie während der kriegerischen Auseinandersetzungen der Jahre 1575/76, der Tod der Mutter thematisiert wurde, war diese Beziehung immer zentral für das Königinmuttersein. Catherine wies Henri III deshalb an, wie er sich seinem Bruder gegenüber zu verhalten habe. Dabei ging es vor allem um die Kontrolle der Kommunikation in Form von Briefen und Boten, die die Königinmutter übernahm: Aufgrund der »folle jeunesse« von François' Entourage solle man ihm zur Erinnerung an seine Zugehörigkeit zum König häufig Boten schicken (»il sera toujours bien fait de persévérer d'envoyer souvent vers luy et continuer l'amitié que luy portez«); die durch Boten ersetzte physische Präsenz von Mutter und Bruder sollte François auf den richtigen Weg bringen<sup>232</sup>. Briefe taten dies genauso, wie Catherine mehrfach darlegte: Sie schrieb an Henri III, wie oft und was er seinem Bruder schreiben sollte, denn der habe das Gefühl, dass man ihn nicht genügend beachte<sup>233</sup>. Zugleich wurde die mehrfachrelationale Kommunikation zum Beweis des mütterlichen Einsatzes im Konflikt. Die Königin schickte Boten, verhandelte mit François, schickte Berichte darüber und sandte dem König Briefe weiter, die sie an den Jüngsten geschrieben hatte<sup>234</sup>. Wichtig war dabei, »que je ne fais doute qu'il ne suive en cela [die Unternehmung in den Niederlanden] vostre advis et le mien qui sont conformes«<sup>235</sup>. Konformität von Mutter und König musste beständig reproduziert werden, und sie zeigte sich im mütterlichen Ratgeben als Form praktizierter Autorität. Die beständige Anstrengung der Königinmutter wurde so sichtbar.

Tatsächlich übernahm Catherine de Médicis gerade in den Jahren 1578 bis 1581 wiederholt wichtige Aufgaben innerhalb der Königsherrschaft. Als Henri III sich zu Beginn des Jahres 1581 wegen einer schweren Krankheit für mehrere

<sup>231</sup> »[Q]u'elle le prioit et requéroit, comme sa mère, de luy dire s'il avoit poinct d'autre délibération que l'entreprise de Flandres«, *Mémoire baillé par la Roynne, Mère du Roy, à Monsieur de Maintenon*, 8./9.5.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 25.

<sup>232</sup> Catherine an Henri III, 15.3.1579, *ibid.*, S. 303. Vgl. »Il fault que vous et moy l'envoyons visiter souvent«, 21.2.1579, *ibid.*, S. 276.

<sup>233</sup> Catherine an Henri III, 25.11.1579, 16.–18.4.1580, *ibid.*, Bd. 7, S. 200–202, 243–247.

<sup>234</sup> Z. B. Catherine an Henri III, 5.1.1579, *ibid.*, Bd. 6, S. 203–206.

<sup>235</sup> Catherine an Henri III, 28.2.–4.3.1579, *ibid.*, S. 288.

Monate vom Hof zurückzog, führte die Königinmutter hauptsächlich die Regierungsgeschäfte<sup>236</sup>. Zugleich wurde in dieser kritischen Zeit Ende der 1570er Jahre, aus der besonders viele Dokumente zum Verhältnis von François zu König und Königinmutter überliefert sind, dessen Status als Thronfolger immer wahrscheinlicher, so dass die Sicherung seiner Sukzession zentral wurde. Die Königinmutter richtete in dieser Zeit ihre Aufmerksamkeit neben dem Engagement in den Niederlanden vor allem auf die Eheschließung mit Elisabeth, die sie maßgeblich vorantrieb. Die Allianz mit der englischen Königin hätte dem Herzog von Anjou einen Krieg gegen Philipp II. in den Niederlanden ermöglichen können, ohne dass der französische König zu direkt beteiligt gewesen wäre<sup>237</sup>. Zugleich hätte sie François im besten Fall eine eigene Krone<sup>238</sup> verschafft. »Ne s'en présentant pour le présent une plus preste ni plus grande [option] que le mariage de la royne d'Angleterre, je demeure en mon opinion que [...] [vous] ne devez différez d'y aller, et m'assure qu'elle ne sera si mal conseillée de vous en laisser retourner avec occasion d'estre mal content«<sup>239</sup>, ermutigte Catherine ihren jüngsten Sohn zu einer Reise an den englischen Hof. Die Forschung ist sich uneinig darüber, ob eine Heirat jemals eine realistische Option war; sie war 1570 schon für Henri d'Anjou im Gespräch gewesen<sup>240</sup>. Die Verhandlungen führten jedoch zu einem beständigen Austausch von Boten und Briefen sowie zu mehreren Besuchen des Königssohnes am englischen Hof. Sie war also vor allem ein Kommunikationsanlass<sup>241</sup>, den die Königinmutter nutzte und prägte, indem sie ihren beiden Söhnen Anweisungen dazu schickte. Ehean-

236 CLOULAS, Catherine de Médicis, S. 448.

237 Zu dieser These HOLT, The Duke of Anjou, S. 109, 120.

238 »[C]oronné roy comme mary [mari] de la royne«, Catherine an Henri III, 23.4.1579, in: LCM, Bd. 6, S. 342.

239 Catherine an François, 24.3.1579, *ibid.*, S. 316.

240 ALLINSON, A Monarchy of Letters; MUELLER, »To My Very Good Brother the King of Scots«; Susan DORAN, Monarchy and Matrimony. The Courtships of Elizabeth I, London, New York 1996. Noch 1570 schrieb Catherine de Médicis an den Gesandten am englischen Hof Bertrand de Salignac de La Mothe Fénelon: »Je suis bien aise de quoy vous estes de mon oppinion, qui est que la royne d'Angleterre, quelque chose qu'ilz nous ayent voullu persuader et persuadent encores ceulx que sçavez, ne se mariera jamais«, 21.11.1570, in: LCM, Bd. 4, S. 17. Zur Korrespondenz des Botschafters siehe Correspondance diplomatique de Bertrand de Salignac de La Mothe Fénelon, ambassadeur de France en Angleterre de 1568 à 1575, 7 Bde., hg. von C. P. COOPER, A. TEULET, Paris, London 1838–1840, v. a. Bd. 5–7.

241 Grundlegend zu Eheanbahnung WILLASCH, Verhandlungen. Vgl. ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 105; DORAN, Elizabeth I, S. 130; ähnlich auch ANTENHOFER, Letters, S. 114. Siehe z. B. François an Elisabeth I., 18.7.1583, BNF Ms., Fr. 3181, fol. 18v; Marguerite an Elisabeth I., [Dez. 1578] u. 9.3.1579, in: Marguerite de Valois, Correspon-

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

bahnung war keine ungewöhnliche Beschäftigung für fürstliche Mütter in Mittelalter und Früher Neuzeit, wie schon der Blick auf die Kommunikation mit der ältesten Tochter Élisabeth gezeigt hat. Durch das Arrangement von Ehen wurde auch die Fortpflanzung zu einer mütterlichen Aufgabe<sup>242</sup>. Im Konflikt mit François bot es der Königinmutter und dem König jedoch vor allem eine Möglichkeit, dem jüngsten Sohn eine Form von *grandeur* zu versprechen. Darüber hinaus konnte sich Catherine de Médicis auf diese Weise in der Kommunikation mit der englischen Königin als Mutter positionieren – trotz der letztlich nie geschlossenen Ehe<sup>243</sup>.

Neben dem Engagement für die Heirat mit Elisabeth suchte die Königinmutter noch nach weiteren Lösungen für François. Eine Möglichkeit war, ihm einen Teil ihres eigenen Erbes zu verschaffen; dies war in der französischen Monarchie üblich<sup>244</sup>. Nachdem der Versuch, die Herrschaft in Polen für den jüngsten Bruder zu sichern, gescheitert war, wie auch die Ansprüche auf die Toskana durch die Königinmutter nicht durchgesetzt werden konnten, tat sich Ende der 1570er Jahre mit dem Anspruch auf den Thron von Portugal eine weitere Option auf, die jedoch auch nicht umgesetzt werden konnte<sup>245</sup>. Der Versuch, den jüngsten Sohn durch die Übertragung mütterlicher Erbansprüche zufriedenzustellen, scheiterte also letztlich.

dance, S. 82; verschiedene Schreiben in LCM, Bd. 8, App. X, S. 408–424. Ein Schreiben von Charles IX an François vom 29.5.1573 verdeutlicht die Einbindung mehrere Verwandter über Briefe anlässlich des Eheprojekts: Charles schicke einen Brief aus England weiter, damit François und Henri ihn sich gemeinsam anschauen könnten. Er habe eine Antwort vorbereitet, die die beiden nur noch unterschreiben müssten, BNF, NAF 1241, fol. 227r–v; derselbe in BNF, NAF 6002, S. 48.

<sup>242</sup> SHADIS, Berenguela of Castile's Political Motherhood. Dazu Catherine an Henri III, 14./15.4.1580, in: LCM, Bd. 7, S. 238: »[Q]ue le temps pressoit du costé de la dame royne d'Angleterre qui en vouldroit espérer des enfans, et que de mon costé aussi, considérant mon aage, je désirois en veoir de vous et de luy«. Zu Müttern als Eheanbahnerinnen vgl. NEUSCHEL, Word of Honor, S. 78; CRABB, How to Influence.

<sup>243</sup> Zur Korrespondenz von Catherine de Médicis und Elisabeth I. ausführlich ALLINSON, A Monarchy of Letters, Kap. 6; DORAN, Elizabeth I. Beide Autorinnen beschreiben dies als »imagined kinship« bzw. »fiction«. Tatsächlich war Heirat eine Form, Mutterschaft auf die Schwiegerkinder zu erweitern (vgl. Kap. 3.2.1 u. 4.3.2), und dafür waren offensichtlich schon Heiratsverhandlungen ausreichend; dies heißt nicht, dass solche verwandtschaftlichen Beziehungen fiktiv waren. Mit niemandem außer Henri de Navarre führte Elisabeth I. eine so langjährige Korrespondenz wie mit der Königinmutter. ALLINSON, A Monarchy of Letters, S. 94.

<sup>244</sup> Zur Ausstattung der jüngeren Kinder mit dem mütterlichen Erbe COSANDEY, Quelques réflexions, S. 64. Eine ähnliche Beobachtung macht CRABB, How to Influence, S. 23, am Beispiel von Alessandra Strozzi.

<sup>245</sup> Vgl. Kap. 4.4.

In den Briefen kristallisierte sich dagegen immer wieder die relationale Figur der Königinmutter als diejenige heraus, die den Söhnen besonders nahestand und deshalb litt. Insbesondere zwei lange Briefe an François aus der kritischen Zeit um den Jahreswechsel 1580/81 herum, als François erneut Truppen für eine militärische Intervention in den Niederlanden sammelte, zeugen davon. Wichtig waren die physische Nähe von Mutter und Sohn, die Liebesbindung und die Verantwortung der Mutter für das Vermächtnis der Vorfahren ihrer Kinder. Catherine de Médicis schrieb an François mehrfach, sie wolle bei ihm sein, um ihn an den Ort zurückzuholen, wo er hingehörte – an die Seite von Bruder und Mutter: »[M]oy-mesme vous savez que vous suyvis jusques à ce que vous peusse voir et parler à vous, pour essayer de vous y ramener«<sup>246</sup>. Die Anrede *mon fils* wurde dabei beständig wiederholt, um den Standort des Sohnes zu fixieren. Diese Nähe wurde als Liebe spezifiziert: »[C]onsidérez de combien je les surpasse d'affection en vostre endroit et intérêt à vostre bien«<sup>247</sup>. Diese Liebe zeichnete die leibliche Mutter besonders aus und sie übertraf die Liebe aller anderen Personen. Sie bedeutete zugleich eine Verpflichtung für François, der seiner Position als leiblicher Sohn gerecht werden müsse (»ferez vivre vostre mère contente«), um sie nicht zur »plus affligée [betroffen/geschlagen] et désolée mère qui naquit jamais«<sup>248</sup> werden zu lassen. Denn eine Distanzierung von François im Konflikt war wenn nicht mit dem Tod der Mutter, so doch mit starken negativen Gefühlen der Trauer und Wut verbunden, wie Catherine nachdrücklich kommunizierte: »Mon filz, je ne vous saurois assez représenter l'ennuy que j'ay, en lieu de l'espérance que m'estois promise«<sup>249</sup>. Der Konflikt war körperlich schmerzhaft (»la plus grande peine où je juz onques«), denn er traf ins mütterliche Herz: »[V]ous sçavez combien me touche fort au cueur le regret«, hatte die Königin während François' erstem Aufenthalt in den Niederlanden an den König geschrieben<sup>250</sup>. An dieser Stelle wurde der Konflikt schriftlich sichtbar gemacht, denn er zeugte vom Leiden der Königinmutter für die Einheit. Erschütterungen der physiologisch konzipierten

246 Catherine an François, 3.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 313.

247 Catherine an François, 23.12.1580, *ibid.*, S. 304. Hier auch »l'amour que je vous porte«.

248 Catherine an François, 3.1.1581, 23.12.1580, *ibid.*, S. 313, 304. COSANDEY, *Puissance maternelle*, S. 9, stellt für die Position der Mutter fest: »Amour et devoirs filiaux, confusément mêlés, imposent reconnaissance, affection, attachement, sous peine d'apparaître comme un fils indigne«.

249 Catherine an François, 3.1.1581, in: LCM, Bd. 7, S. 312.

250 Catherine an François, 23.12.1580; Catherine an Henri III, 4.10.1578, *ibid.*, S. 309; Bd. 6, S. 53.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

Bindungen waren auch leiblich zu spüren, sie taten weh, so machten die Briefe sichtbar.

Deshalb war Catherines Aufgabe, nämlich die Bewahrung des Königreiches und die Einheit der Brüder, auch eine auf Leben und Tod; denn sie wünschte dies mehr als ihr eigenes Überleben, wie sie Ende des Jahres 1580 gegenüber François festhielt: »[J]amais mère, qui a désiré l'union et le bien de ses enfans, comme je faictz à la vérité uniquement et plus que la conservation de ma propre vye«. Sie verortete sich so als Märtyrerin, die nicht nur Schmerzen erlitt, sondern für ihre Kinder sterben würde. Sehr explizit formulierte Catherine in diesem Brief, worum es ihr ging. Sie schrieb, sie wollte einzig »procurer et avancer de tout mon pouvoir l'honneur, grandeur et contentement du Roy vostre frère, et le vostre, avevques le bien général de ce royaume«<sup>251</sup>. Das Wohl des Königreichs und der Brüder war eins, so verstand es die Königinmutter – und sie machte sich durch ihren körperlichen, schmerzhaften und todesbereiten Einsatz für alle drei unentbehrlich. Dies war nicht nur eine Aufgabe einer Regentin, wie Catherine implizit klarstellte, sondern »tout ce que mère pouvoit faire«, eine mütterliche Pflicht. An Henri III schrieb sie dazu:

[J]'ay fait en ce que j'ay pensé vous pouvoir servir et conserver ce Royaume entier entre vos mains et du Roy vostre frère [...] et que j'avois tout conservé pour vous et le Roy vostre frère, comme je devois. Je sais bien qu'en ce faisant, j'ay fait pour moy et satisfait en partie à l'obligation que j'ay aux Rois vos père et grand-père, en conservant ce qu'eux mesmes ont commandé, si ce n'est du tout, au moins en partie, en la grandeur qu'ils l'ont laissé<sup>252</sup>.

Die Bewahrung der Herrschaft war eine typischerweise der mütterlichen Regentschaft zugewiesene temporäre Aufgabe, die Catherine hier als eine dauerhafte Aufgabe einer Königinmutter identifizierte, in einer Linie mit Königen, denen sie verpflichtet war. Auch ihre Autorität war somit als königinmütterliche, nicht als regentschaftliche qualifiziert. Die Bewahrung der Herrschaft war ein Thema, das Fürstenspiegel der Zeit für den männlichen Herrscher verhandelten und das Catherine hier an sich zog<sup>253</sup>. Der König erkannte ihre Stellung brieflich an, er brauche ihren Rat zum Regieren, »affin que sur ce je puisse par vostre bon conseil et advis donner ordre a mes affaires pour la manutention de la tranquillité publique de mon royaume et la conservation de mon Estat«<sup>254</sup>.

<sup>251</sup> Catherine an François, 23.12.1580, *ibid.*, Bd. 7, S. 304.

<sup>252</sup> Catherine an Henri III, [Jan./Feb. 1581], *ibid.*, S. 342.

<sup>253</sup> SKINNER, *Die drei Körper*, S. 15f.

<sup>254</sup> Henri III an Catherine, 28.6.1578, in: LHIII, Bd. 4, S. 32.

Und dieser Rat, diese praktizierte königinmütterliche Autorität, das Zusammenhalten der Geschwister war Arbeit, Leiden und körperliche Anstrengung, *travail* und *labeur*<sup>255</sup>, und eine schwere noch dazu, wie die Königinmutter mehrfach klarstellte (»n’avoit crainct ne peine ne travail«; »tant de travail que j’avois prins, pour voir ceste félicité en ceste maison«; »mon labeur, que je ne plains pas, combien qu’il soyt très grant«<sup>256</sup>). Catherine erinnerte François deshalb an seine geburtsbedingte Zugehörigkeit zum Königreich; dieses sei »le propre héritage de voz prédécesseurs, duquel vous estes héritier présumptif, à toute aultre considération; la nature y a obligé vostre honneur de vostre naissance«<sup>257</sup>. Sie ermahnte ihren Sohn, er solle nicht »chose indigne du lieu où estes sorti«<sup>258</sup> tun. Der Ort, aus dem der Sohn kam, das war eine Linie von Königen, deren Garantin die Königinmutter war – zugleich lässt sich darunter auch der mütterliche Bauch verstehen, wie wir gesehen haben. Denn die leibliche Mutter war aus Catherines Perspektive über die Bewahrerin der Herrschaft hinaus die Produzentin der Kinder, sie schuf Könige aus ihrem Bauch, mit denen sie physisch verbunden war. Nicht nur das Gebären war allerdings *travail* und *labeur*, sondern auch das Bewahren und Erziehen war eben Pflicht, Leiden und körperliche Anstrengung. Marguerite de Navarre hatte in einem Gedicht an ihre Mutter Louise de Savoie formuliert: »Mere, je diz, qu’on a veu tant souffrir / Pour saine vie à ses enfans offrir«<sup>259</sup>, und so das Leiden der Mutter des Königs für die Kinder beschworen. Catherine de Médicis knüpfte in ihren Briefen zudem an zeitgenössische Diskurse über Mutterschaft an, in denen das Leiden der Mütter mit den Geburtswehen, ebenfalls als *travail* bezeichnet, erst begonnen hatte<sup>260</sup>; im 16. Jahrhundert waren die Mater dolorosa und das christliche Bild des Kindermords von Bethlehem und der Mütter, die für ihre Kinder starben, als Motiv mütterlicher Aufopferung äußerst prä-

255 HUGUET, Dictionnaire, Bd. 7, übersetzt den Eintrag *travail* u. a. mit *souffrance* und *fatigue*. *Labeur* hingegen verweist auf *labour* (Bearbeitung, Ackern, Pflügen) und bezeichnet eher eine körperliche Anstrengung, die Arbeit mit den Händen, *ibid.*, Bd. 4.

256 Catherine an Henri III, [Jan./Feb. 1581], in: LCM, Bd. 7, S. 341; Catherine an François, 3.1.1581, *ibid.*, S. 312f.; Catherine an Henri III, 4.12.1578, *ibid.*, Bd. 6, S. 152.

257 Catherine an François, 23.12.1580, *ibid.*, Bd. 7, S. 308.

258 Catherine an François, 3.1.1581, *ibid.*, S. 313.

259 Marguerite de Navarre an Louise de Savoie, Epistre 9, in: Poésies du roi François I<sup>er</sup>, S. 61. Vgl. McCARTNEY, Bodies Political, S. 83, zum propagierten Bild eines königinmütterlichen Leidens, um die regierenden Kinder zu schützen.

260 Zu frühneuzeitlichen Vorstellungen, dass Frauen bei der Geburt Schmerzen leiden sollten: RUBBLACK, Pregnancy, S. 92; zur Geburt als Arbeit LABOUIE, Lebensfluss.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

sent<sup>261</sup>. Die Königinmutter positionierte sich hier also geradezu als Märtyrerin für ihre Kinder. Sie entstand als mütterliche Figur relational zum Leiden und der Arbeit für die Kinder.

Anstrengung und Leiden der Königinmutter-Märtyrerin werden noch prägnanter, wenn man sich vor Augen führt, dass der Jüngste zugleich der Thronfolger war und die Königsherrschaft selbst deshalb besonders auf dem Spiel stand. Die mehrfach wiederholten Formulierungen vom König als Vater und von François als dessen Sohn sind vor allem in diesem Sukzessionskontext zu verstehen – wir haben bereits gesehen, dass sich auch Henri de Navarre nach François' Tod als Sohn des Königs zu positionieren suchte. So schrieb Henri III an François, er würde ihn nicht weniger schätzen »que si vous estiez mon propre filz«, und François entgegnete einige Monate später, er richte sich an den Bruder »coume [comme] amon roy amon pere et a se luy seul duquel ie veus depandre«<sup>262</sup>. Auch Catherine de Médicis berief sich in ihren Verhandlungen mit François auf solche Relationen<sup>263</sup>. Der Gesandte Bellièvre sah seine Königin und Patronin Catherine de Médicis im Konflikt jedoch auch selbst als Vater (und Mutter zugleich):

Madame, je suis en une peine extremes du succès du voyage que Vostre Majesté a eu entrepris à Alençon, affin que de fere de plus en plus congnoistre à Monseigneur vostre filz la bonne et paternelle affection du Roy et de vous, Madame, qui estes leur bonne mère, que Dieu a réservé a toutz deux pour les mesmes offices et support qu'eust peu fère le père, prince qui a esté si redoubté et de si grande vaille<sup>264</sup>.

Die Königinmutter verschwamm hier ein Stück weit mit dem Vater-König; sie fühlte zusammen mit dem König eine väterliche Liebe für den Thronfolger. Für Bellièvre verkörperte sie so die Königsherrschaft, war ein Teil des Königs. Zugleich wurde François so zu ihrem Erben.

Angesichts der so virulenten Diskussionen der Zeit, insbesondere im Umkreis des jüngsten Sohnes François, über gerechte Herrschaft und Wider-

<sup>261</sup> NICOT, Le Thresor, bringt unter dem Stichwort *travail* den Beispielsatz »Le travail d'une femme pour enfanter«. Zum Kindermord MATTHEWS GRIECO, Ange ou diablesse, S. 194–196.

<sup>262</sup> Henri III an François, [6.7.1582], in: LHIII, Bd. 5, S. 312; François an Henri III, 3.11. [1582], BNF Ms., 500 Colbert 337, fol. 91. Vgl. schon Henri d'Anjou aus Polen an Charles IX: »[V]ous devez scervir de pere, que se qu'il conseille le byen«, 12.1.1574, in: LHIII, Bd. 1, S. 324.

<sup>263</sup> Mémoire baillé par la Roynne, Mère du Roy, à Monsieur de Maintenon qu'elle a dépesché vers led. Seigneur, 8./9.5.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 21f.: »[A]uquel [François] par icelles elle a faict congnoistre qu'il estoit non seulement frère, mais comme filz du Roy«.

<sup>264</sup> Bellièvre an Catherine, 24.5.1581, *ibid.*, Bd. 7, S. 471.

stand lässt sich die Brisanz solcher Briefe annehmen, in denen die Königinmutter sich als Bewahrerin und Märtyrerin, als Schöpferin und als Managerin der Brüderlichkeit und damit der Königsherrschaft selbst verortete und gar selbst als königlicher Vater positioniert wurde. Ihre Aussagekraft erscheint im Vergleich zu François' geradezu inhaltsleeren Schreiben umso deutlicher. Die Tatsache, dass die Königinmutter immer wieder vom König forderte, ihre Briefe anderen Personen zu zeigen – seinem Rat, seinen Favoriten, wichtigen Personen am Hof –, wie man auch davon ausgehen kann, dass François' Gefolge Einblick in die von ihm erhaltenen Schreiben hatte, offenbart ihren Stellenwert als streitbare Entwürfe königlicher Herrschaft um die verwandtschaftliche Figur der Königinmutter in einer Zeit, in der die Thronfolge, aber auch ein möglicher Krieg mit Philipp II. auf dem Spiel stand. Während Jean Bodin, der in dieser Zeit zu François' *maison* gehörte, einen Vater-Souverän konstruierte, schufen Catherine de Médicis und ihre Berater (insbesondere Bellièvre) in Briefen eine Königinmutter, die auch ein Vater sein konnte und darüber hinaus auf Leben und Tod die Königsherrschaft sicherte.

François selbst wandte sich gegen Ende seines Feldzugs in den Niederlanden immer verzweifelter an Mutter und Bruder. Er brauchte Geld, Rat und Unterstützung<sup>265</sup>. Nachdem seine Unternehmung offensichtlich gescheitert war und Catherine de Médicis ihn im Sommer 1583 nochmals getroffen und zur Rückkehr aufgefordert hatte, kam es schließlich zur Wiedervereinigung der Königsfamilie. Catherine schrieb an Bellièvre, wie glücklich sie sei, »de voyr venyr mon filz se remetre entre les bras du Roy«<sup>266</sup> – die Brüder waren wieder eins, sie lagen sich in den Armen, die Integrität des leiblichen Herrschaftskörpers war wieder einmal hergestellt. Doch nicht lange, denn im Juni 1584 starb François, und sein Tod löste angesichts der umstrittenen Sukzession den längsten der französischen Religionskriege des 16. Jahrhunderts aus. Die Königinmutter drückte in einem Schreiben an Bellièvre ihre Trauer aus und blickte zugleich in die Zukunft: Wenn Henri III nun keine Kinder bekomme, sei es aus mit »dieser Rasse«. Nun seien sie nur noch zu zweit, der König und sie;

265 »Monseigneur ie [j'ai] grande honte de vous fayre counaytre [connaître] lextresme nesosite ou ie me trouve«, François an Henri III, 4.11.[1582], BNF Ms., 500 Colbert 337, fol. 93; »[S]ete affection [für den König] met [m'est] tellement ocmanete [augmentée] que ie brulle ensete ardeur nayant plus autre but que de luy en randre preuve«. François an Catherine, 4.11.[1582], *ibid.*, fol. 95; [Bitte] »[Q]ue elle se montrera ausi boune mere que ie luy suys et seray obeisant serviteur et filz«, François an Catherine, 25.12.[1583], BNF Ms., Fr. 3385, fol. 197r. Henri III und Catherine sandten ihm beide noch 1583 Geld: Holt, *The Duke of Anjou*, S. 188, 202.

266 Catherine an Bellièvre, 11.3.1584, in: LCM, Bd. 8, S. 176.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

zugleich forderte sie den Gesandten auf, ihrer Tochter auszurichten, dass diese bitte nicht für noch mehr Unglück sorgen solle<sup>267</sup>.

### 5.3 Verortungen und Grenzen. Die Königsfamilie als Organismus

Die Analyse der Korrespondenzen offenbart die Dynamik und Prozesshaftigkeit der verwandtschaftlichen Beziehungen, in der alle Akteurinnen und Akteure ständig in Bewegung waren – im Raum und auf dem Papier. Zugleich wurde es gerade im Konflikt wichtig, Relationen festzuschreiben und spezifische Referenzen wie die Ehre, die Einheit oder den Staat immer wieder schriftlich zu fixieren. Sie ermöglichten das Herstellen von Zugehörigkeiten und zugleich das Aushalten von Uneinigkeit. Die Herrschaftspraxis der königlichen Verwandten bestand zu einem wichtigen Teil aus dieser Beziehungspflege und der Verhandlung von Konflikten unter Geschwistern und zwischen Mutter und Kindern mittels Briefen und Gesandten. Die Briefe wurden aufbewahrt, sie waren sichtbar am Hof, für die Entourage der Beteiligten oder den königlichen Rat. Sie wurden zu Zeugen und hielten fest, wer mit wem wie verbunden war, wem der Staat gehörte, welche Ansprüche gestellt wurden. Es waren brieflich verhandelte Konzeptionen königlicher Herrschaft in Momenten, in denen diese besonders in Frage gestellt wurde, in denen Brüder Krieg gegeneinander führten, eine Königstochter des Ehebruchs beschuldigt wurde und Katholiken wie Protestanten die königliche Autorität in Frage stellten.

Grundsätzlich verortete man sich in den Briefen in einzelnen bzw. mehrfachrelationalen Beziehungen – als Mutter, Schwester, Sohn, als Leidende, Dienerin oder Getreuer. Für eine gemeinsame Gruppe gab es kaum Worte, *lignage* oder »Königsfamilie« sind keine historischen Begriffe in Briefen und die *race*, die ich an anderer Stelle untersucht habe, erscheint eher selten. Zugehörigkeiten, die über eine einzelne Beziehung hinausgingen, entstanden vor allem durch Interdependenzen, vernetzte Beziehungen<sup>268</sup> in der Referenz zu Ehre, Haus, Staat oder Einheit. Wenn hier Bewegung entstand, jemand nicht der Ehre gemäß handelte, die Einheit aufbrach, dann tangierte das durch diese Interdependenzen immer auch die Königinmutter und die anderen Geschwister, so das

<sup>267</sup> Catherine an Bellièvre, 11.6.1584, *ibid.*, S. 190.

<sup>268</sup> BROOMHALL, *Ordering*, S. 85, zeigt die Vorstellung vernetzter Beziehungen auch für Catherine de Médicis und ihre spanischen Enkelinnen: »The language of the duty-bound familial unit was not merely a political fiction but a reality of their entangled relations with one another, one that allowed for the continuation of dialogue even when its members were becoming increasingly divergent politically«.

Bild, das Catherine de Médicis, aber auch ihre Söhne und Töchter selbst in Briefen entwarfen.

Zentrale Referenz war der König. Die Königinmutter verortete sich und ihre Kinder immer wieder in Bezug auf ihn. Ihre eigene Autorität war zwar auf alle ihre Nachkommen bezogen, aber ohne die Verbindung zum König nicht denkbar – wenn diese Beziehung in Frage gestellt wurde, war die Existenz der Königinmutter selbst in Gefahr. Die leibliche Bindung an ihn bedeutete eine Teilhabe an der Königsherrschaft, an der Souveränität, um einen Begriff der zeitgenössischen politischen Theorien aufzugreifen. Zugleich positionierte Catherine de Médicis sich im Zentrum der Kommunikation, indem sie nicht nur sich selbst, sondern auch die Geschwister untereinander verortete. Sie definierte sich von dort aus je nach Adressat und Kontext variabel: als Verwalterin der familiären Ökonomie der Ehre, die von ihr kam und die sie definierte, als Bewahrerin des Hauses und des Königreichs, indem sie die brüderliche Einheit beschwor, als Märtyrerin, die durch ihre körperlichen Anstrengungen, ihr Leiden, sogar ihren Tod die Königsherrschaft für alle sichern würde. Auf diese Weise begründete sie ihre Herrschaftsposition als dauerhafte, in einem nicht auf Kindheit oder Regentschaft begrenzten Zeitraum. Während Regentschaft immer streitbar war, konnte die Souveränität selbst – in Briefen konzeptionalisiert als Herrschaftsteilhabe leiblicher Verwandter – theoretisch nicht in Frage gestellt werden<sup>269</sup>.

Königinmuttersein eröffnete Handlungsspielräume, die nicht in erster Linie auf das Geschlecht, sondern auf Alter, kontinuierliche Arbeit und Konfliktmanagement, Leiden und die Ökonomie der Ehre und des Staates verweisen. Diese nicht auf Regentschaft, sondern auf die mehrfachrelationale Figur der Königinmutter als unentbehrliches Element königlicher Herrschaft zielende Positionierung bildete einen Anknüpfungspunkt für die ebenfalls über die Regentschaft andauernden Herrschaftspositionen von Marie de Médicis und Anne d'Autriche im 17. Jahrhundert, indem sie Verwandtsein und Herrschen untrennbar integrierte.

### 5.3.1 Situative Grenzziehungen und die Bedeutung der Medien für Verwandtschaftskonzeptionen

Indem Zugehörigkeiten und Beziehungen verhandelt wurden, wurden zugleich auch Grenzen definiert. Hier ist es aufschlussreich, die Perspektive zu erweitern und auf andere Personen und Medien zu richten. So konnten im Konfliktfall einzelne Personen ihren Verwandtschaftsstatus verlieren – von einer mögli-

<sup>269</sup> Zu diesem Argument COSANDEY, *La reine*, S. 325.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

chen Kriegserklärung des »roy d'Espagne«, nicht des Bruders, schrieb die Königinmutter beispielsweise an den König<sup>270</sup>. Auch durch Abwesenheit wurden Grenzen gezogen: So fehlte in den Korrespondenzen von Catherine de Médicis und ihren Kindern sowohl der Bezug auf die Toten (bis auf wenige Ausnahmen) als auch auf die »italienische« Verwandtschaft. Ich habe bereits gezeigt, dass die Witwe, ein zentraler Bestandteil von Catherines ikonografischer Inszenierung, in ihren Briefen an die Nachkommen verschwand<sup>271</sup>. Der Erinnerung an den Ehemann dienten beispielsweise die Grablege und das Mausoleum der Valois in Saint-Denis, die Catherine entwerfen und erbauen ließ<sup>272</sup>. Damit bewegte sie sich in einer Tradition von Regentinnen, zu deren üblichen Tätigkeiten die Pflege der Memoria, die Erinnerung der Toten, gehörte<sup>273</sup>. Briefe waren jedoch kein Ort von Memoria und selten Ort von performativer Trauer. Briefe waren vor allem ein Ort der Lebenden, ein Ort der alltäglichen Herrschaftspraxis und von gelebten Beziehungen, die in die Zukunft wiesen. Der Ausschluss betrifft sowohl die toten Könige, und vor allem den genannten Henri II, der an anderen Orten zentral erinnert wurde, als auch die bereits verstorbenen Kinder der Königinmutter. Auf Henri II, aber auch auf François I<sup>er</sup> wurde in Briefen äußerst selten Bezug genommen, und wenn doch, dann geschah dies im Rahmen der Konstruktion einer patrilinearen Genealogie, deren Kontinuität die Königin entweder garantierte oder in die sie sich selbst stellte. Ansonsten war der verstorbene Vater abwesend – nicht nur in Catherines Briefen, sondern in der Regel auch in denen ihrer Kinder an sie und untereinander<sup>274</sup>. Ebenso fanden die verstorbenen Kinder Catherines keinen Platz in den Briefen an ihre lebenden Söhne und Töchter.

<sup>270</sup> Catherine an Henri III, 5.10.1575, in: LCM, Bd. 5, S. 148.

<sup>271</sup> Vgl. Kap. 3.4.

<sup>272</sup> Die Grablege und die Skulpturen wurden wohl 1570 fertiggestellt. SANDBERG, *Iconography*. Auch an anderer Stelle bemühte sich Catherine um die Erinnerung an die Verstorbenen, so ließ sie in ihrem Pariser Palast Statuen von Henri II und François I<sup>er</sup> aufstellen. ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 76.

<sup>273</sup> ELPERS, »Während sie die Markgrafschaft leitete«, S. 158f. Zur Memoria NOLTE, *Familie, Hof und Herrschaft*, S. 44; NASSIET, *Parenté, noblesse et États dynastiques*, S. 32.

<sup>274</sup> Ich habe dieses Thema in einem Aufsatz behandelt: HEINEMANN, *Une famille royale*. Unvermittelt steht in diesem Zusammenhang die Äußerung der Königinmutter an ihren Sohn Henri III in einem eigenhändigen Postscriptum, der Freitag sei so unglücklich für sie gewesen »pour estre le jour ou le roy vostre pere fut blessé, qui nous a apporté à moy principalement et à tout le royaume tant de mal, [que] je ne sçaurais penser qu'en ce jour là je peusse rien faire de bien«. Dies ist der einzige mir bekannte Brief an die Kinder, in dem explizit eine Trauer um den Verlust des Ehemanns ausgedrückt wurde. Catherine an Henri III, 25.2.1587, in: LCM, Bd. 9, S. 187. Die Herausgeber gehen davon aus, dass Catherine den Freitag, 27.2.1587, meinte (das P.S. wäre in diesem

Neben der Erinnerung an den verstorbenen Ehemann in Form von schwarzer Witwenkleidung und Grablege fanden jedoch alle verstorbenen Familienmitglieder ihren Ort außerhalb der Briefe. Hier ist ein Blick auf zwei andere Medien aufschlussreich, um die Konturen der Briefe stärker herauszuarbeiten: Im *livre d'heures*, dem Stundenbuch, das Catherine de Médicis für die tägliche Andacht bei sich am Gürtel trug, waren sowohl Louise de Savoie, François I<sup>er</sup> und dessen Ehefrauen und Kinder als auch alle Kinder Catherines und deren Ehegatten, inklusive der früh verstorbenen Zwillinge Jeanne und Victoire abgebildet; zusätzlich fanden sich dort zahlreiche Angehörige des Hochadels wie die Herzöge von Lothringen und die Könige von Navarra<sup>275</sup>. Das Stundenbuch repräsentierte also ein weites Verständnis von Verwandtschaft, das Lebende und Tote, patrilineare und bilaterale, nahe und ferne Verwandte der Königsfamilie umfasste, die auf diese Weise alltäglich in Erinnerung gerufen wurden. Die Kinder waren ein Teil davon, jedoch neben anderen Verwandten<sup>276</sup>. Ähnliches lässt sich von der Galerie festhalten, die Catherine de Médicis im für sie in Paris erbauten *hôtel de la Reine* erstellen ließ – in einem Raum, der hinter ihren Gemächern lag und somit nur für ausgewählte Gäste auf Einladung zugänglich war. Dort fand sich eine Sammlung von 52 großformatigen Porträts, die Zvereva rekonstruiert hat: Auch hier bildeten die königlichen Verwandten in ihren Verflechtungen den Fokus, und die wohl von der Königinmut-

Fall nachträglich eingefügt worden, da die Datierung auf den 25.2. fällt). Eher ist jedoch davon auszugehen, dass der Wochentag selbst beständig erinnert wurde, denn der Tag der Verletzung von Henri II war mit dem 30. Juni 1559 ebenfalls ein Freitag.

<sup>275</sup> Das Stundenbuch war eine Sammlung von Gebeten und von etwa 50 kunstvollen farbigen Porträts, die vermutlich sowohl nach lebenden Modellen als auch retrospektiv angefertigt wurden, wahrscheinlich im Atelier des Hofmalers François Clouet. Die Entstehung des Stundenbuches ist nicht zweifelsfrei geklärt, da andere Quellen fehlen: Es wurde wohl für François I<sup>er</sup> angefertigt und Catherine vererbt, enthält aber auch Porträts, die nachträglich auf leeren Seiten eingefügt wurden. Vgl. die Video-Einführung von Marie-Pierre LAFFITTE, Cécile SCAILLIÉREZ, *Un album de portraits royaux. Le »livre d'heures« de Catherine de Médicis (Les trésors du patrimoine écrit)*, <http://mediatheque-numerique.inp.fr/Conferences/Un-album-de-portrait-royaux-le-livre-d-heures-de-Catherine-de-Medicis>, 2011 (23.4.2019).

<sup>276</sup> Die Unterzeichnung eines Ehevertrages war ein Ereignis, das ebenfalls eine solch umfassende Gruppe von Verwandtschaft hervorbrachte: Bei dem zwischen Claude und Charles de Lorraine 1559 geschlossenen Vertrag wurden als anwesend genannt: Henri II, Catherine de Médicis, Charles, Henri (Alexandre), Marguerite, Marguerite (die Schwester von Henri II), Jeanne d'Albret; der Cardinal de Lorraine, de Bourbon, de Sens, de Chastillon, de Guise; Louis de Bourbon, Nicolas de Lorraine, François de Lorraine, François de Cleves, René de Lorraine, Anne de Montmorency; Mesdames de Condé, de Guise, de Nevers und schließlich weitere Prinzen und Prinzessinnen, Herren und Damen. *Traité de mariage de Monseigneur le duc Charles Troisième du nom duc de Lorraine et de Madame Claude de France*, in: MAGNIENVILLE, Claude de France, S. 149–154.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

ter persönlich getroffene Auswahl der Bilder ähnelt der des Stundenbuches – teilweise handelte es sich sogar um Kopien der darin enthaltenen Porträts. Die Medici wiederum fehlten bei beiden Bildersammlungen<sup>277</sup>.

Catherines Herkunftsfamilie väterlicherseits war auch in den Briefen an ihre Kinder unsichtbar<sup>278</sup>. Dies ist nicht der Fall, wenn man die gesamte überlieferte Korrespondenz betrachtet, die 187 Schreiben nach Florenz enthält (mehr als an Philipp II. oder die Savoyer)<sup>279</sup>, oder wenn man sich anschaut, wer von Catherines italienischen Verwandten bzw. deren Klienten am französischen Hof Karriere machte<sup>280</sup>. Ihre Cousins, die Strozzi, besetzten teilweise wichtige militärische Ämter, oft durch Förderung der Königinmutter<sup>281</sup>. Cosimo von Medici wiederum lieh der französischen Königsfamilie mehrfach Geld<sup>282</sup>. Catherine selbst betonte in ihren Briefen an Cosimo ihre Verbundenheit explizit im Zusammenhang mit finanziellen Verhandlungen. In diesem Kontext bezeichnete sie ihn als »*personne de mon sang et sorti de ma mayson*«, was ihre

<sup>277</sup> Das heute nicht mehr existierende *hôtel de la Reine*, ab 1570 erbaut in unmittelbarer Nähe des Louvre, war vor allem in ihren letzten Lebensjahren Catherines Hauptwohnsitz. Vgl. die Beschreibung nach BONNAFFÉ (Hg.), *Inventaire*, bei ZVEREVA, *La galerie*, die die Auswahl im Sinne einer »*idée de la grandeur de la maison de France, intégrant et dominant les plus importantes lignées d'Europe*« interpretiert (S. 38). Die Medici waren im *hôtel de la Reine* zwar auch in Form von 27 Porträts repräsentiert, allerdings im an die Galerie anschließenden und damit noch weniger zugänglichen *cabinet*.

<sup>278</sup> Der Begriff italienische Verwandtschaft wird mit aller Distanz benutzt, die angesichts fehlender klarer nationaler Zuordnungen und Grenzen von Verwandtschaftsgruppen angebracht ist. Schon durch ihre Mutter Madeleine de la Tour d'Auvergne war Catherines eigenes »Italienischsein« – wenn es so etwas im Adel überhaupt zweifelsfrei gegeben hat – nicht eindeutig. Tatsächlich war sie bereits im März 1520 im französischen Königreich naturalisiert worden, gemeinsam mit ihrem Vater Lorenzo de' Medici. Siehe die *Lettre de naturalité pour Laurent de Médicis, duc d'Urbain et sa fille Catherine de Médicis*, in: Jacques BOIZET, *Les lettres de naturalité sous l'Ancien Régime*, Paris 1943, S. 175f., die klarstellte, dass Catherine in Besitzfragen behandelt werden sollte »*comme si elle estoit née et originaire de nostredict royaume*«. Bei den *lettres de naturalité*, Urkunden, die eine übliche Praxis waren, ging es darum, den Betroffenen das Empfangen und Weitergeben von Gütern zu ermöglichen, das Personen, die außerhalb des Königreichs geboren waren, normalerweise verwehrt wurde.

<sup>279</sup> GELLARD, *Une reine épistolaire*, S. 80–84.

<sup>280</sup> ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat, zur Patronage der Königinmutter gegenüber diesen Klienten*. Zu den Beziehungen nach Florenz De Lamar JENSEN, *Catherine de Medici and her Florentine Friends*, in: *SCJ* 9/2 (1978), S. 57–74.

<sup>281</sup> LE ROUX, *La faveur*, S. 62f. Philippe Strozzi war bereits als *enfant d'honneur* am französischen Kinderhof aufgewachsen. BOITEL-SOURIAC, »*Quand vertu vient de l'étude des bonnes lettres*«, S. 53.

<sup>282</sup> ZUM KOLK, *L'évolution du mécénat*, S. 83f.

eigene Ehre eng mit seiner verbinde. Ehre, Haus und Blut konnten die Königinmutter auch in ihre Herkunftsfamilie einbinden, wenn sie dies brauchte.

Dem gegenüber wurden in den Briefen der Königin an die Kinder nie italienische Verwandte erwähnt. In den Briefen an Henri III wurde Philippe Strozzi nicht als *cousin* bezeichnet<sup>283</sup>. Stattdessen zeichneten Catherines Briefe an ihre Söhne und Töchter ein bemerkenswert homogenes Bild einer vollkommen in die französische Königsfamilie absorbierten Königinmutter. Dies lässt sich einerseits mit der ihre Legitimation in Frage stellenden Gefahr erklären, die der Eindruck einer zu Lasten der Kinder zu sehr an ihre Herkunftsfamilie gebundenen »schlechten Mutter« hervorrief, wie Klapisch-Zuber sie als Stereotyp für das Florenz des 15. Jahrhunderts beschrieben hat<sup>284</sup>. Andererseits erzeugte Catherine so exklusive Beziehungen zu ihren Kindern. Auf diese Weise wurden die Briefe selbst zu einer Demonstration der Verfassung des französischen Königreichs, die unter anderem, wie Cosandey gezeigt hat, darauf beruhte, dass eine Königin ihre Herkunftsfamilie verließ, um vollständig in die französische Königsfamilie integriert zu werden<sup>285</sup>. Im Falle einer selbst sukzessionsfähigen Mutter sähe dies vermutlich anders aus, wie andere Beispiele gezeigt haben – ich habe deshalb argumentiert, dass Praktiken von königlicher Mutterschaft in der Frühen Neuzeit abhängig von Sukzessionsordnungen waren<sup>286</sup>.

Durch die Abwesenheit der Toten wird deutlich, dass wir es in Briefen nicht mit einer Abstammungsgruppe mit zeitlicher Tiefe zu tun haben, sondern mit einer Gruppe von Lebenden, die alle in die Herrschaftspraxis einbezogen waren. Erinnerungen reichten in den Briefen in der Regel nicht mehr als zwei Generationen zurück und wurden höchst selektiv aktiviert; ein Zukunftsverständnis wird hingegen, wie wir mehrfach gesehen haben, durch Ratschläge an die leiblichen Kinder im Sinne einer Bewahrung der Herrschaft und durch die Aufbewahrung der Briefe selbst erzeugt. Die aktive Kinderschar der Königin hatte keine große zeitliche Tiefe, sie agierte in der Gegenwart<sup>287</sup>. Die Königsfamilie ist in zahlreichen Momentaufnahmen sichtbar. Im Vergleich zu den politi-

283 Z. B. Catherine an Henri III, 7.5.1578, in: LCM, Bd. 6, S. 18–21.

284 KLAPISCH-ZUBER, La »mère cruelle«, S. 1104: »[L]a mauvaise mère, la »mère cruelle« contrevient aux valeurs et aux intérêts du lignage de ses enfants pour s'être montrée trop docile à sa famille de naissance«.

285 COSANDEY, La reine, S. 65.

286 Für solche Bsp. MITCHELL, Habsburg Motherhood (zu Mariana von Österreich); Jacqueline JOHNSON, Elizabeth of York. Mother to the Tudor Dynasty, in: OAKLEY-BROWN, WILKINSON (Hg.), The Rituals and Rhetoric of Queenship, S. 47–58.

287 Dies deckt sich mit den bei Spieß für nichtfürstliche Adelsfamilien formulierten Beobachtungen, dass die Erinnerung an die Vorfahren im Alltag keine große Rolle spielte. SPIESS, Familie und Verwandtschaft, S. 493; für die Wettiner ROGGE, Herrschafts-

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

schen Theorien der Rechtsgelehrten, auf die die Briefe immer wieder zurückgriffen, waren so die in Korrespondenzen formulierten Herrschaftsbilder stärker in der Praxis verankert und damit bis zu einem gewissen Grad situativ, variabel und kontextabhängig. Um Bourdieus Bild des Spiels aufzugreifen, entstanden sie in der »Hitze des Gefechts« und waren »in der Zeit« verortet<sup>288</sup>.

### 5.3.2 Ein leiblicher Herrschaftskörper im Kontext politisch-theologischer Diskurse

Dass Verwandtschaftskonzeptionen je nach Kontext variieren konnten, ist in der Forschung bereits mehrfach betont worden. So wurden patrilineare Repräsentationen vor allem in politischen Zusammenhängen relevant<sup>289</sup>. In der von Briefen geprägten Herrschaftspraxis von Catherine de Médicis und ihren Kindern erweisen sich diese Konzeptionen als zugleich flexibel und spezifischer konturiert. Durch die Anreden, die Schreibpraxis und die Liebe der Königinmutter wurde in Briefen eine Kinderschar aus leiblichen und Schwiegerkindern konzipiert, die quer zu patrilinearen Logiken lag. Schwiegerkinder wurden dabei als quasi-leibliche Kinder positioniert. Durch den Fokus auf Transmissionen von Herrschaftswissen und nun auf die Verhandlung von Konflikten tritt daraus jedoch eine engere Konzeption in den Vordergrund, die die Königinmutter vor allem eng an ihre leiblichen Kinder band. Wie im Schreiben an Charles IX, in dem Catherine dem jungen König erklärte, wie königliche Herrschaft funktionierte, wurden der König, seine Mutter und seine leiblichen Geschwister hervorgehoben – und zwar auch gegenüber den *princes du sang*, wie die Königinmutter in ihrem Vergleich von Marguerite und Henri de Navarre verdeutlichte. Diese Gruppe, die eine enge Version der Königsfamilie bildete, war untereinander physisch verbunden, denn die Kinder kamen alle aus dem Bauch der Königinmutter und formten mit ihr einen leiblichen, somatisierten Herrschaftskörper: eine Gruppe, in der alle aufs Engste untereinander und mit dem politischen Körper verbunden waren, den sie inkorporierten. Brüche und Distanzierungen von Kindern taten weh, verursachten Schmerzen, als ob der Königinmutter Körperteile amputiert würden. Die Söhne und Töchter wurden im

weitergabe, S. 317; für nichtadelige Familien ebenso Natalie ZEMON DAVIS, Die Geister der Verstorbenen, Verwandtschaftsgrade und die Sorge um die Nachkommen. Veränderungen des Familienlebens in der frühen Neuzeit, in: DIES., Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, Berlin 1986, S. 19–50, hier S. 33.

<sup>288</sup> BOURDIEU, Sozialer Sinn, S. 149f.

<sup>289</sup> SABEAN, TEUSCHER, Kinship in Europe, S. 13; NOLTE, »Ir seyt ein frembs weib«, S. 13; LANZINGER, SAURER, Politiken, S. 9.

Konflikt von Catherine de Médicis als verbundene Glieder konzipiert, die von ihr selbst als Schöpferin zusammengehalten wurden. Die Königsfamilie erscheint so als Organismus, dessen Überleben von der Königinmutter gegen immer wieder auftretende Gefahren gesichert wurde.

Ein Verwandtschaftsdenken in Form eines Organismus war nicht neu, sondern steht in der Tradition der politischen Theorie und der mittelalterlichen Darstellung von Verwandtschaft als Körper in Anlehnung an die Vorstellung des mystischen Körpers der Kirche. Klapisch-Zuber hat gezeigt, wie in theologischen Darstellungen des Verwandtschaftskörpers ein lebender Organismus hergestellt wurde, der sowohl die Interdependenzen und Solidarität der einzelnen Glieder aufzuzeigen vermochte als auch Hierarchien und Wachstum sichtbar machte<sup>290</sup>. Rechtsgelehrte schrieben zur selben Zeit von der Aufgabe des Herrschers, den politischen Körper gesund zu halten und für sein Wohlergehen zu sorgen. Bodin charakterisierte den Staat als Vereinigung aller Familien und Korporationen als Glieder eines Körpers, dessen Haupt der König sei, der alle Teile schützen müsse. Der Staat selbst existiere nur, wenn es eine souveräne Gewalt gebe, die alle Glieder vereine: »[A]ussi la Republique sans puissance souveraine, qui unit tous les membres et parties d'icelle, et tous les mesnages, et colleges en un corps, n'est plus Republique«<sup>291</sup>. McCartney hat die Korrespondenz von Catherine de Médicis mit dem Parlament als Strategie beschrieben, durch das Aufrufen emotionaler, verwandtschaftlicher Bindungen einen auf Liebe beruhenden politischen Körper als familiäre Gemeinschaft zu erzeugen<sup>292</sup>. Auch die geteilte Herrschaft von verstorbenen königlichen Verwandten wurde bereits als Ausdruck von leiblicher Verbundenheit konzeptionalisiert, wie das eingangs zitierte Gedicht von François I<sup>er</sup> an seine Schwester belegt.

Die Königinmutter und ihre Berater griffen also Bilder der politischen Theorie und Theologie auf und übertrugen sie in den Korrespondenzen auf die Königsfamilie selbst, die nicht nur eine Korporation war: Es war ein leidender,

<sup>290</sup> Christiane KLAPISCH-ZUBER, *Le corps de la parenté*, in: *Micrologus. Natura, scienze et società medievali I* (1993), S. 43–60, hier S. 43–49. Peter Damian konnte auf diese Weise zeigen, wie die Einheit der Verwandten die Idee der *caritas* als universelle Verbindung zwischen Menschen förderte. Seit dem 15. Jahrhundert verbreitete sich der Baum anstelle des Körpers zur Darstellung von Verwandtschaftsbeziehungen. KLAPISCH-ZUBER, *Le corps*, S. 59.

<sup>291</sup> BODIN, *Les six livres*, Bd. I, Kap. 2, S. 41. Die Idee, dass ein politischer Körper nicht gesund ist, wenn einzelne Teile fehlen, war bereits im Spätmittelalter ein übliches Element politischer Theorie, so auch bei Pizan. Cary J. NEDERMAN, *The Living Body Politic. The Diversification of Organic Metaphors in Nicole Oresme and Christine de Pizan*, in: GREEN, MEWS (Hg.), *Healing the Body Politic*, S. 19–33, hier S. 27. Zum 16. Jahrhundert und zu Bodin SKINNER, *Die drei Körper*, S. 17f.

<sup>292</sup> MCCARTNEY, *In the Queen's Words*.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

sterblicher Herrschaftskörper aus Mutter und Kindern, der die französische Monarchie in dieser Konzeption darstellte. Physiologische Vorstellungen vermischten sich mit denen des Staates als Körper. Hier sieht man nun, wie natürlicher und politischer Körper in der kommunikativen Praxis verschwammen und auf diese Weise somatisiert werden konnten. Die Königinmutter wurde dabei, wenn wir Bodins Bild aufgreifen, gemeinsam mit ihrem Sohn zur souveränen Gewalt, die alle Glieder zusammenhielt. Catherine war auf diese Weise untrennbar und auf Leben und Tod mit der Königsherrschaft verbunden, so das Bild, das sie in Konflikten in Briefen zeichnete<sup>293</sup>.

Diese Version der Königsfamilie war weder die einer Abfolge sich durch Samen reproduzierender Könige, die Hanley anhand politischer Theorien des 15. Jahrhunderts beschrieben hat<sup>294</sup>, noch eine Linie von Vätern und Söhnen, wie sie typischerweise unter Patrilinearität verstanden wird und die durch den König und die *princes du sang* symbolisiert worden wäre. Linearität und insbesondere Patrilinearität erhielt in Europa im 16. Jahrhundert im Zusammenhang der Ausbildung von Staatlichkeit stärkere Konturen<sup>295</sup>, wurde in der kommunikativen Herrschaftspraxis der französischen Königsfamilie aber nicht in den Vordergrund gestellt. Aus der Perspektive der Königinmutter entstand stattdessen innerhalb einer patrilinearen Verwandtschaftsordnung ein lebender Organismus, der sie und ihre leiblichen Kinder verband und ihr damit einen integralen Platz in der Monarchie zuwies. Ich habe bereits argumentiert, dass Königsherrschaft in der Praxis, aber auch teilweise in der politischen Theorie, pluraler konzeptionalisiert wurde, als es spätere Perspektiven auf den Absolutismus als theoretische Alleinherrschaft nahelegten. Loyseau beispielsweise band zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Souveränität an das königliche Blut, das nicht nur in den Adern des Königs floss<sup>296</sup>. Nassiet hat darauf hingewiesen, dass in Erbmonarchien »le principe même de la souveraineté a une forme familiale«<sup>297</sup>. Dieses Prinzip fokussierte sich in der von Briefen geprägten Herrschaftspraxis auf eine enge, leiblich verbundene Version der Königsfamilie.

<sup>293</sup> Vgl. eine ähnliche Äußerung von Claude an Catherine nach dem Tod Élisabeths 1568: »[V]ous en [an Kindern] avez encore cinq, lesquels vous perdant perdroient toust et ce pauvre royaume« (o. D., in: LA FERRIÈRE, Deux années, S. 30).

<sup>294</sup> Siehe Kap. 3.

<sup>295</sup> TEUSCHER, Verwandtschaft in der Vormoderne, S. 91.

<sup>296</sup> »[C]e sang, auquel la Principauté & Souveraineté est affectée«, LOYSEAU, Le Livre des Ordres & simples Dignitez, Kap. VII: Des Princes, Nr. 12, S. 41.

<sup>297</sup> NASSIET, Parenté, noblesse et États dynastiques, S. 329. Vgl. EARENIGHT, Two Bodies, S. 18, zur »complex history of corporate monarchy that permitted them a unique and formidable plurality of power«.

Stillschweigend wurden so zahlreiche Institutionen ausgegrenzt, die sich selbst als Teil des politischen Körpers mit Anspruch auf Herrschaftsteilnahme verstanden: das Parlament, die Generalstände und der königliche Rat. Auch die *princes du sang* und die Favoriten des Königs waren aus dieser Gruppe ausgeklammert. Diese Praxis steht in einer Tradition der Grenzziehung gegenüber den *princes du sang* seit dem Spätmittelalter – bereits Louis XI hatte die *princes du sang* zugunsten seiner Tochter Anne von der Teilhabe an der Regierung ausgeschlossen<sup>298</sup>. Rebellierende Teile des Adels – insbesondere hugenottische – argumentierten zur Zeit der Religionskriege, dass die Souveränität den ganzen politischen Körper betraf<sup>299</sup>. Die Briefe Catherines und einiger ihrer Kinder bildeten auch hier einen konfessionell geprägten Gegenentwurf. Sie konzeptionalisierten und praktizierten somit eine Königsherrschaft, die im Sinne der in der Forschung zum Absolutismus konstatierten Schwächung der traditionell den König beratenden und mitherrschenden Institutionen eingeordnet werden könnte, zugleich aber zeigt, dass die Monarchie hier wenig mit der Theorie einer Alleinherrschaft des Königs oder einer reinen Vater-Sohn-Abfolge gemein hatte. Die Interpretation dieser Praktiken und der damit verbundenen Herrschaftskonzeptionen erschöpft sich jedoch nicht in einem »noch nicht« des Absolutismus oder einem »nicht mehr« »mittelalterlich-feudaler« Herrschaftsordnungen. Stattdessen lässt die Analyse der Briefe Königsherrschaft zu Beginn der Entstehung neuzeitlicher Staaten als auf der somatisierten Verbundenheit leiblicher königlicher Verwandter beruhend konturieren.

Der Staat selbst erscheint dabei als Besitz des Königs – und, durch die Verbundenheit der Königsfamilie, zugleich als familiales Gut, an dem alle Anteil hatten und das insbesondere auch von der Königinmutter symbolisiert werden konnte. Man »besaß« den Staat, wie man auch *pouvoir*, *puissance* oder *autorité* hatte. Während protestantische Theoretiker während der Religionskriege die Souveränität bei den Untertanen lokalisierten, als Herrschaftsgrundlage einen Vertrag sahen, die Königsherrschaft als Amt verstanden und sich explizit gegen die Vorstellung einer Erbllichkeit der Krone wandten, weil sie einen Besitzcharakter suggerieren würde, vermittelten die Korrespondenzen von Catherine de Médicis und ihren Kinder den Eindruck, das der Staat Königs- und damit Familienbesitz war. Rowen prägte dafür den Begriff *proprietary dynasticism*<sup>300</sup>. Ich würde eher von patrimonialer Familienherrschaft sprechen, in der die Familie stetig im Fluss ist. »Staatsräson« verweist in der Forschung häufig auf die Idee, dass man Verwandtschaft und Politik bzw. Staat zu trennen begann: ein entpersonalisiertes Herrschaftsprinzip, das den Zweck der Erhaltung des Staates ver-

298 DAVID-CHAPY, Anne de France, Louise de Savoie, S. 51.

299 JOUANNA, Le devoir de révolte, S. 282.

300 ROWEN, The King's State.

## 5. Zugehörigkeiten und Konflikte verhandeln

folgte, im Zweifel gegen die persönlichen Interessen des Herrschers<sup>301</sup>. Mit einer solchen Vorstellung hat das Bild der Königsfamilie als leiblicher Herrschaftskörper wenig gemein. Anders gesagt hieß Staatsräson für Catherine de Médicis und ihre Kinder, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu denken und zu handeln.

<sup>301</sup> Dazu Herfried MÜNKLER, *Im Namen des Staates. Die Begründung der Staatsraison in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1987, S. 167. Vgl. z. B. die klassische Verfassungsgeschichte des Ancien Régime bei RIGAUDIÈRE, *Histoire du droit*, S. 476: »Désormais, l'État ne doit plus se confondre avec la personne du roi qui en est simplement le dépositaire, chargé de son administration et de la défense de ses intérêts [...]. Arrivé à ce stade de maturité, l'État apparaît comme à peu près complètement dépouillé de ses caractéristiques médiévales«. Zur Kritik daran COSANDEY, »La maîtresse de nos biens«, S. 382: »Il convient alors de traiter les affaires d'État comme des affaires de famille«.

## Schlussbetrachtung. »Ceux que j'ai faits«

Als »ceux que j'ai faits«, »die, die ich geboren habe«, »die, die ich bekommen habe«, oder »die, die ich gemacht habe«, bezeichnete Catherine de Médicis ihre Nachkommen in einigen Briefen. Der kommunikative Prozess, in dem Verwandtschaft und Herrschaft einer Königinmutter und ihrer Kinder *gemacht* wurden, war Gegenstand dieser Studie. Die Königinmutter und ihre Söhne und Töchter schrieben sich tausende Briefe. Sie konzeptionalisierten und verhandelten darin verwandtschaftliche Beziehungen und praktizierten und entwarfen auf diese Weise Herrschaft. Verwandtsein bildete ein Repertoire des Herrschaftsdenkens; Herrschen war immer auch gelebtes Verwandtsein. Catherine de Médicis *machte* in Briefen ihre Söhne und Töchter als Herrschaftsträgerinnen und Herrschaftsträger und schuf so gleichzeitig die verwandtschaftliche Figur der Königinmutter in Beziehung zu den Kindern. Die Frage, was eine Königinmutter war, führte so zum Problem, was Verwandtsein in der französischen Monarchie der Frühen Neuzeit sein konnte und wie auf diese Weise königliche Herrschaft und die Legitimation einer Königinmutter praktiziert und konzeptionalisiert wurden.

Die Briefe, die sich Catherine de Médicis und ihre Nachkommen schrieben, prägten und ermöglichten diese Form von Verwandtsein und Herrschen. Durch die regelmäßige Abwesenheit, die räumliche Distanz zwischen den Akteurinnen und Akteuren, die stetig in Bewegung waren, entstand eine spezifische schriftliche Kommunikation, die Anlass und Optionen bot, verwandtschaftliche Beziehungen und Herrschaftskonzeptionen festzuhalten, immer wieder neu zu verhandeln und sichtbar zu machen. Es entstanden dabei Versionen einer Königsfamilie, die die Schreibenden und ihre Berater je nach Perspektive sichtbar machen wollten. Briefe gaben preis, was einem für uns oft unsichtbaren Publikum am Hof und in der Entourage der Beteiligten gegenüber gezeigt werden sollte, und erzeugten somit ein bestimmtes, in der Praxis erstrittenes und reproduziertes Bild des Verhältnisses zwischen Verwandtschaft und Königsherrschaft. Sie zeigen die Königsfamilie als relationale Gruppe »au travail sur elle-même«, deren Beteiligte auf diese Weise zugleich Legitimität reproduzierten oder bestritten. Die Briefe zeichneten sich durch diese Sichtbar-

keit aus, die ein Publikum integrierte, das weit über Absenderin und Adressat hinausging – durch ihren Status potentieller Rechtsdokumente als Zeugen und Beweise und durch die Verpflichtungen, die durch den Status der Briefe als Gaben erzeugt wurden. Gerade die Briefe zwischen Mutter und Kindern erwiesen sich dabei als formellere, öffentlichere Schreiben als diejenigen an Gesandte oder Hofdamen. Dies offenbarte im Umkehrschluss bereits den sichtbaren und rechtlich relevanten Charakter ebendieser verwandtschaftlichen Beziehungen. Dabei schufen Verwandtsein und Schriftlichkeit im Fall von Catherine de Médicis bereits einen Herrschaftsanspruch.

Verwandtschaftliche Beziehungen konnten auf vielfältige Weisen in Briefen (re-)produziert und ausgehandelt werden. Es ging um militärische Strategien und Konflikte, um Liebe und Schmerz, um Gerüchte und Streit, um gerechte Herrschaft und den Umgang mit den Untertanen, um das Haus und die Ehre, um Briefeschreiben und Boten. Auffällig ist, wie situativ und kontextabhängig Verwandtsein in der Praxis hergestellt wurde – und wie wenig es teilweise mit heutigen Konzeptionen zu tun hatte. Während es für uns objektiv feststellbare, bio-genetische Verwandtschaft gibt, waren physiologische Vorstellungen von Verwandtschaft bei Catherine de Médicis und ihren Kindern etwas, das man in politischen Konflikten strategisch einsetzen konnte – Blut und Abstammung konnten eine Frage der Perspektive sein. Während wir heute diskutieren, wie viel ›Fremdbetreuung‹ kleine Kinder aushalten, hielt man am französischen Hof des 16. Jahrhunderts die Aufzucht durch Experten und den Schutz vor übergroßer Mutterliebe für das bestmögliche Aufwachsen von Kindern. Während wir das Versorgen von Verwandten mit politischen Posten als Vetternwirtschaft kritisieren, ging man in königlichen und fürstlichen Familien davon aus, dass Herrschen Verwandtschaftssache sei. Und während wir streiten, was angeboren und was kulturell bedingt ist, wurden in der Frühen Neuzeit sowohl Geburt als auch Erziehung als mit dem Leib und den Naturen verbundene Aspekte verstanden. Das heißt nicht, dass Verwandtschaft beliebig war, nicht auch auf verschiedenen Ebenen definiert wurde: Die untersuchten Korrespondenzen haben beispielsweise gezeigt, dass durchaus zwischen leiblichen und Heiratsverwandten unterschieden wurde und dass eine zunehmende Naturalisierung (im Verständnis des 16. Jahrhunderts als etwas, das sein sollte) beobachtet werden kann, die insbesondere Geburt, aber auch elterliche Autorität und Mutterliebe mit Natur und so mit Legitimität verband. Meine These ist jedoch, dass gerade die relative Flexibilität von Verwandtschaftskonzeptionen diese so geeignet machte, um in der politischen Praxis und in der politischen Theorie Herrschaftsverhältnisse auszudrücken und immer wieder neu zu verhandeln. Verwandtschaftsbezeichnungen waren dabei so eng mit Autorität und Hierarchien verbunden, dass sie eine ideale Sprache in Herrschaftszusammenhängen bildeten. Zugleich bildete Verwandtschaft kein einheitliches ontologi-

sches Konzept, das Herrschaftsentwürfe zu sehr festgelegt hätte. Verwandtschaft als Abstraktum existierte begrifflich in den Briefen nicht – Verwandtsein war etwas, das man *tat*. Auch Muttersein war in diesem Sinne eine variable Praxis, die jedoch mit rechtlichen, politischen und theologischen Diskursen verflochten war.

Bereits indem man sich in Briefen als Mutter, Sohn oder Schwester positionierte, nahm man zugleich eine Herrschaftsposition ein. Je höher man in der Hierarchie stand, umso mehr Personen konnte man in Briefen als Verwandte anreden – Verwandtsein war ein herrschaftliches Privileg. Im politischen Konflikt stritt man darum, was ein Bruder, eine Ehefrau, eine »gute Mutter« war. Catherine de Médicis erklärte in Briefen, dass sie sich als Mutter des Königs zum Handeln im Konflikt mit den Protestanten berechtigt sah. Ihre Legitimation hing davon ab, dass ihre Kinder sich im Brief immer wieder als Söhne und Töchter bezeichneten. Sie machte in Briefen die fortdauernde Erziehung der Kinder und ihre Anstrengungen, die ›Familie‹ zusammenzuhalten, sichtbar. Dabei wurde in Briefen eine Konzeption von Herrschaft – eine politische Theorie in der Praxis – entworfen und zugleich ins Werk gesetzt, die der Königinmutter als verwandtschaftlicher Figur Autorität und eine zentrale Position in der Königsfamilie und in der französischen Monarchie zuwies.

Was zeichnete diese Königinmutter aus? Mit Blick auf die Briefe von Catherine de Médicis und ihren Kindern wurde deutlich, dass Mutter-Kinder-Beziehungen und die damit verbundenen Positionierungen beständig aktualisiert und austariert werden mussten und dies die Herrschaftspraxis der Königinmutter prägte. Die Briefe waren immer auch ein Entgegennehmen und Antizipieren von kursierenden Angriffen auf die Person der Königinmutter. Die Sprache der Verwandtschaft – Liebe, Freundschaft usw. – war dabei nicht exklusiv für Mutter-Kinder-Beziehungen reserviert. Mit den Anreden als *fils* oder *fille* (bzw. *petit-fils* oder *petite-fille*) wurde jedoch in Briefen eine klar umgrenzte Gruppe geschaffen und sichtbar gemacht: Mutter war Catherine de Médicis gegenüber bestimmten Personen. Dies betraf nicht nur ihre leiblichen Kinder, sondern eine bilateral konzipierte Kinderschar. Königinmuttersein bot so das Potential, Autorität über eine ganze Gruppe aus Königen und Königinnen, Fürstinnen und Fürsten von Schottland bis Spanien zu beanspruchen. Wenn diese sich wiederum in Briefen als Söhne und Töchter bezeichneten, war dies immer auch eine sichtbare Anerkennung von Catherines Herrschaftsposition – geschah dies nicht, wurde die Autorität prekär.

Wichtig für ihre Legitimation in der Praxis war die Positionierung der Königinmutter als Ratgeberin und Quelle von *nourriture* für ihre Nachkommen und ihre Verortung als Verantwortliche für die verbundene Ehre und die Einheit aller leiblichen Kinder. Durch ihr demonstriertes Ratgeben und Catherines Verortung als Exemplum gerieten die Briefe zu Fürstenspiegeln in der Praxis.

Ein wichtiges Ergebnis dieser Arbeit ist die Erkenntnis, wie sehr Königinmuttersein auf die Liebe und den Leib bezogen war, die beide in Briefen immer wieder neu aufgerufen und konturiert wurden. Die Mutterliebe, die auch in Regentschaftsdiskursen der Zeit, nicht nur in der französischen Monarchie, fundamental war, um mütterliche Ansprüche auf Autorität zu begründen, wurde in den Korrespondenzen von Catherine beständig reproduziert und erzeugte in der Praxis die verwandtschaftlichen Bindungen und die Autorität der Königinmutter. Liebe war ein Leitmotiv, und sie erwies sich als ansteckend, indem sie eine Übertragung als leiblich konzeptionalisierter Verwandtschaftsbeziehungen auf Schwiegerkinder ermöglichte, die für Catherine dann »wie ein eigenes Kind« wurden. Die Mutterliebe verwies so immer auf den Leib der Königinmutter und sie musste auch durch ihren Körpereinsatz mit Leib und Seele gezeigt werden. Catherine de Médicis verstand sich als leibliche Schöpferin ihrer Kinder, die sie im Bauch getragen, *gemacht* hatte, und die physisch mit ihr verbunden waren. Durch die fortdauernde *nourriture* wurden die Verbindungen zwischen Mutter und Kindern inkorporiert und dies wiederum in Briefen demonstriert. Und wenn eines der leiblich verbundenen Kinder sich distanzierte oder Konflikte entstanden, dann schmerzten diese Brüche, als ob der Königinmutter ein Körperteil amputiert würde, so kommunizierten die Briefe. Über ihren gebärenden und leidenden Leib und ihren Zugriff auf die *nourriture* verortete sich die Königinmutter so als zentrales Element des Herrschaftskörpers, der sich leiblich somatisierte. Zugleich wurde deutlich, dass anhand des Körpers Schwiegerkinder und leibliche Kinder grundsätzlich unterschieden wurden, auch wenn gerade Erstere bei Bedarf einverleibt werden konnten und erst den Anlass boten, explizit über physiologische Konzeptionen von Verwandtschaft zu schreiben.

Während also für die königlichen Töchter und Söhne die Geburt Herrschaftsansprüche begründete, war es für die Königinmutter das Gebären und das fortdauernde Formen der Kinder, die Arbeit am Leib-Körper und die physische Verbindung mit den leiblichen Kindern. Abstammung schuf hier eine rückwirkende Legitimation, die auf dem Schaffen von Nachkommen bzw. herrschaftlichen Erben, nicht auf der Herkunft von Vorfahren beruhte. In diesem Sinne konnte die verwandtschaftliche Figur der Königinmutter, die in den Korrespondenzen von Catherine de Médicis Gestalt annahm, so nur in einer patrilinearen Monarchie existieren, in der sie nicht selbst sukzessionsfähig war. Eine solche Herrschaftsposition war untrennbar mit der streng patrilinearen Sukzessionsordnung verbunden, die diese Figur der Königinmutter erst produzierte. Der in der Forschung vielfach konstatierte Wandel verwandtschaftlicher Beziehungen und Konzeptionen hin zur vertikalen, patrilinearen Repräsentation konnte so aus einer mütterlichen Perspektive auch zur Ressource werden.

In der Praxis waren die verwandtschaftlichen Beziehungen zwar immer bilateral, aber Catherine de Médicis selbst verortete sich nicht an einer Schnittstelle von ›Dynastien‹ oder am Übergang von einem Herrscher zum nächsten, sondern im Zentrum der Königsfamilie und der Königsherrschaft selbst. Ihre Standorte wechselten in Briefen jedoch je nach Kontext und Beziehung: Teilweise positionierte sie sich auch als Vermittlerin von Kontinuität außerhalb der Patrilinie, meist jedoch als integraler Bestandteil der Königsfamilie und Schöpferin von Königen. So konnte sich die Königinmutter angesichts des verstorbenen Vaters auch in eine Linie von französischen Königen stellen und geradezu selbst zum König und Vater werden. Dadurch, dass sie ihren Söhnen keine Konkurrenz in der Sukzession sein konnte und sich selbst zentral mit ihrem gebärenden und leidensfähigen Leib – dem natürlichen Körper in der zeitgenössischen politischen Theorie – verband, unterschied sich die Königinmutter jedoch grundlegend von einem königlichen Vater, wie er in der französischen Monarchie verstanden wurde. Ihre Herrschaftsposition war dabei nicht nur auf Regentschaft bezogen, sondern in erster Linie auf ihr Muttersein. Nur so konnte die Königinmutter ihre fortdauernde Präsenz in der Königsherrschaft legitimieren. Sie war durch ihre leibliche Verbindung mit den Kindern nicht in einer Favoriten- oder Ministerposition; stattdessen wurde insbesondere die zentrale Beziehung zum ältesten Sohn, dem König, geradezu symbiotisch konzipiert, so dass die Königinmutter einer Ehefrau glich und selbst zur Königin werden konnte.

Dabei war die Position der Königinmutter in der Praxis immer wieder prekär, denn sie bedurfte der ständigen Reproduktion und Anerkennung durch ihre Söhne und Töchter. Wenn auch mütterliche Autorität schon allein durch das vierte Gebot Gehorsam beanspruchte, musste diese Autorität immer wieder vereindeutigt werden und die Müttern auch schon im 16. Jahrhundert zugeschriebene Uneigennützigkeit immer wieder demonstriert werden. Dies bedeutete Beziehungsarbeit, ohne die eine so langfristige Autoritätsposition nicht möglich gewesen wäre. Die Grenzen der Legitimität wurden in der Praxis immer wieder neu verhandelt. Die Kinder mussten sich im Gegenzug beständig als Söhne und Töchter positionieren. Kindheit hörte aus dieser Perspektive nie auf; man blieb Kind, solange die Mutter (oder der Vater) am Leben waren.

Das Aushandeln der Mutter-Kinder-Beziehungen in Briefen erzeugte und reproduzierte so ein Bild königlicher Herrschaft, das auf eine zentrale Position der Königinmutter verwies. Catherine de Médicis und ihre Kinder (und die Sekretäre und Berater) entwarfen in Briefen eine Königinmutter, die durch ihren Bauch, ihre Schmerzen und die von ihr gegebene *nourriture* leiblich mit ihren Kindern verbunden war. Die Königsfamilie bildete einen leiblichen Herrschaftskörper, der auf den König als Kopf und die Königinmutter als schöpferisches und integratives Glied – den Bauch – bezogen war und an dem Söhne

wie Töchter Anteil hatten. Niemand konnte dabei handeln, ohne die anderen zu tangieren, so vermittelten die Briefe. Für diesen lebenden Organismus positionierte sich Catherine de Médicis als unentbehrlich, jedoch auch als mit dem Tod bedroht, wenn ein Glied – insbesondere der älteste Sohn – verloren ging. Anders als der politische Körper, der zahlreiche Institutionen und Untertanen integrierte, war der leibliche, somatisierte Herrschaftskörper dieser spezifischen Gruppe aus Mutter und Kindern vorbehalten, einer Version der Königsfamilie. Über ihre leibliche Verbindung mit dem König wurde die Königinmutter dabei auch zur Mutter des Königreichs.

Die leibliche Verbundenheit der Mutter mit den Kindern in den Mittelpunkt zu stellen, hatte für eine Königinmutter zwei wesentliche Vorteile gegenüber einer auf Regentschaft oder einem Favoritenstatus basierenden Legitimation: Es stellte die Frage der Weiblichkeit der Königin in den Hintergrund, die insbesondere Verfechter der Lex Salica als Problem ansahen, und es konzipierte die Herrschaftsposition der Königinmutter als dauerhafte Notwendigkeit. Denn wie die Blicke auf den mütterlichen Leib und auf die Transmission von Herrschaftswissen gezeigt haben, erschöpfte sich die relationale Figur der Königinmutter nicht in ihrer Weiblichkeit. Als Mutter standen Catherine de Médicis stattdessen Handlungsspielräume offen, die nicht auf ihr Geschlecht zurückgeführt werden können. Frühneuzeitliche verwandtschaftliche, relationale Herrschaftskonzeptionen ermöglichten grundsätzlich auch weibliche Autoritätspositionen. Zudem wurde die Königinmutter durch ihre in Briefen demonstrierte Erziehung der Kinder und ihre Anstrengungen für den Zusammenhalt und die Bewahrung der Königsherrschaft als unentbehrlich positioniert, ihre fortdauernde Präsenz geradezu physisch notwendig. Die dauerhafte Herrschaftsposition beruhte somit auf einer Konzeption verwandtschaftlicher Verbundenheit.

Die so herausgearbeiteten Herrschaftskonzeptionen waren in Handlungsprozessen verortet, in Momenten der Infragestellung königlicher Autorität, in familialen Konflikten und während Kriegen. Die unterschiedlichen Positionen der Akteurinnen und Akteure führten teilweise zu kontroversen Vorstellungen; Verwandtsein und Herrschen waren immer wieder streitbar. Zeitgenössische rechtsgelehrte Theorien zur unteilbaren Souveränität und zur patrilinearen Sukzession stehen neben solchen Konzeptionierungen *in actu* und verdecken diese teilweise. Reproduktion und Transmission von Herrschaft waren in der Praxis nicht einfach eine Vater-Sohn-Folge. Eine in Briefen verhandelte politische Theorie zeichnete sich im Vergleich zu Traktaten von Rechtsgelehrten durch ihre stärkere Anpassungsfähigkeit aus, durch ihre Kontext- und Zeitgebundenheit und ihr Potential, direkt ins Werk gesetzt zu werden. Um es mit Bourdieu zuzuspitzen: Es ist der Unterschied zwischen jemandem, der im Spiel ist, und jemandem, der das Spiel beobachtet. Die Übergänge waren jedoch fließend: Teilweise wurde auf Schriften von Rechtsgelehrten explizit oder implizit

rekurriert. Die politische Theorie und Theologie boten Referenzen; physiologische Konzeptionen von Verwandtsein verbanden sich mit dem Körper-Denken der politischen Theorie, das den Akteurinnen und Akteuren im 16. Jahrhundert vertraut war. Herrschaft bzw. Staat in Familienmodellen und verwandtschaftliche Beziehungen zu denken, war im 16. Jahrhundert auch in der politischen Theorie der Rechtsgelehrten zentral. Während allerdings François Hotman Mütter vor allem als machthungrig und übergriffig beschrieb und es Jean Bodin generell vermied, über Mütter zu schreiben, wurde in den Briefen der Königinmutter eine zentrale Autoritätsposition zugeordnet und alle leiblichen Geschwister des Königs wurden Glieder der Herrschaft. Während Rechtsgelehrte seit dem 15. Jahrhundert auf aristotelische Reproduktionsvorstellungen rekurrierten, verortete sich die Königinmutter als schöpferische *genetrix*, ohne auf den Vater der Kinder Bezug zu nehmen. Während in der politischen Theorie Versuche unternommen wurden, zwischen politischem und natürlichem Körper zu differenzieren, entwarfen die Briefe einen leiblichen Herrschaftskörper. Der Staat wurde in dieser Perspektive durch die leibliche Verbundenheit von Mutter und Kindern nicht nur Königs-, sondern Familienbesitz.

Das Briefeschreiben zwischen Catherine de Médicis und ihren Kindern demonstrierte die Integration der Königinmutter in die Königsfamilie, die als Bestandteil der frühneuzeitlichen Verfassung betrachtet wurde. Und Herrschen war in Idee und Tat ein gemeinsames Werk von König und Königinmutter. Der Blick auf eine politische Theorie in der Praxis widerspricht insofern der geläufigen Forschungsannahme, dass Königinnen und Mütter im 16. Jahrhundert aus der politischen Theorie und aus der Monarchie selbst verdrängt worden seien. Stattdessen geben die Briefe, ohne den Begriff selbst jemals aufzugreifen, zu verstehen, dass nicht nur eine Königin, sondern auch die Königinmutter als Teil der königlichen Souveränität verstanden werden konnte. Auch andere Dokumente, wie die Reden von Michel de L'Hospital oder von Henri III vor dem Parlament bzw. den Generalständen, lassen sich in dieser Hinsicht neu lesen. Herrschaft wurde so zugleich pluraler und beziehungsabhängiger verstanden, als es die mit dem Absolutismus verbundenen Annahmen der Konzentration in der Person des Königs nahelegen. Es lohnt sich, auch politische Theorien von Rechtsgelehrten noch systematischer aus einer verwandtschaftlichen Perspektive zu untersuchen, um diese Pluralität und Relationalität des politischen Denkens aufzuzeigen.

Mit ihrer Sichtbarkeit und ihrer rechtlichen Relevanz führt dabei das Medium Brief selbst die Vorstellung, es handele sich um die informelle Seite von Herrschaft, ad absurdum. Eine Neubewertung der Briefe war notwendig, um Herrschaftspraxis abseits solcher Dichotomien zu verorten: Verwandtsein wurde im Fall von Catherine de Médicis und ihren Beratern als Grundlage und Ausdruck von herrschaftlicher Legitimität verstanden, nicht als private Sphäre,

die man bei Bedarf politisch instrumentalisieren konnte. Es wurde deutlich, dass in der Praxis Fragen von informeller Macht gegenüber formeller, institutionalisierter Herrschaft überhaupt keine Rolle spielten. Legitimität musste immer wieder neu hergestellt und ausgehandelt werden und die Position der Königinmutter war somit immer wieder prekär, wurde jedoch zugleich immer wieder neu sichtbar als integrales Element der Monarchie verortet. Politik erscheint aus dieser Perspektive als Praxis des Konzeptionalisierens und Verhandelns verwandtschaftlicher Beziehungen.

Auch die als spezifisch französisch betrachtete Mischung familialer und staatlicher Sphären erhält so neue Konturen: Erstens haben wir gesehen, wie gerade ihre verwandtschaftliche Position der Königinmutter Autorität vermittelte – und in diesem Sinne weibliche Herrschaft erst ermöglichte. Königliche Herrschaft (von Frauen und Männern) lässt sich nicht getrennt von verwandtschaftlichen Konstellationen, Praktiken und Konzepten betrachten. Und zweitens relativiert eine verwandtschaftliche Perspektive den Status eines Sonderfalls von Catherine de Médicis bzw. der französischen Monarchie. Catherine de Médicis konnte an Louise de Savoie anknüpfen, die bereits erklärt hatte, allein aufgrund ihres Mutterseins eine Herrschaftsposition beanspruchen zu können. Und sie bildete ein Vorbild für Marie de Médicis, deren Berater ebenfalls auf ihren mütterlichen Bauch verwiesen. Keine der vier Königinmütter war der Ansicht, dass ihre Autorität auf Regentschaft begrenzt sei. Und Regentschaften, mächtige Mütter und Diskurse über Mutterliebe gab es in zahlreichen europäischen Monarchien und Fürstentümern. Auch diese können in einen Zusammenhang mit patrilinearen Sukzessionsordnungen und verwandtschaftlichen Vorstellungen von Herrschaft gestellt werden.

Erst die Fragen, was Verwandtschaft für die handelnden Personen war und wie sie in Briefen hergestellt und reproduziert wurde – und damit eine konsequente Historisierung von Verwandtsein und Muttersein als soziale Praxis –, lassen das beschriebene Bild vom Herrschen sichtbar werden. Sie zeigen, dass Vorannahmen zu Mutterschaft und zu einer Dynastie mit vorgegebenen Rollen die gelebten und erstrittenen Verwandtschaftskonzeptionen tendenziell verdecken. In einer Zeit, die in der Forschung als Beginn des Absolutismus und der »modernité politique« (Cosandey) betrachtet wird, sehen wir so die Königinmutter als zentrales Element der Monarchie und die Vorstellung und Praxis einer Königsherrschaft als Verwandtschaftsangelegenheit. Staatsräson wurde bei Catherine de Médicis und ihren Kindern weniger als entpersonalisiertes Herrschaftsprinzip denn als Denken und Handeln in verwandtschaftlichen, leiblichen Beziehungen verstanden. Die Verfassung selbst – Was tut ein König? Wer darf Entscheidungen treffen? Wer hat Anteil am Königlichsein? – erscheint in Teilen als Objekt eines Aushandlungsprozesses zwischen Verwandten und über Verwandtschaftskonzeptionen, die nichts mit einer eindeutigen

Biologie zu tun hatten. Dafür ist es unabdingbar, sich von heutigen Annahmen zu Verwandtschaft und Mutterschaft zu lösen, um historische Alterität, Wandelbarkeit und Möglichkeiten sichtbar zu machen. Mit dem Blick auf die verwandtschaftliche Praxis werden dabei Kontroversen und variable Konzepte einer Monarchie sichtbar, in der eine Königinmutter sich selbst als Glied der Königsherrschaft positionierte.



# Anhang



Madame ie ne vous puyz dire le regret que ie  
 iay d'aytre parti sans auoir <sup>de vous voir</sup> ses honneurz ie suis  
 infiniment ayze de la peine quil vous fait de  
 vostre bonte grandre vous acheminant le plus  
 quil vous est possible pour ascheminer en ne  
 l'ame fays en seroyaume vous ni trouueres  
 difficulte en mon endroit car ie ne desire  
 rien tant en semonde que seta le s<sup>t</sup> desint  
 l'iger presant porteur est bien instruit de  
 toute chose qui sera dequation que ie ne  
 vous seray dauantage importun de sete letre  
 a pres mestre tres humblemant recommande  
 a vos bonnes graces ie prie dieu

Madame vous donner seque vostre cour  
 dessire se xxiiiij de septembre

Madame le s<sup>t</sup> de la crene sanua vous trouuer  
 pour vous supplier tres humblemant que  
 vous commandies a seus qui luy ont desrobe  
 ses cheus qui les luy grande vne courtouyzie  
 que vous feres contantant se iantilhomme  
 seruira de faire connoytre vostre bonte  
 a beaucoup d'autres



Vostre tres humble et tres obeissant filz et seruiteur  
 FRANÇOIS.

Abb. 4. François an Catherine, 25.7.[1575]. Autograf, BNF Ms., Fr. 6623, fol. 83r.

Transkription von BNF MS., Fr. 6623

(fol. 84v, nicht abgebildet)

La Royne.

Madame et mere

(fol. 83r)

Madame ie ne vous puyz dire le regret que  
iay daytre parti sans avoir set houneur [de vous voir]<sup>1</sup> ie suys  
infinimant ayze de la peine quil vous plait de  
vostre bonte prandre vous acheminant le plus  
quil vous ayt posible pour ascheminer unne  
boune pays en se royaume vous ni trouveres  
dificulte en mon endroit car ie ne desire  
rien tant en se monde que sela le s<sup>r</sup> de sint  
liger presant porteur est bien instruit de  
toute choze qui sera ocquation que ie ne  
vous seray davantage inportun de sete letre  
apres mestre treshumblemant recoumande  
a vos bounes grases ie prie dieu

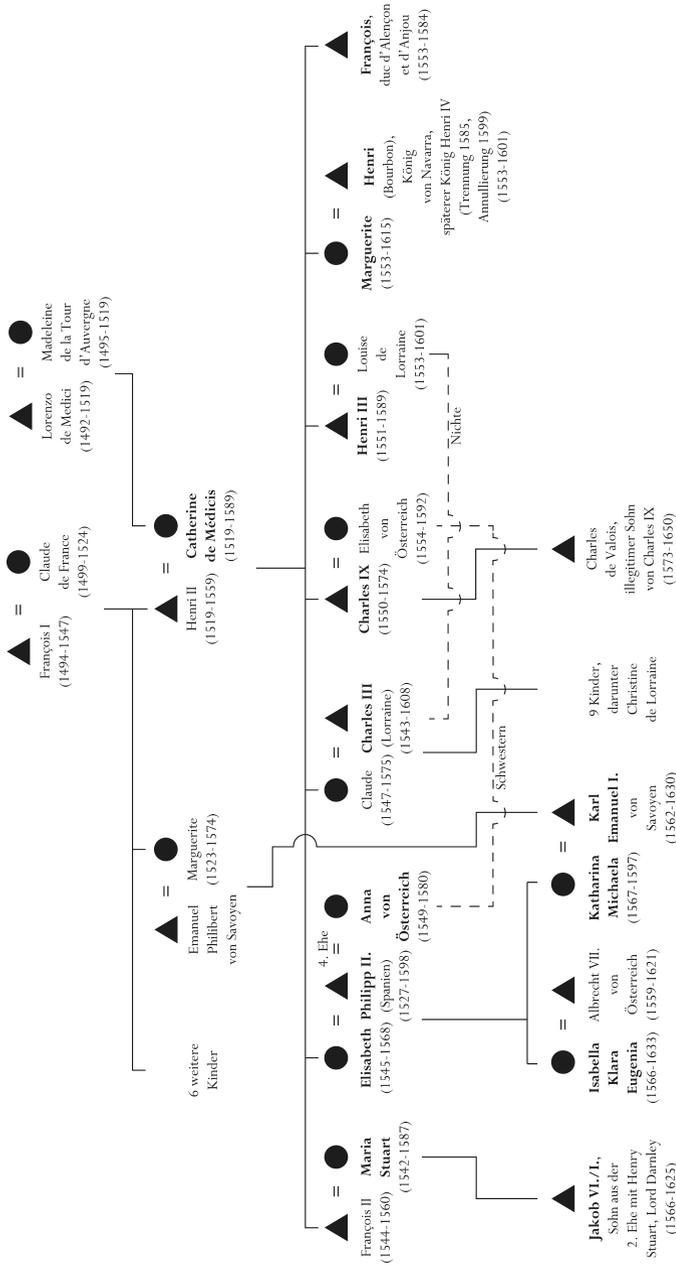
Madame vous doner seque vostre ceur  
dessire se XXIIIJ<sup>e</sup> de septambre

Madame le s<sup>r</sup> de lacrene san va vous trouver  
pour vous supplier treshumblemant que  
vous coumandies a seus qui luy ont desrobe  
ses chevos qui les luy rande unne courtoyzie  
que vous feres contantant [sic] se iantilhoume  
servira de fayre counoytre vostre bonte  
a beaucoup dautres

Vostre treshumble et tresobeissant filz et serviteur  
*francoys*

1 Zwischen den Zeilen ergänzt.

# Verwandtschaftsdiagramm. Catherine de Médicis und ihre Kinder



**Fett:** Empfänger und Empfängerinnen von Briefen (Überlieferung), die in der Anrede als *file* (bzw. *petit-fils/petite-fille*) bezeichnet werden.

**Abb. 5**

## **Anreden, Bezeichnungen, Abschiedsformeln**

- (1) Adressierung außen am Brief
- (2) Anrede zu Beginn der Briefes
- (3) Binnenanrede im Text
- (4) Abschiedsformel

**Tab. 1.** Catherine de Médicis an ihre Nachkommen

	Catherine de Médicis
Maria Stuart	(1) A Madame ma fille La Roynne d'Escosse/A ma fille/A la Roynne d'Escosse, douairière de France, Madame ma fille (2) Madame ma fille (3) (4) vostre bonne et affectionnée mère
Elisabeth	(1) A madame ma fille la roynne catholique. <i>Selten</i> : A la roynne d'espagne/A la roynne catholique (2) Madame ma fille (3) ma fille/Madame ma fille/m' amye (4) Vostre bonne mère
Philipp II.	(1) Au Roy catolyque Monsieur mon filz/A Monsieur mon fils le Roy catolyque/A mon fils le Roy catholique/Au Roy catolyque (2) Monsieur mon filz. <i>Nur in Kanzleischreiben</i> : Monsieur mon beau-filz/Très hault, très excellent et très puissant prince, nostre très cher et amé frère, fils et cousin (3) Monsieur mon filz/vostre Majesté. <i>Nur in Kanzleischreiben</i> : Monsieur mon beau-filz (4) Vostre bonne mère et seur/Vostre bonne seur et mère/Vostre bonne et affectyonnée mère/Votre bonne mère/Vostre bonne seur et affectyonée mère/Vostre bonne mère et affectionnée seur/Vostre bonne et affectonné mère et seur/Vostre amie mère et seur
Claude	–
Charles de Lorraine	(1) A Monsieur le duc de Lorraine/A mon fils le duc de Lorraine (2) mon fils (3) mon fils de Lorraine (4) Vostre bonne mère
Charles IX	(1) Au Roy Monsieur Mon Fils/Au Roy (2) Monsieur mon fils (3) Monsieur mon fils/Mon fils (4) Vostre bonne et affectionnée mère
Elisabeth von Österreich	–

	Catherine de Médicis
Henri III/d'Anjou	(1) A mon fils Monsieur le duc d'Anjou/A mon filz le duc d'Anjou/A mon filz le duc d'Anjou, lieutenant general du Roy Monsieur mon filz pour tout son royaume ( <i>Kanzleischreiben</i> ). <i>Als König</i> : A Monsieur mon filz le roy de pologne/Au Roy mon filz/Au Roy monsieur mon filz (2) Mon filz. <i>Als König</i> : Monsieur mon filz (3) Mon filz. <i>Als König</i> : Monsieur mon filz/mon filz ( <i>selten</i> ) (4) Vostre bonne mère. <i>Als König</i> : Vostre bonne et affectionnée mère, s'il y a jamais au monde ( <i>direkt nach dem Tod von Charles IX</i> )/Vostre bonne et affectionayee mère/Vostre bonne et très affectionné et hobligé mere/Vostre bonne mère ( <i>selten</i> )
Louise de Vaudémont	–
Marguerite	(1) A La Roynne De Navarre Ma Fille/A Madame Ma Fille La Roynne De Navarre (2) Ma fille (3) ma fille (4) Vostre bonne mère
Henri de Navarre	(1) Au roi de Navarre mon filz/Au Roy de Navarre/A Monsieur mon filz le Roy de Navarre (2) Mon filz (3) mon filz (4) Vostre bonne mère
François	(1) A Mon Fils Monsieur Le Duc D'Anjou/A Mon Fils Le Duc D'Anjou (2) Mon filz (3) mon filz (4) Vostre bonne mère
Die spanischen Infantinnen <sup>1</sup>	(1) A Mesdames les Infantes d'Espagne/A l'Infante ma petyte fille ( <i>an Isabella</i> )/A la duchesse de Savoie/A Madame la duchesse de Savoye ma petite-fille ( <i>an Katharina Michaela</i> ) (2) Mes petites-filles/Ma petyte fille ( <i>an Isabella oder Katharina Michaela</i> ) (3) mes petites-filles/ma petite-fille ( <i>an Katharina Michaela</i> ) (4) Vostre bonne grent mere ( <i>an Isabella oder Katharina Michaela</i> )

Catherine de Médicis	
Karl Emanuel von Savoyen <sup>ii</sup>	(1) A Monsieur mon filz le prince de Piemont/A mon fils Monsieur le prince de Piémont. <i>Als Herzog von Savoyen: A mon fils Monsieur le duc de Savoye</i> (2) Mon filz (3) mon filz (4) Vostre bonne mere/Vostre bonne seur ( <i>am 31.7.1581</i> )
Jakob VI./I.	(1) Au prince d'Écosse/Au prince d'Écosse, Monsieur mon petit-fils/A très hault, très excellent et très puissant prince, nostre très cher et très amé petit-filz et frère, le Roy d'Écosse ( <i>ab 1584</i> ) (2) Monsieur mon petit fils/Très hault, très excellent et très puissant prince, nostre très cher et très amé petit-filz et frère/Très hault, très excellent et très puissant prince, nostre très cher et très amé filz ( <i>1584</i> ) (3) (4)
i	Mir ist ein Brief von Katharina Michaela an Catherine bekannt: (1) Señora, (4) Muy humilde y ubidiente hija de V[uestra] M[a]g[esta]d.
ii	Karl Emanuel an Catherine: (1) A la Roynne mere du Roy, (2) Madame, (3) V M <sup>te</sup> /Madame, (4) De V M <sup>te</sup> treshumble et tresobeissant serviteur.

**Tab. 2.** Elisabeth, Claude und Marguerite an ihre Mutter, Geschwister, Ehemänner und Verschwägerten

	Elisabeth	Claude	Marguerite
Catherine	(1) A la Royne/A la royne, madame et mère ( <i>selden</i> )/A la Royne madame, ma bonne mere ( <i>selden</i> ) (2) Madame (3) Madame/votre majesté ( <i>nur in Kanzleischreiben</i> ) (4) Votre très-humble et très-obéissante fille	(1) A la Royne Madame et mere (2) Madame (3) Madame/votre majesete [majesté] (4) Vostre treshumble et tres obeissante fille	(1) A la Roine Madame et mere (2) Madame (3) Madame (4) Votre tres humble et tres obeissante servante, file et sujete/Votre tres humble et tres obeisante fille et servante et sugete ( <i>selden</i> )/Votre tres humble et obeissante fille et sujette ( <i>selden</i> )
Maria Stuart	–	–	–
Elisabeth von Österreich	–	–	–
Philipp II.	–	(1) (2) Monsieur (3) Vostre Maiesié (4) Vostre tres humble et obeisant seur	(1) Au Roy catolyque Monsieur mon frere (2) Monsieur mon frere (3) Monsieur mon frere (4) Votre très humble et tres affectionnée seur
Claude	–	–	–
Charles de Lorraine	–	–	–

	Elisabeth	Claude	Marguerite
Charles IX	(1) Au roy, monsieur mon bon frere (2) Monsieur (3) (4) Votre humble seur	(1) Au Roy, monsieur et frere (2) Monsieur (3) votre magesete [majesté]/monsieur (4) Votre tres humble et tresobeissante seur	-
Elisabeth von Österreich	-	-	-
Henri III	-	-	(1) Au Roy de Poulogne Monsieur mon frere. <i>Als König:</i> Au roi Monsieur et frere (2) Monsieur. <i>Als König:</i> Monsieur/Sire ( <i>selten</i> ) (3) <i>Als König:</i> Monsieur/vostre magesté/Sire ( <i>selten</i> ) (4) Votre humble et obeissante seur. <i>Als König:</i> Votre tres humble et tres obeissante servante, seur et sugete/Votre tres humble et tres obeissante seur, servante et sugete/Votre tres humble et obeissante soeur et sujette
Louise de Vaudémont	-	-	-
Marguerite	-	-	-
Henri de Navarre	-	-	(1) Au Roy de Navare Monsieur mon mari (2) Monsieur (3) Monsieur (4) Votre très humble et très obeissante femme

	Elisabeth	Claude	Marguerite
François	-	-	(1) A Monseigneur, frère du roi et sien (2) Monsieur mon frère (3) Monsieur mon frère (4)
<b>i</b> Erste Briefe an den König von Polen.			

**Tab. 3.** Charles IX, Henri d'Anjou/III und François an ihre Mutter, Geschwister, Ehefrauen und Verschwägerten

	Charles IX	Henri d'Anjou/III	François
Catherine	(1) A la Royne (2) Madame (3) Madame (4) Vostre très-humble et très-obéissant fils	(1) A la royne madame et mère (2) Madame (3) Madame (4) Vostre très-humble et très-obéissant filz et serviteur/Vostre tres humble et tres obeissant filz et serviteur/Vostre tres humble et plus que tres obeissant filz et serviteur/Vostre très humble et très obéissant et très obligé filz et serviteur	(1) A la royne madame et mère/Royne Madame et mere (2) Madame (3) Madame/vostre maieste ( <i>selten</i> ) (4) Vostre très-humble et très-obéissant filz/Vostre treshumble et tresobeissant filz et serviteur
Maria Stuart	-	(1) (2) Madame ma seur/Madame ma bonne seur (3) Madame ma bonne seur (4)	-
Elisabeth	(1) A la royne catholique, madame ma soeur/A madame ma bonne seur, la royne catholique (2) Madame ma bonne seur (3) (4) Vostre bon frère	-	-

	Charles IX	Henri d'Anjou/III	François
Philipp II.	(1) A Monsieur mon frere le Roy d'Espagne/A mon frere, le Roy Catholique des Espagnes/A tres hault, tres excellent et tres puissant Prince le Roy Catholique des Espagnes nostre tres cher et tres ame bon frere et cousin ( <i>Kanzleischreiben</i> ) (2) Monsieur mon frere/Monsieur mon bon frere/Tres hault, tres excellent et tres puissant prince nostre tres cher et tres ame frere et cousin ( <i>Kanzleischreiben</i> ) (3) tres hault excellent et tres puissant prince nostres tres cher et tres ame beau frere (4) Votre bon frere/Vostre bon frere et cousin	(1) (2) Monsieur/Tres hault, tres excellent et tres puissant prince, nostre tres cher et tres honore bon frere ( <i>Kanzleischreiben</i> ). <i>Als König</i> : Très hault, très excellent et très puissant prince, Nostre très cher et très amé bon frere et Cousin ( <i>Kanzleischreiben</i> ) (3) Monsieur/Vostre Magesté/tres hault, tres excellent et tres puissant prince, nostre tres cher et tres honore bon frere ( <i>Kanzleischreiben</i> ). <i>Als König</i> : Très hault, très excellent et très puissant prince, Nostre très cher et très amé bon frere et Cousin ( <i>Kanzleischreiben</i> ) (4) Votre humble et obeissant frere/Vostre humble frere. <i>Als König</i> : Vostre bon frere/Vostre bien bon frere/Vostre bien bon frere et cousin/Vostre bon frere et cousin	–
Claude	–	–	–
Charles de Lorraine	(1) A mon frere de Lorraine (2) Mon frere (3) Mon frere (4)	(1) (2) Mon frere (3) Mon frere (4) Vostre bien bon frere/Vostre bon frere	–

	Charles IX	Henri d'Anjou/III	François
Charles IX	-	(1) Au Roy Monseigneur/Au Roy Monsieur Mon frere (2) Monsieur/Monseigneur (3) Monsieur/Monseigneur/Vostre Majesté (4) Vostre tres humble et tres obeissant frere et serviteur/Vostre tres humble et tres obeissant frere et subget/Vostre tres humble et tres obeissant frere et subget et plus obligé que a vous que l'on pourroyt a qui que soyt au monde/Vostre tres humble et tres obeissant frere	(1) Au Roy Monseigneur et frere (2) Monseigneur (3) (4) V <sup>re</sup> treshumble et tresobeissant frere/Vostre treshumble et tresobeissant frere et subget
Elisabeth von Österreich	-	-	-
Henri III/d'Anjou	(1) Au duc d'Anjou/mon frere le Duc deniou/A mon frere le duc d'Aniou mon Lieutenant general representant ma personne par tous mes Royaulme et pays de mon obeysance. <i>Als König von Polen:</i> A Monsieur mon frere le Roy de Poulongne (2) Mon frère. <i>Als König von Polen:</i> Monsieur mon frere (3) mon frere (4) Vostre bon frere/Vostre bien bon frere. <i>Als König von Polen:</i> Vostre bien bon frere et amy	-	(1) Au Roy Monseigneur et frere/Roy Monseigneur et frere (2) Mon frère ( <i>als duc d'Anjou</i> )/Monseigneur (3) Monseigneur/Vostre maeste/Monsieur (4) Vostre bon et affectioné frere ( <i>als duc d'Anjou</i> )/Vostre treshumble et tresobeissant frere et subget/Vostre tres humble frere et subject
Louise de Vaudémont	-	-	-

	Charles IX	Henri d'Anjou/III	François
Marguerite	-	(1) Ma seur (2) Ma seur (3) (4)	(1) A la Royne de Navarre Madame ma seur (2) Ma Royne (3) Ma Royne (4) Vostre treshumble et tresaffectionne frere
Henri de Navarre	(1) A mon frere le prince de Navarre (2) Mon frere (3) mon frere (4) Vostre bon frere	(1) Au Roi de Navarre (2) Mon frere/Monsieur (3) mon frere (4) Vostre bon frere	-
François	(1) A mon frere le duc d'Alencon (2) Mon frere (3) (4) Vostre bon frere	(1) (2) Monsieur/Mon frere (3) mon frere (4) Vostre humble et obeissant frere. <i>Als König:</i> Vostre bien bon et affectionné frere/Vostre byen fort bon frere/Vostre bon et affectionné frere/Vostre bon frere	-

**Tab. 4.** Philipp II., Charles de Lorraine und Henri de Navarre an ihre Schwiegermutter, Ehefrauen und Verschwägerten.

	Philip II	Charles de Lorraine	Henri de Navarre
Catherine	(1) A la Reina Cristianísima, mi madre y señora/A la Cristianísima Reina de Francia, mi madre y senora/A la Reina madre (2) Señora/Cristianísima Reina, mi muy cara y muy amada señora madre/Cristianísima reina, mi muy cara y muy amada madre/Cristianísima, muy alta y muy poderosa Reina, mi muy cara y muy amada madre/Cristianísima, muy alta y muy poderosa Reina, mi muy cara y muy amada hermana y madre (3) Vuestra Majestad (4) Buen hijo y hermano de Vuestra Majestad/su buen hijo y hermano	(1) A la Roynne (2) Madame (3) Madame/V <sup>re</sup> Mayesté (4) V <sup>re</sup> treshumble et tresobeissant filz et serviteur	(1) A la Roynne, mere du Roy mon seigneur/A la Roynne, mere du Roy/A la Roynne, mere du Roy, ma souveraine dame. <i>Selten: A la Roynne/A la Roynne mere</i> (2) Madame (3) Madame/Vostre Majesté (4) Vostre trez humble et trez obeissant serviteur et fils/Vostre trez humble et trez obeissant subject, serviteur/Vostre trez humble et tres soumis sujet, serviteur et fils/Vostre tres humble et tres obeissant filz, serviteur et fils/Vostre tres humble et tres obeissant et tres fidelle filz, subject et serviteur/Vostre tres humble, tres obeissant et tres fidelle sujet, serviteur et fils. <i>Vor der Ehe mit Marguerite: Vostre tres humble et tres obeissant subject et serviteur/Vostre tres humble et tres obeissant serviteur</i>
Maria Stuart	(1) A la Cristianísima señora la Reina de Francia, mi hermana/A la Cristianísima Reina, mi buena hermana (2) Señora (3) Vuestra Majestad (4)	–	–
Elisabeth	–	–	–

	Philipp II <sup>a</sup>	Charles de Lorraine	Henri de Navarre
Philipp II.	-	(1) Mi señor/Sire (2) Vuestra Majestad (3) Muy humilde y muy obediente hermano y servidor de Vuestra Majestad	(1) Au Roy d'Espagnes catholique, Monseigneur mon frere/Au Roy catholique/Au Roy catholique des Hispanies (2) Monsieur (3) Monsieur/Votre Majesté (4) Vostre tres humble et tres obeissant frere à vous faire service/Vostre très humble et très obeissant serviteur et frere/Vostre bien humble à vous obeyr
Claude	(1) A la duchesse de Lorraine (2) Ma bonne seur et cousine (3) ma bonne seur et cousine (4)	-	-
Charles de Lorraine	(1) Au Duc de Lorraine (2) Mon bon frere et cousin (3) mon bon frere et cousin (4)	-	(1) Au duc de Lorraine (2) Mon frere (3) mon frere (4) Vostre bien bon frere

	Philipp II <sup>a</sup>	Charles de Lorraine	Henri de Navarre
Charles IX	(1) Al Rey Cristianísimo mi buen hermano/Al Cristianísimo Rey de Francia, mi buen hermano (2) Cristianísimo, muy alto y muy poderoso Rey, mi muy caro y muy amado hermano/Cristianísimo Rey mi muy caro y muy amado hermano/Cristianísimo, muy alto y muy poderoso Rey de Francia, mi muy caro y muy amado hermano/Señor (3) Vuestra Majestad (4) Su Buen hermano/su tan buen hermano y primo/Buen hermano de Vuestra Majestad	(1) Au Roy (2) Monseigneur (3) V <sup>re</sup> Majesté/ Monseigneur (4) V <sup>re</sup> freshumble et tresobeisant frere et serviteur	(1) Au Roy mon souverain seigneur/Au Roy (2) Monseigneur (3) Monseigneur/Votre Majesté (4) Vostre trez humble et tres obeissant subject et serviteur
Elisabeth von Österreich	-	-	-

	Philipp II <sup>1</sup>	Charles de Lorraine	Henri de Navarre
Henri d'Anjou/III	(1) Al Serenísimo Señor el Duque de Anjou, mi hermano (2) Señor/Serenísimo Duque (3) Vuestra Alteza (4) Buen hermano de Vuestra Alteza	(1) Au Roy (2) Monsigneur (3) Monsigneur/vostre maeste (4) V <sup>re</sup> treshumble et tresobeisant frere et serviteur	(1) Au Roy mon souverain seigneur/Au Roy, mon seigneur et frere ( <i>selten</i> ). <i>An Henri d'Anjou: A Monsieur/Au duc d'Anjou/A Monsieur le duc d'Anjou</i> (2) Monseigneur. <i>An Henri d'Anjou: Monsieur</i> (3) Monseigneur/Vostre Majesté/Mon maistre ( <i>selten</i> ). <i>An Henri d'Anjou: Monsieur</i> (4) Vostre trez humble et trez obeissant subject et serviteur/Vostre tres humble, tres obeissant et tres fidele subject et serviteur/Le plus tres humble, tres obeyssant et tres fydelle suy et servyteur que vous ayes au monde ( <i>selten, Autograf</i> ). <i>An Henri d'Anjou: Vostre tres humble et tres obeissant frere et serviteur</i>
Louise de Vaudémont	-	-	(1) A la Roynne Douairiere (2) Madame (3) Madame (4) Vostre bon frere
Marguerite	-	-	(1) A la Roynne de Navarre, ma femme. <i>Nach der Trennung: A la Reine Marguerite</i> (2) M <sup>e</sup> amie/Ma femme. <i>Nach der Annullierung der Ehe: Ma soeur</i> (3) m <sup>e</sup> amie/ma femme. <i>Nach der Annullierung der Ehe: Ma soeur</i> (4) Vostre bien humble et obeissant mary/Vostre tres humble et obeissant mary. <i>Nach der Annullierung der Ehe: Vostre bon frere</i>
Henri de Navarre	-	-	-

	Philip II <sup>i</sup>	Charles de Lorraine	Henri de Navarre
François	(1) (2) Serenísimo Duque (3) Vuestra Alteza (4)	–	(1) A Monsieur, frere du Roy/A Monsieur (2) Monsieur (3) Monsieur (4) Vostre très humble et très obéissant serviteur et frère/Vostre tres humble et tres obeissant frere et serviteur

<sup>i</sup> Die Briefe von Philipp II sind v. a. als *minutes* überliefert und in den »Negociaciones« ediert. Die spanischen Schreiben wurden für diese Arbeit inhaltlich nicht im Detail analysiert.

**Tab. 5.** Maria Stuart, Elisabeth von Österreich und Louise de Vaudémont an ihre Schwiegermutter, Ehemänner und Verschwägerten.

Maria Stuart		Elisabeth von Österreich	Louise de Vaudémont
Catherine	(1) A la Reine de France, madame ma belle mère/A la Roynne de France, madame ma bonne mère/A la Roynne de France, ma bonne mère (2) Madame (3) Madame (4) Votre très humble et très obéissante fille	–	–
Maria Stuart	–	–	–
Elisabeth	(1) A madame ma bonne soeur, la Roynne Catolique (2) Madame ma bonne soeur (3) ma bonne soeur/Madame (4) Votre très humble soeur à vous obéir	–	–
Philipp II.	(1) A Monsieur mon bon frère, le Roy d'Espaygne/Au Roy d'Espagne, monsieur mon bon frère (2) Monsieur mon bon frère/Très-haut et très-puissant prince, mon très-cher et bien aimé bon frère, cousin et notre allié ( <i>Kanzleischreiben</i> ) (3) Monsieur mon bon frère/Votre Majesté (4) Votre bonne soeur/Votre bien bonne soeur et cousine/Votre bien bonne soeur	(1) Al rey my señor y hermano (2) Señor (3) vm [Vuestra Majestad] (4) muy humilte ermama de vm	–
Claude	–	–	–
Charles de Lorraine	–	–	–

	Maria Stuart	Elisabeth von Österreich	Louise de Vaudémont
Charles IX	(1) Au Roy Monsieur mon bon frère/Au Roy très chrestien, Monsieur mon bon frère/Au Roy de France, Monsieur mon bon frère (2) Monsieur mon bon frère (3) Monsieur mon bon frère/Monsieur (4) Votre bonne soeur/Votre bien bonne soeur/Votre bien affectionnée et bonne soeur/Votre bien bonne et obliégée soeur	-	-
Elisabeth von Österreich	-	-	-
Henri III	(1) A Monsieur/A Monsieur, Monsieur mon bon frère. <i>Als König:</i> Au Roy très Chrestien, monsieur mon beau frère (2) Monsieur mon bon frère. <i>Als König:</i> Monsieur/Monsieur mon beau-frère (3) Monsieur. <i>Als König:</i> Monsieur mon bon frère/Monsieur mon beau-frère (4) Votre bien affectionnée bonne soeur/Votre très affectionnée et bonne soeur. <i>Als König:</i> Votre plus humble soeur à vous obéir/Vostre plus humble et affectionnée belle soeur, à vous servir/Vostre très affectionnée et bonne soeur	-	(1) (2) Monsieur (3) Monsieur (4) Vostre très humble et tres obeisant seur
Louise de Vaudémont	(1) A Madame ma belle-soeur, la Roynne de France (2) Madame ma chère soeur (3) madame ma bonne soeur (4) Vostre très affectionnée et humble soeur et cousin	-	-
Marguerite	-	-	-

Henri de Navarre	Maria Stuart	Elisabeth von Österreich	Louise de Vaudémont
–	–	(1) Au roy Monsieur mon frere ( <i>als Henri IV</i> ) (2) Monsieur mon frere (3) Monsieur mon frere/ Monsieur (4) Vostre tres humble et tres bonne seur/Vostre bien humble et tres bonne seur/Vostre bien humble seur	–
François	–	–	–

# Verzeichnisse, Quellen und Literatur

## Abbildungen

1. Adressierung von Catherine an Henri III, [Juni/Juli 1576], BNF Ms., Fr. 6625, fol. 2r.
2. Catherine de Médicis mit François, Charles IX, Marguerite und Henri. Nach François Clouet, ca. 1561, © Roger-Viollet.
3. Catherine de Médicis an Henri III, 26.9.1575: Autograf, BNF Ms., Fr. 6625, fol. 8r.
4. François an Catherine, 25.7.[1575]: Autograf, BNF Ms., Fr. 6623, fol. 83r.
5. Verwandtschaftsdiagramm: Catherine de Médicis und ihre Kinder.

## Abkürzungen

AHR	The American Historical Review
AN	Archives nationales
BdA	Bibliothèque de l’Arsenal
BNF	Bibliothèque nationale de France
EdN	Friedrich JAEGER (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit, 16 Bde., Stuttgart 2005–2012
EHESS	École des hautes études en sciences sociales
FHS	French Historical Studies
FN	Fußnote
Fr.	Fonds français (BNF)
HA	Historische Anthropologie
HDGR	Arlette JOUANNA u. a., Histoire et dictionnaire des guerres de Religion, Paris 1998
HZ	Historische Zeitschrift
JRAI	Journal of the Royal Anthropological Institute

LCM	Lettres de Catherine de Médicis
lesd.	lesdits/lesdites
LHIII	Lettres de Henri III
L'Homme	L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft
LIMM	Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, reine d'Écosse
LMIV	Recueil des lettres missives de Henri IV
M <sup>al</sup>	maréchal
Ms	Manuscrits (BNF)
NAF	Nouvelles acquisitions françaises (BNF)
n. p.	nicht paginiert
o. D.	ohne Datum
o. J.	ohne Jahr
o. O.	ohne Ort
SCJ	The Sixteenth Century Journal
s <sup>r</sup>	sieur
suppl.	supplément
v <sup>re</sup>	votre
V. M./V. M <sup>té</sup>	Votre Majesté
ZHF	Zeitschrift für Historische Forschung

## Namen, Datierungen und Währungen

Die Namen der Personen wurden in der französischen Fassung belassen, sofern sie in der Forschung gewöhnlich so verwendet werden.

Das neue Jahr begann bis 1567 am 25. März. Um Missverständnisse zu vermeiden, habe ich Datierungen, sofern sie nicht bereits in den Editionen korrigiert wurden, an den Jahresbeginn im Januar angepasst. Im Jahr 1582 erfolgte die Umstellung auf den gregorianischen Kalender, bei der man direkt vom 9. auf den 20. Dezember sprang.

Geldbeträge wurden in *livres tournois* (entsprach ungefähr einem Florentiner) und *écus d'or* gerechnet. Der Écu wurde 1577 aufgrund der Entwertung der Livre als Rechnungseinheit eingeführt. Es galt 1 Écu = 3 Livres = 60 Sous. Zum Vergleich: Angehörige der *maison* von François d'Anjou erhielten zwischen 11 und 12 000 Livres jährlich; ein adeliger Magistrat eines Provinzparlaments verfügte über ein Einkommen von ungefähr 5000 Livres jährlich<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> HOLT, The Duke of Anjou, S. 215–218; DERS., Patterns, S. 312f.

## Quellen

### Ungedruckte Quellen

#### *Bibliothèque de l' Arsenal*

Ms-4111

#### *Bibliothèque nationale de France*

500 Colbert	1, 7, 10, 11, 337
Baluze	151
Clairambault	637
Dupuy	211, 442, 701, 832
Fonds français	2746, 2751, 3181, 3193, 3385, 3387, 3400, 3899, 3902, 3943, 3959, 4673, 5134, 5766, 5944, 6547, 6609, 6623, 6625, 15526, 16958, 18139, 18686, 20434, 21094
Nouvelles acquisitions françaises (NAF)	1239, 1240, 1241, 1469, 6002, 9575, 21094, 21602, 22804

### Gedruckte Quellen

- BAÏF, Jean-Antoine de, Œuvres complètes. I. Euvres en rime. Erster Teil: Neuf Livres des Poemes, hg. von Jean VIGNES, Paris 2002.
- BODIN, Jean, Les six livres de la République, 6 Bde., hg. von Christiane FRÉMONT, Marie-Dominique COUZINET, Henri ROCHAIS, Paris 1986.
- BONNAFFÉ, Edmond (Hg.), Inventaire des meubles de Catherine de Médicis en 1589. Mobilier, tableaux, objets d'art, manuscrits, Paris 1874.
- BRANTÔME, seigneur de, Œuvres complètes de Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme. Publiées d'après les manuscrits avec variantes et fragments inédits pour la Société de l'histoire de France, 11 Bde., hg. von Ludovic LALANNE, Paris 1864–1896.
- CABIÉ, Edmond (Hg.), Ambassade en Espagne de Jean Ebrard, seigneur de Saint-Sulpice, de 1562 à 1565, et mission de ce diplomate dans le même pays en 1566, Albi 1903.
- Correspondance diplomatique de Bertrand de Salignac de La Mothe Fénelon, ambassadeur de France en Angleterre de 1568 à 1575, 7 Bde., hg. von C. P. COOPER, A. TEULET, Paris, London 1838–1840.
- Dépêches de M. de Fourquevaux, ambassadeur du roi Charles IX en Espagne, 1565–1572, 3 Bde., hg. von Célestin DOUAIS, évêque de Beauvais, Paris 1896–1904.
- Discours merveilleux de la vie, actions et deportements de Catherine de Médicis, Roynemère, hg. von Nicole CAZAURAN, Genf 1995 (von den zwei hier edierten Auflagen wird aus der 2. Auflage von 1576 zitiert).

- DUPUY, Pierre, *Traite de la maiorite de nos rois, et des regences du royavme, avec les preuves tirees, tant du Tresor des Chartes du Roy, que des Registres du Parlement, et autres lieux. Ensemble un traite des preeminences du Parlement de Paris.* Par Monsieur Dupuy, Conseiller du Roy en ses Conseils, et Garde de sa Bibliotheque, Paris 1655.
- Elizabeth I., *Collected Works*, hg. von Leah S. MARCUS, Janel MUELLER, Mary Beth ROSE, Chicago, London 2000.
- État de la maison de Catherine de Médicis, 1547–1585 (BNF, ms. fr. nouv. acq. 9175, f. 379–394), hg. von Caroline ZUM KOLK, <http://cour-de-france.fr/article2.html> (23.4.2019).
- FRANÇOIS, Michel, *Cinquante lettres inédites d'une reine de France (Louise de Vaudémont, femme de Henri III)*, in: *Annuaire-bulletin de la Société de l'histoire de France* (1943), S. 127–165.
- La Harangue faite par le Roy Henry Troisieme, de France & de Polongne, à l'ouverture de l'assemblee des Trois Estats generaux de son Royaume, en sa ville de Bloys, le seiziesme iour d'Octobre, 1588.* Par Iean Pillehotte. Avec Privilege du Roy, Lyon 1588.
- HOTMAN, François, *Francogallia. Lateinischer Text von Ralph E. GIESEY, übers. von J. H. M. SALMON*, Cambridge 1972.
- LA FERRIÈRE, Hector de, *Deux années de mission à Saint-Petersbourg. Manuscrits, lettres et documents historiques sortis de France en 1789*, Paris 1867.
- LE BRET, Cardin, *De la Souveraineté du Roy*, 1. Buch, in: *Les œuvres de messire Cardin le Bret, conseiller ordinaire du Roy en ses conseils d'Etat et privé. Reveues & augmentées par luy de plusieurs choses notables depuis la derniere edition*, Paris 1643.
- Letters of King James VI & I*, hg. von G. P. V. AKRIGG, Berkeley, Los Angeles, London 1984.
- Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jeanne d'Albret*, hg. vom Marquis DE ROCHAMBEAU, Paris 1877.
- Lettres de Catherine de Médicis*, 11 Bde., hg. von Hector DE LA FERRIÈRE-PERCY (Bd. 1–5), Gustave BAGUENAUT DE PUCHESSE (Bd. 6–10), André LESORT (Bd. 11, Index général), Paris 1880–1909, 1943 (Index).
- Lettres de Charles IX à M. de Fourquevaux, Ambassadeur en Espagne. 1565–1572*, hg. von Célestin DOUAIS, Paris 1897.
- Lettres de Henri III, roi de France*, 8 Bde., hg. von Pierre CHAMPION, Michel FRANÇOIS (Bd. 1–4), Jacqueline BOUCHER (ab Bd. 5), Paris 1959–2018.
- Lettres de Philippe II à ses filles les infantes Isabelle et Catherine, écrites pendant son voyage en Portugal (1581–1583). Publiées d'après les originaux autographes conservés dans les archives royales de Turin*, hg. von M. GACHARD, Paris 1884.
- Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, reine d'Écosse. Publiés sur les originaux et les manuscrits du State Paper Office de Londres et des principales archives et bibliothèques de l'Europe et accompagnés d'un résumé chronologique*, 7 Bde., hg. von Alexandre LABANOFF DE ROSTOFF, London 1844.
- L'HOSPITAL, Michel de, *Discours pour la majorité de Charles IX et trois autres discours*, hg. von Robert DESCIMON, Paris 1993.
- LOYSEAU, Charles, *Le Livre des Ordres & simples Dignitez, Kap. VII: Des Princes*, in: *Les Œuvres de maistre Charles Loyseau, avocat en parlement*, Lyon 1701, S. 40–48 (Erstausgabe 1610).

- Marguerite de Valois, Correspondance, 1569–1614, hg. von Éliane VIENNOT, Paris, Genf 1998.
- , Mémoires et discours, hg. von Éliane VIENNOT, Saint-Étienne 2004.
- MICHELET, Jules, Œuvres complètes, Bd. VIII, hg. von Paul VIALLANEIX, Paris 1980.
- MONTAIGNE, Michel de, Essais, hg. von Arthur FRANZ, Stuttgart 2014.
- NARKIN, Elisabeth (Hg.), Itinéraire des enfants d'Henri II et Catherine de Médicis (1549–1559), Paris 2018, <http://cour-de-france.fr/article5202.html> (23.4.2019).
- Negociaciones con Francia, hg. von Archivo documental español, publicado por la Real Academia de la Historia, 16 Bde., Madrid 1950–1960.
- Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de François II, tirées du portefeuille de Sébastien de l'Aubespine, évêque de Limoges, hg. von Louis PARIS, Paris 1841.
- NICOT, Jean, Le Thresor de la langue francoyse tant ancienne que moderne, Paris 1606, <http://artfl-project.uchicago.edu/node/17> (23.4.2019).
- Poésies du roi François I<sup>er</sup>, de Louise de Savoie, duchesse d'Angoulême, de Marguerite, reine de Navarre et correspondance intime du roi avec Diane de Poitiers et plusieurs autres dames de la cour, hg. von Aimé CHAMPOLLION-FIGEAC, Paris 1847.
- RABELAIS, François, Œuvres complètes, hg. von Mireille HOCHON, François MOREAU, Paris 1994.
- Recueil des lettres missives de Henri IV, 7 Bde., hg. von Jules BERGER DE XIVREY, Paris 1843–1876.
- Les Règlements faits par le Roy, le premier jour de janvier mil cinq cens quatre-vingt-cinq, lesquels il est très résolu de garder, et veut désormais estre observez de chacun pour son regard, in: Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, Bd. X, hg. von L. M. CIMBER, 1836, S. 301–310.
- Relations politiques de la France et de l'Espagne avec l'Écosse au xvi<sup>e</sup> siècle. Papiers d'État, pièces et documents inédits ou peu connus tirés des bibliothèques et des archives de France, Bd. 3, hg. von Alexandre TEULET, Paris 1862.
- Resolution claire et facile sur la question tant de fois faite de la prise des armes par les inferieurs. Ou il est monstre par bonnes raisons, tirées de tout droit Divin & humain: Qu'il est permis & licite aux Princes, seigneurs & peuple inferieur, de s'armer, pour s'opposer et resister à la cruauté & felonnie du Prince superieur, voire mesme necessaire, pour le devoir duquel on est tenu au pays & Republique, Basel, par les heritiers de Iehan Opori, 1575.
- RONSARD, Pierre de, Œuvres complètes, 2 Bde., hg. von Jean CÉARD, Daniel MÉNAGER, Michel SIMONIN, Paris 1993–1994.
- SEYSSSEL, Claude de, La monarchie de France, hg. von Renzo RAGGHIANI, Paris 2012.
- TILLET, Jean du, Recueil des Roys de France, leur couronne et maison, Ensemble, le reings des grands de France. Plus, Une chronique abrégée contenant tout ce qui est advenu, tant en fait de guerre qu'autrement, entre les roys & princes, républiques & potentats estrangers, Paris 1580.
- TRONCHET, Estienne du, Lettres missives et familiares d'Estienne du Tronchet, Secretaire de la Royne, mere du Roy. Avec le Monologue de la Providence Divine au peuple François. Reveües, corrigees & augmentees de plusieurs Lettres amoureuses, tirees

tant de l'Italien du Bembe, que de plusieurs autres Auteurs, Paris, chez Ambroise Drovart, 1606.

ZEDLER, Johann Heinrich (Hg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, 68 Bde., Halle, Leipzig 1731–1754, <https://www.zedler-lexikon.de> (23.4.2019).

## Literatur

ACIDINI LUCHINAT, Cristina, SCALINI, Mario (Hg.), *Les trésors des Médicis. La Florence des Médicis, une ville et une cour d'Europe*, Paris 1999.

ALEXANDRE-BIDON, Danièle, LETT, Didier, *Les enfants au Moyen Âge. v<sup>e</sup>–xv<sup>e</sup> siècle*, Paris 2013.

ALGAZI, Gadi, Introduction. Doing Things with Gifts, in: DERS., Valentin GROEBNER, Bernhard JUSSEN (Hg.), *Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange*, Göttingen 2003, S. 9–27.

–, Hofkulturen im Vergleich. »Liebe« bei den frühen Abbasiden, in: Michael BORGOLTE (Hg.), *Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik*, Berlin 2001, S. 187–196.

ALLEN, E. John B., *Post and Courier Service in the Diplomacy of Early Modern Europe*, Den Haag 1972.

ALLINSON, Rayne, *A Monarchy of Letters. Royal Correspondence and English Diplomacy in the Reign of Elizabeth I*, Basingstoke 2012.

–, Conversations on Kingship. The Letters of Queen Elizabeth I and King James VI, in: OAKLEY-BROWN, WILKINSON (Hg.), *The Rituals and Rhetoric of Queenship*, S. 131–144.

ALLIROT, Anne-Hélène, *Filles de roy de France. Princesses royales, mémoire de saint Louis et conscience dynastique (de 1270 à la fin du xiv<sup>e</sup> siècle)*, Turnhout 2010.

ANDERSON, Greg, Retrieving the Lost Worlds of the Past. The Case for an Ontological Turn, in: *AHR* 120/3 (2015), S. 787–810.

ANTENHOFER, Christina, *Letters Across the Borders. Strategies of Communication in an Italian-German Renaissance Correspondence*, in: COUCHMAN, CRABB (Hg.), *Women's Letters*, S. 103–121.

–, MÜLLER, Mario, Briefe in politischer Kommunikation. Einleitung, in: DIES. (Hg.), *Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert/Le lettere nella comunicazione politica dall'Antico Oriente fino al xx secolo*, Göttingen 2008, S. 9–30.

ARAM, Bethany, *Authority and Maternity in Late-Medieval Castile. Four Queens Regnant*, in: Brenda BOLTON, Christine MEEK (Hg.), *Aspects of Power and Authority in the Middle Ages*, Turnhout 2007, S. 121–129.

ARIÈS, Philippe, *L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime*, Paris 1973.

ARNI, Caroline, Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung, in: *HA* 26/2 (2018), S. 200–223.

ATKINSON, Clarissa W., *The Oldest Vocation. Christian Motherhood in the Middle Ages*, Ithaca, London 1991.

- AXTON, Marie, *The Queen's Two Bodies. Drama and the Elizabethan Succession*, London 1977.
- BADINTER, Élisabeth, *L'amour en plus. Histoire de l'amour maternel, xvii<sup>e</sup>-xx<sup>e</sup> siècle*, Paris 2015.
- BOWERS, Toni, *The Politics of Motherhood. British Writing and Culture, 1680-1760*, Cambridge u. a. 1996.
- BARBICHE, Bernard, *Les institutions de la monarchie française à l'époque moderne, xvi<sup>e</sup>-xviii<sup>e</sup> siècle*, Paris 1999.
- BARLOW, Kathleen, CHAPIN, Bambi L., *The Practice of Mothering. An Introduction*, in: *Ethos. Journal of the Society for Psychological Anthropology* 38/4 (2010), S. 324-338.
- BARTON, David, HALL, Nigel, *Introduction*, in: *DIES. (Hg.), Letter Writing as a Social Practice*, Amsterdam, Philadelphia 1999, S. 1-14.
- BASCHET, Jérôme, *Le sein du père. Abraham et la paternité dans l'Occident médiéval*, Paris 2000.
- BASTIAN, Corina u. a. (Hg.), *Das Geschlecht der Diplomatie. Geschlechterrollen in den Außenbeziehungen vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert*, Köln 2014.
- BECKER, Anna, Jean Bodin on *Oeconomics and Politics*, in: *History of European Ideas* 40/2 (2014), S. 135-154.
- , *Rethinking Masculinity and Femininity in Niccolò Machiavelli's Thought*, in: *L'Homme* 23/2 (2012), S. 65-78.
- BEHRINGER, Wolfgang, *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2003.
- BEJCZY, István P., NEDERMAN, Cary J. (Hg.), *Princely Virtues in the Middle Ages. 1200-1500*, Turnhout 2007.
- BERTIÈRE, Simone, *Les reines de France au temps des Valois, Bd. 2*, Paris 1996.
- BILDHAUER, Bettina, *Medieval European Conceptions of Blood. Truth and Human Integrity*, in: *JRAI* 19/S1 (2013), S. 57-76.
- BÉLY, Lucien, *La société des princes. xvi<sup>e</sup>-xviii<sup>e</sup> siècle*, Paris 1999.
- BLANCARDI, Nathalie, *Les petits princes. Enfance noble à la cour de Savoie (xv<sup>e</sup> siècle)*, Lausanne 2001.
- BÖDEKER, Hans Erich, *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: *DERS. (Hg.), Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63.
- BÖHME, Gernot, *Leib: Die Natur, die wir sind*, Berlin 2019.
- BOITEL-SOURIAC, Marie-Ange, *Grandir à la cour dont le prince est un enfant. La petite cour des enfants de France au xvi<sup>e</sup> siècle, ou l'École des normes et codes de la société curiale*, in: *Antoine ROULET, Olivier SPINA, Nathalie SZCZECZ (Hg.), Trouver sa place. Individus et communautés dans l'Europe moderne*, Madrid 2011, S. 35-47.
- , »Quand vertu vient de l'étude des bonnes lettres«. *L'éducation humaniste des enfants de France de François I<sup>er</sup> aux derniers Valois*, in: *Revue historique* 645/1 (2008), S. 33-59.
- BOIZET, Jacques, *Les lettres de naturalité sous l'Ancien Régime*, Paris 1943.
- BOQUILLON, Françoise, *Charles III, duc de Lorraine et de Bar. 1543-1559/1608*, in: *Laurent JALABERT, Stefano SIMIZ (Hg.), Charles III, 1545-1608. Prince et souverain de la Renaissance*, Nancy 2013, S. 15-29.

- BÖTH, Mareike, *Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722)*, Köln 2015.
- BOUCHER, Jacqueline, Art. »Angoulême«, in: HDGR, S. 657–659.
- , Art. »Birague«, in: HDGR, S. 726–728.
- , Art. »Diane de France«, in: HDGR, S. 847–849.
- , *Deux épouses et reines à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle. Louise de Lorraine et Marguerite de France*, Saint-Étienne 1995.
- , *Le double concept du mariage de Marguerite de France, propos et comportement*, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), *Marguerite de France*, S. 81–98.
- , *La cour de Henri III*, Rennes 1986.
- , *L'évolution de la maison du roi. Des derniers Valois aux premiers Bourbons*, in: *Le XVII<sup>e</sup> siècle* 34/137 (1982), S. 359–379.
- , ZUM KOLK, Caroline, *Entretien avec Jacqueline Boucher*, <http://cour-de-france.fr/article2580.html> (23.4.2019).
- BOURDIEU, Pierre, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt a. M. <sup>4</sup>2015.
- , *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt a. M. <sup>8</sup>2014.
- , *Stratégies de reproduction et modes de domination*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 105 (1994), S. 3–12.
- BOUSMAR, Eric u. a. (Hg.), *La bâtardise et l'exercice du pouvoir en Europe du XIII<sup>e</sup> au début du XVI<sup>e</sup> siècle*, Villeneuve-d'Ascq 2015.
- BOUTIER, Jean, DEWERPE, Alain, NORDMAN, Daniel, *Un tour de France royal. Le voyage de Charles IX (1564–1566)*, Paris 1984.
- BOUTIER, Jean, LANDI, Sandro, ROUCHON, Olivier (Hg.), *Politique par correspondance. Les usages politiques de la lettre en Italie, XIV<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle*, Rennes 2009.
- , *Introduction*, in: DIES. (Hg.), *Politique par correspondance*, S. 7–19.
- BOWDON, Lynne, *Redefining Kinship. Exploring Boundaries of Relatedness in Late Medieval New Romney*, in: *Journal of Family History* 29/4 (2004), S. 407–420.
- BRAKENSIEK, Stefan, *Einleitung. Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit*, in: DERS., CORINNA VON BREDOW, BIRGIT NÄTHER (Hg.), *Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2014, S. 9–24.
- BRANDENBARG, Ton, *Saint Anne. A Holy Grandmother and Her Children*, in: ANNEKE B. MULDER-BAKKER (Hg.), *Sanctity and Motherhood. Essays on Holy Mothers in the Middle Ages*, New York, London 1995, S. 31–65.
- BRANDT, Gisela (Hg.), *Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs IX. Zum Sprachgebrauch in Texten von Frauenhand im Kontext des allgemeinen Sprachgebrauchs*, Stuttgart 2010.
- , *Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VI. Sprachgebrauch von Frauen in ihren eigenen Texten*, Stuttgart 2004.
- BRAUN, Gabriel, *Position de Renée de France durant la seconde guerre de Religion*, in: *Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français* 145 (1999), S. 661–684.
- BREMOND, Claude, LE GOFF, Jacques, SCHMITT, Jean-Claude, *L'«exemplum»*, Turnhout 1982.
- BRENDECKE, Arndt (Hg.), *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*, Köln, Weimar, Wien 2015.
- BROOMHALL, Susan, *Counsel as Performative Practice of Power in Catherine de' Medici's Early Regencies*, in: HELEN MATHESON-POLLOCK, JOANNE PAUL, CATHERINE FLETCHER (Hg.), *Queenship and Counsel in Early Modern Europe*, Cham 2018, S. 135–159.

- , *Ordering Distant Affections. Fostering Love and Loyalty in the Correspondence of Catherine de Medici to the Spanish Court, 1568–1572*, in: DIES. (Hg.), *Gender and Emotions in Medieval and Early Modern Europe. Destroying Order, Structuring Disorder*, Farnham 2015, S. 67–86.
- , »My daughter, my dear«. *The Correspondence of Catherine de Médicis and Elisabeth de Valois*, in: *Women's Historical Review* 24/4 (2015), S. 458–569.
- , »Women's Little Secrets«. *Defining the Boundaries of Reproductive Knowledge in Sixteenth-Century France. Society for the Social History of Medicine Student Essay Competition Winner, 1999*, in: *Social History of Medicine* 15/1 (2002), S. 1–15.
- BRUNET, Serge, »De l'Espagnol dedans le ventre!« *Les catholiques du Sud-Ouest de la France face à la Réforme (vers 1540–1589)*, Paris 2007.
- BUCHHESTER, Dörthe, *Die Familie der Fürstin. Die herzoglichen Häuser der Pommern und Sachsen im 16. Jahrhundert: Erziehung, Bücher, Briefe*, Frankfurt a. M. 2015.
- BURTON, Gideon, *From Ars dictaminis to Ars conscribendi epistolis*, in: Carol POSTER, Linda C. MITCHELL (Hg.), *Letter-Writing Manuals and Instruction from Antiquity to the Present. Historical and Bibliographic Studies*, Columbia 2007, S. 88–101.
- BUTLER, Judith, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 172014.
- , *Kritik, Dissens, Disziplinarität*, Zürich 2011.
- CALVI, Giulia, *Introduction*, in: DIES., CHABOT (Hg.), *Moving Elites*, S. 1–5.
- (Hg.), *Women Rulers in Europe. Agency, Practice, and the Representation of Political Powers (XII–XVIII)*, Florenz 2008.
- , *Introduction*, in: DIES. (Hg.), *Women Rulers*, S. 1–15.
- , *Rights and Ties that Bind. Mothers, Children, and the State in Tuscany during the Early Modern Period*, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), *Kinship in Europe*, S. 145–162.
- , »Cruel« and »Nurturing« Mothers. *The Construction of Motherhood in Tuscany*, in: *L'Homme* 17/1 (2006), S. 75–92.
- , »Sans espoir d'hériter«. *Les mères, les enfants et l'État en Toscane, xvi<sup>e</sup>–xvii<sup>e</sup> siècle*, in: *Clio. Histoire, femmes et sociétés* 21 (2005), S. 2–15, <https://clio.revues.org/1445> (23.4.2019).
- , *Reconstructing the Family. Widowhood and Remarriage in Tuscany in the Early Modern Period*, in: Trevor DEAN (Hg.), *Marriage in Italy, 1300–1650*, Cambridge 1998, S. 275–296.
- , *Il contratto morale. Madri e figli nella Toscana moderna*, Rom, Bari 1994.
- , CHABOT, Isabelle (Hg.), *Moving Elites. Women and Cultural Transfers in the European Court System*, Florenz 2010.
- CAMARGO, Martin, *Ars dictaminis, ars dictandi*, Turnhout 1991.
- CAPODIECI, Luisa, *Caterina de' Medici e la leggenda della regina nera. Veleni, incantesimi e negromanzia*, in: Giulia CALVI, Riccardo SPINELLI (Hg.), *Le donne Medici nel sistema europeo delle corti (xvi–xviii secoli)*, Florenz 2008, S. 195–215.
- CARROLL, Stuart, *Martyrs and Murderers. The Guise Family and the Making of Europe*, Oxford 2009.
- CARSTEN, Janet, *Introduction. Blood Will Out*, in: *JRAI* 19/S1 (2013), S. 1–23.
- , *After Kinship*, Cambridge 2004.
- , *Cultures of Relatedness. New Approaches to the Study of Kinship*, Cambridge 2000.
- CASTELOT, André, Diane, Henri, Catherine. *Le triangle royal*, Paris 1997.

- CAVALLO, Sandra, WARNER, Lyndan, Introduction. Widowhood, »Widowhood«. Problems of Visibility and Definition, in: DIES. (Hg.), *Widowhood in Medieval and Early Modern Europe*, New York 1999, S. 3–23.
- CAZES, Hélène (Hg.), *Histoire d'enfants. Représentations et discours de l'enfance sous l'Ancien Régime*, Québec 2008.
- CERTIN, Aude-Marie, *La cité des pères. Paternité, mémoire, société dans les villes méridionales de l'Empire du milieu du xiv<sup>e</sup> siècle au milieu du xvi<sup>e</sup> siècle* (Nuremberg, Augsburg, Francfort-sur-le-Main), Diss., EHESS (2014).
- CHABOT, Isabelle, Matrigne. *Le altre madri dei Fiorentini* (secc. xiv–xv), in: Elisabetta INSABATO u. a. (Hg.), *Tra archivi e storia. Scritti dedicati ad Alessandra Contini Bonacossi*, Bd. I, Florenz 2018, S. 65–89.
- , *Lineage Strategies and the Control of Widows in Renaissance Florence*, in: Sandra CAVALLO, Lyndan WARNER (Hg.), *Widowhood in Medieval and Early Modern Europe*, New York 1999, S. 127–144.
- CHALINE, Olivier, *The Kingdoms of France and Navarre. The Valois and Bourbon Courts, c. 1515–1750*, in: John ADAMSON (Hg.), *The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics, and Culture under the Ancien Régime 1500–1750*, London 1999, S. 67–93.
- CHATELAIN, Claire, *Chronique d'une ascension sociale. Exercice de la parenté chez de grands officiers (xvi<sup>e</sup>–xvii<sup>e</sup> siècle)*, Paris 2008.
- CHATENET, Monique, *Les enfants de Henri II et de Catherine de Médicis au château de Saint-Germain-en-Laye. Le témoignage des diplomates de Mantoue*, in: *Bulletin des Amis du vieux Saint-Germain. La vie de cour dans les châteaux royaux de Saint-Germain en Laye au xvi<sup>e</sup> siècle, d'Henri II à Henri IV (1547–1610)* 45 (2008), S. 19–35.
- , *La cour de France au xvi<sup>e</sup> siècle. Vie sociale et architecture*, Paris 2002.
- CHEVALLIER, Pierre, *Henri III*, Paris 1985.
- CHICHKINE, Vladimir, *Les autographes français du temps des guerres de Religion (1559–1598) conservées à la Bibliothèque nationale de Russie à Saint-Petersbourg*, 1.5.2014, <http://cour-de-france.fr/article3115.html> (23.4.2019)
- CHODOROW, Nancy, *The Reproduction of Mothering. Psychoanalysis and the Sociology of Gender*, Berkeley 1979.
- CHRISTIN, Olivier, *La paix de religion. L'autonomisation de la raison politique au xvi<sup>e</sup> siècle*, Paris 1997.
- CLANCHY, Michael, *From Memory to Written Record. England 1066–1307*, Chichester<sup>3</sup>2013.
- CLOULAS, Ivan, *Catherine de Médicis*, Paris 1979.
- COESTER, Christiane, *Crossing Boundaries and Traversing Space. The Voyage of the Bride in Early Modern Europe*, in: CALVI, CHABOT (Hg.), *Moving Elites*, S. 9–20.
- , *Schön wie Venus, mutig wie Mars. Anna d'Este Herzogin von Guise und von Nemours (1531–1607)*, München 2007.
- COLLINS, James, *Dynastic Instability, the Emergence of the French Monarchical Commonwealth and the Coming of the Rhetoric of »L'état«*, 1360s to 1650s, in: Robert von FRIEDEBURG, John MORRILL (Hg.), *Monarchy Transformed. Princes and their Elites in Early Modern Western Europe*, Cambridge 2017, S. 87–126.
- CONIHOUT, Isabelle de, RACT-MADOUX, Pascal, *À la recherche de la bibliothèque perdue de Catherine de Médicis*, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 39–62.

- COOPER, Richard, Marguerite de Valois en Gascogne. Lettres inédites, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), Marguerite de France, S. 107–132.
- CORVISIER, André, Les régence en Europe. Essai sur les délégations de pouvoirs souverains, Paris 2002.
- COSANDEY, Fanny, Le rang. Préséances et hiérarchies dans la France d’Ancien Régime, Paris 2016.
- , Préséances et sang royal. Le rite comme construction d’un mythe identitaire, in: Cahiers de la Méditerranée 77 (2008), S. 1–11, <https://cdlm.revues.org/4359> (23.4.2019).
- , Quelques réflexions sur les transmissions royales maternelles. La succession de Catherine de Médicis, in: CALVI (Hg.), Women Rulers, S. 62–71.
- , Les régence de Catherine et Marie de Médicis. Un héritage italien, in: Giulia CALVI, Riccardo SPINELLI, (Hg.), Le donne Medici nel sistema europeo delle corti. XVI–XVIII secolo, Florenz 2008, S. 345–359.
- , L’absolutisme. Un concept irremplacé, in: SCHILLING (Hg.), Absolutismus, S. 33–51.
- , »La maîtresse de nos biens«. Pouvoir féminin et puissance dynastique dans la monarchie française d’Ancien Régime, in: Historical Reflections/Réflexions historiques 32/2 (2006), S. 381–401.
- , Puissance maternelle et pouvoir politique. La régence des reines mères, in: Clio. Histoire, femmes et sociétés 21 (2005), S. 1–15, <https://clio.revues.org/1447> (23.4.2019).
- , La reine de France. Symbole et pouvoir. xv<sup>e</sup>–xvii<sup>e</sup> siècle, Paris 2000.
- , DESCIMON, Robert, L’absolutisme en France. Histoire et historiographie, Paris 2002.
- COUCHMAN, Jane, CRABB, Ann (Hg.), Women’s Letters Across Europe, 1400–1700. Form and Persuasion, Aldershot 2005.
- , »Give birth quickly and then send us your good husband«. Informal Political Influence in the Letters of Louise de Coligny, in: DIES., CRABB (Hg.), Women’s Letters, S. 163–184.
- COUTO, Dejanirah, Spying in the Ottoman Empire. Sixteenth-Century Encrypted Correspondence, in: Francisco BETHENCOURT, Florike EGMOND (Hg.), Cultural Exchange in Early Modern Europe, Bd. III: Correspondence and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700, Cambridge 2007, S. 274–312.
- COUZINET, Marie-Dominique, On Bodin’s Method, in: Howell A. LLOYD (Hg.), The Reception of Bodin, Leiden 2013, S. 39–65.
- CRABB, Ann, How to Influence Your Children. Persuasion and Form in Alessandra Macigni Strozzi’s Letters to Her Sons, in: COUCHMAN, CRABB (Hg.), Women’s Letters, S. 21–41.
- CRAWFORD, Katherine, Perilous Performances. Gender and Regency in Early Modern France, Cambridge, Mass. 2004.
- , Catherine de Médicis and the Performance of Political Motherhood, in: SCJ 31/3 (2000), S. 643–673.
- CRIVELLARI, Fabio u. a., Einleitung. Die Medialität der Geschichte und die Historizität der Medien, in: DIES. (Hg.), Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive, Konstanz 2004, S. 9–45.
- CROUZET, Denis, Préface, in: GELLARD, Une reine épistolaire, S. 11–34.
- , »A strong desire to be a mother to all your subjects«. A Rhetorical Experiment by Catherine de Medici, in: Journal of Medieval and Early Modern Studies 38/1 (2008), S. 103–118.

- , *Langages de l'absoluité royale (1560–1576)*, in: SCHILLING (Hg.), *Absolutismus*, S. 107–139.
- , *Le haut cœur de Catherine de Médicis. Une raison politique aux temps de la Saint-Barthélemy*, Paris 2005.
- , *Königliche und religiöse Gewalt im Massaker der Bartholomäusnacht oder der »Wille« Karls IX.*, in: ULBRICH, JARZEBOWSKI, HOHKAMP (Hg.), *Gewalt in der Frühen Neuzeit*, S. 33–58.
- , *Les guerriers de Dieu. La violence au temps des troubles de religion (vers 1525–vers 1610)*, 2 Bde., Seyssel 1990.
- CRUZ, Anne J., GALLI STAMPINO, Maria (Hg.), *Early Modern Habsburg Women. Transnational Contexts, Cultural Conflicts, Dynastic Continuities*, Farnham 2013.
- CRUZ, Anne J., SUZUKI, Mihoko (Hg.), *The Rule of Women in Early Modern Europe*, Urbana, Chicago 2009.
- CUIGNET, Jean-Claude, *Dictionnaire Henri IV*, Paris 2007.
- D'AMELIA, Marina (Hg.), *Storia della maternità*, Rom 1997.
- DANIEL, Ute, *Zwischen Zentrum und Peripherie der Hofgesellschaft. Zur biographischen Struktur eines Fürstinnenlebens der Frühen Neuzeit am Beispiel der Kurfürstin Sophie von Hannover*, in: *L'Homme* 8/2 (1997), S. 208–217.
- DASTON, Lorraine, PARK, Katharine, *The Hermaphrodite and the Orders of Nature. Sexual Ambiguity in Early Modern France*, in: Louise FRADENBURG, Carla LAVEZZO (Hg.), *Premodern Sexualities*, New York, London 1996, S. 117–136.
- DASTON, Lorraine, VIDAL, Fernando, *Introduction. Doing What Comes Naturally*, in: DIES. (Hg.), *The Moral Authority of Nature*, Chicago 2004, S. 1–23.
- DAUBRESSE, Sylvie, *Henri III au parlement de Paris. Contribution à l'histoire des lits de justice*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 159/2 (2001), S. 579–607.
- , *Charles IX et le parlement de Paris. À propos de cinq discours de pouvoir*, in: *Revue historique* 297/2 (1997), S. 435–455.
- DAVID-CHAPY, Aubrée, *Anne de France, Louise de Savoie, inventions d'un pouvoir au féminin*, Paris 2016.
- , *Le gouvernement de Louise de Savoie*, in: Thierry CRÉPIN-LEBLOND, Muriel BARBIER (Hg.), *Une reine sans couronne? Louise de Savoie, mère de François I<sup>er</sup>*, Paris 2015 (Ausstellungskatalog), S. 15–19.
- DAYBELL, James, *Introduction*, in: DERS. (Hg.), *Early Modern Women's Letter Writing, 1450–1700*, Basingstoke 2001, S. 1–15.
- DELOGU, Daisy, *Allegorical Bodies. Power and Gender in Late Medieval France*, Toronto 2015.
- DE RENZI, Silvia, *Resemblance, Paternity, and Imagination in Early Modern Courts*, in: Staffan MÜLLER-WILLE, Hans-Jörg RHEINBERGER (Hg.), *Heredity Produced. At the Crossroads of Biology, Politics, and Culture, 1500–1870*, Cambridge, Mass. 2007, S. 61–83.
- DEROUET, Bernard, *Political Power, Inheritance, and Kinship Relations. The Unique Features of Southern France (Sixteenth–Eighteenth Centuries)*, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), *Kinship in Europe*, S. 105–124.
- DESCIMON, Robert, *Conclusion. Nobles de lignage et noblesse de service. Sociogenèses comparées de l'épée et de la robe (xv<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, in: DERS., Élie HADDAD (Hg.), *Épreuves de noblesse. Les expériences nobiliaires de la haute robe parisienne (xvi<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, Paris 2010, S. 277–302, 397–422.

- DESCOLA, Philippe, *Jenseits von Natur und Kultur*, Berlin 2013.
- DEUTSCHLÄNDER, Gerrit, *Dienen lernen, um zu herrschen. Höfische Erziehung im ausgehenden Mittelalter (1450–1550)*, Berlin 2012.
- DEVYVER, André, *Le sang épuré. Les préjugés de race chez les gentilshommes français de l’Ancien Régime (1560–1720)*, Brüssel 1973.
- DICKERMAN, Edmund H., *Bellièvre and Villeroy. Power in France under Henry III and Henry IV*, Providence 1971.
- DINGEL, Irene, *Katharina von Medici im Spannungsfeld von Religion und Politik, Recht und Macht*, in: DIES., Volker LEPPIN, Christoph STROHM (Hg.), *Reformation und Recht. Festgabe für Gottfried Seebaß zum 65. Geburtstag*, Gütersloh 2002, S. 224–242.
- DOLAN, Claire, *Le notaire, la famille et la ville. Aix-en-Provence à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle*, Toulouse 1998.
- DÖLLING, Irene, KRAIS, Beate, *Pierre Bourdieu’s Soziologie der Praxis. Ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung*, in: Ulla BOCK, Irene DÖLLING, Beate KRAIS (Hg.), *Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieu’s Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung*, Göttingen 2007, S. 12–37.
- DONATH, Orna, *Regretting Motherhood/Wenn Mütter bereuen*, München 2016.
- DORAN, Susan, *Elizabeth I and Catherine de’ Medici*, in: Glenn RICHARDSON (Hg.), *»The Contending Kingdoms«. France and England, 1420–1700*, Aldershot 2008, S. 117–132.
- , *Monarchy and Matrimony. The Courtships of Elizabeth I*, London, New York 1996.
- DOW, Tsae Lan Lee, *Christine de Pizan and the Body Politic*, in: GREEN, MEWS (Hg.), *Healing the Body Politic*, S. 227–243.
- DOYON, Julie, *À l’ombre du père? L’autorité maternelle dans la première moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle*, in: *Clio. Histoire, femmes et sociétés* 21 (2005), S. 1–10, <https://clio.revues.org/1459> (23.4.2019).
- DROSTE, Heiko, *Briefe als Medium symbolischer Kommunikation*, in: Marian FÜSSEL, Thomas WELLER (Hg.), *Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft*, Münster 2005, S. 239–256.
- DUBY, Georges, *Dans la France du Nord-Ouest au XII<sup>e</sup> siècle. Les »jeunes« dans la société aristocratique*, in: *Annales* 19/5 (1964), S. 835–846.
- DU CREST, Aurélie, *Modèle familial et pouvoir monarchique (XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle)*, Aix-en-Provence 2002.
- DUDEN, Barbara, *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1991.
- DUINDAM, Jeroen, ARTAN, Tülay, KUNT, Metin (Hg.), *Royal Courts in Dynastic States and Empires. A Global Perspective*, Leiden 2011.
- DUMÉZIL, Bruno, VISSIÈRE, Laurent (Hg.), *Épistolaire politique*, Bd. 1: *Gouverner par les lettres*, Paris 2014.
- DUQUENNE, Frédéric, *L’entreprise du duc d’Anjou aux Pays-Bas de 1580 à 1584. Les responsabilités d’un échec à partager*, Paris 1998.
- EALLES, Jacqueline, *Patriarchy, Puritanism, and Politics. The Letters of Lady Brilliana Harley (1598–1643)*, in: James DAYBELL (Hg.), *Early Modern Women’s Letter Writing, 1450–1700*, Basingstoke 2001, S. 143–158.
- EARENIGHT, Theresa, *Queenship in Medieval Europe*, Basingstoke 2013.

- , *The King's Other Body. Maria of Castile and the Crown of Aragon*, Philadelphia 2009.
- , *Two Bodies, One Spirit. Isabel and Fernando's Construction of Monarchical Partnership*, in: Barbara F. WEISSBERGER (Hg.), *Queen Isabel I of Castile. Power, Patronage, Persona*, Woodbridge 2008, S. 3–18.
- (Hg.), *Queenship and Political Power in Medieval and Early Modern Spain*, Aldershot 2005.
- , *Absent Kings. Queens as Political Partners in the Medieval Crown of Aragon*, in: DIES. (Hg.), *Queenship and Political Power*, S. 33–51.
- ÉDOUARD, Sylvène, *Le corps d'une reine. Histoire singulière d'Élisabeth de Valois, 1546–1568*, Rennes 2009.
- , *Corps de reine. Du corps sublime au corps souffrant d'Élisabeth de Valois (1546–1568)*, in: *Chrétiens et sociétés* 12 (2005), S. 1–42, <http://chretiensocietes.revues.org/2186> (23.4.2019).
- , *Le costume d'Élisabeth de Valois, reine d'Espagne, vers 1560*, in: *Cour de France.fr* (2012), <http://cour-de-france.fr/article2178.html> (23.4.2019).
- EKMAN, Mary C., »Satisfaite de soy en soy mesme«. *The Politics of Self-Representation in Jeanne d'Albret's Ample Déclaration*, in: CRUZ, SUZUKI (Hg.), *The Rule of Women*, S. 30–42.
- ELIAS, Norbert, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a. M. 2002.
- EL KENZ, David, GANTET, Claire, *Guerres et paix de religion en Europe, XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 2003.
- ELPERS, Bettina, »Während sie die Markgrafschaft leitete, erzog sie ihren kleinen Sohn«. *Mütterliche Regentschaften als Phänomen adliger Herrschaftspraxis*, in: Jörg ROGGE (Hg.), *Fürstin und Fürst. Familienbeziehungen und Handlungsmöglichkeiten von hochadeligen Frauen im Mittelalter*, Ostfildern 2004, S. 153–166.
- EMICH, Birgit u. a., *Stand und Perspektiven der Patronageforschung. Zugleich eine Antwort auf Heiko Droste*, in: *ZHF* 32/2 (2005), S. 233–265.
- ESCH, Arnold, *Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers*, in: *HZ* 240 (1985), S. 529–570.
- FELTEN, Franz-J., *Kommunikation zwischen Kaiser und Kurie unter Ludwig dem Bayern (1314–1347)*, in: HEIMANN, HLAVÁČEK (Hg.), *Kommunikationspraxis*, S. 51–89.
- FERENTE, Serena, »Naturales dominae«. *Female Political Authority in the Late Middle Ages*, in: CALVI (Hg.), *Women Rulers*, S. 45–61.
- FFOLIOTT, Sheila, *Exemplarity and Gender. Three Lives of Queen Catherine de' Medici*, in: Thomas F. MAYER, D. R. WOOLF (Hg.), *The Rhetorics of Life-Writing in Early Modern Europe. Forms of Biography from Cassandra Fedele to Louis XIV*, Ann Arbor 1995, S. 321–340.
- , *Catherine de' Medici as Artemisia. Figuring the Powerful Widow*, in: Margaret W. FERGUSON, Maureen QUILLIGAN, Nancy J. VICKERS (Hg.), *Rewriting the Renaissance. The Discourses of Sexual Difference in Early Modern Europe*, Chicago 1986, S. 227–241.
- FERRER-BARTOMEU, Jérémie, *Le »tremblé« des correspondances. Information, préparation et projection des décisions politiques dans les »bureaux« des secrétaires d'État sous le règne d'Henri III*, in: Thérèse BRU, Solène DE LA FOREST D'ARMAILLÉ (Hg.),

- Matière à écrire. Les échanges de correspondance du XVI<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècle, Saint-Denis 2017, S. 17–52.
- FINDLAY, Alison, »Highe excellente Queene«. The Rhetoric of Majesty in Diplomatic Letters Relating to Mary Queen of Scots, in: OAKLEY-BROWN, WILKINSON (Hg.), *The Rituals and Rhetoric of Queenship*, S. 118–130.
- FOUQUET, Gerhard, Fürsten unter sich – Privatheit und Öffentlichkeit, Emotionalität und Zeremoniell im Medium des Briefes, in: Cordula NOLTE, Karl-Heinz SPIESS, Ralf-Gunnar WERLICH (Hg.), *Principes. Dynastien und Höfe im späten Mittelalter*, Stuttgart 2002, S. 171–198.
- FRANKLIN, Sarah, Biologization Revisited. Kinship Theory in the Context of the New Biologies, in: DIES., MCKINNON (Hg.), *Relative Values*, S. 302–325.
- , MCKINNON, Susan (Hg.), *Relative Values. Reconfiguring Kinship Studies*, Durham 2001.
- FREIST, Dagmar, Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuezeitforschung – eine Annäherung, in: DIES. (Hg.), *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuezeitforschung*, Bielefeld 2015, S. 9–30.
- , *Absolutismus*, Darmstadt 2008.
- FRIEDEBURG, Robert von, *Luther's Legacy. The Thirty Years War and the Modern Notion of »State« in the Empire, 1530s to 1790s*, Cambridge 2016.
- FROMMEL, Sabine, WOLF, Gerhard (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici. Poesia, feste, musica, pittura, scultura, architettura*, Venedig 2008.
- FURGER, Carmen, *Briefsteller. Das Medium Brief im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, Köln 2010.
- GAEHTGENS, Barbara, Macht-Wechsel oder die Übergabe der Regentschaft, in: Bettina BAUMGÄRTEL, Silvia NEYSTERS (Hg.), *Die Galerie der starken Frauen/La galerie des femmes fortes. Regentinnen, Amazonen, Salondamen*, München 1995, S. 64–78.
- GAL, Stéphane, *Charles-Emmanuel de Savoie. La politique du précipice*, Paris 2012.
- GAMERO IGEA, German, Stepmother and Mother of Princes. Legitimation and Political Action during the Reign of Juana Enriquez (1447–1468), in: WOODACRE, FLEINER (Hg.), *Royal Mothers and their Ruling Children*, S. 31–51.
- GARAPON, Jean, Une autobiographie dans les limbes. Les Mémoires de la reine Marguerite, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), *Marguerite de France*, S. 205–216.
- GARCÍA, Elisa, Isabel Clara Eugenia of Austria. Marriage Negotiations, and Dynastic Plans for a Spanish Infanta, in: VAN WYHE (Hg.), *Isabel Clara Eugenia*, S. 131–153.
- GARRIGUES, Véronique, Faux frères –âmes sœurs? Les relations ambiguës entre les bâtards royaux et les héritiers de la Couronne (XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècles), in: Fabrice BOUDJAABA, Christine DOUSSET, Sylvie MOUYSSET (Hg.), *Frères et sœurs du Moyen Âge à nos jours/Brothers and Sisters from the Middle Ages to the Present*, Bern 2016, S. 77–97.
- GARRISSON, Janine, *Royauté, Renaissance et Réforme, 1483–1559*, Paris 1991.
- , *Henry IV*, Paris 1984.
- GAUDE-FERRAGU, Murielle, Le »double corps« de la reine. L'entrée d'Isabeau de Bavière à Paris (22 août 1389), in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XXII* (2014), S. 139–169.
- GEBHARDT, Karl, Catherine de Médicis (1519–1589) et la langue française, in: Robert SAUZET (Hg.), *Henri III et son temps*, Paris 1992, S. 21–38.

- GELLARD, Matthieu, *Une reine épistolaire. Lettres et pouvoir au temps de Catherine de Médicis*, Paris 2014.
- , *Une reine de France peut-elle avoir des amies? La correspondance féminine de Catherine de Médicis*, in: *discussions* 8 (2013), S. 1–24, [http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/8-2013/gellard\\_reine](http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/8-2013/gellard_reine) (23.4.2019).
- , *Les relations internationales dans la correspondance de Catherine de Médicis*, in: *Revue d'histoire diplomatique* 125 (2011), S. 193–209.
- GERBER, Matthew, *Bastards. Politics, Family, and Law in Early Modern France*, New York 2012, <http://www.oxfordscholarship.com/view/10.1093/acprof:oso/9780199755370.001.0001/acprof-9780199755370> (23.4.2019).
- GERTEIS, Klaus, *Reisen, Boten, Posten, Korrespondenz in Mittelalter und Früher Neuzeit*, in: Hans POHL (Hg.), *Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft*, Stuttgart 1989, S. 19–36.
- GEYKEN, Frauke, Sophie Dorothea. *Folgen des ehelichen Ungehorsams. Die Verbannung nach Ahlden*, in: *Mächtig verlockend. Frauen der Welfen. Éléonore Desmier d'Olbreuse, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg (1639–1722), und Sophie Dorothea, Kurprinzessin von Hannover (1666–1726), Celle 2010 (Ausstellungskatalog)*, S. 166–185.
- GIBSON, Jonathan, *Significant Space in Manuscript Letters*, in: *The Seventeenth Century* 12/1 (1997), S. 1–9.
- GIESEY, Ralph E., *The Two Bodies of the French King*, in: DERS., *Rulership in France, 15<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> Centuries*, Aldershot 2004, S. 301–316.
- , *The Juristic Basis of Dynastic Right to the French Throne*, in: *Transactions of the American Philosophical Society. New Series* 51/5 (1961), S. 3–47.
- GINZBURG, Carlo, *Ein Plädoyer für den Kasus*, in: Johannes SÜSSMANN, Susanne SCHOLZ, Gisela ENGEL (Hg.), *Fallstudien. Theorie – Geschichte – Methode*, Berlin 2007, S. 29–48.
- , *Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *HA* 1 (1993), S. 169–192.
- , *Die Benandanti. Feldkulte und Hexenwesen im 16. und 17. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1980.
- GODELIER, Maurice, *Métamorphoses de la parenté*, Paris 2004.
- , *Un homme et une femme ne suffisent pas à faire un enfant. Analyse comparative de quelques théories culturelles de la procréation et de la conception*, in: *Ethnologies comparées* 6 (2003), S. 1–17.
- GÖGGMELMANN, Maren, *Élisabeth d'Autriche (1554–1592). Le rôle d'une reine de France d'origine habsbourgeoise à l'époque des guerres de Religion*, Masterarbeit EHESS, (2014).
- GONZÁLEZ CUERVA, Rubén, KOLLER, Alexander, *Photography of a Ghost. Factions in Early Modern Courts*, in: DIES. (Hg.), *A Europe of Courts, a Europe of Factions. Political Groups at Early Modern Centres of Power (1550–1700)*, Leiden, Boston 2017, S. 1–19.
- GOODY, Esther, *Parenthood and Social Reproduction. Fostering and Occupational Roles in West Africa*, Cambridge 1982.
- GOODY, Jack, *The Development of Family and Marriage in Europe*, Cambridge 1983.
- GORDETSKY, Jennifer, RABINOWITZ, Ronald, O'BRIEN, Jeanne, *The »Infertility« of Catherine de Medici and its Influence on 16<sup>th</sup> Century France*, in: *The Canadian Journal of Urology* 16/2 (2009), S. 4584–4588.

- GOTTARDO, Kelly (Hg.), Antoine Caron. Drawings for Catherine de' Medici, London 2017.
- GOTTSCHALK, Karin, *Erbe und Recht. Die Übertragung von Eigentum in der frühen Neuzeit*, in: Stefan WILLER, Sigrid WEIGEL, Bernhard JUSSEN (Hg.), *Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur*, Berlin 2013, S. 85–125.
- , *Niemandes Kind? Illegitimität, Blutsverwandtschaft und Zugehörigkeit im vormoderne[n] Recht*, in: *WerkstattGeschichte* 51 (2009), S. 23–42.
- GRACE, Philip, *Affectionate Authorities. Fathers and Fatherly Roles in Late Medieval Basel*, Farnham 2015.
- GRASSI, Marie-Claire, *La lettre en archives. Approche méthodologique*, in: Anne-Marie SOHN (Hg.), *La correspondance, un document pour l'Histoire*, Mont-Saint-Aignan 2002, S. 73–81.
- GREEN, Karen, *Introduction*, in: DIES., MEWS (Hg.), *Healing the Body Politic*, S. xi–xxi.
- , MEWS, Constant J. (Hg.), *Healing the Body Politic. The Political Thought of Christine de Pizan*, Turnhout 2005.
- GRENDI, Edoardo, *Micro-analisi e storia sociale*, in: *Quaderni Storici* 12/2 (1977), S. 506–520.
- GRIESEBNER, Andrea, *Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit*, in: Veronika AEGERTER u. a. (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechterperspektive. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998*, Zürich 1999, S. 129–137.
- , HEHENBERGER, Susanne, *Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften?*, in: Vera KALLENBERG, Jennifer MEYER, Johanna M. MÜLLER (Hg.), *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*, Wiesbaden 2013, S. 105–124.
- , LUTTER, Christina, *Mehrfach relational. Geschlecht als soziale und analytische Kategorie*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 2/2 (2002), S. 3–5 (= Themenheft »Die Macht der Kategorien. Perspektiven historischer Geschlechterforschung«).
- GROEBNER, Valentin, *Invisible Gifts. Secrecy, Corruption, and the Politics of Information at the Beginning of the 16<sup>th</sup> Century*, in: Gisela ENGEL u. a. (Hg.), *Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne*, Frankfurt a. M. 2002, S. 98–110.
- , *Das Wissen von der Bezeichnung der Körper. »Complexio« und die Kategorien der Personenbeschreibung zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert*, in: Achim LANDWEHR (Hg.), *Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens*, Augsburg 2002, S. 173–188.
- , *»Gemein« und »Geheym«. Pensionen, Geschenke, und die Sichtbarmachung des Unsichtbaren in Basel am Beginn des 16. Jahrhunderts*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 49 (1999), S. 445–469.
- GUENÉE, Bernard, *Le roi, ses parents et son royaume en France au XIV<sup>e</sup> siècle*, in: DERS., *Un roi et son historien. Vingt études sur le règne de Charles VI et la chronique du religieux de Saint-Denis*, Paris 1999, S. 301–324.
- GUERDAN, René, *Marie Stuart. Épouse de François II*, Paris 2006.
- GUERRA MEDICI, Maria Teresa, *La régence de la mère dans le droit médiéval*, in: *Parliaments, Estates, and Representation* 17/1 (1997), S. 1–11.
- GUERREAU-JALABERT, Anita, *Flesh and Blood in Medieval Language about Kinship*, in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Blood & Kinship*, S. 61–82.

- , Observations sur la logique sociale des conflits dans la parenté au Moyen Âge, in: Martin AURELL (Hg.), *La parenté déchirée. Les luttes intrafamiliales au Moyen Âge*, Turnhout 2010, S. 413–429.
- GÜNTHER, Horst u. a., Art. »Herrschaft«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 1–102.
- GUZZI-HEEB, Sandro, Mère aimée, mère domestiquée? Mères valaisannes du XVIII<sup>e</sup> siècle et leurs fonctions sociales, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 437–462.
- HAAG, Karl, *Wenn Mütter zu sehr lieben. Verstrickung und Missbrauch in der Mutter-Sohn-Beziehung*, Stuttgart 2006.
- HAASIS, Lucas, RIESKE, Constantin (Hg.), *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangen Handlungens*, Paderborn 2015.
- HADDAD, Élie, Qu'est-ce qu'une »maison«? De Lévi-Strauss aux recherches anthropologiques et historiques récentes, in: *L'Homme. Revue française d'anthropologie* 212/4 (2014), S. 109–138.
- HÄMMERLE, Christa, SAURER, Edith, *Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien*, in: DIES. (Hg.), *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*, Wien 2003, S. 7–32.
- HANLEY, Sarah, *Configuring the Authority of Queens in the French Monarchy, 1600s–1840s*, in: *Historical Reflections/Réflexions historiques* 32/2 (2006), S. 453–464.
- , *The Family, the State, and the Law in Seventeenth- and Eighteenth-Century France. The Political Ideology of Male Right versus an Early Theory of Natural Rights*, in: *The Journal of Modern History* 78/2 (2006), S. 289–332.
- , *Social Sites of Political Practice in France. Lawsuits, Civil Rights, and the Separation of Powers in Domestic and State Government, 1500–1800*, in: *AHR* 102/1 (1997), S. 27–52.
- , *Mapping Rulership in the French Body Politic. Political Identity, Public Law, and the King's One Body*, in: *Historical Reflections/Réflexions historiques* 23/2 (1997), S. 129–149.
- , *Engendering the State. Family Formation and State Building in Early Modern France*, in: *FHS* 16 (1989), S. 4–27.
- , *The »Lit de Justice« of the Kings of France. Historical Myth and Constitutional Event in Late Medieval and Early Modern Times*, Ann Arbor 1982 (Reprint).
- HARRIE, Jeanne, *The Guises, the Body of Christ, and the Body Politic*, in: *SCJ* 37/1 (2006), S. 43–57.
- HAUMEDER, Ulrika von, Antoine Caron. *Studien zu seiner »Histoire d'Arthemise«*, Heidelberg 1980.
- HAUSEN, Karin, *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: Werner CONZE (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, Stuttgart 1976, S. 363–393.
- HEIMANN, Heinz-Dieter (Hg.), *Adelige Welt und familiäre Beziehung. Aspekte der »privaten Welt« des Adels in böhmischen, polnischen und deutschen Beispielen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert*, Potsdam 2000.

- , Adels herrschaft und Adelskultur in Beziehungsweisen. Zur Einleitung, in: DERS. (Hg.), *Adelige Welt*, S. 9–16.
- , Zur Einleitung. Mittelalterliches Briefwesen und moderne Schreibmedienkultur. Praxis und Tagungsthematik, in: DERS., HLAVÁČEK (Hg.), *Kommunikationspraxis*, S. 9–15.
- , HLAVÁČEK, Ivan (Hg.), *Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance*, Paderborn, Zürich 1998
- HEINEMANN, Julia, Von Impotenz, Schönheit und Komplexion. Körper in Eheanbahnungen in den Briefen des französischen Gesandten Raymond de Fourquevaux am spanischen Hof (1565–1572), in: *Frühneuzeit-Info* 57 (2018), S. 57–74.
- , Une famille royale sans père. La mère et le père absent dans les lettres de Catherine de Médicis à ses enfants (1560–1589), in: Aude-Marie CERTIN (Hg.), *Formes et réformes de la paternité à la fin du Moyen Âge et au début de l'époque moderne*, Frankfurt a. M. 2016, S. 171–189.
- HEINIG, Paul Joachim, Der König im Brief. Herrscher und Hof als Thema aktiver und passiver Korrespondenz im Spätmittelalter, in: HEIMANN, HLAVÁČEK (Hg.), *Kommunikationspraxis*, S. 31–49.
- HENGERER, Mark, Zur Konstellation der Körper höfischer Kommunikation, in: Johannes BURKHARDT, Christine WERKSTETTER (Hg.), *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, München 2005, S. 519–546.
- HERING TORRES, Max Sebastián, Rassismus in der Vormoderne. Die »Reinheit des Blutes« im Spanien der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 2006.
- HÉRITIER, Jean, *Catherine de Médicis*, Paris 1959.
- HÖFERT, Almut, HOHKAMP, Michaela, ULBRICH, Claudia, Editorial, in: *L'Homme* 28/2 (2017), Themenheft »Schwesterfiguren«, S. 9–13.
- HOFFMANN, Carl A., »Öffentlichkeit« und »Kommunikation« in den Forschungen zur Vormoderne. Eine Skizze, in: DERS., Rolf KIESSLING (Hg.), *Kommunikation und Region*, Konstanz 2001, S. 69–110.
- HOHKAMP, Michaela, Transdynasticism at the Dawn of the Modern Era. Kinship Dynamics among Ruling Families, in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Transregional and Transnational Families*, S. 93–105.
- , Do Sisters have Brothers? Or the Search for the »rechte Schwester«. Brothers and Sisters in Aristocratic Society at the Turn of the Sixteenth Century, in: JOHNSON, WARREN SABEAN (Hg.), *Sibling Relations*, S. 65–84.
- , Wer ist mit wem, warum und wie verheiratet? Überlegungen zu Ehe, Haus und Familie als gesellschaftliche Schlüsselbeziehungen am Beginn des 19. Jahrhunderts – samt einem Beispiel aus der Feder eines Mörders, in: Inken SCHMIDT-VOGES (Hg.), *Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, Köln, Weimar, Wien 2010, S. 31–47.
- , Tanten. Vom Nutzen einer verwandtschaftlichen Figur für die Erforschung familiärer Ökonomien in der Frühen Neuzeit, in: *WerkstattGeschichte* 46 (2007), S. 5–12.
- , Eine Tante für alle Fälle. Tanten-Nichten-Beziehungen und ihre Bedeutungen für die reichsfürstliche Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: Margareth LANZINGER, Edith SAURER (Hg.), *Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht*, Göttingen 2007, S. 147–169.
- , Sisters, Aunts, and Cousins. Familial Architectures and the Political Field in Early Modern Europe, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), *Kinship in Europe*, S. 91–104.

- , Im Gestrüpp der Kategorien. Zum Gebrauch von »Geschlecht« in der Frühen Neuzeit, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 2/2 (2002), S. 6–17 (= Themenheft: Die Macht der Kategorien. Perspektiven historischer Geschlechterforschung).
- , Macht, Herrschaft und Geschlecht. Ein Plädoyer zur Erforschung von Gewaltverhältnissen in der Frühen Neuzeit, in: L'Homme 7/2 (1996), S. 8–17.
- HOLT, Mack P., *The French Wars of Religion, 1562–1629*, Cambridge u. a. 1995.
- , *The Duke of Anjou and the Politique Struggle during the Wars of Religion*, Cambridge 1986.
- , *Patterns of Clientèle and Economic Opportunity at Court during the Wars of Religion. The Household of François, Duke of Anjou*, in: FHS 13 (1984), S. 305–322.
- HOLZAPFL, Julian, Fürstenkorrespondenz, in: Werner PARAVICINI (Hg.), *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch*, Bd. 3: Hof und Schrift, Ostfildern 2007, S. 299–328.
- HOLZEM, Andreas, »... dass sie der Christlichen vnnnd Brüderlichen Lieb gegeneinander vergessen«. Der Religionskrieg in der Frühen Neuzeit, in: *Historisches Jahrbuch* 134 (2014), S. 30–43.
- HOOGVLIET, Margriet, *Princely Culture and Catherine de Médicis*, in: Martin GOSMAN, Alasdair MACDONALD, Arjo VANDERJAGT (Hg.), *Princes and Princely Culture, 1450–1650*, Bd. 1, Leiden 2003, S. 103–130.
- HUGUET, Edmont, *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle*, 7 Bde., Paris 1925–1967.
- ISELI, Andrea, Freundschaft als konstitutives Element in der Theorie des frühneuzeitlichen Staates – eine Spurensuche, in: OSHEMA (Hg.), *Freundschaft*, S. 137–158.
- JACKSON, Richard A., *Peers of France and Princes of the Blood*, in: FHS 7 (1971), S. 27–46.
- JANCKE, Gabriele, SCHLÄPPI, Daniel, Ökonomie sozialer Beziehungen. Wie Gruppen in frühneuzeitlichen Gesellschaften Ressourcen bewirtschafteten, in: L'Homme 22/1 (2011), S. 85–97.
- JANSEN, Sharon L., *Debating Women, Politics, and Power in Early Modern Europe*, New York 2008.
- , *The Monstrous Regiment of Women. Female Rulers in Early Modern Europe*, New York 2002.
- JARZEBOWSKI, Claudia, Art. »Kindheit«, in: EdN, Bd. 6, Sp. 570–579.
- , Art. »Liebe«, in: EdN, Bd. 7, Sp. 896–905.
- JENSEN, De Lamar, *Catherine de Medici and her Florentine Friends*, in: SCJ 9/2 (1978), S. 57–74.
- JOHNSON, Christopher H., SABEAN, David Warren (Hg.), *Sibling Relations and the Transformations of European Kinship, 1300–1900*, New York 2011.
- u. a. (Hg.), *Blood & Kinship. Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present*, New York 2013.
- u. a. (Hg.), *Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond. Experiences Since the Middle Ages*, New York 2011.
- JOHNSON, Jacqueline, *Elizabeth of York. Mother to the Tudor Dynasty*, in: OAKLEY-BROWN, WILKINSON (Hg.), *The Rituals and Rhetoric of Queenship*, S. 47–58.
- JONES, Prudence, *Mater Patriae. Cleopatra and Roman Ideas of Motherhood*, in: Lauren HACKWORTH PETERSEN, Patricia SALZMAN-MITCHELL (Hg.), *Mothering and Motherhood in Ancient Greece and Rome*, Austin 2012, S. 165–183.

- JOUANNA, Arlette, *La France du XVI<sup>e</sup> siècle. 1483–1598*, Paris 2012.
- , Art. »Ronsard« in: HDGR, S. 1253–1255.
- , *La noblesse gardienne des lois du royaume. Un modèle politique proposé pendant les guerres de Religion en France*, in: OEXLE (Hg.), *Nobilitas*, S. 177–192.
- , *Le devoir de révolte. La noblesse française et la gestation de l'État moderne (1559–1661)*, Paris 1989.
- , *L'idée de race en France au XVI<sup>e</sup> siècle et au début du XVII<sup>e</sup> siècle*, 2 Bde., Montpellier 1981.
- JUCKER, Michael, *Vertrauen, Symbolik, Reziprozität. Das Korrespondenzwesen eidgenössischer Städte im Spätmittelalter als kommunikative Praxis*, in: ZHF 34 (2007), S. 189–213.
- JUSSEN, Bernhard, *Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünfundsiebzig Jahre nach Jack Goodys »Entwicklung von Ehe und Familie in Europa«*, in: SPIESS (Hg.), *Die Familie*, S. 275–324.
- , *Künstliche und natürliche Verwandtschaft? Biologismen in den kulturwissenschaftlichen Konzepten von Verwandtschaft*, in: Yuri L. BESSMERTNY, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), *Das Individuum und die Seinen. Individualität in der okzidentalen und in der russischen Kultur in Mittelalter und früher Neuzeit*, Göttingen 2001, S. 39–58.
- , *Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter. Künstliche Verwandtschaft als soziale Praxis*, Göttingen 1991.
- JÜTTE, Robert, *Einleitung. Auf den Leib geschrieben*, in: Paul MÜNCH (Hg.), »Erfahrung« als Kategorie der Frühneuzeitgeschichte, München 2001, S. 31–36.
- KANEMURA, Rei, *Kingship by Descent or Kingship by Election? The Contested Title of James VI and I*, in: *Journal of British Studies* 52 (2013), S. 317–342.
- KANTOROWICZ, Ernst H., *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, Stuttgart 1992.
- KELLER, Katrin, *Kommunikationsraum Altes Reich. Zur Funktionalität der Korrespondenznetze von Fürstinnen im 16. Jahrhundert*, in: ZHF 31 (2004), S. 205–230.
- KETTERING, Sharon, *Patronage in Early Modern France*, in: FHS 17 (1992), S. 839–862.
- , *Patronage and Kinship in Early Modern France*, in: FHS 16 (1989), S. 408–435.
- KIENING, Christian, *Medialität in mediävistischer Perspektive*, in: *Poetica* 39 (2007), S. 285–352.
- KINSER, Amber E., *Mothering as Relational Consciousness*, in: Andrea O'REILLY (Hg.), *Feminist Mothering*, New York 2008, S. 123–140.
- KLAPISCH-ZUBER, Christiane, *Une filiation contestée. La lignée maternelle à Florence, XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 361–377.
- , *Das Haus, der Name, der Brautschatz. Strategien und Rituale im gesellschaftlichen Leben der Renaissance*, Frankfurt a. M. 1995.
- , *Le dernier enfant. Fécondité et vieillissement chez les Florentines, XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle*, in: Jean-Pierre BARDET, François LEBRUN, René LE MÉE (Hg.), *Mesurer et comprendre. Mélanges offerts à Jacques Dupâquier*, Paris 1993, S. 277–290.
- , *Le corps de la parenté*, in: *Micrologus. Natura, scienze et società medievali I* (1993), S. 43–60.
- , *La maison et le nom. Stratégies et rituels dans l'Italie de la Renaissance*, Paris 1990.
- , *La »mère cruelle«. Maternité, veuvage et dot dans la Florence des XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles*, in: *Annales. Economies, sociétés, civilisations* 38/5 (1983), S. 1097–1105.

- KNIBIEHLER, Yvonne, *Histoire des mères et de la maternité en Occident*, Paris 2012.
- KNECHT, Robert Jean, Catherine de Médicis. Les années mystérieuses, in: Éric BOUSMAR (Hg.), *Femmes de pouvoir, femmes politiques durant les derniers siècles du Moyen Âge et au cours de la première Renaissance*, Brüssel 2012, S. 31–46.
- , *The French and English Nobilities in the Sixteenth Century. A Comparison*, in: Glenn RICHARDSON (Hg.), »The Contending Kingdoms«. *France and England, 1420–1700*, Aldershot 2008, S. 61–78.
- , *The French Civil Wars, 1562–1598*, Harlow 2000.
- , *Catherine de' Medici*, London 1998.
- KOHLER, Alfred, *Von der Reformation zum Westfälischen Frieden*, München 2011.
- KOLLBACH, Claudia, *Aufwachsen bei Hof. Aufklärung und fürstliche Erziehung in Hessen und Baden*, Frankfurt a. M. 2009.
- KONG, Katherine, *Lettering the Self in Medieval and Early Modern France*, Woodbridge 2010.
- KOPYTOFF, Igor, *The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process*, in: Arjun APPADURAI (Hg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986, S. 64–91.
- KÖRBER, Esther-Beate, *Der soziale Ort des Briefs im 16. Jahrhundert*, in: WENZEL (Hg.), *Gespräche – Boten – Briefe*, S. 244–258.
- KRÄMER, Sybille, *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt a. M. 2008.
- KRONENFELD, David B., *What Kinship is not – Schneider, Sahlins, and Shapiro*, in: JRAI 18 (2012), S. 678–680.
- KRUSE, Elaine, *The Blood-Stained Hands of Catherine de Médicis*, in: Carole LEVIN, Patricia A. SULLIVAN (Hg.), *Political Rhetoric, Power, and Renaissance Women*, New York 1995, S. 139–155.
- KUBISKA-SCHARL, Irene, PÖLZL, Michael, *Die Karrieren des Wiener Hofpersonals, 1711–1765. Eine Darstellung anhand der Hofkalender und Hofparteiprotokolle*, Innsbruck 2013.
- KUCHENBUCH, Ludolf, »... mit Weib und Kind und...« *Die Familien der Mediävistik zwischen den Verheirateten und ihren Verwandten in Alteuropa*, in: SPIESS (Hg.), *Die Familie*, S. 325–376.
- KÜHN, Sebastian, *Die Gräfin, die Gouvernante und der König. Perspektiven auf Dienstleute als Boten in einem aristokratischen Haushalt des 18. Jahrhunderts*, in: HA 20/1 (2012), S. 58–75.
- KÜHNER, Christian, *Politische Freundschaft bei Hofe. Repräsentation und Praxis einer sozialen Beziehung im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 2013.
- , *Freundschaft im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*, in: *discussions 2* (2009), S. 1–8, [http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/2-2009/kuehner\\_freundschaft](http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/2-2009/kuehner_freundschaft) (23.4.2019).
- LABOUVIE, Eva, *Lebensfluss – Schwangerschaft, Geburt und Blut (16.–19. Jahrhundert)*, in: Christina VON BRAUN, Christoph WULF (Hg.), *Mythen des Blutes*, Frankfurt a. M., New York 2007, S. 204–226.
- LABRADOR ARROYO, Félix, *From Castile to Burgundy. The Evolution of the Queen's Households during the Sixteenth Century*, in: CRUZ, GALLI STAMPINO (Hg.), *Early Modern Habsburg Women*, S. 119–148.

- LAFFITTE, Marie-Pierre, SCAILLIÉREZ, Cécile, Un album de portraits royaux. Le »livre d'heures« de Catherine de Médicis (Les trésors du patrimoine écrit), <http://mediatheque-numerique.inp.fr/Conferences/Un-album-de-portrait-royaux-le-livre-d-heures-de-Catherine-de-Medicis>, 2011 (23.4.2019).
- LANZINGER, Margareth, FERTIG, Christine, Perspektiven der Historischen Verwandtschaftsforschung. Einleitung, in: DIES. (Hg.), Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven historischer Verwandtschaftsforschung, Köln 2016, S. 7–22.
- LANZINGER, Margareth, SAURER, Edith, Politiken der Verwandtschaft. Einleitung, in: DIES. (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht, Göttingen 2007, S. 7–22.
- LANZINGER, Margareth, TEUSCHER, Simon (Hg.), Themenheft »Trennende Verwandtschaft«, HA 22/1 (2014).
- LAQUEUR, Thomas, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a. M. 1996.
- LAZARD, Madeleine, Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme, Paris 1995.
- , CUBELIER DE BEYNAC, Jean (Hg.), Marguerite de France, reine de Navarre et son temps, Agen 1994.
- LE GOFF, Jacques, Head or Heart? The Political Use of Body Metaphors in the Middle Ages, in: Michael FEHER u. a. (Hg.), Fragments for a History of the Human Body, Bd. 3, New York 1989, S. 13–26.
- LE ROUX, Nicolas, La faveur du roi. Mignons et courtisans au temps des derniers Valois, Seyssel 2001.
- , ZUM KOLK, Caroline, L'historiographie de la cour en France, in: Marcello FANTONI (Hg.), The Court in Europe, Rom 2012, S. 89–106.
- LE ROY LADURIE, Emmanuel, Auprès du roi, la cour, in: Annales. Histoire, sciences sociales 38/1 (1983), S. 21–41.
- LETT, Didier, L'histoire des frères et des sœurs, in: Clio. Histoire, femmes et sociétés 34 (2011), S. 182–202, <https://clio.revues.org/10308> (23.4.2019).
- , Les mères demeurent des filles et des sœurs. Les statuts familiaux des femmes dans les Marches au début du XIV<sup>e</sup> siècle, in: Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII (2009), S. 327–345.
- , »Tendres souverains«. Historiographie et histoire des pères au Moyen Âge, in: Jean DELUMEAU, Daniel ROCHE (Hg.), Histoire des pères et de la paternité, Paris 2000, S. 17–42.
- LEVI, Giovanni, The Origins of the Modern State and the Microhistorical Perspective, in: Jürgen SCHLUMBOHM (Hg.), Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?, Göttingen 1998, S. 55–82.
- LEVIN, Carole, The Heart and Stomach of a King. Elizabeth I and the Politics of Sex and Power, Philadelphia <sup>2</sup>1995.
- , BUCHHOLZ, Robert (Hg.), Queens & Power in Medieval and Early Modern England, Lincoln 2009.
- LÉVI-STRAUSS, Claude, Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt a. M. 1993.
- LEWIS, Andrew W., Royal Succession in Capetian France. Studies on Familial Order and the State, Cambridge 1981.
- LEWIS, Katherine J., Kingship and Masculinity in Late Medieval England, London, New York 2013.

- LIGHTMAN, Harriet, Political Power and the Queen of France. Pierre Dupuy's Treatise on Regency Governments, in: *Canadian Journal of History/Annales canadiennes d'histoire* 21 (1986), S. 299–312.
- LIGNEREUX, Yann, Les »trois corps du roi«. Les entrées d'Henri IV à Lyon, 1594–1596, in: *Dix-septième siècle* 212/3 (2001), S. 405–417.
- LINDEMANN, Gesa, Leiblichkeit und Körper, in: Robert GUGUTZER, Gabriele KLEIN, Michael MEUSER (Hg.), *Handbuch Körpersoziologie*, Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven, Wiesbaden 2017, S. 57–66.
- LIPP, Carola, Verwandtschaft – ein negiertes Element in der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts, in: *HZ* 283 (2006), S. 31–77.
- LONGINO FARRELL, Michèle, *Performing Motherhood. The Sévigné Correspondence*, Hannover, London 1991.
- LORENZ, Maren, *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*, Tübingen 2000.
- LÜDTKE, Alf, Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: DERS. (Hg.), *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991, S. 9–63.
- LUTTER, Christina, Geschlecht, Beziehung, Politik. Welche Möglichkeiten und Grenzen »erfolgreichen« Handelns hatte Bianca Maria Sforza?, in: *Innsbrucker Historische Studien* 27 (2011), S. 251–266.
- LYONS, John D., *Exemplum. The Rhetoric of Example in Early Modern France and Italy*, Princeton 1989.
- MACHARDY, Karin J., Cultural Capital, Family Strategies and Noble Identity in Early Modern Habsburg Austria, 1579–1620, in: *Past & Present* 163/1 (1999), S. 36–75.
- MAGNIENVILLE, M. Roger de, *Claude de France, duchesse de Lorraine*, Paris 1885.
- MAJOR, J. Russell, *From Renaissance Monarchy to Absolute Monarchy. French Kings, Nobles, & Estates*, Baltimore, London 1994.
- MAMONE, Sara, Catherine de' Medici regina di Francia e lo spettacolo tra due patrie, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 113–134.
- MAREK, Kristin, Überschuss und Dauer. Bildkörper als Topoi des Politischen bei Agamben und Kantorowicz, in: Paula DIEHL, Gertrud KOCH (Hg.), *Inszenierungen der Politik. Der Körper als Medium*, Paderborn 2007, S. 27–54.
- MARIÉJOL, Jean Hippolyte, *Catherine de Médicis*, Paris 1979.
- MARSCHKE, Benjamin, Vater und Sohn. Friedrich der Große und die Dynastie der Hohenzollern, 2011, [https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-dynastie/marschke\\_vater](https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-dynastie/marschke_vater) (23.4.2019).
- MARTÍNEZ HERNÁNDEZ, Santiago, »Enlightened Queen, clear Cynthia, beautiful moon«. The Political and Courtly Apprenticeship of the Infanta Isabel Clara Eugenia, in: VAN WYHE (Hg.), *Isabel Clara Eugenia*, S. 21–59.
- MATHIEU, Jon, Verwandtschaft als historischer Faktor. Schweizer Fallstudien und Trends, 1500–1900, in: *HA* 10 (2002), S. 225–244.
- MATTHEWS GRIECO, Sara F., *Ange ou diablesse. La représentation de la femme au XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1991.
- MCCARTNEY, Elizabeth, In the Queen's Words. Perceptions of Regency Government Gleaned from the Correspondence of Catherine de Médicis, in: COUCHMAN, CRABB (Hg.), *Women's Letters*, S. 207–222.

- , *Bodies Political and Social. Royal Widows in Renaissance Ceremonial*, in: Susan SHIFRIN (Hg.), *Women as Sites of Culture. Women's Roles in Cultural Formation from the Renaissance to the Twentieth Century*, Aldershot 2002, S. 79–91.
- , *The King's Mother and Royal Prerogative in Early-Sixteenth-Century France*, in: CARMÍ PARSONS (Hg.), *Medieval Queenship*, S. 117–141.
- McILVENNA, Una, »A Stable of Whores«? The »Flying Squadron« of Catherine de Medici, in: Nadine AKKERMAN, Birgit HOUBEN (Hg.), *The Politics of Female Households. Ladies-in-Waiting across Early Modern Europe*, Leiden 2014, S. 181–208.
- McNAMARA, Jo Ann, *Women and Power through the Family Revisited*, in: Mary C. ERLER, Maryanne KOWALESKI (Hg.), *Gendering the Master Narrative. Women and Power in the Middle Ages*, Ithaca 2003, S. 17–30.
- McTAVISH, Lianne, *Maternity*, in: Allyson M. POSKA, Jane COUCHMAN, Katherine A. McIVER (Hg.), *The Ashgate Research Companion to Women and Gender in Early Modern Europe*, Farnham 2013, S. 173–193.
- MEDICK, Hans, *Massaker in der Frühen Neuzeit*, in: ULBRICH, JARZEBOWSKI, HOHKAMP (Hg.), *Gewalt in der Frühen Neuzeit*, S. 15–19.
- , SABEAN, David Warren, *Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft. Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung*, in: DIES. (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984, S. 28–54.
- MEIER, Thomas, *Aktenführung und Stigmatisierung am Beispiel des »Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse«*, in: Claudia KAUFMANN, Walter LEIMGRUBER (Hg.), *Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs*, Zürich 2008, S. 50–63.
- MEYER, Jean, *L'éducation des princes en Europe du xv<sup>e</sup> au xix<sup>e</sup> siècle*, Paris 2004.
- MICALLEF, Fabrice, *Le bâtard royal. Henri d'Angoulême dans l'ombre des Valois (1551–1586)*, Genf 2018.
- MICHAELLES, Kerrie-rue, *Apprentissage du mécénat et transmission matrilineaire du pouvoir. Les enseignements de Catherine de Médicis à sa petite-fille Christine de Lorraine*, in: Kathleen WILSON-CHEVALIER (Hg.), *Patronnes et mécènes en France à la Renaissance*, Saint-Étienne 2007, S. 557–582.
- MICHAUD, Hélène, *La grande chancellerie et les écritures royales au xvi<sup>e</sup> siècle (1515–1589)*, Paris 1967.
- MIDDLEBROOK, Leah, »Tout mon office«. *Body Politics and Family Dynamics in the verse epîtres of Marguerite de Navarre*, in: *Renaissance Quarterly* 54/4 (2001), S. 1108–1141.
- MIETHKE, Jürgen, *Die Entwicklung politischer Theorie im Mittelalter*, in: Oliver HIDALGO, Kai NONNENMACHER (Hg.), *Die sprachliche Formierung der politischen Moderne. Spätmittelalter und Renaissance in Italien*, Wiesbaden 2015, S. 35–57.
- MIRAMON, Charles de, *Noble Dogs, Noble Blood. The Invention of the Concept of Race in the Late Middle Ages*, in: Miriam ELIAV-FELDON, Benjamin ISAAC, Joseph ZIEGLER (Hg.), *The Origins of Racism in the West*, Cambridge 2009, S. 200–216.
- , *Aux origines de la noblesse et des princes du sang. France et Angleterre au xiv<sup>e</sup> siècle*, in: DERS., Maaike VAN DER LUGT (Hg.), *L'hérité entre Moyen Âge et époque moderne. Perspectives historiques*, Florenz 2008, S. 157–210.
- MISSFELDER, Jan-Friedrich, *Das Andere der Monarchie. La Rochelle und die Idee der »monarchie absolue« in Frankreich, 1568–1630*, München 2012.

- MITCHELL, Silvia Z., Habsburg Motherhood. The Power of Mariana of Austria, Mother and Regent for Carlos II of Spain, in: CRUZ, GALLI STAMPINO (Hg.), *Early Modern Habsburg Women*, S. 175–194.
- MITTERAUER, Michael, *Historische Verwandtschaftsforschung*, Wien, Köln, Weimar 2013.
- , *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München 2003.
- MOOS, Peter von, Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus, in: Gert MELVILLE, Peter von MOOS (Hg.), *Das Öffentliche und Private in der Vormoderne*, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 3–83.
- MORMICHE, Pascale, *Devenir prince. L'école du pouvoir en France, xvii<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle*, Paris 2009.
- MORSEL, Joseph, Ehe und Herrschaftsreproduktion zwischen Geschlecht und Adel (Franken, 14.–15. Jahrhundert). Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der Verwandtschaft in der mittelalterlichen Gesellschaft, in: Andreas HOLZEM (Hg.), *Ehe – Familie – Verwandtschaft. Vergesellschaftung in Religion und sozialer Lebenswelt*, Paderborn 2008, S. 191–224.
- , »Brief« und »schrift«. Überlegungen zu den sozialen Grundlagen schriftlichen Austauschs im Spätmittelalter am Beispiel Frankens, in: Ludolf KUCHENBUCH, Uta KLEINE (Hg.), »Textus« im Mittelalter. Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs im schriftsemantischen Feld, Göttingen 2006, S. 285–321.
- , Ce qu'écrire veut dire au Moyen Âge... Observations préliminaires à une étude de la scripturalité médiévale, in: Memini. Travaux et documents publiés par la Société des études médiévales du Québec 4 (2000), S. 3–43.
- , Geschlecht und Repräsentation. Beobachtungen zur Verwandtschaftskonstruktion im fränkischen Adel des späten Mittelalters, in: Otto Gerhard OEXLE, Andrea von HÜLSEN-ESCH (Hg.), *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte*, Göttingen 1998, S. 259–319.
- , Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese des Adels am Ende des Mittelalters – das Beispiel Frankens, in: OEXLE (Hg.), *Nobilitas*, S. 312–375.
- , GUERREAU-JALABERT, Anita, LE JAN, Régine, De l'histoire de la famille à l'anthropologie de la parenté, in: Jean-Claude SCHMITT, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), *Les tendances actuelles de l'histoire du Moyen Âge en France et en Allemagne*, Paris 2003, S. 433–460.
- MOUSNIER, Roland, *Les institutions de la France sous la monarchie absolue. 1598–1789*, 2 Bde., Paris 1974–1980.
- , *Le Conseil du roi. De Louis XII à la Révolution*, Paris 1970.
- MOUSSET, Albert, Les droits de l'infante Isabelle-Claire-Eugenie à la couronne de France, in: *Bulletin hispanique* 16/1 (1914), S. 46–79.
- MUELLER, Janel, »To My Very Good Brother the King of Scots«. Elizabeth I's Correspondence with James VI and the Question of the Succession, in: *PMLA* 115/5 (2000), S. 1063–1071.
- MÜHLEISEN, Hans-Otto, STAMMEN, Theo, Politische Ethik und politische Erziehung. Fürstenspiegel der Frühen Neuzeit, in: DIES., Michael PHILIPP (Hg.), *Fürstenspiegel der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1997, S. 9–21.
- MUHLSTEIN, Anka, *Reines éphémères, mères perpétuelles. Catherine de Médicis, Marie de Médicis, Anne d'Autriche*, Paris 2001.

- MÜLLER, Mario, Herrschermedium und Freundschaftsbeweis. Der hohenzollerische Briefwechsel im 15. Jahrhundert, in: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 9/1 (2004), S. 44–54.
- MÜNCH, Paul, Die »Obrigkeit im Vaterstand«– zu Definition und Kritik des »Landesvaters« während der Frühen Neuzeit, in: Elger BLÜHM, Jörn GARBER, Klaus GARBER (Hg.), *Hof, Staat und Gesellschaft in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Amsterdam 1985, S. 15–40.
- MÜNKLER, Herfried, *Im Namen des Staates. Die Begründung der Staatsraison in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1987.
- MUNNS, Jessica, RICHARDS, Penny, SPANGLER, Jonathan (Hg.), *Aspiration, Representation, and Memory. The Guise in Europe, 1506–1688*, Farnham 2015.
- MURPHY, Stephen, Catherine, Cybele, and Ronsard's Witnesses, in: Kathleen P. LONG (Hg.), *High Anxiety. Masculinity in Crisis in Early Modern France*, Kirksville 2002, S. 55–70.
- NAKANO GLENN, Evelyn, Social Constructions of Mothering. A Thematic Overview, in: DIES., Grace CHANG, Linda RENNIE FORCEY (Hg.), *Mothering. Ideology, Experience, and Agency*, New York, London 1994, S. 1–29.
- NASSIET, Michel, *noblesse et États dynastiques. xv<sup>e</sup>–xvi<sup>e</sup> siècle*, Paris 2000.
- , *Parenté et successions dynastiques aux 14<sup>e</sup> et 15<sup>e</sup> siècles*, in: *Annales. Histoire, sciences sociales* 50/3 (1995), S. 621–644.
- NEDERMAN, Cary J., The Living Body Politic. The Diversification of Organic Metaphors in Nicole Oresme and Christine de Pizan, in: GREEN, MEWS (Hg.), *Healing the Body Politic*, S. 19–33.
- NEUSCHEL, Kristen B., *Word of Honor. Interpreting Noble Culture in Sixteenth-Century France*, Ithaca, London 1989.
- NICCOLI, Ottavia, *Corps maternels. Les mystères de la génération aux débuts de l'époque moderne*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 379–397.
- NOFLATSCHER, Heinz, Zur Eigenhändigkeit der Herrscher in der politischen Kommunikation des Ancien Régime (16. bis 18. Jahrhundert), in: Christina ANTENHOFER, Mario MÜLLER (Hg.), *Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert/Le lettere nella comunicazione politica dall'Antico Oriente fino al xx secolo*, Göttingen 2008, S. 141–167.
- NOLTE, Cordula, *Die Familie im Adel. Haushaltsstruktur und Wohnverhältnisse im Spätmittelalter*, in: SPIESS (Hg.), *Die Familie*, S. 77–105.
- , *Familie, Hof und Herrschaft. Das verwandtschaftliche Beziehungs- und Kommunikationsnetz der Reichsfürsten am Beispiel der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (1440–1530)*, Ostfildern 2005.
- , »Pey eytler finster in einem weichen pet geschrieben«. Eigenhändige Briefe in der Familienkorrespondenz der Markgrafen von Brandenburg (1470–1530), in: HEIMANN (Hg.), *Adelige Welt*, S. 177–201.
- , »Ir seyt ein frembs weib, das solt ir pleiben, dieweil ihr lebt«. Beziehungsgeflechte in fürstlichen Familien des Spätmittelalters, in: Doris RUHE (Hg.), *Geschlechterdifferenz im interdisziplinären Gespräch*, Würzburg 1998, S. 11–41.

- OAKLEY-BROWN, Liz, WILKINSON, Louise J. (Hg.), *The Rituals and Rhetoric of Queenship. Medieval to Early Modern*, Dublin 2009.
- O'CALLAGHAN, Joseph F., *The Many Roles of the Medieval Queen. Some Examples from Castile*, in: EARENIGHT (Hg.), *Queenship and Political Power*, S. 21–32.
- OEXLE, Otto Gerhard (Hg.), *Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa*, Göttingen 1997.
- OFFENSTADT, Nicolas, *Freundschaft, Liebe und Friede im Krieg (Frankreich, 14.–15. Jahrhundert)*, in: OSHEMA (Hg.), *Freundschaft*, S. 67–80.
- OPITZ-BELAKHAL, Claudia, *Das Universum des Jean Bodin. Staatsbildung, Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2006.
- OPITZ, Claudia, *Staatsräson kennt kein Geschlecht. Zur Debatte um die weibliche Regierungsgewalt im 16. Jahrhundert und ihrer Bedeutung für die Konzipierung frühneuzeitlicher Staatlichkeit*, in: *Feministische Studien 2* (2005), S. 228–241.
- , *Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung*, in: DIES. (Hg.), *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster 2000, S. 85–106.
- O'REILLY, Andrea, *Introduction*, in: DIES. (Hg.), *Feminist Mothering*, New York 2008, S. 1–22.
- ORTEGA, Isabelle, FILAIRE-RAMOS, Marc-Jean (Hg.), *Le legs des pères et le lait des mères ou comment se raconte le genre dans la parenté du Moyen Âge au XXI<sup>e</sup> siècle*, Turnhout 2014.
- ORIEUX, Jean, *Catherine de Médicis ou la reine noire*, Paris 1986.
- OSHEMA, Klaus (Hg.), *Freundschaft oder »amitié«? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert)*, Berlin 2007.
- , *Freundschaft und Nähe im spätmittelalterlichen Burgund. Studien zum Spannungsfeld von Emotion und Institution*, Köln 2006.
- OTT, Norbert H., *Der Körper als konkrete Hülle des Abstrakten. Zum Wandel der Rechtsgebärde im Spätmittelalter*, in: Klaus SCHREINER, Norbert SCHNITZLER (Hg.), *Gepeinigt, begehrt vergessen. Symbolik und Sozialbezug des Körpers im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, München 1992, S. 223–241.
- OZMENT, Steven E., *When Fathers Ruled. Family Life in Reformation Europe*, Cambridge 1983.
- PARAVICINI, Werner, *Zur Einführung. Formen, Funktionen, Inhalte von Erziehung und Wissen bei Hofe*, in: DERS., WETTLAUFER (Hg.), *Erziehung und Bildung bei Hofe*, S. 11–18.
- (Hg.), *Der Briefwechsel Karls des Kühnen (1433–1477). Inventar, Teil 1*, Frankfurt a. M. u. a. 1995.
- , WETTLAUFER, Jörg (Hg.), *Erziehung und Bildung bei Hofe*, Stuttgart 2002.
- PARKER, Geoffrey, *Imprudent King. A New Life of Philip II*, New Haven 2014.
- PARSONS, John Carmi (Hg.), *Medieval Queenship*, New York 1993.
- , *Introduction. Family, Sex, and Power. The Rythms of Medieval Queenship*, in: DERS. (Hg.), *Medieval Queenship*, S. 1–11.
- , WHEELER, Bonnie, *Introduction. Medieval Mothering, Medieval Mothers*, in: DIES. (Hg.), *Medieval Mothering*, New York, London 1996, S. ix–xvii.
- PASSERON, Jean-Claude, REVEL, Jacques, *Penser par cas. Raisonner à partir de singularités*, in: DIES. (Hg.), *Penser par cas*, Paris 2005, S. 9–44.
- PAYAN, Paul, Joseph. *Une image de la paternité dans l'Occident médiéval*, Paris 2006.

- PITTS, Vincent J., *Henri IV of France. His Reign and Age*, Baltimore 2009.
- PLESSNER, Helmuth, *Gesammelte Schriften III: Anthropologie der Sinne*, Frankfurt a. M. 1980.
- POHLIG, Matthias, Vom Besonderen zum Allgemeinen? Die Fallstudie als historisches Problem, in: *HZ* 295 (2012), S. 297–319.
- POIRIER, Jean-Pierre, *Catherine de Médicis, épouse d'Henri II*, Paris 2009.
- POLLOCK, Linda A., Honor, Gender, and Reconciliation in Elite Culture, 1570–1700, in: *Journal of British Studies* 46 (2007), S. 3–29.
- POMATA, Gianna, Blood Ties and Semen Ties. Consanguinity and Agnation in Roman Law, in: Mary Jo MAYNES u. a. (Hg.), *Gender, Kinship, Power. A Comparative and Interdisciplinary History*, New York, London 1996, S. 43–64.
- , Vollkommen oder verdorben? Der männliche Samen im frühneuzeitlichen Europa, in: *L'Homme* 6/2 (1995), S. 59–85.
- , Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie, in: *Feministische Studien* 2/2 (1983), S. 113–127.
- PONCET, Olivier, *Pomponne de Bellièvre (1529–1607). Un homme d'État au temps des guerres de Religion*, Paris 1998.
- POQUERES I GENÉ, Enric, *Personne et parenté*, in: *L'Homme. Revue française d'anthropologie* 210 (2014), S. 17–42.
- POTTER, David L., Faction, »alliance« and Political Action in Early Modern France. The Dilemma of Antoine de Bourbon King of Navarre in 1559–1562, in: Rubén GONZÁLEZ CUERVA, Alexander KOLLER (Hg.), *A Europe of Courts, a Europe of Factions. Political Groups at Early Modern Centres of Power (1550–1700)*, Leiden, Boston 2017, S. 41–63.
- , Politics and Faction at the French Court from the Late Middle Ages to the Renaissance. The Development of a Political Culture, in: *Cour de France.fr*. (2011), <http://cour-de-france.fr/article1883.html> (23.4.2019).
- POULET, André, Capetian Women and the Regency. The Genesis of a Vocation, in: PARSONS (Hg.), *Medieval Queenship*, S. 93–116.
- PUPPEL, Pauline, »Das kint ist mein und gehet mir zu hertzen«. Die Mutter: Landgräfin Anna von Hessen. Herzogin von Mecklenburg (1485–1525), in: Heide WUNDER, Christina VANJA, Berthold HINZ (Hg.), *Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen und seine Residenz Kassel, Marburg 2004*, S. 45–56.
- , *Die Regentin. Vormundschaftliche Herrschaft in Hessen, 1500–1700*, Frankfurt a. M. 2004.
- RANDALL, Catharine, Masculinity, Monarchy, and Metaphysics. A Crisis of Authority in Early Modern France, in: Kathleen P. LONG (Hg.), *High Anxiety. Masculinity in Crisis in Early Modern France*, Kirksville 2002, S. 211–231.
- RAVIOLA, Blythe Alice, VARALLO, Franca (Hg.), *L'Infanta. Caterina d'Austria, duchessa di Savoia (1567–1597)*, Rom 2013.
- READ, Kirk D., *Birthing Bodies in Early Modern France. Stories of Gender and Reproduction*, Farnham 2011.
- RECKWITZ, Andreas, Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4 (2003), S. 282–301.
- REICHARDT, Sven, Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung, in: *Sozial.Geschichte* 22/3 (2007), S. 43–63.

- REINBOLD, Markus, *Jenseits der Konfession. Die frühe Frankreichpolitik Philipps II. von Spanien, 1559–1571*, Ostfildern 2005.
- RIBERA, Jean-Michel, *Diplomatie et espionnage. Les ambassadeurs du roi de France auprès de Philippe II du traité du Cateau-Cambrésis (1559) à la mort de Henri III (1589)*, Paris 2007.
- RICE HENDERSON, Judith, *Erasmus on the Art of Letter-Writing*, in: James J. MURPHY (Hg.), *Renaissance Eloquence. Studies in the Theory and Practice of Renaissance Rhetoric*, Berkeley, Los Angeles, London 1983, S. 331–355.
- RICH, Adrienne, *Of Woman Born. Motherhood as Experience and Institution*, New York 1976.
- RICHARDSON, Malcolm, *The »Ars dictaminis«, the Formulary, and Medieval Epistolary Practice*, in: Carol POSTER, Linda C. MITCHELL (Hg.), *Letter-Writing Manuals and Instruction from Antiquity to the Present. Historical and Bibliographic Studies*, Columbia 2007, S. 52–66.
- RICHTER, Denis, *De la réforme à la révolution. Études sur la France moderne*, Paris 1991.
- RICHTER, Susan, *Fürstentestamente der Frühen Neuzeit. Politische Programme und Medien intergenerationaler Kommunikation*, Göttingen 2009.
- RIGAUDIÈRE, Albert, *Histoire du droit et des institutions dans la France médiévale et moderne*, Paris 42010.
- ROGGE, Jörg, *Herrschaftsweitergabe, Konfliktregelung und Familienorganisation im fürstlichen Hochadel. Das Beispiel der Wettiner von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002.
- , *»mutterliche liebe mit ganzen truwen allecit«. Wettinische Familienkorrespondenz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts*, in: HEIMANN (Hg.), *Adelige Welt*, S. 203–239.
- ROPER, Lyndal, *»To His Most Learned and Dearest Friend«. Reading Luther's Letters*, in: *German History* 28/3 (2013), S. 283–295.
- ROSE, Paul Lawrence, *Bodin and the Bourbon Succession to the French Throne, 1583–1594*, in: *SCJ* 9/2 (1978), S. 75–98.
- ROTHSTEIN, Marian, *La transmission du savoir par le sang*, in: Marie ROIG MIRANDA (Hg.), *La transmission du savoir dans l'Europe des XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècles*, Paris 2000, S. 115–123.
- ROWEN, Herbert H., *The King's State. Proprietary Dynasticism in Early Modern France*, New Brunswick 1980.
- RUBLACK, Ulinka, *Erzählungen von Geblüt und Herzen. Zu einer historischen Anthropologie des frühneuzeitlichen Körpers*, in: *HA* 2 (2001), S. 214–232.
- , *Pregnancy, Childbirth and the Female Body in Early Modern Germany*, in: *Past & Present* 150 (1996), S. 84–110.
- RUGGIU, François-Joseph, *Note critique. Histoire de la parenté ou anthropologie historique de la parenté? Autour de »Kinship in Europe«*, in: *Annales de démographie historique* 1 (2010), S. 223–256.
- RUPPEL, Sophie, *»Das Pfand und Band aller Handlungen«. Der höfische Brief als Medium des kulturellen Austauschs*, in: Dorothea NOLDE, Claudia OPITZ (Hg.), *Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit*, Köln 2008, S. 211–223.
- , *Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts*, Köln 2006.

- SABEAN, David Warren, Descent and Alliance. Cultural Meanings of Blood in the Baroque, in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Blood & Kinship*, S. 144–174.
- , *Kinship in Neckarhausen*, New York 1998.
- , TEUSCHER, Simon, Introduction, in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Blood & Kinship*, S. 1–17.
- , TEUSCHER, Simon (Hg.), *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900)*, New York, Oxford 2007.
- , TEUSCHER, Simon, Kinship in Europe. A New Approach to Long Term Development, in: DIES. (Hg.), *Kinship in Europe*, S. 1–32.
- SABLONIER, Roger, Verschriftlichung und Herrschaftspraxis. Urbariales Schriftgut im spätmittelalterlichen Gebrauch, in: Christel MEIER u. a. (Hg.), *Pragmatische Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur*, München 2002, S. 91–120.
- , Schriftlichkeit, Adelsbesitz und adliges Handeln im 13. Jahrhundert, in: OEXLE (Hg.), *Nobilitas*, Göttingen 1997, S. 67–100.
- , Die aragonesische Königsfamilie um 1300, in: Hans MEDICK, David Warren SABEAN (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984, S. 282–317.
- SAHLINS, Marshall, What Kinship is, in: *JRAI* 17 (2011), S. 2–19 (Teil 1), 227–242 (Teil 2).
- SALE HOLLAN, Heather L., Family Jewels. The Gendered Marking of Medici Women in Court Portraits of the Late Renaissance, in: *Mediterranean Studies* 17 (2008), S. 148–173.
- SALMON, J. H. M., François Hotman and Jean Bodin. The Dilemma of Sixteenth-Century French Constitutionalism, in: *History Today* 23/11 (1973), S. 801–809.
- SÁNCHEZ, Magdalena S., »Lord of my soul«. The Letters of Catalina Micaela, Duchess of Savoy, to her Husband, Carlo Emanuele I, in: CRUZ, GALLI STAMPINO (Hg.), *Early Modern Habsburg Women*, S. 79–95.
- , Sword and Wimple. Isabel Clara Eugenia and Power, in: CRUZ, SUZUKI (Hg.), *The Rule of Women*, S. 64–79.
- SÁNCHEZ-MOLERO, José Luis Gonzalo. L'educazione devozionale delle Infante, in: RAVIOLA, VARALLO (Hg.), *L'Infanta*, S. 25–95.
- SANDBERG, Brian, Iconography of Religious Violence. Catherine de Médicis's Art Patronage during the French Wars of Religion, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 91–112.
- SCHALK, Ellery, *From Valor to Pedigree. Ideas of Nobility in France in the Sixteenth and Seventeenth Century*, Princeton 1986.
- SCHATKOWSKY, Martina (Hg.), *Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung*, Leipzig 2003.
- SCHEPER-HUGHES, Nancy, *Death Without Weeping. The Violence of Everyday Life in Brazil*, Berkeley, Los Angeles, Oxford 1992.
- SCHICK, Sébastien, Geschwisterbeziehungen und Verflechtungen in der hohen Dienerschaft des Herren im 18. Jahrhundert. Die Brüder Münchhausen und die englisch-hannoversche Personalunion, in: Christine FERTIG, Margareth LANZINGER (Hg.), *Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven historischer Verwandtschaftsforschung*, Köln 2016, S. 91–109.
- SCHILLING, Lothar (Hg.), *Absolutismus, ein unersetzliches Forschungskonzept? Eine deutsch-französische Bilanz/L'absolutisme, un concept irremplaçable? Une mise au point franco-allemande*, München 2008.
- , Vom Nutzen und Nachteil eines Mythos, in: DERS. (Hg.), *Absolutismus*, S. 13–32.

- SCHLÖGL, Rudolf, Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34/2 (2008), S. 155–224.
- SCHMITT, Jean-Claude, *Le corps en Chrétienté*, in: Maurice GODELIER, Michel PANOFF (Hg.), *La Production du corps. Approches anthropologiques et historiques*, Amsterdam 1998, S. 339–355.
- SCHNEIDER, David, *A Critique of the Study of Kinship*, Ann Arbor <sup>2</sup>1985.
- , *American Kinship. A Cultural Account*, Chicago <sup>2</sup>1980.
- SCHÖNPFUG, Daniel, *Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640–1918*, Göttingen 2013.
- SCHORN-SCHÜTTE, Luise, TODE, Sven, Debatten über die Legitimation von Herrschaft. Politische Sprachen in der Frühen Neuzeit. Einleitende Bemerkungen, in: DIES. (Hg.), *Debatten über die Legitimation von Herrschaft. Politische Sprachen in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2006, S. 9–15.
- SCHULTE, Regina, *The Body of a Woman and the Heart and Stomach of a King. Wie viele Körper kann eine Königin haben?*, in: Paula DIEHL, Gertrud KOCH (Hg.), *Inszenierungen der Politik. Der Körper als Medium*, Paderborn 2007, S. 13–26.
- (Hg.), *Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt*, Frankfurt a. M. 2002.
- , *Der Körper der Königin – konzeptionelle Annäherungen*, in: DIES. (Hg.), *Der Körper der Königin*, S. 11–23.
- , »Madame, Ma Chère Fille«–»Dearest Child«. Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter, in: DIES. (Hg.), *Der Körper der Königin*, S. 162–193.
- , TIPPELSKIRCH, Xenia von, ARNI, Caroline, Botengänge – zur Geschlechtergeschichte von informellem Wissenstausch (1500–1900), in: HA 20/2 (2012), S. 1–3.
- , TIPPELSKIRCH, Xenia von, Introduction, in: DIES. (Hg.), *Reading, Interpreting, Historicising. Letters as Historical Sources*, Florenz 2004, S. 5–10.
- SCHUSTER CORDONE, Caroline, *Maternité et sénescence. Le corps féminin entre prodige et transgression*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali XVII* (2009), S. 399–413.
- SCHUSTER, Peter u. a., *Verwandtschaft und Freundschaft als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. Einleitung zum Themenschwerpunkt*, in: *Sozialer Sinn* 4/1 (2003), S. 3–20.
- SCOTT, Joan W., *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: AHR 91/5 (1986), S. 1053–1075.
- SEIDEL, Kerstin, *Freunde und Verwandte. Soziale Beziehungen in einer spätmittelalterlichen Stadt*, Frankfurt a. M. 2009.
- SEVERIDT, Ebba, *Familie, Verwandtschaft und Karriere bei den Gonzaga. Struktur und Funktion von Familie und Verwandtschaft bei den Gonzaga und ihren deutschen Verwandten (1444–1519)*, Leinfelden-Echterdingen 2002.
- SHADIS, Miriam, *Berenguela of Castile's Political Motherhood. The Management of Sexuality, Marriage, and Succession*, in: John CARMÍ PARSONS, Bonnie WHEELER (Hg.), *Medieval Mothering*, New York, London 1996, S. 335–351.
- SHEINGORN, Pamela, »The Wise Mother«. *The Image of St. Anne Teaching the Virgin Mary*, in: Mary C. ERLER, Maryanne KOWALESKI (Hg.), *Gendering the Master Narrative. Women and Power in the Middle Ages*, Ithaca 2003, S. 105–134.
- SHIMIZU, June, *Conflict of Loyalties. Politics and Religion in the Career of Gaspard de Coligny, Admiral of France, 1519–1572*, Genf 1970.

- SHOGIMEN, Takashi, »Head or Heart?« Revisited. Physiology and Political Thought in the Thirteenth and Fourteenth Centuries, in: *History of Political Thought* 28/2 (2007), S. 208–229.
- SIENELL, Stefan, Die Wiener Hofstaate zur Zeit Leopolds I, in: Klaus MALETTKE, Chantal GRELL (Hg.), *Hofgesellschaft und Höflinge an europäischen Fürstenhöfen in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jh.)/Société de cour et courtisans dans l'Europe de l'époque moderne (xv<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle)*, Münster 2001, S. 89–111.
- SIMMEL, Georg, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, hg. von Otthein RAMMSTEDT, Frankfurt a. M. 2013.
- SIMONIN, Michel, *Charles IX*, Paris 1995.
- SKINNER, Quentin, *Die drei Körper des Staates*, Göttingen 2012.
- SMITH, Lesley, Who is my Mother? Honouring Parents in Medieval Exegesis of the Ten Commandments, in: Conrad LEYSER, Lesley SMITH (Hg.), *Motherhood, Religion, and Society in Medieval Europe, 400–1400. Essays Presented to Henrietta Leyser*, Farnham 2011, S. 155–172.
- SPIESS, Karl-Heinz (Hg.), *Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters*, Ostfildern 2009.
- , Lordship, Kinship, and Inheritance among the German High Nobility in the Middle Ages and Early Modern Period, in: SABEAN, TEUSCHER (Hg.), *Kinship in Europe*, S. 57–75.
- , *Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts*, Stuttgart 1993.
- STRATHERN, Marilyn, *After Nature. English Kinship in the Late Twentieth Century*, Cambridge u. a. 1992.
- STANNEK, Antje, Aufwachsen im Ausland. Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation adeliger Knaben im 17. Jahrhundert, in: *L'Homme* 8/2 (1997), S. 242–256.
- STEINBERG, Sylvie, *Une tache au front. La bâtardise aux xvi<sup>e</sup> et xvii<sup>e</sup> siècles*, Paris 2016.
- , Hiérarchies dans l'Ancien Régime, in: Michèle RIOT-SARCEY (Hg.), *De la différence des sexes. Le genre en histoire*, Paris 2010, S. 131–160.
- STOLBERG, Michael, Der gesunde Leib. Zur Geschichtlichkeit frühneuzeitlicher Körpererfahrung, in: Paul MÜNCH (Hg.), »Erfahrung« als Kategorie der Frühneuzzeitgeschichte, München 2001, S. 37–57.
- STRUEVER, Nancy S., *Theory as Practice. Ethical Inquiry in the Renaissance*, Chicago, London 1992.
- SUTHERLAND, Nicola M., Henri III, the Guises and the Huguenots, in: Keith CAMERON (Hg.), *From Valois to Bourbon. Dynasty, State, and Society in Early Modern France*, Exeter 1989, S. 21–34.
- , *Princes, Politics, and Religion. 1547–1589*, London 1984.
- , Catherine de Medici. The Legend of the Wicked Italian Queen, in: *SCJ* 9/2 (1978), S. 45–56.
- , *The French Secretaries of State in the Age of Catherine de Medici*, Westport 1976.
- TAYLOR, Craig, The Salic Law, French Queenship, and the Defense of Women in the Late Middle Ages, in: *FHS* 29 (2006), S. 543–564.
- , The Salic Law and the Valois Succession to the French Crown, in: *French History* 15/4 (2001), S. 358–377.
- TEUSCHER, Simon, Flesh and Blood in the Treatises on the Arbor Consanguinitatis (Thirteenth to Sixteenth Centuries), in: JOHNSON u. a. (Hg.), *Blood & Kinship*, S. 83–104.

- , Verwandtschaft in der Vormoderne. Zur politischen Karriere eines Beziehungskonzepts, in: Elizabeth HARDING, Michael HECHT (Hg.), *Die Ahnenprobe in der Vormoderne. Selektion, Initiation, Repräsentation*, Münster 2011, S. 85–106.
- , Male and Female Inheritance. Property Devolution, Succession, and Credit in Late Medieval Nobilities in the Southwest of the Holy Empire, in: Simonetta CAVACIOCCHI (Hg.), *La famiglia nell'economia europea, secc. XIII–XVIII/The Economic Role of the Family in the European Economy from the 13<sup>th</sup> to the 18<sup>th</sup> Centuries*, Florenz 2009, S. 599–618.
- , Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500, Köln u. a. 1998.
- , Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500. Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung, in: Eckart Conrad LUTZ (Hg.), *Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang*, Freiburg (Schweiz) 1997, S. 359–385.
- THELEN, Tatjana, ALBER, Erdmute (Hg.), *Reconnecting State and Kinship*, Philadelphia 2018.
- THOMAS, Courtney, »The Honour & Credite of the Whole House«. Family Unity and Honour in Early Modern England, in: *Cultural and Social History* 10/3 (2013), S. 329–345.
- THORINGTON, Ellen, Le »lait de sagesse«. Les enseignemens moraux de Christine de Pizan comme legs civique, in: ORTEGA, FILAIRE-RAMOS (Hg.), *Le legs des pères*, S. 45–63.
- TRANIE, Ghislain, »L'honneur que le Roy me fait aître marry de mon aspesansse me consolle et m'afflige«. Les effets de l'infécondité sur les corps de Louise de Lorraine et de Henri III, in: Pascale MORMICHE, Stanis PEREZ (Hg.), *Naissance et petite enfance à la cour de France (Moyen Âge–XIX<sup>e</sup> siècle)*, Villeneuve-d'Ascq 2016, S. 109–123.
- TURBIDE, Chantal, *Les collections artistiques de Catherine de Médicis*, Diss., Univ. Aix-Marseille I (2002).
- ULBRICH, Claudia, *Ständische Ungleichheit und Geschlechterforschung*, in: *Zeitsprünge* 15 (2011), S. 85–104.
- , JARZEBOWSKI, Claudia, HOHKAMP, Michaela (Hg.), *Gewalt in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD*, Berlin 2005.
- , SABEAN, David Warren, *Personkonzepte in der frühen Neuzeit*, in: Claudia von BRAUNMÜHL (Hg.), *Etablierte Wissenschaft und feministische Theorie im Dialog*, Berlin 2003, S. 99–111.
- VAILLÉ, Eugène, *Histoire générale des postes françaises*, Bd. 2: *De Louis XI à la création de la surintendance générale des postes (1477–1630)*, Paris 1949.
- VAN EICKELS, Klaus, *Freundschaft im (spät)mittelalterlichen Europa. Traditionen, Befunde und Perspektiven*, in: OSHEMA (Hg.), *Freundschaft*, S. 23–34.
- VAN PROEYEN, Michel, *Sang et hérité. À la croisée des imaginaires médicaux et sociaux des XIII<sup>e</sup> et XIV<sup>e</sup> siècles*, in: *Les cahiers du CRISIMA* 4 (1999), S. 69–75.
- VAN WYHE, Cordula (Hg.), *Isabel Clara Eugenia. Female Sovereignty in the Courts of Madrid and Brussels*, Madrid 2011.
- VAUCHEZ, André, *Les saintes comme mères dans l'hagiographie occidentale (X<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle)*, in: *Micrologus. Natura, scienze e società medievali* XVII (2009), S. 199–213.

- VIENNOT, Éliane, Entre dissidence politique et dissidence littéraire. Le dialogue Marguerite de Valois-Brantôme, in: Les Dossiers du Grihl 1 (2013), S. 2–11, <https://dossiersgrihl.revues.org/5890> (23.4.2019).
- , La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 1: L'invention de la loi salique, Paris 2006.
- , Marguerite de Valois. »La reine Margot«, Paris 2005.
- , La transmission du savoir-faire politique entre femmes, d'Anne de France à Marguerite de Valois, in: Marie ROIG MIRANDA (Hg.), La transmission du savoir dans l'Europe des XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècles, Paris 2000, S. 87–98.
- , Introduction, in: Marguerite de Valois, Correspondance, S. 19–58.
- , La légende de la reine Marguerite, ou Le pouvoir des femmes en question, in: LAZARD, CUBELIER DE BEYNAC (Hg.), Marguerite de France, reine de Navarre et son temps, S. 311–328.
- VONS, Jacqueline, SAINT-MARTIN, Pauline, Vie et mort de Marie-Élisabeth de France (1572–1578), fille de Charles IX et Élisabeth d'Autriche, in: Cour de France.fr. (2010), <http://cour-de-france.fr/article744.html> (23.4.2019).
- WALKER BYNUM, Caroline, Wonderful Blood. Theology and Practice in Late Medieval Northern Germany and Beyond, Philadelphia 2007.
- , Warum das ganze Theater mit dem Körper? Die Sicht einer Mediävistin, in: HA 4 (1996), S. 1–33.
- WALKS, Michelle, Introduction. Identifying an Anthropology of Mothering, in: DIES., Naomi MCPHERSON (Hg.), An Anthropology of Mothering, Bradford 2011, S. 1–47.
- WANEGFFELEN, Thierry, Catherine de Médicis. Le pouvoir au féminin, Paris 2005.
- WARNER, Lyndan, Widows, Widowers and the Problem of »Second Marriages« in Sixteenth-Century France, in: CAVALLO, WARNER (Hg.), Widowhood, S. 84–107.
- WEBER, Florence, Le sang, le nom, le quotidien. Une sociologie de la parenté pratique, Paris 2005.
- WEBER, Hermann, Sakralkönigtum und Herrscherlegitimation unter Heinrich IV., in: DERS., Rolf GUNDLACH (Hg.), Legitimation und Funktion des Herrschers. Vom ägyptischen Pharao zum neuzeitlichen Diktator, Stuttgart 1992, S. 233–258.
- WEBER, Max, Religion und Gesellschaft. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Darmstadt 2012.
- , Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, hg. von Johannes WINCKELMANN, Tübingen <sup>5</sup>1980.
- WEBER, Wolfgang, Art. »Amicitia«, in: EdN, Bd. 1, Sp. 297–300.
- , Dynastiesicherung und Staatsbildung. Die Entfaltung des frühmodernen Fürstentums, in: DERS. (Hg.), Der Fürst. Ideen und Wirklichkeiten in der europäischen Geschichte, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 91–136.
- WEIL, Rachel, Der königliche Leib, sein Geschlecht und die Konstruktion der Monarchie, in: SCHULTE (Hg.), Der Körper der Königin, S. 99–111.
- WENZEL, Horst (Hg.), Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997.
- , Einleitung, in: DERS. (Hg.), Gespräche – Boten – Briefe, S. 9–21.
- , Boten und Briefe. Zum Verhältnis körperlicher und nichtkörperlicher Nachrichtenträger, in: DERS. (Hg.), Gespräche – Boten – Briefe, S. 86–105.
- WHITTOW, Mark, Motherhood and Power in Early Medieval Europe, West and East. The Strange Case of the Empress Eirene, in: Conrad LEYSER, Lesley SMITH (Hg.), Moth-

- erhood, Religion, and Society in Medieval Europe, 400–1400. Essays Presented to Henrietta Leyser, Farnham 2011, S. 55–84.
- WILKINSON, Alexander S., *Mary Queen of Scots and French Public Opinion, 1542–1600*, Basingstoke 2004.
- WILLASCH, Friederike, *Verhandlungen, Gespräche, Briefe. Savoyisch-französische Fürstenheiraten in der Frühen Neuzeit*, Ostfildern 2018.
- WOODACRE, Elena, FLEINER, Carey (Hg.), *Royal Mothers and their Ruling Children. Wielding Political Authority from Antiquity to the Early Modern Era*, Basingstoke 2015.
- WUNDER, Heide, *Gynäkokratie. Auf der Suche nach einem verloren gegangenen Begriff der frühneuzeitlichen politischen Sprache*, in: *Zeitenblicke. Onlinejournal für die Geschichtswissenschaften* 8/2 (2008), <http://www.zeitenblicke.de/2009/2/wunder/dippArticle.pdf> (23.4.2019).
- , »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992.
- ZEMON DAVIS, Natalie, *Frauen, Politik und Macht*, in: Georges DUBY, Michelle PERROT (Hg.), *Geschichte der Frauen*, Bd. 3: Frühe Neuzeit, Frankfurt a. M., New York 1994, S. 189–207.
- , *Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts*, in: DIES., *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986, S. 7–18.
- , *Die Geister der Verstorbenen, Verwandtschaftsgrade und die Sorge um die Nachkommen. Veränderungen des Familienlebens in der frühen Neuzeit*, in: DIES., *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986, S. 19–50.
- ZUM KOLK, Caroline, »Tout paix et amitié«. *La maison des enfants d'Henri II et Catherine de Médicis*, in: Pascale MORMICHE, Stanis PEREZ (Hg.), *Naissance et petite enfance à la cour de France (Moyen Âge–XIX<sup>e</sup> siècle)*, Villeneuve-d'Ascq 2016, S. 79–96.
- , *Catherine de Médicis et l'espace. Résidences, voyages et séjours*, in: CALVI, CHABOT (Hg.), *Moving Elites*, S. 51–61.
- , *The Household of the Queen of France in the Sixteenth Century*, in: *The Court Historian* 14/1 (2009), S. 3–22, <http://cour-de-france.fr/article2336.html> (23.4.2019).
- , *L'évolution du mécénat de Catherine de Médicis d'après sa correspondance, depuis son arrivée en France jusqu'à la mort de Charles IX*, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 63–87.
- ZVEREVA, Alexandra, *Portraits dessinés de la cour des Valois. Les Clouet de Catherine de Médicis*, Paris 2011.
- , »Par commandement et selon devys d'icelle dame«: *Catherine de Médicis commanditaire de portraits*, in: FROMMEL, WOLF (Hg.), *Il mecenatismo di Caterina de' Medici*, S. 215–228.
- , *La galerie de portraits de l'hôtel de la Reine*, in: *Bulletin monumental* 166/1 (2008), S. 33–41.

# Register

- Absolutismus, absolutistisch 16, 25, 31, 34, 51–54, 89, 100–103, 207, 209, 210, 213, 253, 263–265, 291, 358, 380, 404, 419, 438, 439, 447, 448
- Abstammung, Abstammungslinien 17, 25, 30, 43, 49, 61, 64, 184, 194, 195, 202, 204, 207, 208, 214, 221, 222, 230, 232, 233, 235–238, 240, 248, 250, 253, 256, 263–265, 270, 289, 328, 350, 442, 444
- Agnaten, Agnatinnen 96, 206, 221, 283, 338, 350, 355, 358, 359
- Alba, Fernando Álvarez de Toledo, Herzog von 323
- Alba, María Enríquez, Herzogin von 231
- Allianz 28, 43, 75, 179, 181, 219, 227, 237, 326–329, 378, 423
- Alter, Altern 261, 262, 359, 391, 431
- Andoins, Diane d' (Corisande) 392, 394
- Anna, Mutter Marias 233, 265, 358
- Anna von Österreich, Königin von Spanien 184, 227–229, 231, 232, 235, 244, 325
- Anne de Bretagne 98, 249, 269, 354
- Anne de France/Anne de Beaujeu 94, 290, 294, 439
- Anne d'Autriche, Königin von Frankreich 34, 108, 358, 431
- Anne d'Este, Herzogin von Guise/von Nemours 80, 244, 245, 409
- Antoine de Navarre/Antoine de Bourbon 81, 92, 94, 95, 106, 210, 216, 224, 331
- Apanage 187, 345–347, 349, 350, 396, 410–413, 417
- Arbeit, Anstrengung/*travail, labour* 19, 21, 68, 166, 230, 262, 271, 279, 297, 307, 312, 314, 359, 360, 362, 364, 377, 422, 427, 428, 431, 443–446
- Aristoteles 194, 221, 239, 250
- Aubiach, Jean de Lart de Galard, seigneur d' 396
- Aubigné, Agrippa d' 200, 376
- Bartholomäusnacht 14, 15, 83, 85, 102, 105, 106, 272, 310, 361, 400
- Bastarde, illegitime Kinder, natürliche Kinder 202, 251–256, 263, 340, 351, 353
- Bauch 194, 195, 202, 240, 242–246, 248–250, 259–266, 268, 321, 359, 362, 374, 427, 436, 444, 445, 448
- Beaujeu, Pierre de 94
- Beaune, Renaud de 109, 240
- Bellegarde, Roger de Saint-Lary, Marschall von 242, 243
- Bellièvre, Pomponne de 138, 139, 143, 375, 386–390, 393, 394, 418, 428, 429
- Berenguela von Kastilien 334
- Besitz, Besitznachfolge, Erben 25, 27, 28, 38, 39, 41, 69, 89, 93, 96, 103, 107, 149, 210, 252, 255, 273, 344–346, 348–350, 352–355, 364, 365, 380, 381, 394, 396, 398, 400, 406, 424, 439, 447
- Béthune, Maximilien de 376
- Bèze, Theodore de 103
- Bilaterale Verwandtschaftsbeziehungen 30, 68, 183, 207, 221, 222, 230, 237–240, 243, 250, 355, 362, 433, 443, 445
- Birague, René de 405

## Register

- Biron, Armand de Gontaut, Marschall von 373
- Blanche de Castille 93, 94, 99, 108, 269
- Blut/*sang* 25, 49, 64, 178, 194, 201, 202, 204–212, 215, 216, 219–221, 227, 230, 231, 236, 237, 239, 240, 243, 244, 250, 263, 264, 325, 328, 331, 355, 359, 387, 388, 406, 407, 435, 438, 442
- Bodin, Jean 16, 51, 101–104, 108, 181, 182, 186, 198, 213, 228, 265, 270, 280, 294, 315, 381, 429, 437, 438, 447
- Boten, Gesandte, Diplomaten 69, 78, 95, 112, 114, 120, 123, 124, 129–137, 139, 141–143, 145, 147, 149, 153, 158, 160–162, 167, 170, 171, 223, 224, 229–231, 235, 237, 277, 295, 296, 304, 319, 325, 327, 332, 340, 366, 375, 383, 390, 396, 406, 410, 422, 423, 428, 442
- Bourbon 14, 74, 77, 78, 81–83, 85, 208, 210, 217, 285, 367
- Bourbon, Antoinette de, Herzogin von Guise 199, 245
- Bourbon, Charles de, Kardinal 215
- Bourbon, Marguerite de 219
- Brantôme, Pierre de Bourdeille, seigneur de 109, 123
- Brulart, Pierre 117
- Bussy d'Amboise, Louis de Clermont, seigneur de 368
- Calvin, Johannes 15
- Caron, Antoine 258, 260, 288
- Cateau-Cambrésis, Friedensvertrag, 1559 76, 125, 222, 241, 242, 317
- Champvallon, Jacques de Harlay, seigneur de 382, 386
- Chantonnay, Thomas Perrenot de 330
- Charles d'Angoulême 251, 254, 255, 351, 353
- Charles III, Herzog von Lothringen 76, 77, 118, 158, 278, 351, 401
- Charles IV 96
- Charles IX 13, 16, 34, 53, 76, 77, 92, 95, 105–107, 118, 129, 137, 139, 140, 143, 149, 154, 157–159, 177, 182, 186–190, 211, 216, 217, 224–228, 232, 251, 254, 272, 279, 283–287, 289–305, 311–313, 319, 323, 325, 327, 329, 330, 336–338, 340, 342, 349, 351, 353, 356, 358, 369, 392, 399–401, 411, 436
- Charles V 97
- Charles VI 96, 97
- Charles VIII 94, 294
- Chartier, Alain 315
- Christine de Lorraine 216, 217, 351–353, 355, 395
- Claude de France, Herzogin von Lothringen 76, 116, 118, 158, 182, 189, 216, 279, 280, 317, 334, 337, 351, 360
- Claude de France, Königin von Frankreich 98
- Clermont, Louise de Bretagne, Madame de 322, 323, 332
- Clouet, François 320
- Coligny, Admiral Gaspard de 83
- Condé, Henri de Bourbon, prince de 376, 402, 411
- Condé, Louis I. prince de 83, 85, 92, 106, 152, 211, 212
- Cosimo von Medici 327, 434
- Diane de France 251, 253–256, 400
- Diane de Poitiers 75, 279, 391
- Don Carlos 229, 235, 325
- Duci, Filippa 251
- Dupuy, Pierre 86
- Duras, Marguerite de Gramont, Madame de 386
- Dynastie 20, 22, 26, 33, 38, 52, 68, 183, 208–210, 233, 364, 380, 397, 445, 448
- Edward III. 96, 205
- Ehre/*honneur* 84, 89, 135, 149, 162, 166, 167, 175, 177, 186, 209, 211, 212, 223, 228, 246, 248, 298, 303, 315, 319, 338, 342, 365, 371, 372, 374, 375, 378, 379, 382, 384, 387–393, 395–398, 406, 407, 415, 417, 420, 430, 431, 435, 442, 443
- Élisabeth de Valois, Königin von Spanien 76, 95, 116, 137, 145, 146, 164, 165, 175, 181, 182, 187–190, 222, 223, 225, 227, 228, 231, 232, 234, 235, 237, 238, 241, 242, 247, 250, 256, 261, 272, 277, 278, 280, 292, 317–338, 340, 343, 345, 356, 369, 392, 424

- Elisabeth I., Königin von England 84, 108, 143, 166, 168, 197, 257, 262, 339, 340, 342–345, 413, 414, 417, 423, 424  
 Elisabeth von Österreich, Königin von Frankreich 76, 77, 80, 119, 225, 227, 228, 254, 317, 345, 347, 397  
 Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen 76, 240, 242, 243  
 Entourage, Gefolge 80, 81, 113, 142, 191, 218, 244, 254, 279, 295, 299, 305, 306, 375, 383, 385, 394, 422, 429, 430, 441  
 Erasmus von Rotterdam 154, 168  
  
 Faktion (am Hof) 78, 79, 81, 82, 84, 142, 254, 303, 330, 400  
 Favoriten/*mignons* 81, 103, 114, 292, 294, 299, 306, 311, 323, 358, 368, 386, 404, 413, 429, 439, 445, 446  
 Ferdinand von Aragon 210  
 Ferdinand von Medici 352  
 Fourquevaux, Raymond de 137, 223, 229, 232, 233, 235, 237, 239, 294, 319, 325, 328  
 François de Valois (Sohn von François I<sup>er</sup>) 75, 106  
 François d'Alençon/d'Anjou 13, 14, 77, 78, 83, 84, 116, 133, 140, 142, 146, 157, 158, 160, 161, 166, 168, 170, 171, 176, 182, 187, 190, 202, 214, 234, 236, 246, 302, 305, 308, 314, 344, 347, 349, 350, 361, 366–368, 382, 393, 394, 399–429  
 François I<sup>er</sup>/François d'Angoulême 74, 75, 81, 82, 85, 98, 100, 113, 125, 203, 219, 241, 286–288, 294, 313, 328, 349, 363, 367, 419, 432, 433, 437  
 François II 75, 76, 92, 94, 164, 216, 261, 277, 338, 339, 341  
 Freundschaft/*amitié* 114, 148, 156, 166–168, 176, 178–181, 191, 223–225, 228, 242, 244, 247, 305, 329, 341, 349, 351, 377, 378, 401, 403, 406, 411, 413–417, 443  
  
 Galen 250  
 Geburt, Gebären 25, 42, 47, 64, 87, 149, 199, 201, 202, 204, 208–210, 213–215, 219, 220, 237, 238, 244, 245, 247, 248, 250, 261, 263, 264, 266, 268, 270, 271, 278, 282, 313, 316, 326, 327, 333, 357, 364, 371, 373, 374, 384, 385, 391, 396, 403–406, 415, 418, 420, 427, 442, 444, 445  
 Geheim, Geheimhaltung 90, 134, 144–148, 167, 287, 318, 324, 399  
 Gemeinwesen 197, 200, 380, 381  
 Gemeinwohl/*bien public* 102, 123, 380, 381, 403, 415  
 Generalleutnant 92, 94, 111, 187, 299, 300, 304, 331, 401, 414  
 Generalstände 15, 69, 91, 92, 95, 101, 103, 207, 236, 267, 293, 313, 314, 381, 404, 410, 415, 439, 447  
 Genetrix/Schöpferin, schöpferisch 202, 250, 261, 263, 264, 268, 357, 359, 392, 395, 398, 429, 437, 444, 445, 447  
 Gómez, Ruy 223, 225  
 Gondî, Albert de, Herzog von Retz 292, 405  
 Guise 76, 77, 81, 83–85, 142, 199, 208, 212, 214, 215, 223, 239, 245, 265, 285, 313, 330, 331, 341, 394, 401, 405  
 Guise, Marie de 76, 339  
 Gunst 81, 103, 157, 175, 246, 297, 375, 378, 403, 405  
  
 Habsburger 75, 77, 188, 227, 235–237, 241, 321, 326, 327, 331  
 Haus/*maison* 35, 216, 328, 329, 363, 365, 387, 388, 390, 392, 396–398, 420, 435, 442  
 Haushalt/Hofstaat/*maison* 78–81, 89, 106, 137, 142, 241, 244, 253, 279, 280, 286, 317, 321, 343, 351, 387, 395, 400, 429  
 Heinrich VIII. 339  
 Henri de Navarre/Henri IV 77, 78, 83, 84, 119, 121, 122, 127–129, 135, 137, 138, 140, 152, 155, 157, 158, 160, 166, 169–172, 178, 187, 190, 191, 202–204, 207–220, 222, 224, 226, 228, 236, 239, 253, 254, 267, 270, 278, 309, 314, 338, 355, 361, 367–379, 381–392, 394–398, 401–403, 411, 416, 428, 436  
 Henri d'Angoulême 251, 254–256  
 Henri II/Henri d'Orléans 74–77, 81, 82, 85, 95, 120, 154, 241, 242, 251, 258, 259, 275–277, 279, 281, 286, 295, 327, 328, 349, 355, 366, 391, 432  
 Henri III/Henri d'Anjou 13, 14, 77, 79, 90, 95, 101, 105, 107, 111, 128, 135, 137–143,

## Register

- 146, 149, 157, 160, 161, 166, 168,  
170–172, 176, 186–191, 200, 202, 203,  
208, 211, 214–218, 220, 224, 226,  
234–236, 243–247, 253, 254, 264, 267,  
268, 271, 272, 278, 279, 297, 299–315,  
319, 323, 336, 340, 342, 343, 349–351,  
354–357, 359, 360, 367–370, 372–375,  
377–379, 381, 382, 385–390, 392,  
394–412, 414–417, 419–424, 426, 428,  
429, 432, 435, 447
- Henry Stuart, Lord Darnley 339, 340
- Hepburn, James, Earl of Bothwell 340
- Hof, Hofgesellschaft 14, 15, 74, 75, 78–82,  
84, 106–109, 116, 118, 123, 125, 126, 136,  
137, 141–143, 149, 153, 158, 191, 223,  
224, 231, 232, 235, 241, 246, 253, 254, 268,  
272, 275–277, 281, 285–288, 290, 292,  
294, 295, 299, 301–303, 307, 310,  
317–324, 327, 328, 330, 332, 334, 335,  
338–341, 343, 345, 351, 356, 367, 368,  
375, 376, 382, 383, 385, 386, 396, 397,  
400–404, 406, 407, 409, 411, 413, 414,  
417, 423, 429, 430, 434, 441, 442
- Hofdamen 69, 79–81, 106, 114, 149, 156,  
162, 310, 318, 321–323, 331, 334, 353,  
375, 376, 383, 386, 387, 391, 409, 442
- Hohenzollern 134
- Hotman, François 15, 51, 86, 102, 103,  
381, 404, 447
- Hugenotten/Protestanten, protestantisch  
13–15, 77, 80, 83–86, 102–104, 106, 107,  
111, 140, 152, 161, 172, 199, 211, 214, 215,  
218, 236, 245, 264, 265, 267, 295, 296,  
299–301, 306, 309, 314, 329, 330, 339,  
343, 355, 361, 367, 368, 370, 374, 376, 377,  
382, 400, 402, 403, 405, 411, 413, 414, 430,  
439, 443
- Hugo Capet 207
- Humières, Jean d' und Françoise de  
Contay 276–279
- Isabella Klara Eugenia von Spanien 225,  
231, 232, 234–238, 248, 337
- Isabella von Portugal 229
- Isabelle de France 96
- Jakob V., König von Schottland 339, 340
- Jakob VI., König von Schottland/Jakob I.  
von England 178, 191, 215, 340–345
- Jeanne de France 96
- Jeanne d'Albret, Königin von Navarra 81,  
83, 106, 210
- Jesus 179, 199, 233, 249, 290, 292, 358, 359
- Johanna von Spanien 231, 326
- Kanonisches Recht 40, 99, 207, 221, 259
- Kanzlei 78, 80, 112, 116, 125–127, 151,  
154, 167, 170, 172, 173
- Kapetinger 94, 206, 388
- Karl Emanuel, Herzog von Savoyen 184,  
215, 228, 237, 238, 240–244, 246, 247,  
250, 251, 260
- Katharina Michaela von Spanien,  
Herzogin von Savoyen 225, 231, 234,  
237, 240, 242, 247, 337
- Katharina von Kastilien, Königin von  
Portugal 229
- Katholiken, katholisch 13–15, 82, 83, 85,  
103, 106, 199, 200, 210, 214, 215, 224, 265,  
268, 295, 299, 302, 306, 327, 329, 330, 339,  
340, 359, 362, 367, 369, 370, 374, 376, 377,  
382, 394, 400, 402, 430
- Katholische Liga 80, 83, 84, 215, 245, 246,  
267, 394, 397
- Kinderhof/*maison des enfants* 79, 254,  
255, 275–280, 320, 321
- Klemens VII./Giulio von Medici 74, 75,  
348
- Knox, John 108
- Kognaten, Kognatinnen 96, 344
- Königsfamilie 17, 20, 29, 30, 52, 58,  
68–71, 73, 77, 79, 83, 84, 86, 89, 94, 104,  
111, 113–115, 131, 132, 134, 139, 141,  
148, 162, 167, 169, 173, 182, 183, 208, 211,  
220, 228, 235, 238, 243, 253, 254, 256, 261,  
262, 273, 275, 277, 282, 286, 303, 309, 316,  
326, 345–347, 350, 355, 358, 363, 365,  
366, 371, 373, 375, 380, 381, 385, 388, 389,  
393, 400, 411, 413, 418, 429, 430,  
433–441, 443, 445–447
- Körper, Leib, körperlich, leiblich,  
physisch 43, 48, 50, 59–65, 70, 88, 90,  
91, 158, 165–168, 183, 190, 193–202, 206,  
211, 212, 216, 220–222, 224, 226–231,  
233, 237, 239–251, 256–266, 268, 269,

- 271, 281, 283, 291, 292, 298, 299, 301, 305, 307, 310, 312, 316, 319, 321, 326, 330–335, 338, 356, 358–360, 362, 363, 375, 376, 380, 381, 385, 388, 393, 395, 398, 399, 406–409, 415–417, 421, 422, 425–429, 431, 436–440, 442, 444–448
- L'Aubespine, Claude II de 125, 137, 164, 318
- L'Aubespine, Sébastien de/Bischof von Limoges 137, 277, 318, 319, 323, 327, 332–334
- L'Estoile, Pierre de 107
- L'Hospital, Michel de 85, 284, 293, 294, 415, 447
- La Mothe Fénélon, Bertrand de Salignac de 143, 166
- Le Bret, Cardin 89, 102, 213, 265, 418
- Le Guast, Louis de Bérenger 368
- Leid, Leiden, Schmerz 19, 63, 64, 197, 201, 331, 335, 361–363, 378, 392, 393, 399, 406, 425–428, 430, 431, 436, 437, 442, 444, 445
- Lettres patentes* 91, 151, 302, 347, 349, 350, 411
- Lex Salica 15, 87, 88, 96–99, 105, 205, 213, 215, 219, 236, 237, 262, 344, 446
- Liebe/*amour, affection* 18, 19, 21, 32, 40, 46, 70, 93, 98, 99, 106, 111, 114, 155, 176, 178–181, 188, 189, 191, 194, 195, 202, 212, 218–220, 223–234, 237, 238, 240, 242–245, 247–251, 260, 261, 263, 266, 268, 270, 273, 280, 282, 287, 291, 298–301, 305, 313, 315, 316, 320, 323, 336–338, 341, 342, 344, 356, 359, 360, 362, 379, 381, 382, 384, 385, 390, 392, 393, 398, 401, 406–409, 413–416, 420, 425, 428, 436, 437, 442–444, 448
- Lit de justice* 91, 95, 207, 284, 285, 292
- Lorenzo de' Medici 74, 105, 348
- Lorraine, Charles de, Kardinal 94
- Lorraine, Charles II de, Herzog von Mayenne 80
- Lorraine, Claude de, Herzog von Guise 199
- Lorraine, François de, Herzog von Guise 85, 94, 245
- Louise de Savoie 96, 98, 99, 108, 113, 219, 249, 264, 265, 269, 294, 313, 358, 367, 427, 433, 448
- Louise de Vaudémont-Lorraine 77, 80, 119, 141, 246, 256, 264, 308, 312, 317, 338, 340, 345, 347, 353, 355
- Louis IX 93, 207
- Louis X 96
- Louis XI 94, 129, 439
- Louis XII 80, 94, 98, 245, 287, 289
- Louis XIII 260
- Louis XIV 54, 253, 263
- Loyseau, Charles 210, 239, 372, 418, 438
- Luther, Martin 143, 161
- Machiavellismus, Machiavelli, Niccolò 105, 106, 272, 379, 405
- Madeleine de la Tour d'Auvergne 74, 350
- Malcontents* 13, 83, 200, 367, 400–402, 405, 410, 413
- Malicorne, Jean de Chourses, seigneur de 232
- Marguerite de Valois, Herzogin von Savoyen 76, 240–244, 247, 250, 251, 282, 360
- Marguerite de Valois, Königin von Navarra (1492–1549) 113, 313, 363, 367, 427
- Marguerite de Valois, Königin von Navarra (1553–1615) 77, 83, 116, 118, 119, 127, 135, 138, 155, 158, 172, 182, 183, 187, 189, 190, 202, 211, 227, 233, 254, 276, 291, 309, 317, 325, 349, 351, 361, 362, 366–399, 401, 406, 408, 409, 421, 430, 436
- Maria, Mutter Jesu 179, 233, 249, 250, 265, 290, 292, 358, 359
- Maria Stuart 76, 77, 94, 120, 134, 141, 146, 175, 177, 182, 188, 240, 251, 272, 277, 278, 280, 317, 338–345, 347, 356
- Maria Theresia 257, 332
- Maria von Spanien 231
- Marie-Antoinette 108, 332
- Marie de Médicis 34, 96, 108, 260, 269, 358, 431, 448
- Matignon, Jacques Goyon de 138, 386, 395
- Mätresse 54, 75, 251, 279, 281, 282, 383, 384, 388, 391, 392, 394

## Register

- Maximilian II. 77, 227, 325  
Medici 74, 75, 434, 435  
Mitgift 39, 75, 345, 346, 348–350, 353, 375, 377, 381, 394  
Monarchomachen 103, 104, 403–405, 409  
Montaigne, Michel de 281, 362  
Montmorency 81, 82, 285, 401  
Montmorency, Anne de 106  
Montmorency, François de 253, 400  
Montmorency-Damville, Henri de 83, 400, 402, 411  
Montmorency-Fosseux, Françoise de 383  
Montpensier, Louis de Bourbon, duc de 176, 407  
Montreuil, Jean de 96
- Natur, Naturalisierung 17, 42–46, 60, 61, 65, 193, 195, 196, 198, 201, 202, 204, 207, 210, 212–215, 220, 229, 234, 243, 244, 252, 253, 269–271, 280, 328, 330, 331, 337, 357, 403, 405, 406, 413, 415, 420, 427, 442  
Naturrecht 93, 98, 99, 103, 213, 229, 271, 280, 291, 359  
*Nourriture*/Nähren 70, 214, 224, 269–272, 278, 280, 283, 294, 315–317, 320, 321, 334, 335, 338, 341, 345, 348–352, 355–360, 362, 418, 443–445
- Oranien, Wilhelm von 84  
Orsini, Alfonsina 74
- Parlament/Gerichtshof 15, 87, 91, 92, 95, 99–101, 107, 108, 138, 171, 284, 313, 358, 403, 420, 437, 439, 447  
Patent, Patenschaft 241, 343, 400  
Patrilinie, Patrilinearität, patrilinear 16, 17, 22, 25, 30, 38, 41, 42, 52, 68, 96, 97, 99, 182, 183, 194, 195, 206, 209, 210, 212–214, 216, 221, 239, 249, 253, 260, 263, 264, 289, 290, 308, 346, 350, 355, 359, 365, 387, 398, 399, 408, 432, 433, 436, 438, 444, 445, 448  
Patrimonium, patrimonial 346, 347, 381, 439  
Patronage, Klientelbeziehungen 80, 81, 103, 175, 178, 180, 204, 223, 241, 246, 254, 292, 298, 304, 306, 374, 400, 404, 428, 434
- Pfalz-Simmern, Johann Kasimir von 218, 402  
Philippe V 96  
Philippe VI 96  
Philipp II. 76, 77, 84, 92, 113, 127, 137, 142, 146, 157, 165, 166, 176, 186, 188, 191, 215, 222–233, 235–238, 241, 242, 248, 250, 258, 277, 292, 296, 317–319, 321–323, 325–331, 334, 339, 340, 350, 397, 413, 414, 423, 429, 432, 434  
Pinart, Claude 117  
Pizan, Christine de 290, 315  
Politische Theorie 15, 16, 18, 19, 21, 24, 40, 50–54, 57–59, 63, 85, 89, 99–101, 114, 144, 180, 181, 186, 196, 198, 199, 209, 213, 248, 266, 272, 287, 288, 294, 315, 316, 335, 356, 358, 379, 380, 398, 405, 406, 409, 431, 435, 437, 438, 442, 443, 445–447  
Primogenitur 17, 99, 195, 215, 235, 346, 362, 364  
*Prince du sang*, *princesse du sang* 77, 81, 87, 90, 92, 94, 95, 97, 99, 113, 202–212, 214–220, 239, 249, 253, 278, 290, 313, 338, 349, 357, 372, 376, 385, 388, 398, 404, 407, 418, 436, 438, 439
- Rasse/race 237–240, 248, 263, 270, 359, 429, 430  
Rat, königlicher/*Conseil du roi* 78, 90–92, 95, 103, 113, 133, 136, 138, 142, 191, 209, 216, 218, 285, 288, 290, 304, 311, 315, 329, 358, 379, 403, 404, 407, 409  
Regentschaft 16–19, 33–35, 39, 40, 42, 53, 68, 75–77, 82, 86, 87, 90–100, 104–108, 113, 125, 126, 129, 139, 140, 161, 168, 182, 219, 229, 249, 260–262, 265, 268, 283, 289, 291, 293, 294, 298, 303, 316, 319, 326, 328, 329, 335, 337, 357, 360, 362, 403, 411, 415, 426, 431, 432, 444–446, 448  
Religionskriege 13, 14, 21, 34, 51–53, 58, 67, 70, 77, 82–85, 100, 103–105, 114, 138, 144, 145, 160, 199, 200, 210, 211, 214, 218, 223, 245, 250, 254, 267, 284, 285, 294, 300, 304, 308, 359, 361, 366, 376, 381, 382, 400, 402, 403, 412, 429, 439  
Renée de France 245  
Römisches Recht 93, 99, 221  
Ronsard, Pierre de 109, 258, 287

- Saignet, Guillaume 206  
 Saint-Sulpice, Jean de 319, 327, 331, 332  
 Samen 194, 198, 250, 261, 263, 438  
 Savoie, Henriette de 80  
 Schwangerschaft 47, 235, 245, 261, 262, 333, 334, 386, 391  
 Seyssel, Claude de 288, 358  
 Souveränität 16, 17, 40, 51, 52, 88–91, 100–103, 182, 186, 190, 199, 257, 258, 265, 266, 381, 403, 410, 418, 419, 431, 438, 439, 447  
 Staat/*État*, Staatsbildung 16, 21, 23–26, 28, 29, 33–35, 53, 86, 89, 100, 102, 103, 112, 123, 181, 211, 265, 268, 365, 378–382, 387, 397, 398, 406, 415, 420, 430, 431, 437–439, 447  
 Staatsräson 16, 34, 53, 144, 351, 380, 419, 439, 440, 448  
 Stewart, James, Earl of Moray 340, 343  
 Strozzi, Clarice 74  
 Strozzi, Philippe 435  
 Stuart, Jane 251  
 Sukzession, Thronfolge, Erbe (von Herrschaft) 15–17, 22, 25–28, 33, 39, 77, 81, 87, 96, 97, 99, 183, 185, 194, 195, 198, 205, 208–210, 213–216, 218–221, 235–237, 244, 246, 248, 249, 253, 257, 260, 263, 267, 274, 277, 289, 290, 292, 302, 303, 305, 333, 336, 339, 344–346, 348, 353, 355–357, 364, 382, 394, 399, 401, 403, 404, 409, 413, 416, 417, 420, 423, 428, 429, 435, 444, 445, 448  
 Suzanne de Bourbon 290  
 Tавannes, Jean de Saulx, Marschall von 299  
 Tillet, Jean du 208, 209, 214  
 Touchet, Marie 251  
 Tronchet, Estienne du 159  
 Turenne, Henri de la Tour d’Auvergne, vicomte de 314  
 Tyrannie, tyrannisch 85, 100, 104–106, 272, 405  
*Una-caro*-Lehre, ein Fleisch werden 40, 88, 90, 204, 222, 227, 228, 249, 257, 264, 292, 313, 341  
 Uzès, Louise de Clermont, duchesse d’ 81, 155, 310, 375  
 Valois 75, 77, 79, 96, 98, 188, 199, 205, 207, 236, 237, 241, 251, 254, 321, 324, 326, 327, 367, 388, 399, 432  
 Verfassung 15, 21, 51, 54, 67, 86, 88, 114, 185, 200, 267, 315, 435, 447, 448  
 Villeroy, Nicholas de Neufville, sieur de 137, 138, 217, 394, 418  
 Vineux, Claude de Vauperges, Madame de 322, 323  
 Vitry, Philippe de 206  
 Vormundschaft, Vormundin 38–40, 90, 93, 94, 97, 298, 349  
 Widerstand, Widerstandsrecht 15, 85, 100, 104, 199, 216, 400, 403, 405, 428  
 Witwe, Witwenstand 19, 33, 37–40, 89, 90, 93, 94, 182, 258, 259, 262, 268, 281, 295, 303, 347, 349–351, 357, 359, 391, 409, 432  
 Witwengut/*douaire* 90, 347, 349, 411  
 Ysabeau de Bavière, Königin von Frankreich 290



Catherine de Médicis war fast 30 Jahre lang eine zentrale politische Figur der französischen Monarchie. Ihre Autorität beruhte auf ihrer Position als Königinmutter. Die Studie geht der Frage nach, was Verwandtsein für sie und ihre Nachkommen war, wie verwandtschaftliche Beziehungen ausgehandelt wurden und wie Verwandtsein und Herrschen in der Praxis zusammenhängen. Was war eine Königinmutter, ein königlicher Sohn oder eine königliche Schwester? Die Briefe, die sich Mutter und Kinder schrieben, machen Verwandtschaft als flexibles Repertoire politischen Denkens und Handelns sichtbar. In einer Epoche, die als Entstehungszeit moderner Staaten betrachtet wird, wurde so Königsherrschaft in verwandtschaftlichen Beziehungen immer wieder neu konzeptualisiert und legitimiert.

### Die Autorin

Julia Heinemann hat in Osnabrück, Angers und Berlin Geschichte und Romanistik studiert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Verwandtschaft und politische Kultur, Körper- und Geschlechtergeschichte sowie die Entstehung sozialer Kategorien und Differenzen.

